

DER TÜRMER


G. REINHARDT
GADEBUSCH
EX LIBRIS



311

Der Türmer

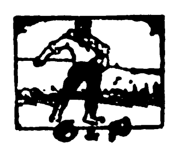
Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Professor D. Dr. phil. h. c. Friedrich Lienhard

Achtundzwanzigster Jahrgang

(April bis September 1926)



Stuttgart

Verlagsanstalt Greiner & Pfeiffer

Druck von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Gedichte

Novellen und Skizzen

Aufsätze



Besprochene Schriften

Offene Halle

Literatur

Bildende Kunst

Musik

Türmers Tagebuch



Auf der Warte

Notenbeilagen

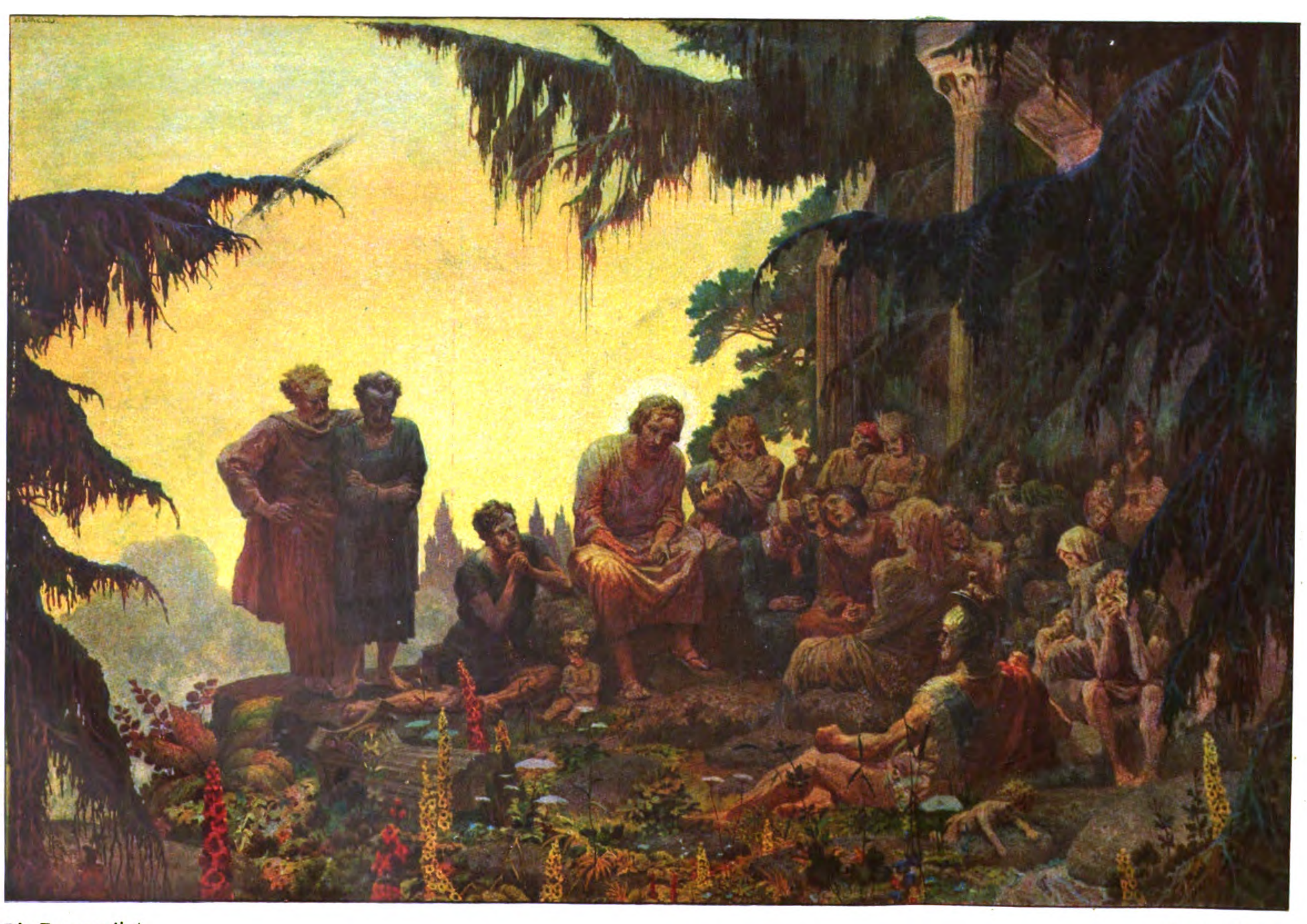
Kunstbeilagen und Illustrationen

Eingesandte neue Schriftwerke

Auf den Beilagen.

Briefe

Auf den Beilagen.



Die Bergpredigt — Ferd. Staeger



Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

28. Jahrg. April 1926 Heft 7

Darum sollt ihr nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?

Nach solchem allem trachten die Heiden. Denn euer himmlischer Vater weiß, daß ihr deß alles bedürfet.

Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen!

Bergpredigt (Matth. 6, 31—33)

Das Heil der Not

Von Dr. Johannes Müller (Elmau)

Wir leben heute in einer Zeit der Not wie nie zuvor. Alle stehen unter diesem Eindruck, denn jeder spürt, wie auch ihn die Not ergreift. Die Lage unsers Volks und Vaterlands ist verzweifelt. Die Vermögen sind verloren, die Industrie bricht zusammen, die Landwirtschaft steht vor dem Ruin, Millionen Arbeitsloser sind dem Elend preisgegeben, und es ist keine Aussicht, daß es anders werden kann. Mit hunderttausend Armen bringt die Not überall hin und packt auch die mit ihren Fängen, die meinten, für alle Fälle gesichert zu sein. Darum herrscht landein landaus große Niedergeschlagenheit. Die Menschen stehen im Banne der Not, sie vergehen vor Sorge, und zahllos sind schon die Opfer der Verzweiflung.

Und doch ist keine Not zum Verzweifeln, wenn wir uns ihr nicht preisgeben. Nur wenn sie uns innerlich unterjocht und bindet, sind wir verloren. Solange wir ihr unbefangen und unbekümmert Widerstand leisten, sind wir ihr überlegen und wachsen daran. Denn die Not ist kein Unheil. Wer sie so beurteilt, der verkennt sie und macht sie dann dazu. An sich ist sie nur eine Bedrängnis und Schwierigkeit, die überwunden werden kann und dem Leben dient, wenn wir sie bewältigen. Wer sie so begriffen und bestanden hat, der hat ihren Segen erfahren und kennt das Heil der Not.

Wir brauchen uns nur aus unserm engen Gesichtskreis zu erheben, aus der Drehe um uns selbst zu lösen, nur über Menschen und Zeiten hinwegzuschauen und die Trübung unsrer Augen durch unsre Weichlichkeit und Wehleidigkeit auszuwischen, dann sieht alles ganz anders aus. Wer die Geschichte der Natur und der Menschheit überblickt, der erkennt, daß die Menschwerdung aus der Not hervorgegangen ist, daß sie der Ursprung aller Kultur ist, daß es nirgends in der Welt Entwicklung, Wandlung und Fortschritt gäbe ohne Not. Die Not gebiert das Not-Wendige, und diese Not-Wendigkeit lebt dann auf, entfaltet sich, gewinnt Gestalt, und durch solche Frucht der Not schreitet die Entwicklung fort. Wo aber die Menschen der Not nicht gewachsen sind, stockt die Entwicklung. Dann schwärt die Not aus in Elend und Verderben, denn wovon wir nicht leben, davon sterben wir, und dann kommt es zu gewaltigen Ausbrüchen der Not: Katastrophen brechen der stockenden Entwicklung neue Bahnen.

So ist es von den Uranfängen der Menschheit an gewesen, durch die Jahrtausende hindurch bis auf den heutigen Tag. Wenn wir jetzt noch an eine Wendung unsers Schicksals glauben — ich meine nicht nur unser deutsches Elend, sondern das europäische —, so glauben wir das auf Grund der Not, die uns nicht losläßt, vor der wir uns nicht drücken können, ja, die uns um so ärger packt, je mehr wir uns ihr entziehen wollen. So ist die Not als Bedrängnis des Lebens die treibende Kraft und Lehrmeisterin der Geschichte, das Werk der Vorsehung, mit dem sie uns für das, was werden soll, empfänglich macht und damit befruchtet. Oder glaubt jemand, daß die Menschheit in ihrer elementaren Trägheit und Beharrungssucht, in ihrer ungeheuren Beschränktheit und Selbstzufriedenheit große Schritte vorwärts tun könnte ohne Not, glaubt jemand etwa, daß wir zu der zwischenstaatlichen Ver-

fassung Europas kämen ohne eine Todesnot des Abendlandes, die alle Widerstände bricht und mit dem „heiligen Egoismus" der Staaten aufräumt, oder daß wir für eine Gemeinwirtschaft Europas reif würden, wenn nicht der Hunger die Völker dazu zwingt!

Aber das Lebensgesetz der Not gilt auch für jedes einzelne Menschendasein und seine Entwicklung, denn sie beruht auf dem Kampf ums Dasein. Es ist doch keine neue Wahrheit, daß die vermeintlich ungünstigen Lebensbedingungen eine Gunst des Schicksals sind, als Schule der Lebensfähigkeit, Tüchtigkeit und Tapferkeit, und daß die vermeintlich glücklichen Verhältnisse Hemmungen und Blendwerk des Lebens sind, die den Menschen verführen und schwächen, ihn verwahrlosen und entarten lassen und seine Entfaltung und Entwicklung gefährden und beeinträchtigen. Nichts ist schwerer zu ertragen als eine Reihe von guten Tagen! Es ist eine Erfahrung der Menschheit seit Jahrtausenden, daß der Reichtum das Gefährlichste ist, was es gibt. Nicht nur, weil er zur Besessenheit von den Dingen führt, sondern auch, weil die Üppigkeit des Lebens die Menschen verdirbt. Aber Armut ist der Boden, auf dem die Überlegenheit über das Leben gedeihen kann, der durch Bedürfnislosigkeit Unabhängigkeit, Freiheit und Menschenwürde zeitigt. Die Not mit ihrem Druck und ihren Ansprüchen, mit ihren Widerständen und ihren Aufgaben entfaltet die verborgenen Kräfte und entwickelt die ruhenden Anlagen. Sie holt alles aus dem Menschen heraus, das Letzte, Tiefste, ihm Unbekannte und bringt es zur Entwicklung. Je mehr sie sich steigert und uns im Innersten ergreift, um so mehr wird sie zur Herausforderung der Seele, daß diese schließlich an der Not erwacht und ihre Kräfte und Klarheiten offenbart, die nicht von dieser Welt sind. Wie viele unsrer Anlagen und Fähigkeiten würden zeitlebens schlafen und brach liegen, wenn nicht die Not sie herausholte! Erst durch die Not kommen wir zu unsrer vollen, allseitigen Ausbildung, wenn wir mit selbstloser Hingabe die Aufgaben zu erfüllen suchen, die sie uns stellt. Das ist gerade unsre Erfahrung aus den Jahren der deutschen Not; wenn z. B. in der Inflationszeit auf einmal die Frau die ganze Familie ernährte, weil der Mann brotlos geworden war, etwa durch Stricken oder durch Scherenschnitte oder durch die Herstellung von Lampenschirmen, so sind das Beispiele, wie die Not Fähigkeiten weckt und zur Entfaltung bringt, die man vorher gar nicht kannte, und die Menschen förmlich verwandeln kann, daß man sie gar nicht wieder erkennt.

Welcher Scharfblick, brachliegende Fähigkeiten zu entdecken und zu verwerten, welche ökonomische Einsicht und Tüchtigkeit, welche Beschränkung auf das Notwendige zeigt sich da! Welche Beweglichkeit und Gewandtheit, sich ganz umzustellen und neu einzurichten, kommt da zum Vorschein! Welche Widerstandskraft, Leistungsfähigkeit, Intensität, Geduld und Unbeugsamkeit wird durch die Not großgezogen! In der Bedrängnis vergeht alle Feigheit, wenn wir der Not ins Auge blicken; man gewinnt dann Haltung, es straffen sich alle Muskeln, und der Blick wird kühn und weit. Wenn die Not an den einigermaßen gesunden Menschen herantritt, gerät er in die energischste innere Tätigkeit. Es ist ein Zittern, nicht der Angst und Unruhe — das wäre ja Schwäche —, sondern ein Vibrieren der ruhenden Kräfte, ein Erglühen des ganzen inneren Menschen vor Spannung und Bereitschaft, die

bedrängende Not zu meistern. Diese Bewegtheit der Seele, die der lebendige Eindruck der Not hervorruft, ist die Empfänglichkeit für die Einfälle und Klarheiten, mit der das Erlebnis uns befruchtet, für die Kräfte, die es in uns löst.

Allerdings nur dann, wenn wir uns der Not nicht preisgeben und ihrem bannenden Blick nicht erliegen. Werden wir innerlich ihre Beute, so werden wir auch ihr Opfer. Dann nimmt sie uns ganz ein, und die Furien der Angst und Sorge quälen die Notbesessenen bis zur Verzweiflung. Dann wird die Not zum tödlichen Verhängnis. Sie ruiniert ihre Opfer, körperlich, geistig und seelisch, macht sie lebensunfähig, widerstandslos, verwirrt, ja, bringt sie geradezu von Sinnen.

Darum entscheidet unser Verhalten zur Not, ob sie für uns Unheil oder Heil ist. Es liegt in unsrer Hand, ob sie uns zum Leben oder zum Tode dient. Lebenswert und Lebensfrucht bringt sie uns nur, wenn wir uns ihr gegenüber nicht leidend, sondern tätig, nicht verneinend, sondern bejahend, nicht süchtig, sondern sachlich verhalten.

Wenn die Not uns naht, sollen wir gar nicht warten, bis sie über uns kommt, uns ergreift, niederdrückt, zerbricht, sondern vielmehr ihr entgegengehen, sie ergreifen, mit ihr ringen und sie bewältigen, indem wir ihre Energie der Bedrängnis in Widerstandskraft und Lebensglut umsetzen, indem wir so lange ihrer Herr zu werden trachten, bis wir ihr gewachsen und ihrer mächtig geworden sind, indem wir so lange ihre Wirkung auf uns durch Gegenwirkung überbieten, bis sie sich löst, entfaltet, offenbart und uns den Segen schenkt, der in ihr verborgen ruht.

Dieses tätige Verhalten zur Not ist also nicht Notwehr, sondern Nötigung der Not, ihre Lebensfülle zu offenbaren. Es ist durchaus positiv eingestellt: ein heiliges, selbstverleugnendes, sieghaftes Ja der Bedrängnis gegenüber. Wir gehen auf die Not ein, treten in Gemeinschaft mit ihr, drücken sie an uns, vermählen uns mit ihr aus leidenschaftlicher Liebe zum Schicksal heraus, um die Frucht zur Welt zu bringen, die aus der Vereinigung des Menschen mit der Not geboren wird.

Aber das kann nur der, welcher angesichts der Not nicht an sich selbst denkt und nicht nach seinem Besten fragt, sondern unabhängig davon, wie schlimm und peinlich für ihn die Lage oder der Schicksalsschlag ist, die Not als eine Aufgabe betrachtet, die ihm gestellt ist, als die Aufforderung, dem Leben zu dienen durch ihre Erfüllung und die Lösung des Problems, das sie darstellt. Weichliche und wehleidige Menschen, die selbstsüchtig sind und in sich selbst beschränkt, werden nie dazu imstande sein. Dazu gehört die heilige Sachlichkeit, die nach nichts fragt und sich um nichts kümmert als darum, das Schicksal zu meistern und die Aufgabe der Stunde zu erfüllen, und dazu gehört die sich selbst verleugnende Opferfreudigkeit, die alles dransetzt und sich ganz hingibt, um dem Leben zu dienen, wie es uns auch bedrängt.

Wir sollen uns also so zu der Not stellen, wie sich echte und rechte Menschen allen großen und schweren Aufgaben gegenüber verhalten. Das beste Bild dafür bietet uns der Sport. Wer jemals im Gebirge auf Hochtouren ging, weiß aus Erfahrung, wie jede Tour uns in dem Maße fesselt und packt, als sie schwierig ist, wie dann alles andre zurücktritt, niemand zu halten ist und man kaum erwarten kann, darauf loszugehen, um die Spitze oder den Grat zu bezwingen, der es einem angetan hat. Unser

Leben aber ist mehr als Sport, und was sind alle Aufgaben, die unsre Liebhaberei auf welchen Gebieten auch immer sucht, gegenüber seinen Nöten und Abenteuern! Aber das ist gar keine Frage, daß wir den heroischen Nerv, den wir in solchen Leistungen finden, erst recht für unser Leben brauchen, diesen Nerv, der das Abenteuer nicht nur will, sondern es sucht und darum beglückt ist, wenn es kommt und ihn herausfordert. Alle Menschen, die etwas von einer heroischen Lebensführung wissen, fühlen sich durch jede große Lebensaufgabe, durch jede gewaltige Not geehrt und geadelt. Sie empfinden sie als einen Vertrauensbeweis des Schicksals und werden sich deshalb nie dadurch niederdrücken lassen, sondern sich erhoben fühlen. Und indem sie sich erhoben fühlen, sind sie schon mit freiem Kopf über der Not, sie wissen noch nicht, wie es werden wird, aber sie wissen, daß es unter allen Umständen ein erfüllendes, verwirklichendes, vollbringendes Gelingen geben muß.

Doch das wissen wir nur, wenn in uns ein elementarer Glaube an das Leben waltet: der Glaube an das Leben, der Glaube an Gott ist, der Glaube an seine Vorsehung, an seine Führung und Fügung. Das ist es, was der Mensch braucht, um zu erfahren: Alles ist möglich dem, der glaubt. Aber wenn einer nichts von Gott weiß und alles, was Vorsehung, Führung und Schickung ist, für Zufall hält, dann glaubt er vielleicht an seinen Stern oder an das Leben schlechthin oder an sich selbst, d. h. an das, was in ihm ist und treibt. Glaube er, was er will, wenn er nur glaubt, d. h. aus der lebendigen Fühlung mit der Wirklichkeit heraus sie freudig ergreift und sich darauf gründet. Glaube ist die schöpferische Synthese mit dem Leben. Wollen wir also das Heil der Not erfahren, so müssen wir aus Glauben heraus in Lebensgemeinschaft mit der Not treten. Dann wird die Not fruchtbar, dann fängt sie an, lebendig begabend und befruchtend, Leben steigernd und schaffend auf uns zu wirken. Die Not sagt: wie du mir, so ich dir; stellst du dich positiv zu mir, so gebe ich dir Leben, stellst du dich negativ zu mir, so zerstöre ich dich.

Das haben wir aber doch in der Hand, wie wir uns zu ihr stellen. Vielleicht sagt mancher: ich möchte wohl, aber ich kann es nicht, ich möchte glauben, aber es geht nicht. Dann soll er wenigstens mit diesem Wunsch und dieser Sehnsucht der Not ins Auge schauen und sie zuversichtlich ergreifen, aber nicht bloß mit der Gesinnung, sondern mit der Tat. Vielleicht weißt du nicht, wovon du leben sollst, plötzlich bist du arm geworden, abgebaut, brotlos; so frage dich, und zwar mit solcher Energie, daß alles Klagen, Sorgen und Grübeln vergeht: wie komme ich durch, was muß ich tun, um nicht zugrunde zu gehen? Da heißt es dann, zunächst alles Überflüssige zu lassen: Rauchen, Trinken und ganz bedürfnislos werden, knappe, aber vollwertige Ernährung auf die einfachste, weil billigste Art, alles, was belastet oder entbehrt werden kann, verkaufen, sich in Wohnung und Kleidung ganz einschränken. Das ist das erste. Und dann irgendwelche Arbeit suchen, und wäre es Zettel austragen oder Zeitungen verkaufen, um das unerläßliche tägliche Brot zu verdienen. Solch positives praktisches Verhalten, solch energisches Tun und Trachten, der Not mächtig zu werden, ist schon eine Äußerung des Glaubens an das Leben, an Gott. Wenn der Glaube auch noch so sehr schlummert, durch solche Aktivität wird er lebendig, er treibt, keimt und entfaltet sich.

So müssen wir die Not ergreifen, sie gläubig, freiwillig, freudig auf uns nehmen.

Das ist doch eigentlich schon eine Pflicht des Anstands und der Menschenwürde, daß man sich nicht unter ein Muß beugt, sondern das bittre Muß auslöscht durch ein freudiges: Ich will. Denn es ist unanständig, etwas gezwungen zu tun, menschenwürdig ist nur das frei und selbst Gewollte. Darum laß dich durch die Not reizen zur ureigensten Tat, die mit ihr gegebene Aufgabe zu erfüllen! Laß dich von der Not herausfordern, auch wenn es dir unmöglich scheint, ihrer Herr zu werden! Dann wirst du sehen, was für Kräfte in dir lebendig werden, und erfahren, daß du ihr gewachsen wirst.

Gehen wir aber so auf die Not ein, dann geschieht etwas ganz Wunderbares: die Not hilft uns selbst. Sie gibt uns die Handhabe, wie wir mit ihr fertig werden können, sie klärt uns den Blick, sie fördert selbst die Lösung zutage, sie schenkt uns die Kraft.

Wie ist das möglich? Damit stehen wir vor dem Geheimnis des Lebens, das den allermeisten verborgen bleibt. Der Mensch ist nicht Urheber des Lebens, wie er meint und tut, nicht Meister der Dinge, nicht Lenker und Führer des Geschehens, sondern er ist Organ und Diener des Lebens.

Alles, was etwas taugt und fruchtbar ist, was etwas erfüllt und vollbringt, was lebendig und schöpferisch ist, geht nicht aus dem Menschen an und für sich hervor, sondern aus der Fühlung und Gemeinschaft mit dem Leben, mit den Menschen, die uns begegnen, mit den Aufgaben, die uns gestellt werden, mit den Nöten, die uns packen, mit den Schwierigkeiten, die sich uns in den Weg legen. Es ist nicht so, daß das Leben tot wäre und wir alles allein aufbringen müßten, um etwas daraus zu machen, sondern alles, worauf wir stoßen und was uns bedrängt, ist voll von Leben. Und dieses innere Leben der Verhältnisse, Dinge, Ereignisse und Vorgänge wird uns gegeben durch die Eindrücke dessen, was an uns herantritt, wenn wir uns positiv dazu stellen und die Fühlung mit der Wirklichkeit suchen. Dann werden wir von allem, was uns begegnet und in Anspruch nimmt, lebendig ergriffen und in tiefster Seele mit dem befruchtet, was die Aufgabe der Stunde erfüllt, die Not löst, das Werk vollbringt, die lebensfähige Möglichkeit verwirklicht.

Wir brauchen also von uns aus weder Kraft noch Einsicht, sondern wir empfangen von dem lebendigen Eindruck dessen, was uns zur Tat herausfordert, immer die Kraft und die Klarheit, den Drang und die Vollmacht, die wir zum Vollbringen brauchen. Dann wird die Tiefe der Wirklichkeit lebendig und Gott wirkt selbst in uns und durch uns das, was er in diesem Augenblick will. Wir müssen nur mit ganzer Seele bei der Sache sein, dann schlägt der schöpferische Eindruck durch die Oberfläche unsers Geistes hindurch in den empfänglichen Grund unsrer Seele und löst die Klarheiten und Kräfte und läßt uns das Heil der Not erfahren. Das ist das Geheimnis des Lebens.

So hilft uns die Not selbst. Um was für Nöte es sich handelt, ist ganz gleichgültig. Denn das ist ein Lebensgesetz, das überall gilt, sowohl für die Nöte der Lebenserhaltung wie der Lebensführung, des inneren wie des äußeren, des persönlichen wie des gemeinschaftlichen Lebens, der Ehe, der Kindererziehung, des Berufs, der Wirksamkeit in der Öffentlichkeit. Alle diese Nöte sind voller Lebenssamen und Wirkenskräfte, wir müssen uns ihnen nur aufschließen und sie empfangen.

Aber wenn wir der Not fluchen, wenn wir uns sorgen, wenn wir entsetzt sind und jammern, mit dem Schicksal hadern, Gott und die Menschen anklagen, wie können wir dann etwas von Gott empfangen! Das ist naturgesetzlich unmöglich, denn dann sind wir verschlossen, und der lebendige Kontakt, der uns mit der schöpferischen Macht Gottes in Fühlung bringt, kann nicht eintreten.

Darum wollen wir in aller Not getrost sein, im Glauben es mit ihr aufnehmen und uns nicht verstören lassen, wie es auch kommen mag. Es ist nie so schlimm, wie wir meinen. Das ist nur der Augenschein der Oberfläche, dahinter aber ist Heil verborgen und die Herrlichkeit Gottes.

Wartburg-Mahnen

Den deutschen Burschenschaften gewidmet

Von Kurt Geucke

Heiliger Fels, geweihte Stätte
Deutscher Hochvergangenheit,
Wie durch Domgewölb zur Mette
Schauert hier versunkne Zeit.

Dort von jenem hohen Zwinger
Ging ins deutsche Land ein Hall,
Einer Botschaft Friedensbringer,
Wittenbergischer Nachtigall.

Hier aus diesen Säulenfenstern,
Wo im Abgrunds Dämmerschein
Mondesglänze nachts gespenstern,
Schleiereulen Mißlaut schrein —

Schollen Lieder einst und Sänge,
Preisend deutsches Frauentum,
Niegehörte Dichterklänge,
Überdringend Klingsors Ruhm.

Wolframs Lied von Minnelust
Rührte jede Menschenbrust:
Doch der von der Vogelweide
Sang vom deutschen Herzeleide!

Und sein Liedespfeil durchbohrte
Jedes Busens schmerzumflorte
Seele, die vor Deutschlands Not,
Schamhaft wie ein Abendrot,

Von dem goldnen Morgen träumte,
Der, von keiner Schmach entweiht,
Lichtgewaltig überschäumte
Alle Finsternis der Zeit. —

Ach, wo ist dein Lied geblieben,
Deines Sanges Feuerbrand?
Ach, wohin sind wir getrieben —
Walther, sieh dein Mutterland!...

Schenk noch einmal, heilige Stätte
Deutscher Hochvergangenheit,
Jenen, der sein Deutschland rette,
Lutherhaft, ein Mann der Zeit!

Send noch einmal aus die Schwingen
Wittenbergischer Nachtigall,
Daß sie Deutschland überdringen,
Und der süße Wunderschall

Bis zur Gruft im Sachsenwalde
An den Sarg des Alten hallt,
Daß sein Rächergeist alsbalde
Auferwache — Urgewalt!

Das Mädchen vom Uhlenkrug

Von Marie Diers

Der alte Uhlenkrug steht heute nicht mehr. Auch das Dorf, das etwa tausend Meter seitwärts gelegen ist, hat seinen Namen verändert. Vor langen Jahren, als unser Urgroßvater Seelenhirt dort war, trug es noch den rauhen Namen Uhlendörp, der dann vor einem Menschenalter durch Gemeinderatsbeschluß in das gefälligere und ungleich langweiligere Schönwerder umgetauft wurde. Das alte Pfarrhaus, das ein wahres altes Märchennest war mit seinen niedrigen Stuben und kleinen Fenstern, in die die alten Riesentannen in Herbst- und Winternächten ihre Sturmlieder sangen, und mit all den Winkeln, Treppen und geheimen Verließen, gehört auch längst der Vergangenheit an. Es mußte abgerissen werden, weil es den Schwamm hatte und selbst unser wetterfester Urgroßvater mußte es seiner Frau und Kinder wegen vorzeitig verlassen, was einer der ganz großen Schmerzen seines Lebens gewesen ist. Er hat nach Uhlendörp gehört wie Keiner sonst, und er hat seine Uhlendörper in den dreißig Jahren seines Stadtlebens nicht vergessen können. Auf seinem Sterbebett hat er noch von Konradine Fleet gesprochen, und das war eben die Geschichte mit dem Uhlenkrug.

Wo einst dieser alte Uhlenkrug stand, eine Gastwirtschaft, mit dem größten Bauernhof des Dorfes verbunden, rauscht zwar noch das Wehr, stehen die vielhundertjährigen Pappeln, und zieht sich der Garten mit seinem rasigen Untergrund und den alten mächtigen Linden bis an das Wasser hinunter, aber statt des langgestreckten, niedrigen Bauernhauses mit seinem Strohdach und den winzigen Fenstern steht ein moderner Kasten da mit Spiegelscheiben und angeklebtem Stuck, und statt der paar grünmorschen Bänke im Garten ist jetzt alles bis zum Uferrand mit den üblichen Gartentischen und Stühlen besetzt, wie sie zu einer Gastwirtschaft gehören, die auf Sommerbesucher rechnet. Die mächtigen Scheunen sind abgetragen und das Land parzellenweise an die Schönwerder Bauern und Büdner verkauft, seit der letzte Bauer sich landeinwärts ankaufte. Von den Leuten, die hierher kommen, um ein Schlückchen Weltentlegenheit zu trinken, sich Bier und Kaffee zu bestellen und ihr fettiges Einwickelpapier zurück zu lassen, denkt keines mehr an das Leben, das einst über diese Stätten ging.

Nur demjenigen, der die Vogelsprache und die Stimmen der mächtigen alten Bäume versteht, werden Geschichten und Gestalten in greifbarer Deutlichkeit aus dem Boden aufsteigen, wird das alte Haus mit seinen Scheunen dastehn und die langweilig kitschige Gegenwart versunken sein. Der Wind saust durch die Pappeln am Wehr, und durch die Luft ziehen Geisterheere.

Der Dreißigjährige Krieg ist vorüber. Das Land liegt wüst. Der Uhlenkrug ist eine verrufene Schenke, in der über Nacht sich Raubgesindel verbirgt. Es ging damals noch ein vielbefahrener Landweg hier vorbei, der sich dann bei Möhrberg in die große Verkehrsstraße zurückfand. Nach der gänzlichen oder teilweisen Zerstörung der Dörfer im Umkreis verfiel dieser Landweg auch. Jn den Wagengeleisen wuchs Gras, und nur zufällig kam einmal hin und wieder ein fahrender Gesell des Weges.

Auch in Uhlendörp standen nur noch ein paar halbverbrannte Häuser oder Ställe, und elendes Volk kroch zwischen ihren verunkrauteten Äckern ohne Vieh und Geräte herum. Da ist eines Tages ein Ritter zu Pferde mit ein paar Knechten gekommen, der konnte seine Burg und all seinen Besitz, seinen Vater, seine Mutter und seine jungen Schwestern nicht wiederfinden, sondern nur Schutt, Geröll und verkohlte Reste. Da kam er an den Uhlenkrug, erschlug und verjagte das Gesindel samt dem Wirt und nahm das alte Gemäuer in Besitz. Er verkaufte seinen Panzer, Helm und was er noch an Familienkostbarkeiten, auch an Kriegsraub bei sich hatte, kaufte Gerät und gründete den ersten neuen Bauernhof. Wie sein Name lautete, hat man nie erfahren. Er nannte sich als gemeiner Bauer Kristian Fleet, und von ihm stammte dann die Bauern- und Gastwirtsfamilie der Fleets, die den Hof und das ganze Dorf wieder in die Höhe brachten, strenge Sitten hielten und sich in unmäßiger Arbeit, aber auch in hartem Erwerbssinn und Geiz, durch wohlberechnete Heiraten und unabänderliche Familienzucht zu großem Reichtum und dörflichen Ehren brachten, jederzeit die Ersten im Gemeinderat waren und sich in reiner Geschlechterfolge bis auf die vorletzte Gegenwart fortsetzten. In der Letzten dieser harten und merkwürdigen Familie, der unvermählten Konradine Fleet, erlosch dann in den achtziger Jahren die steilbrennende Flamme dieses Geschlechts.

Unser Urgroßvater hat nur fünfzehn Jahre in Uhlendörp leben dürfen, aber der heutige Schönwerder Pastor sagt, daß er die Spuren des alten Kortüm noch überall fände, in Familiengeschichten und Kirchenordnungen, in Grabinschriften und vor allem in einem Satz, der immer wiederkehre, bei Alten und Sterbenden, bei Kranken und zu seinem allergrößten Erstaunen sogar bei einer kürzlichen Sitzung des Gemeinderats. Dieser Satz laute: „Dat hett de oll Kortüm anners makt—", und dies „Anners" sei dann eben die einzige Richtschnur, nach der sich Jedermann, vor allem natürlich der späte Nachfolger zu verhalten habe.

Er hat immer der alte Kortüm bei ihnen geheißen, schon als er noch gar nicht der Alte war, aber es mußte ihm wohl so angehangen haben.

Diese fünfzehn Jahre haben ebensowohl im Leben der Gemeinde wie in dem unsres Urgroßvaters die Gestalt und Bedeutung eines ganzen Menschenalters gewonnen, und ich bin überzeugt, daß der alte Herr in seinen Stadtleuten späterhin immer seine Uhlendörper gesehen und sie demnach behandelt hat, denn er hat unter jenen den Ruf eines Sonderlings gehabt.

Zu der Zeit seiner Amtstätigkeit soll es nun auf dem entlegenen Uhlenkrug eine wirkliche Hexe gegeben haben, eben jene Konradine Fleet, die Letzte des großen Geschlechts, das seit Jahrhunderten hier ansässig war.

Unser Urgroßvater gehörte keineswegs zu den Aufgeklärten, die schließlich mit dem Teufel und seinen bösen Geistern auch den lieben Herrgott mit seinen Heerscharen aus der Welt hinausdisputieren. Er ließ alles miteinander drin, aber er machte die schärfsten Unterschiede zwischen den drei Dingen: Glauben, Aberglauben und Unglauben — und wenn etwas leidenschaftlich ausgekämpft ist auf diesem rauhen, rissigen Boden, in dem Ländlein hinter Moor und den großen Wäldern, die damals noch gar nicht durchforstet waren — so ist es diese Dreiteilung gewesen.

Man muß auch nicht glauben, daß er immer mit seiner Gemeinde in Freuden und

Frieden lebte. Er hat harte Klingen geschlagen, und seine Herde hat bisweilen zurückgeschlagen. Es ist in der ersten Zeit einmal eine Eingabe gekommen an die hohe Behörde, ein kleckfiger Wisch, mit ein paar Namen unterzeichnet und ein paar Kreuzen, neben die der Schulz noch weitere Namen gequetscht hatte, und es ging daraus hervor, ihr Pastor sei ein Wegelagerer und Nachtwächter, denn wenn die Kirche anfangen solle, strolche er in seinem Chorrock im Dorf und in den Ställen und den Gärten umher und fange die Leute, die sich unter dem linden Vorgänger das Kirchgehen abgewöhnt hätten, und treibe sie vor sich her wie eine Herde Schafe zur Kirchtür, wobei ihm seine ältesten Jungens wie Hütehunde beiständen und die Leute umkreisten, daß keins mehr zur Seite ausbreche. Und das gefalle ihnen nicht. Auch nicht, daß sie zur schlafenden Nacht keine Ruhe vor ihm hätten, denn wo ein Sünder wäre oder ein Säufer oder ein Gottloser und der seine Frau schlüge, da donnerte er nachts mit dem Knotenstock an den Fensterladen, käme herein und setze sich bei dem Straffälligen aufs Bett und rede zu ihm und bete so gewaltig, daß dem zumut würde, als finge das Bettstroh an zu brennen, und er läge im hellichten Feuer. Und in der Kirche sei man nicht sicher, daß man nicht mit einmal von obenher seinen Namen fallen höre, und daß der schiere Angstschweiß einem am ganzen Leibe ausbreche.

Es ist ja sicher, daß dies nicht alles oder nur sehr unvollkommen in der Eingabe gestanden hat. Als aber der Oberhirt, der leider noch immer lateinische Bezeichnungen tragen muß, wie eine Verkleidung, damit das arme Volk auf Armeslänge ferngehalten wird, ins Dorf gefahren kam, um die Sache zu untersuchen, da kam er, ob er sich gleich beeilt hatte, schon zu spät. Es wäre auch schon zu spät gewesen, wenn er fortgefahren wäre, ehe der verworrene und verkleckste Brief ihn überhaupt erreichte. Denn kaum daß die Botenfrau ihn in Möhrberg auf die Post getragen hatte, war schon Einer hinterher gelaufen, der Knecht vom Schulzen: er wolle den Brief wieder zurückholen. Aber das ging nun nicht mehr. Der alte Kortüm hat nichts dazu getan, aber die Leute standen mit einmal alle auf seiner Seite, und als der Oberhirt ins Dorf kam, sagten sie: „Wat will de Kierl?"

Nein, in lauter Frieden ist es nicht immer abgegangen, und es ist auch später noch manches vorgefallen. Unter anderem die Hexengeschichte. Da stand nämlich unser Urgroßvater gegen das ganze Dorf, und er hat gegen sie den Krieg verloren, aber wenn man es von einer andern Seite ansieht, kann man auch finden, daß er ihn ja ohne allen Zweifel gewonnen hat. Doch das ist immer so mit den Dingen, die unter der Oberfläche gehen.

Er stand auf der Meinung, daß es wohl arme Wesen gäbe, über die der Böse Macht habe, und die durch ihn die Macht ausübten. Ja, sagte er einmal von der Kanzel herunter, in seinen jungen Jahren habe er selber eine solche gesehen, und der Schreck und die große greuliche Angst vor solcher Verzerrung von Gottes Ebenbild sitze ihm heute noch in den Gliedern. Aber die Jungfer draußen vom Uhlenkrug habe er ausgeforscht bis auf die Nagelprobe, er habe sie um und umgekehrt und durch sechs heiße Feuer geschickt, und nur das siebente stehe noch aus. Die sechs Feuer aber seien: Christi hocherhobenes Kreuz, das heilige Buch, die Anrufung der Dreieinigkeit, das Abendmahl in beiderlei Gestalt, der Kirchenplatz und die

Anrührung der Gräber ihrer seligen Eltern. Sie sei aus allem unschuldig und rein hervorgegangen. Es fehle nur noch das siebente. Die Gemeinde wisse wohl, welches das sei. Das läge in ihrer Macht, aber sie verwehre es ihm, und er könne die letzte Probe nicht machen, könne deswegen nur mit Hoffen und Glauben und innerer Gewißheit, aber nicht mit verbrieftem Recht zu der unglücklichen Jungfer stehen.

Als er das von der Kanzel sagte, ging ein fast hörbares heißes Atmen durch den Raum. Konradine Fleet saß mit in der Kirche, auf dem Platz, den ihre verstorbenen Eltern und Voreltern und alle die alten Fleets, die um die Kirche her in versunkenen Gräbern friedsam zwischen den andern schliefen, innegehabt hatten. Es war ein Querbänklein, seitlich zum Altar, ein Sondergestühl wie das des Schulzen nebenan und der Pfarrstuhl gegenüber, denn die Stellung der Fleets im Dorfe erforderte dies. Sie saß da, schmalwangig und bang, in ein schwarzes Tuch gewickelt, und leuchtend rotes Haar umgab ihr weißes Gesicht. Ihr Vater hatte sich vor ihrem roten Haar entsetzt und hatte sich zeitlebens noch ein anderes Kind, einen Sohn, gewünscht. Aber die Mutter war stolz auf ihre sonderbare Schönheit gewesen und hatte gemeint, sie dürfe nur einen Ratsherrn oder einen Gewaltigen der Erde heiraten.

Aber ob Entsetzen, ob Abgötterei — beides war an demselben Tage verstummt. An ein und demselben Tage waren beide Eltern zu Gott gegangen, und seit jenem Tage war des Mädchens Schönheit abgeblüht wie eine abgeschnittene Blume, die man vergessen hat, ins Wasser zu stellen. Von aller Herrlichkeit war nichts mehr übrig als ein dünnes Wesen, das im hellsten Sonnenschein frierend saß, sich scheu an den Hauswänden entlang schlich und nur von dem starken Arm des alten Kortüm geschützt wurde.

Vorn in der ersten Kirchbank saß ein junges, rotbackiges Tagelöhnerweib. Wie der Pastor von der siebenten Probe redete, die ihm die Gemeinde verweigerte, wurden die roten Backen wie mit Asche bestreut, die Glieder fingen an zu zittern, und sie bückte tief den Kopf. Dabei fühlte sie wohl, daß die Blicke des alten Kortüm ihr die Haut unter dem Haar sengten und sie wie zwischen eine Zange einklemmten. Denn das ging auf sie, und sie war es, die er damit meinte.

Die siebente Probe war die, daß eine Mutter ihr neugetauftes Kind freiwillig der als Hexe Beschuldigten hinhielt, daß sie es anrühre vor dem Taufaltar. Und wenn danach das Kind gesund und weiß am ganzen Leibe blieb, so war keine Hexe da, und das beschuldigte Weib war freigesprochen und rein.

Die junge Frau hieß Wiesche Lamp und tat heute ihren Kirchgang. Nach dem Schlußgesang sollte ihr erstes Kind getauft werden. Sie wußte, was der Pastor von ihr erwartete, und daß die ganze Gemeinde heimlich nach ihr schielte. Schon siebenmal waren Mütter zu ihrem Kirchgang vor der Taufe hier gewesen, und siebenmal hatte der Pastor dieselbe Predigt gehalten. Aber keine Mutter hatte sich bisher zu der furchtbaren Tat entschlossen, ihr kleines Kind in die Gefahr zu bringen, durch die Berührung einer Hexe die neugewonnene Taufgnade zu verlieren und selber in das ausgespannte Netz des Bösen zu fallen, daraus nur der sühnende Tod befreit. Wiesche Lamp wußte auch, daß sie nicht und niemals gezwungen werden konnte, weder durch den Pastor, noch durch die Gemeinde, noch durch die Macht

des Bösen selbst, ihr unschuldiges Kind zur Probe zu stellen. Selbst der Vater des Kindes konnte dies weder gebieten noch veranlassen. Die Mutter mußte es ohne Zwang und freiwillig tun. Und jede der sieben Mütter hatte dem übermächtigen Willen des alten Kortüm widerstanden, so würde auch sie ihm widerstehn. Aber geschüttelt und gerüttelt von Grauen und Entsetzen.

Wie die Kirche geendet war, blieb die Gemeinde sitzen, um der Taufe des jüngsten Dorfkindes beizuwohnen. Den Mittelgang herauf kam die Blötersche, die das Kind geholt hatte, es tragend im rotbunten Kissen, überwallt von dem Brautschleier der Mutter, den man damals noch nicht beim letzten Hochzeitstanz zerriß. Der junge Vater trat aus der Kirchenbank, und die Paten folgten hinterher.

Im Altar stand der alte Kortüm. Seine Hände reckte er über den Täufling in stummem Gebet. Man hätte ein Mäuslein rascheln hören, so lautlos still war es im Kirchenraum. Was er mit seinem Herrgott redete, wußte Keiner, aber doch fühlten sie alle die allerheiligste Gegenwärtigkeit.

Darnach wandte er sich zu den Paten und redete lange und eindringlich zu ihnen, gab ihnen ihr Amt am Kinde in großem Ernst und verlas das Markusevangelium im 10. Kapitel. Die junge Mutter saß immer noch in der vordersten Bank, wo der Platz der Taufmutter war. Ihre Farbe ging und kam, sie sah den Augenblick der Entscheidung nahen, und sie traute sich selbst nicht mehr, ob sie nicht aufstehen und rufen werde: „Laßt die, an die ich jetzt denke, an das Kind rühren." Denn dieses war die rechte Formel. Es war eine furchtbare Angst in ihr, daß sie dies rufen werde, denn sie fühlte, als habe sie keine Gewalt und Herrschaft mehr über sich.

Unterdessen sprach der Pastor den altbekannten Exorzismus. Es wehte kaum ein Atem durch die Kirche.

„Ich beschwöre dich, du unreiner Geist, bei dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, daß du ausfahrest und weichest von diesem Diener Jesu Christi und gebest Raum dem heiligen Geist —"

Darnach folgten die Fragen an die Paten.

„Antworte mir an Stelle des Kindleins. Entsagst du dem Teufel und all seinem Wesen und all seinen Werken?"

„Ja!" erwiderten die Paten.

„Ergibst du dich Gott, dem Dreieinigen, in Glauben und Gehorsam ihm treu zu sein bis an dein letztes Ende?"

„Ja!" erwiderten die Paten.

„Willst du getauft sein?"

„Ja!" klang es zum drittenmal zurück.

Leises Wassergeplätscher erscholl. Das Kindlein schrie, von der kühlen Berührung geweckt. Hoch ging der Atem der Mutter. Ein Christenkind war das ihre, das jüngste und reinste auf Erden. Noch unbefleckt, frisch aus dem Gottesbade gestiegen. In ihrem Mut und Stolz wagte sie den ersten Blick hinüber in die Bank der Familie Fleet. Brannten dort nicht wilde, begehrliche Augen? reckten sich nicht Krallen aus, nach ihrem Kind zu greifen, als nach einer willkommenen Beutegabe für den Herrn, dem sie diente?

Nein. Ein zusammengesunkenes Wesen kauerte. Ein roter Scheitel, ein schwarzes Tuch. Ein Strichlein schneeweiße Stirn.

Der Pastor schwieg, es war geendet.

Aber er winkte der Orgel noch nicht zu. Es sollte noch nicht geendet sein. Jetzt war der Augenblick! Sie wußten es alle. Ihr Kindlein war so merkwürdig still und schrie doch zu Haus so viel.

Jetzt —!

Hatte sie gerufen? — „Laß die, an die ich jetzt denke —"

Nein. Nur ein Vöglein taumelte draußen plötzlich gegen die Fensterscheibe, flatterte ein wenig dagegen und fiel dann herunter. Was war das gewesen —?

Alle saßen aufgereckt, die Paten standen wie versteinert. Des Kindes Vater griff sich jählings mit einer unerklärlichen Bewegung an die Brust.

„Küster, spiel Er jetzt —" sagte der Pastor.

In die ersten Töne kam ein Schrei. Wiesche Lamp hatte geschrien. Sie fiel ohnmächtig von der Bank. Der alte Kortüm sah sich nicht nach ihr um, er ging geneigten Hauptes und schweren Schrittes vom Altarraum zur Kirchentür hinaus. Er sah sich auch nicht nach dem Wesen um, das scheu wie eine schwarze Krähe an den Bänken entlang schlich, damit sie Niemanden an das Gewand rühre, in den hellen, lachenden Sonnenschein hinaus.

* * *

„Die letzte Probe will nicht gelingen. Solange kann ich nicht stehn gegen meine Gemeinde in dieser Sache", sagte unser Urgroßvater an diesem Nachmittag zu seiner Frau.

Unsre Urgroßmutter war mit in der Kirche gewesen. Sie las den Leuten in ihren Gesichtern wie in offenen Büchern. Die Wiesche Lamp hatte sie heute ganz ausgelesen. Aber das Wesen ihr gegenüber im Bänklein hatte kein Gesicht, das hatte nur rotes Haar, ein schwarzes Tuch und ein Streiflein weiße Stirn. So etwas konnte unsre Urgroßmutter nicht leiden. „Ich meine, Kortüm," sagte sie frischweg, „das Dorf hat recht gegen dich. So laß das unnütze Kämpfen."

„Der Glaube rechtfertigt uns vor Gott, Fiechen", sagte er. „Aber der Aberglaube ist ein ruchlos Spotten Gottes. Soll ich mir dereinst vor Gottes Thron den falschen Hexenglauben des Dorfes vorweisen lassen als Fleck in meinem Dienstbuch, der ausrinnt und alle weißen Stellen mitfrißt? Laß es sieben mal sieben mißglücken, und ich will doch bis ans Ende kämpfen für diese eine Seele und ihre Christenehre."

Aber sein eignes Herz rang mit schwarzen Zweifeln.

— — Siehe, bis zu dem seltsamen Todestag ihrer Eltern war sie ein fröhliches, spielerisches und gar sehr verwöhntes Mägdlein gewesen. Auch ihr Weg hatte freilich Stacheln gehabt. Ihr Vater liebte sie wohl mit dem Herzen, aber er konnte sie nicht recht ansehn, er grollte ihr um ihr sonderbares, schönes Aussehen, und damals schon hieß es: „Rotes Haar und Ellernholz wächst auf faulem Boden." Sie mußte um Spottreden weinen, aber in der Schule hat der Lehrer sie geschützt und nach der Schule die jungen Burschen. Sie stand hoch, ja zu allerhöchst im Preis. Ihr Hof war der größte, und der Krug wurde nicht allein von Dörflern aufgesucht, mehr

noch saßen Städter darin, Reisende und oft vornehmes Volk. Ihr Haar hat keinen dürfen genieren, und die Bauernsöhne hatten nur zu denken: Ja, wenn wir ihr nur gut genug sind! und es ging die Sage, es sei ein Landesprinz jeden Monat in Verkleidung im Uhlenkrug jedesmal zur Vollmondszeit, er komme mit dem Mittag und reite bei Abend wieder davon, denn die Tugend des Mädchens sei unverletzlich.

Wenn die Dorfmädchen Konradine nach dem Prinzen fragten, lachte sie und wollte nichts gestehn, war aber so froher Laune, daß man wohl merkte, sie habe einen vornehmen Freier, der wohl der Mutter passe, aber dem Vater nicht genehm sei, weil dieser mehr auf die Bauernseite halte und Frau und Tochter ohnehin beargwöhnte, daß sie aus ihrem Stande herauswollten, Hoffart trieben und einer ihm fremden Art zuneigten. Er war aber ein sehr stiller Mann, und die Frau hatte mit Gelärm und vielem Reden die Oberhand im Hause.

An einem kalten Märztage wurde die Frau plötzlich schwerkrank. Sie konnte morgens nicht aufstehn, lag im hitzigen Fieber und erkannte niemanden. Schon ehe der Doktor da war, hatte das Fieber einen hohen Grad erreicht, und sie hielt laute, wirre Reden, die ihre Leute im Hof hören konnten. Es kam immerzu von dem großen Glück darin vor, das Konradine machen könne, und an dem der Vater sie hindere. Sie aber, die Frau, werde ihr schon zu dem Glück verhelfen, solange sie lebe, werde sie es für sie durchkämpfen. Es klang schauerlich, und den Leuten grauste die Haut, und sie sagten untereinander, wenn nun die Frau stürbe, werde Konradine ja den vornehmen Freier nicht bekommen.

Als der Arzt kam, sagte er, daß seine Macht zu Ende sei. Der Frau stiege das Wasser zum Herzen, und sie werde den nächsten Tag nicht mehr erleben. Dasselbe sagte er auch zu dem alten Pferdeknecht, der ihm draußen seinen Reitgaul hielt. Alle Leute waren sehr betroffen und hatten großes Mitleid mit Konradine, die so weiß aussah wie eine Kalkwand, und die nun Mutter und Liebsten zugleich verlieren sollte.

Der Bauer ging im Hof herum und stand am Schenktisch wie eine Gewitterwolke. Auf Fragen über seine Frau gab er keine Antwort. Als es Abend wurde, war er allein in der leeren Schankstube. Das Rufen und Sprechen der Frau war still geworden, ein Wind hatte sich erhoben und fegte um das Haus, so stark, daß die düsterbrennende kleine Lampe an der Stubendecke flackerte. Ein junger Knecht, der den Futterbodenschlüssel hereinhängen wollte, kam in die Tür. Der sah, wie der Bauer eben mit dem Rockärmel ein paar Zahlen auswischte, die mit Kreide an der innern Tür geschrieben standen, und das Kreuz, das darüber stand, auch mit auswischte. Die andern Zahlen und Zeichen, die da noch standen, ließ er stehn. Der Knecht dachte sich nichts dabei und meinte nur bei sich: Er hat wohl Geld gekriegt und löscht einen Kunden aus. Es war aber am ganzen Tag außer dem Doktor kein Fremder auf dem Hof gewesen, weil man von der Krankheit der Frau wußte.

In der ganzen Nacht brannte Licht, und der Wind stürmte so, wie sich niemand erinnern konnte, daß er seit Jahren gegangen war. Aber aus der Stube, wo die kranke Frau lag, kam kein einziger Laut mehr. Einmal horchten die Mägde an der Tür, aber sie hörten nicht einmal ein Wort, das Vater und Tochter, die mitsammen drin waren, zueinander redeten. Da wurde ihnen noch schauriger zu Sinn, aber es traute sich niemand, hinein zu gehn.

Als es Morgen wurde, legte sich der Sturm. Im Hof war es noch finster, und durch die Stallfenster fiel schwacher Schein von den Laternen der Knechte. Der Bauer war noch nicht herausgekommen, obwohl er sonst stets der erste war, man hörte aber in der Stube einiges reden, doch man unterschied nicht, ob es seine Stimme sei oder Konradines. Indessen wurde es hell, und plötzlich stand Konradine draußen auf der Stallschwelle und sah aus, als hätten über Nacht Mäuse an ihrem Gesicht gefressen. Zu dem alten Pferdeknecht sagte sie, der Vater sei jetzt auch krank geworden.

Der Mann sagte später, es sei ihm gleich gewesen, als ginge ihm ein Eimer kaltes Wasser den Rücken hinunter, und das Gefühl habe ihn überfallen, als sei da etwas nicht richtig. Er sei selber nach dem Doktor gefahren und habe mit den Pferden so gejagt, wie in seinem ganzen Leben noch nicht, daß er sich wundere, daß er keine Achse gebrochen habe. Als er mit dem Doktor gegen Mittag zurückkam, waren beide Eheleute tot. Konradine saß daneben wie ein Stein, weinte nicht, jammerte nicht und gab keine Antwort, was man sie auch fragte.

Erst dachte sich noch keiner den wirklichen Grund. Aber der Doktor ließ eine Äußerung fallen, wie er sich draußen am Wassertrog beim Ziehbrunnen die Hände wusch. Der junge Knecht, der gestern den Futterbodenschlüssel hineingebracht hatte, stand daneben und hörte ihn etwas sagen, was er nicht verstand, weil er kein Hochdeutsch konnte, aber er meinte, er hätte den Namen Konradine und dann so ein Wort wie Bettkissen gehört. Nun wußten es mit einmal alle.

Es war noch nicht Abend, da war die Kunde, daß das Mädchen den Vater in der Nacht mit dem Bettkissen erstickt habe, in ganz Uhlendörp herum. Aber sie legten der Tat damals noch eine natürliche, wenn auch grauenhafte Ursache unter. Das andere kam erst später.

Nun wollten die Leute nicht mehr auf dem Hof dienen, wo solche schwere Missetat geschehen war. Sie konnten nicht mit Fug und Recht aus dem Dienst vor dem Herbst, aber sie liefen eins nach dem andern davon, und nur der Pferdeknecht blieb, obgleich ihm selber grauste, aber er wollte dem Hof und dem Vieh die Treue halten. Seine Herrin aber war in dieser Zeit, als wenn sie nicht hören und sehen könne und von dem Gerede der Leute über sie auch nicht das geringste merke. Der Knecht mußte alles selber tun und neue Leute mieten, die er aber von auswärts holte, da aus dem Dorf niemand im Uhlenkrug dienen wollte.

Eines Tages kam ein fremder Gast und trat in die Schankstube, als Konradine drinnen im Gang an der offenen Tür vorbeiging. Sie erschrak, und der alte Knecht, der auch den Schanktisch bediente, sah sie zum ersten Mal nach dem Sterbetag mit einer roten, brennenden Farbe im Gesicht. Sie kam herein und wollte etwas zu dem Fremden sagen, der aber zog einen Beutel aus der Tasche, stellte ihn auf den Tisch und sagte: „Hier schickt mein Herr die Bezahlung seiner noch ausstehenden Zeche. Zählt nach und vergleicht es mit der Rechnung, die allhier angeschrieben stehn muß. Es wird schon stimmen. Mein Herr läßt sich Ihnen empfehlen.“ Damit verbeugte er sich, ging sporenklirrend hinaus und bestieg sein Pferd. Konradine aber tat einen kurzen, erstickten Ausruf, dann war es, als wolle sie dem Manne nachlaufen, blieb aber stehn und legte ihren Kopf an den Türrahmen. Der Knecht

sah sie am ganzen Leibe zittern. Da versuchte er, sich aus diesen Dingen einen Vers zu machen.

Er zählte dann das Geld im Beutel und suchte auf der Tür nach einer Rechnung, die dieser großen Summe entsprach, fand aber keine. Da fiel ihm ein, was ihm der Bursche gesagt hatte, der den Bauer am Abend vor seinem Tode eine Rechnung auswischen sah, ohne daß zuvor Geld oder ein Geldbote sich gezeigt hatte. Er ging noch an demselben Abend ins Dorf und sagte, sein Kopf sei alt, aber die Dinge, die auf dem Uhlenkrug vorgingen, könne er doch noch verstehen. Und er wisse wohl, daß er einer Vatermörderin dienen müsse, aber er habe jetzt mit sehenden Augen erschaut, daß sie den Lohn ihrer Tat nicht ernten dürfe, und daß noch ein Gott im Himmel sei, der sie doch noch zu Reue und Buße führen werde.

* * *

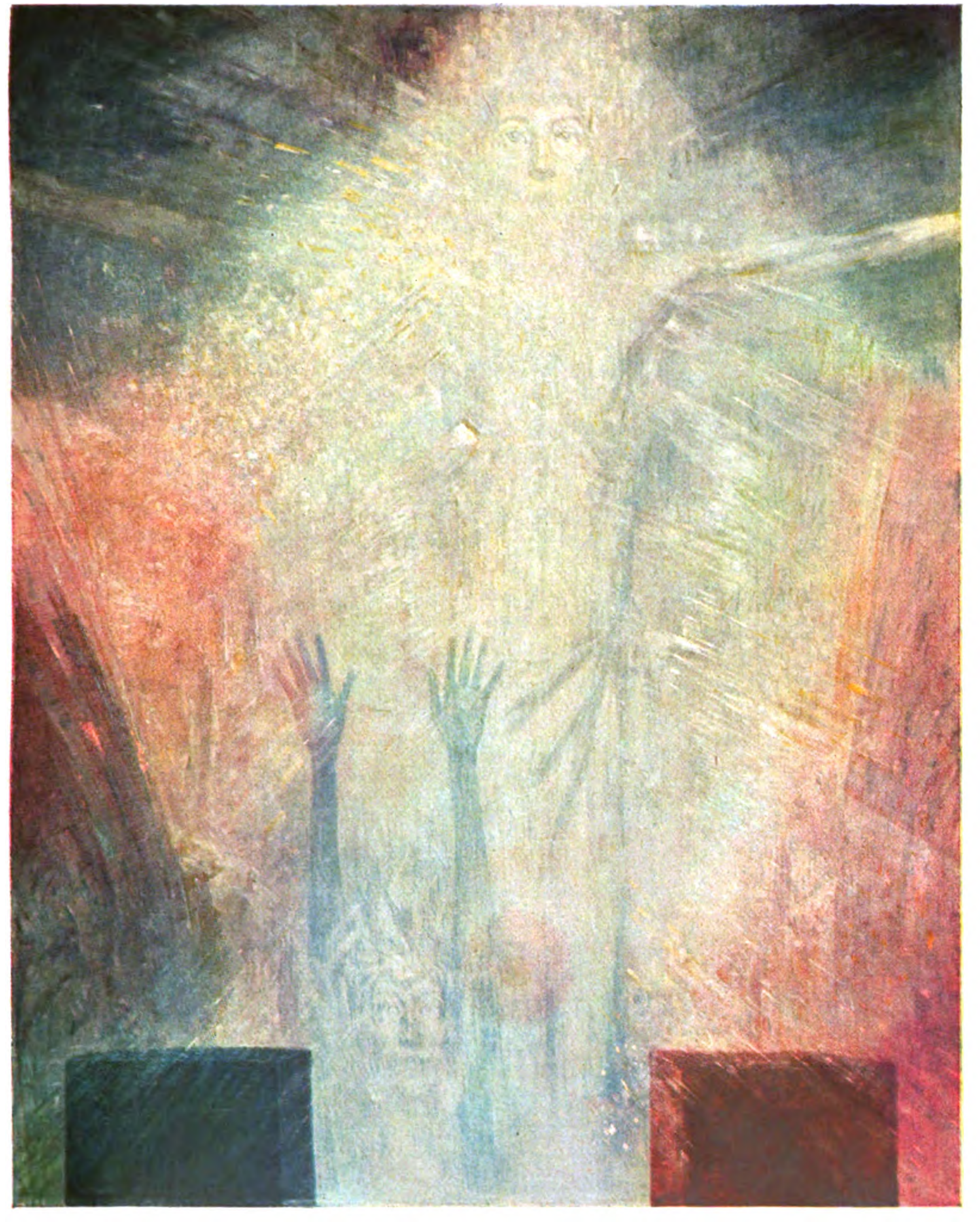
Kein Richter, kein Doktor und auch kein Pastor hielt Gericht über die schwere Sünderin. Damals war noch der linde Vorgänger von unsrem Urgroßvater im Dorf, der aus lauter Lindigkeit schwarz in weiß und blutrot in hellrosa verkehrte und auch der Sünderin vom Uhlenkrug nichts zu Leide tat. Da sahen die Leute, daß das irdische Gericht versagte, denn die Abkehr des Freiers rechneten sie noch nicht als die große, furchtbare Strafe, die kommen mußte. Nun harrten sie alle und warteten auf das göttliche Gericht.

Die junge Konradine war jetzt alleinige Hof- und Krugbesitzerin. Die große Krugstube mit den fünf niedrigen Fenstern ward nicht leer von vorbeikommenden Fuhrleuten und das Herrenstübchen dahinter von Postreisenden. Der mächtige weite Hof, die Gespanne, das Rindvieh von gutem Schlag ging zwar den Bauernsöhnen durch Tag und Traum, aber die Hand, die es bot, war von der schwersten Missetat, die die Menschheit kennt, befleckt, und das Gericht Gottes über den Hof und seine Besitzerin stand vor der Tür. Da schwiegen sie alle davon, als gäbe es keinen Uhlenkrug auf Erden, und dachten doch jede Stunde daran.

Alle warteten.

Der Sommer kam, und die Wiesen standen im Klee. An einem Montag schickte Konradine ihre Mäher hinaus. Es waren alles fremde Leute, die gedankenlos taten, was man ihnen hieß. Nur der alte Jens murrte, es sei noch um eine Woche zu früh, im Dorf mähe noch keiner, und die Krugwiesen lägen tiefer als die der Bauern. Aber Konradine hörte nicht nach ihm hin. Seit ihre Eltern tot waren, ging sie unablässig in ihrer Wirtschaft hin und her, obwohl sie sich früher nur um das gekümmert hatte, was ihre Mutter ihr anwies. Dabei sprach sie wenig und hatte ein stummes Gesicht. Aber sie benahm sich als die Herrin, und der alte Jens hatte nichts zu sagen.

Die Wiesen wurden im Sonnenschein gemäht. Über Nacht kam ein Gewitter, und wer im Dorf den Regen rauschen hörte, setzte sich im Bett auf und freute sich, daß der Sünderin ihr freches Tun nicht glücken solle. Der Dienstag stand hell über der Erde, und das gemähte Gras trocknete beinah bis zum Abend. Am Mittwoch ward das Heu gewendet. Am Abend drohte ein schwerer Regen, aber der Wind stand auf, und es fiel kein Tropfen. Darnach kam die Sonne wieder, und das Kruggesinde hatte selber Lust, ins Heu zu gehen, so frisch und lohnend war dort das



Auferstehung **F. Haß**

Wirken. Als am Sonnabend Abend die Glocken gingen, die den Sonntag einläuteten, fuhren die letzten Heufuder in die Scheune vom Uhlenkrug.

In der Nacht gewitterte es, und den ganzen Sonntag über fielen einzelne Regenschauer. Diese verstärkten sich während der Nachtstunden, und von da ab begann der unstillbare Landregen, von dem noch nach Jahren die Leute redeten, der wochenlang dauerte, und in dem ihre ganzen Wiesen ertranken. Einige hatten es gewagt und zwischenein gemäht, da lagen die schwarzgewordenen Heuhaufen im Wasser, das an manchen Stellen wie ein weiter See stand. Der Anblick dieser verdorbenen Gottesgabe aber war zum Weinen.

Die Besitzerin vom Uhlenkrug war die einzige gewesen, die ihr Heu gerettet hatte. Da wußten die Leute nicht, was sie denken sollten.

Sie kam Sonntags zur Kirche und machte ein stolzes Gesicht. Sie hatte sich eine neue schwarzseidene Mantille gekauft und schwarze Handschuhe, wie sie noch keine Bauernfrau, nicht einmal die Pastorsfrau trug. Aber die Leute raunten untereinander, sie müsse ihre Hände verstecken, mit denen sie den eigenen Vater in seinen Bettkissen erstickt habe. Die jungen Söhne sahen scheu nach ihr hin. Mancher trug sie wohl noch heimlich in seinen Gedanken, aber sie war das schöne, feine Mädchen von ehemals nicht mehr. Ihr Gesicht war bleich geworden und scharf wie das eines Raubvogels.

Mit ihren Leuten wollte auch niemand zu tun haben. Wenn die in den Dorfkrug kamen, tanzte nicht Mann, nicht Mädchen mit ihnen, sie mußten bis zur Stadt laufen, wenn sie sich etwas zugute tun wollten. Es war auch unausgesuchtes Volk, was sich der alte Jens in seiner Angst zusammengeholt hatte. Verwegene Burschen mit dunklen Gesichtern und Mädchen, die niemand kannte. Es war auch ein Schwindsüchtiger dabei, der Blut spuckte, da sagten sie, auf einen Sarg mehr oder weniger komme es auf dem Uhlenkrug ja nicht mehr an. Und das fremde Gesindel werde der Bäuerin und Krügerin bald den Hof abbrennen. Das trockene Heu brenne ja besser als ihr nasses draußen.

Noch einmal warteten sie.

Der Sommer stieg auf die Höhe, die Sonne ging wieder strahlend auf über dem schwarzen Heu, das nun Stallmist war. Die Ernte bereitete sich vor. Der Herrgott entschädigte das geschlagene Dorf mit gutem Wetter und leidlichem Ertrag. Aber es waren teilweise Mäuse im Acker gewesen, das Korn hatte dünn gestanden, und das Dreschen lohnte nicht, wie es sollte. Im Dorfkrug saß der alte Jens mit gefurchtem Gesicht, er war der einzige vom Uhlenkrug, mit dem die Uhlendörper sprachen. Er sagte, diese Ernte sei bei ihnen besser gewesen als die ganzen letzten der vergangenen Jahre.

Da wurden alle still und sahen sich mit großen Augen an.

Im Herbst war vier Wochen lang schlechtes Wetter. Mittendrin hat die Uhlenkrügerin ihre große Wäsche angesetzt. Da ging sogar unter ihren Mägden das Wort: Sie brauchten sich gar nicht mit Waschen anzustrengen, die Arbeit nehme ihnen der Regen ab. Das hat gegolten, als sie noch wuschen. Wie sie am Wehr spülten, hat schon die eine der andern die Fetzlein blauen Himmels gezeigt. Von neun Uhr morgens bis abends schien die Sonne, und ein fester Wind jagte die Tropfen wie

kleine Sprühschauer aus den flatternden Leinstücken. Am Abend mußten die Knechte helfen, die trockene Wäsche in Körben heimtragen, und am nächsten Tag goß der Regen wieder.

Die steinalte Mutter von dem alten Jens lebte im Dorf neben der Kirchmauer, hatte einen krummen Rücken vom Kartoffelhacken, aber arbeitete noch wie die jüngste. Diese sagte nach dem Vorkommnis mit der Wäsche, auf dem Uhlenkrug sei nicht alles richtig, und sie wolle wohl, ihr Sohn ginge von da weg. Von solchen Dingen, wie da vorgingen, käme nichts Gutes nach.

Die alte Mutter Jens war sonst nicht hoch angesehn, aber dies Wort von ihr ging durch das ganze Dorf, und plötzlich bekamen alle Leute andere Augen.

Eines Tages war der junge Knecht, dem sie im Frühjahr den Sarg geweissagt hatten, im Dorfkrug. Er war zwischenein nicht hier gewesen, und erst erkannte ihn niemand, bis sie mit ihm ins Gespräch kamen und nun merkten, wer es war. Da war aber nichts Schwindsüchtiges mehr an ihm, er sah grell aus den Augen, hatte einen flotten Schritt und wollte sich gleich mit der Krugtochter einlassen. Ob er denn nicht mehr krank sei, fragte sie ihn. Nein, sagte er, er wisse auch nicht, wie das zugegangen sei, das Blutspucken habe aufgehört, und er habe auch keinen Husten und keine Brustschmerzen mehr. Und er habe neulich die Säcke zur Mühle gefahren und könne einen Zentnersack heben, als wenn er einen Stuhl aufhebe.

Da sagte die Krugtochter, er solle lieber wieder gehn. Seinen Schnaps brauche er nicht zu bezahlen, aber er solle nicht wiederkommen.

(Schluß folgt)

Dem Frühling entgegen

Von Christian Schmitt

**Wohl liegt noch dürr und winterbraun
Der Garten hinterm Heckenzaun;
Doch drängt im Hag schon frisch und kühn
Ans Licht das erste Knospengrün.
Ein Wunder hat der Lenz zur Nacht
Am Pfirsichbäumlein auch vollbracht:
Müd stand im Hof es, starr und tot;
Heut prangt sein Wipfel rosenrot.
Flatterlockige Kinder schlingen
Den Reigen um seinen Stamm und singen,
Tanzen und tollen in lautem Schwarm.
Blau glänzt der Himmel, wach und warm.
Nun hilft kein Trotz mehr, kein Widerstreben:
Die Sonne siegt und das lachende Leben.**

Der Gang nach Emmaus

Von Ernst Ludwig Schellenberg

Von Rembrandts drei Fassungen seines Gemäldes „Die Jünger in Emmaus", wie sie in Kopenhagen und Paris zu sehen sind, bleibt diejenige des Louvre sicherlich die reinste und vollkommenste, weil sie die einfachste ist. Alles Große ist einfach, das wußte auch Rembrandt, dieser Meister der Ahnungen, der seelischen Mitternächte, dieser Grenzenlose. Immer wieder hat er einzelne Themen umkreist, in verschiedenen Abstufungen gestaltet, bis er die schlichteste, innerlichste Lösung gefunden. Das Bild im Louvre gehört zu jenen, die unvergeßlich sind, die irgendwie Läuterung spenden und hinüberführen in das Schweigen der Erkenntnis. Die Gebärde der beiden Jünger: des weißhaarigen, der mit langsamem Verstehen das Mundtuch auf den Tisch drückt und voll zitterndem Erstaunen abzurücken scheint; des andern, der nur vom Rücken sichtbar ist und die Hände in frommer Einfalt zusammenschlägt; des Knaben mit dem einfältigen Blicke des Unbeteiligten, der das Essen aufträgt und nur darauf achtet, daß kein Stück von der Platte falle — welche Abgeschiedenheit, welch rührende Innigkeit der kleinen Gruppe! Und Jesus selbst: mit dunklen, weiten Augen vor sich hinträumend, die sich der Leiden und Todesqualen zu erinnern scheinen; die Hände auf dem in eigenem Lichte glimmenden Linnen; das Brot gleichsam abwesend zwischen den Fingern auseinanderlegend; das schmale, überwachte Antlitz, das in einem wesenlosen Glanze der Überwindung und göttlichen Nähe vor dem Dunkel der Halle aufleuchtet, mit Zügen vollkommener Menschlichkeit — wo ist seinesgleichen in der Geschichte der Malerei? Man betrachte daneben das frühere Pariser Bild, wie Jesus, ein unerklärlicher Schatten, vor den entsetzten Jüngern emporwächst, wie alles auf die große Gebärde gerichtet ist, — während hier die so vertraute Handlung des Brotbrechens auch die Stille des Gemäldes bestimmt hat. Niemals wieder ist dergleichen gestaltet worden. Die Gnade dieses Schaffens ist rätselvoll wie alles Ursprüngliche.

Die Geschichte selbst, die bei Lukas erzählt wird, ist eine der tiefsten und schwerelosesten des Neuen Testamentes. Die beiden Jünger wandern über Feld, die Herzen trüb von den Ereignissen der letzten Tage. Fragen und Sorgen überschatten ihre Mienen. Denn dieses quält und durchwühlt sie mit unverstandenen Zweifeln: Wie konnte ihr Meister, der unter ihnen gewandelt, der sich als unmittelbares Wesen Gottes fühlte, der ihnen die Ruhe seiner Gewißheit schenkte, ein hartes Opfer des Unverstandes, der rohen Masse werden? Hatte er nicht die Möglichkeit, zu entfliehen? Und blieb dennoch! Mußte Gott nicht herniederblitzen, vernichtend, voll grimmer Strafe wie Jahwe, da er die fliehenden Kanaaniter mit Steinwürfen zertrümmerte? Woran sollte ihr junger Glaube Trost und Fassung finden, wenn er schon so bald der Feindseligkeit überliefert wurde? Gab es nur Vergänglichkeit, Gewalt, Torheit, Sieg der Niederung? ... Die schlichten, bäuerischen Männer ringen um Gewißheit. Und immer wo dieser Kampf um Erkenntnis aufbrennt, dort ist auch die Erlösung nicht mehr ferne. Schon schreitet Jesus zwischen ihnen und ist nahe in Worten und Gedanken, — „aber ihre Augen wurden gehalten, daß sie ihn nicht kannten". Denn noch war er ja nur Rede und Gegenrede, ein Fremder,

immer noch Zufälliger. So lange man über die Dinge spricht, sind sie ein Gegenstand, den man zu begreifen, anzugreifen trachtet, ein Probierstein des Verstandes. Alles Denken führt nicht zum Haben, wenn es sich nicht in Höheres, Gewisseres auflöst; es bleibt nur Außenseite und Vordergrund.

Zwar haben die Weiber, die zum Grabe pilgerten, ein Wunder berichtet: Jesus war nicht mehr leibhaftig zugegen; er lebte bereits unzerstörbar in dem vertrauenden, unzergrübelten Herzen der Frauen. Was als frohe Kunde wach geworden, das Unfaßbare, wie sollte man es für möglich halten? Das Ereignis wurde schon als äußeres Geschehen erzählt, und die beiden Wanderer ringen um dieses Schrecknis. Hier wäre ja endlich der erwünschte Beweis, — denn der Mensch der Unerlöstheit fahndet immer nach verstandesmäßiger Erklärung. Also ist Jesus dennoch Gottes Sohn gewesen, weil er die Gruft gesprengt, weil er sich selbst befreit hat! Endlich blühte ein Trost in aller Unsicherheit, in all dem schwankenden Grübeln!

Aber wie? War es nicht eben Jesus, der in die Stille entwichen war, wenn die Menge ihn um Krankenheilungen und Wunder drängte? War er es nicht, der immer von neuem das Außen abgewiesen, als hinfällig und allzu irdisch verurteilt hatte? Schalt er nicht auf das „böse und treulose“ Geschlecht, das nach Zeichen gierte? Hatte er nicht gesagt, daß Gott ein Gott der Lebendigen, aber nicht der Toten wäre? Und dann jene rätselvollen Worte: „Es ist noch um ein Kleines, so wird mich die Welt nicht mehr sehen; ihr aber sollt mich sehen; denn ich lebe, und ihr sollt auch leben.“ Der Meister hatte ja gerade auf jene Schätze verwiesen, die nicht der Rost und die Motten fressen, — auf das Innentum, das Wachsen der Seele, das Aufblühen der geistigen Gesichte. Sprach nicht im Herzen der Jünger die lächelnde Mahnung: „O ihr Toren und trägen Herzens, zu glauben alle dem, was die Propheten geredet haben?“

Rascher wandelten die beiden Männer, als müßten sie ein Ziel erlaufen, das wie ein Traum vor ihren Blicken schwankte. Denn sie fühlten ein Brennen, ein Beben in den Gliedern. Und je dichter die Dämmerung ihr Netz breitete, um so gewisser wob eine Helle um sie her. Sie empfanden die Nähe ihres jetzt erst wahrhaft geliebten Meisters körperlich, als schritte er neben ihnen, sichtbar und gegenwärtig. Sie verstanden: Mehr als alle noch so spitzen Überlegungen, als alle suchenden Worte und Gedanken war die innere Sicherheit, die allem Forschen und Fragen wesenlos entrückt ist, — jener Friede, der über aller Vernunft ist. Das Letzte ist immer unnennbar, ungemäß, nur dem ergriffenen Schweigen fühlbar. Und die Wanderer verstummten, denn nun wußten sie: „Mußte nicht Jesus solches leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehen?“ War nicht eben der Tod der Übergang zu jener unendlichen Nähe; mußte nicht das Leibliche niedergerungen werden, um geistiges Besitztum, — um Idee zu befreien? . . .

Schon heben sich die ersten Häuser des Fleckens Emmaus aus der Schwermut des duftenden Abends. Schon! Ach, wenn sie jetzt Rast halten würden, ob nicht die Gebräuche und Handzeichungen der Gewöhnlichkeit jählings die wunderbare Stille der Erkenntnis übertäuben würden? — Die Männer hemmen ihre Schritte, bangend, bittend mit rührender Schlichtheit: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneigt.“ So treten sie ins Haus, zur Mahlzeit. Und der Meister „ging hinein, um bei ihnen zu bleiben“. Wer einmal recht erfaßt ward

von göttlicher Fülle, wen die ewige Macht des Unirdischen, Geistigen überflutet hat, dem sind die geringsten Dinge erhellt vom rätselhaften Glanze der segnenden Güte: Er bricht das alltägliche Brot mit dem Bewußtsein der heiligen Handlung, der dankenden Unwürdigkeit. Denn er fühlt, daß ihm ein jeder Brocken aus der Hand der Gnade gegeben wird, daß der Strom des Unendlichen auch im Geringsten wirkt und sichtbar wird. O welche Klarheit plötzlich zwischen den Jüngern! Da sie zum Brote greifen, gedenken sie dessen, der sie gelehrt, daß Brot und Leib eines ist, umschlossen von demselben Wunder der ewigen Schöpfung. Ohne Worte staunen die Männer ins Leere — —. Jetzt haben sie, jetzt wissen sie ... Nicht mehr ist es nur ein Grübeln und Reden, sondern unentreißbare Überzeugung, schweigendes Beten. „Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn." Aber nun — „verschwand er vor ihnen". Das Bild erlosch, das letzte Irdische zerfiel. Nur das ruhige, dauernde Leuchten des Ur-Einen umhüllte sie mit höherer Wirklichkeit. — —

Alles Geistige wirkt und dauert, weil es Zeit und Wechsel übersteht, denn es ist gelöst von irdischen Klammern und Zufällen. Das ist höchste Erkenntnis, weil sie die einfachste ist. Aber nur Jener ist dieses Himmelreich, die wie die Kinder werden: einfältig, schlicht und frei. Die gleich den tumben Jüngern die Last der diesseitigen Beschwernis von sich legen, die verlernen können, bis sie leer werden und damit bereit zum Empfange des göttlichen Geschehens. So hat der deutsche Meister Eckehart, der Gotiker, dieses Wissen ausgesprochen: „Wenn der freie Geist in rechter Abgeschiedenheit von allen Dingen steht, so zwingt er Gott in sein Wesen, und wenn es förmlich möglich wäre, so nähme er Gottes Eigenschaft ganz in sich." — „Du sollst schweigen und Gott wirken und sprechen lassen." — „Ebenso wahrhaft als der Vater mit seiner einfachen göttlichen Natur seinen Sohn in seine Natur gebiert, ebenso wahrhaft gebiert er ihn in das Innerste des Geistes, und das ist die innere Welt. Hier ist Gottes Grund mein Grund, und mein Grund ist Gottes Grund."

Ein Dichter und Gottsucher unserer Tage, der Hamburger Arzt Hans Much, formte diesen Gedanken in die friedsamen Verse:

Laß ihn so nicht weiterziehen,
Nötige den fremden Gast.
Dem du in des Tages Mühen
Wunderkraft zu danken hast,
Der dein Denken und dein Schwärmen
Auf erhöhte Pfade hob,
Auf des Weges Last und Lärmen
Klare Melodien wob.

Groß und offen ist die Stunde,
Mählich dunkelt Wald und Feld.
Seine große reine Kunde
Fließt, ein Sternstrahl, in die Welt.
Nötige ihn mit Bittgebärden,
Daß er dir ein Letztes zeigt:
„Sieh, Herr, es will Abend werden,
Und der Tag hat sich geneigt."

Spruch

Von Walter Jesinghaus

Geht's auch dem kalten Verstand nicht ein,
Das Herz versteht es doch bebend:
Lebende können wie Tote sein,
Tote, als wären sie lebend.

Die Osterwoche

Von Friede H. Kraze

„Tante Male, macht wirklich die Sonne drei Freudensprünge den Himmel hinauf am Ostersonntag?"

Es ist lange her, daß ich so fragte. Aber ich spüre noch die Fischhaut im Genick bei dieser Erinnerung wie damals. Die Großmutter hatte dieses Wunder doch gesagt. Und meine Frage bedeutete den ersten Zweifel an ihrer Allwissenheit.

Ja, und dann kam sie trotzdem wirklich noch einmal, die Frage, bang, schamvoll und zugleich bebend von der Lust am Verbotenen.

„Was kann man wissen!" sagte jetzt Tante Male unwirsch, wie sie bis an die Ellbogen im Teig steckte. Sie kannte mich wohl: ich glaubte inbrünstig. Aber wenn ich etwas zu wissen verlangte, so war ich ein zäher Frager.

Nun, statt Antwort gab sie mir Arbeit diesmal. Und als ich die schmalen Teigstreifen schneiden durfte, die als Kreuze auf die Osterbrote gelegt werden sollten, wurde mir wieder sehr feierlich zu Sinn. Ich spürte ihn bereits auf der Zunge, den kostbaren Duft, der den sanft goldgelb Gebacknen entstieg, denen neben dem Wohlgeschmack ein heiliges Geheimnis innewohnte, wie allem mehr Erdhaften, das mit den Festen zusammenhing. Und ehe ich zum drittenmal schuldig werden konnte mit Zweifel und Frage, kam die Großmutter selber.

Diesmal verbot es die Reue. Aber sonst — wie oft habe ich gebeten und gefleht, einmal, ein einziges Mal möchte sie mich wecken am Ostermorgen. Denn sobald die Großmutter nur in die Tür trat, war doch alles mit den drei Freudensprüngen klar und entschieden. Aber die Großmutter wußte doch jedes Jahr einen Grund, daß die bebende Erwartung dieses Hochpunktes österlicher Stimmung bis auf das künftige hinausgerückt wurde.

Wenn ich an Ostern denke, so beginnen meine Gedanken mit Invokavit. Wie überraschend war es, als man in der Religionsstunde die sehr schwierigen Namen der Fastensonntage mit dem schönen Spruch: In Richters Ofen liegen junge Palmen — sich's aufs Angenehmste und unvergeßlich einprägte. Der ganze Duft ferner Frühlingstage, erster Veilchen, Himmelsschlüssel und silberblasser Palmkätzchen webt für mich über den Namen: Invokavit: welcher bedeutet: Er hat dich gerufen.

Ja, selig gerufen kam man sich vor, jedes Jahr wieder an diesem Tage zu unermeßlicher Freude.

Allein das Erwachen, wenn die Großmutter mit der bunt und fröhlich aufleuchtenden Schmeckosterrute drei sanfte Schläge auf die Bettdecke tat. Diese drei Schläge waren wie der Zauber, der den Frühling, Ostern und alles Glück der Erde erschloß. Später durfte man selber mit der Rute die Magd, die taubstumme Resel, der ein Gewächs, groß und blank wie ein Taubenei und unheimlich auf dem Scheitel saß, behutsam ein wenig pfeffern, desgleichen Tante Male und Onkel Kasimir, und es gab ein süßes Geschenk dafür. Aber das Schönste war doch das Wissen, daß man damit geholfen hatte, den Winter auszutreiben.

Ja, und dann: Okuli! Wenn Onkel Kasimir die großen schweren Jagdstiefel zum erstenmal wieder tranen ließ, daß er wie ein Walfischfänger roch, und die

Luft so weich wurde und die Ferne so blau, so blau! Okuli! Die Schnepfe war unterwegs. Vom Süden herauf, an den lautlosen verhüllten Abenden. Jetzt war nur noch eine Woche hin bis Lätare mit dem herrlich geschmückten Tannenzweig.

Tra ri ra
Der Sommer, der ist da! . . .

Und wieder eine Woche hin hieß es schon Palmsonntag mit dem vielen feierlichen schwarz und weiß und neu in die christliche Gemeinschaft Aufgenommenen — ja — nun konnte doch wohl niemand mehr zweifeln, daß Ostern vor der Türe stand. Eigentlich begann nun die bitterliche Marter- und Leidenswoche, und Großmutter sorgte schon dafür, in der Dämmerstunde, beim Abendläuten, daß auch ein Kinderherz dem abgründigen Geheimnis sich schauernd erschloß. Aber eben — das Kinderherz! Mußte es sich nicht zuvor mit Jubel füllen, randvoll — daß es die unzerstörbare Zuversicht an die Güte des Lebens behielt, wenn die eignen Kalvarienberge sich auftürmen würden? Auch dafür sorgte diese geliebte Großmutter. Gott segne sie!

Wenn das ganze Haus reingeschwemmt war und alle Schränke ausgeputzt, kam als letzter die Servante daran. Ihre Glasbretter trugen Schätze über Schätze, aber mit einem war alles Osterglück der Erde verbunden. Es war ein Ei. Solch ein Ei gab es nicht zum zweiten Male in der Welt. Es war aus weißem Zucker, zart wie Milchglas, verziert mit farbigen erhabenen Blumen, die gewiß furchtbar schmecken würden. Aber alles dieses Äußerliche bedeutete gar nichts gegen die Seele dieses Eies. Man konnte sie nämlich erkennen. Zu diesem Behuf hatte es ja doch das kleine Glasfenster an seinem spitzen Ende. Man erschauerte vor Entzücken, wenn man hineinsah. Denn in dem Ei, nicht größer als eine gute Gans es legt, war eine völlige Idylle dargestellt. Im Hintergrund ein prachtvolles Schloß, ein Park davor mit ragenden Bäumen und vorn ein See. Wahrhaftig ein blanker See, Schwäne und das herzigste kleine Mädchen, das man sich vorstellen konnte.

Der Gründonnerstag, an dem ich dieses Wunderwerk erhielt, erschien ausgesondert für ewig von all seinen Brüdern.

Zu mir kam der Osterhase immer an diesem Tage. Er wurde auch gebührend empfangen und brauchte seine liebende Gabe nicht wie bei anderen Leuten in Sofaritzen oder unter Schränken zu verstecken. Ein weiches Nestchen wurde ihm gebaut. Im Garten, hinter der Laube, wo meist Krokus und Schneeglöckchen schon blühten. Außerdem mußte in dem Nest auch ein kleines braunes Henkeltöpfchen warten, denn bei mir sorgte der Hase auch gleich für den Honig. Wohl, weil er mich sonst so sehr bescheiden behandelte. Bis auf das eine Mal, als er sich mit Onkel Kasimir in Verbindung setzte und sich völlig selber übertraf. Aber waren nicht das blaue und das rote Ei und das in Zwiebelschale bräunlich gemaserte schon Fest genug? Besonders, da die Großmutter alles über diesen freundlichen Hasen wußte, der Frühlingsgöttin Ostara, die auch noch Frau Perchta hieß, geweiht. Ob Onkel Kasimir es wirklich niemals erlebt hatte, wenn die kleinen Hasen der Göttin bei ihren nächtlichen Umzügen die Lichter vorantrugen? Damals hatte es der arme Mummelmann von heute noch gut. Unsere Vorfahren jagten ihn nicht. Er galt ihnen heilig.

Übrigens sorgte Großmutter dafür, daß jedes Ei am Gründonnerstag genossen,

auch an demselben Tage gelegt sein mußte. So schützte es vor Leibesschaden und bedeutete überhaupt eitel Glück und Segen. Tante Male nannte es das Antlasei.

„Und wenn man am Kreuzweg steht und sieht durch bei Sonnenschein," sagte Tante Male, und die blaue Lippe sah sehr schrecklich aus, „dann kann man jede Hexe in der Gemeinde erkennen."

„Ach," sagte die Großmutter, „Male, laß doch. Wir haben doch weder Hexen noch einen Kreuzweg hier herum. Aber heut müssen wir von den Geranien Setzlinge machen, vom Rosenkraut und von den Myrtenstöcken. Gründonnerstag ist gut dafür. Und Danakind, daß du mir ja genug Grünkohl ißt heut, oder Rapünzchen. Du weißt, wer nichts Grünes ißt heut, kriegt lange Ohren und wird dumm. Und die Abendmahlskleider, gute Male, du solltest sie beizeiten herauslegen!"

Und jedesmal bei diesen Worten schmeckte ich sie schon voraus, die Schauer des Mysteriums, wenn ich am Knie der Großmutter stehend, beim Abendläuten mit gefalteten Händen bekennen würde: Unser Herr Jesus Christus, in der Nacht, da er verraten ward, nahm er das Brot ... Ja, dann lag jedesmal dieser unsägliche Hauch über der abendlich verblassenden Landschaft. Überall zuckte und pochte das neue Leben, aber irgend ein Fremdes, dunkel Verhülltes stand daneben, wie die dunkel verhüllten Altäre der Fastenzeit, die erst am seligen Auferstehungstage sich schmücken und jubeln würden. Und eine ferne, bange und süße Ahnung ging durch das Kinderherz vom Leben, das verklärt werden mußte durch den Tod, von Glück, das himmelreif wurde durch Leid und von dem tiefen Geheimnis, das Vergängliches und Ewiges wandelt.

O, dieses Geheimnis des Karfreitags! Wenn Großmutter und Tante Male in den schwarzen, starrenden Seidenkleidern frühzeitig und nüchtern aus dem Hause gingen. Und der stille Glanz auf den Gesichtern, wenn sie heimkehrten. Selbst Tante Male war friedfertig an diesem Tage. Nur einmal hätte es doch fast ein Unglück gegeben, als der armen Hafner-Bertel das siebente Kind geboren wurde und Tante Male von dem Jungen aussagte, er würde sich später einmal erhängen. Die Großmutter nahm mir das Wort ab, niemals solche Wissenschaft weiter zu geben, und das war ein schweres Versprechen. Aber der arme kleine Hafner-Gustel war mir immer unheimlich traurig, daß er so schwer büßen sollte, weil er diesen heiligsten Tag der Christenheit sich gerade ausgesucht hatte. Und beinah hätte Tante Male recht behalten, indem er sich in sein eignes Wickelband verpfitzte. Aber es ging noch in Gnaden vorüber. Für ihn hatte die Geburt am Karfreitag eine sehr herrliche und tiefe Vorbedeutung, indem er als Bergarbeiter und Mann einer trunksüchtigen Frau und vielfacher Familienvater ein treues, geduldiges und frommes Leben führte und zuletzt den schönsten Tod starb, den ein Mensch sterben kann, nämlich den fürs Vaterland. Für ein Vaterland, dessen Stiefsohn er gewesen sein Lebenlang, das ihn karg genährt und armselig gehaust hatte, und von dem er kaum den lieben Himmel kannte. Aber vielleicht war es gerade darum, daß er der Erde so lange und tief in das Herz geschaut hatte; vielleicht kamen ihm daher die Liebe und der Glaube, die sich nicht irren lassen, und der selige Opferwille für diese geliebte Heimatserde. Vielleicht, weil sein ganzes Leben ein heimlicher Karfreitag gewesen war, ging er so stark und gewiß seinem Ostern entgegen und den drei Freudensprüngen der Sonne.

Ostergesang

Von Paul Quensel

Horch, hallt es nicht wie Weckruf über Land:
Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten?
Und wundersam, was einst dem Licht entschwand,
Wird jubelnd wieder an das Licht entboten.

In allen Knospen leis und brünstig schwillt's
Wie schlaferwachtes, lindes Gliederregen;
In allen Tiefen tausendfältig quillt's
In Rieselflut dem neuen Jahr entgegen.

Die Töne leuchten, Farben geben Klang,
Zum Einhall werden Erd- und Sonnenweisen;
Es raunt und rauscht von Auf und Niedergang
Ein dankerfülltes, feierliches Preisen:

„Wir ziehn den Auferstehungsreigen:
Und ledig aller Erdgewalt
Sehn wir mit Schweigen und Verneigen
Im Wechsel werdende Gestalt.

Erkennen, wie der Sinn des Lebens,
Ob auch von Selbstsucht oft verhängt,
Im tiefen Glück des Weitergebens
Zu freundlicher Gestaltung drängt.

Denn was als eigen sie ersehen,
Dem Erdensein zu Glück und Ruh,
Ist nichts als Unterstand und Lehen,
Geliehen Saatgut, — wie auch du.

Dem nächsten Frühling ist's zu eigen,
Will auferstehn zu seinem Preis,
Um abermals sich froh zu neigen
Als Keim für den erneuten Kreis.

Und der nur wandelt in der Reihe,
Der sich, gesteigert und erneut,
In Säedrang und Opferweihe
Vollendet hat und ausgestreut:

O Jubel, wenn er in den Halmen
Des künftigen Ährenfeldes rauscht,
Mit jedem Jahr den vollern Psalmen
Der goldnen Himmelslerchen lauscht!

Wenn er, was auf das reinste Mahnen
Der reinsten Stunden ihm gelang,
In ferner Zukunft Liebesplanen
Noch zittern spürt als guten Drang!

Zugleich Getrösteter und Tröster,
Wallt er durch der Erwählten Tor;
Zugleich Erlöser und Erlöster,
Sinnt er auf der Vollendung Chor,

Der mit der Weltposaunen Dröhnen
Beim zwölften Sternenglockenschlag
Anhebt in unerhörten Tönen:
Hab Dank für diesen Ostertag!"

Rundschau

Elmau

Ein Bekenntnis und eine Danksagung

Durch lichten Hochwald klomm der Weg empor,
Die weiche Schneelast lag auf dunklen Tannen,
Doch übern Grat des Wettersteins hervor
Fast sommerheiß die Sonnenfeuer rannen.

Bergauf ich und mein Lebenskamerad
Wir schritten durch der Glitzerpracht Gefunkel,
Zu immer reinern Höhen rief der Pfad,
Weit unten lag der Nied'rung Dunst und Dunkel.

Allendlich winkt in herzvertrauter Schau,
Umkränzt von ernster Bäume Pyramiden,
Des Schlosses weißer turmgekrönter Bau,
Hineingezaubert in den Mittagsfrieden.

In Sommerfülle hat mit Abschiedsweh
Sich deinem Bann einst unser Herz entwunden, —
Heut' grüßen wir dich froh in Eis und Schnee,
Das eine Wort nur sprechend: „Heimgefunden!"

— — — — — — — — — — — — — —

Vielleicht sind diese Verszeilen die beste Antwort auf die hundertfachen Fragen, die im Laufe der Jahre an mich gerichtet worden sind:

Was ist Elmau? — Wie ist Elmau?

Denn wenn ein Ort, den man einmal betreten hat, sich in seinen Erinnerungen so unauslöschlich ins Herz gräbt, daß jede Wiederkehr zu einer Heimkehr wird, dann muß einer solchen Stätte schon ein ganz besonderer Zauber innewohnen. Sie kann nicht zu denen gehören, die man einmal sieht, um sie gesehen zu haben, die man als Allerweltswanderer eben „mitnimmt", weil sie am Wege liegt, und die dann in dem chaotischen Durcheinander eines von vielen Dingen beschwerten Gedächtnisses allmählich verblaßt oder gar verschwindet.

Ich selbst bin acht- oder neunmal in Sommer- und Wintertagen, in bergfroher Wanderfreude, aber auch als Genesungsbedürftiger, dort oben am Fuße des Wettersteingebirges gewesen, vor dessen Felswänden, auf weitem Wiesenplan gelagert, sich Schloß Elmau erhebt. Und immer wieder, wenn sich der trutzige Turm über dem kastellartigen Bau aus den Baumwipfeln emporreckte, hatte ich die Empfindung, eine Herzensheimat, einen Hafen des Glücks und der Ruhe wiedergefunden zu haben.

Und wie mir, so ist es Hunderten, ja Tausenden ergangen, die allmählich aus eigenem Erleben hinter das Geheimnis dieser letzten und größten Schöpfung von Johannes Müller gelangten. Es kam ihnen, oft blitzartig, manchen wohl auch nur allmählich, zum Bewußtsein, daß dieser Erzieher zum Menschentum hier etwas geschaffen hat, was mehr wert ist als alle Bücher, als alle Vorträge. Was Johannes Müller in mehr als drei Jahrzehnten einer zielbewußten Tätigkeit im gesprochenen oder gedruckten Wort verkündet hat, so bedeutsam es an sich ist, verblaßt vor dieser Schöpfung, in der Lehre zum Leben wurde.



Man weiß ja, aus wie bescheidenen Anfängen heraus er seine Lebensaufgabe gestaltet hat. Einst flogen aus Schliersee und später aus dem romantischen Schloß Mainberg in Unterfranken die „Grünen Blätter“ als Sendboten hinaus in die Lande und klopften an bei den Suchenden und Sehnsüchtigen, bei allen denen, die es ernst nahmen mit der inneren Umkehr und dem Abtun des, ach so fadenscheinigen, Zivilisationsplunders. Wenn damals schon mit einer staunenswerten Klarheit des geistigen Umrisses Johannes Müller das Wort vom Nebenmenschen prägte, der ein Mitmensch ist, wenn er das Leben in Gemeinschaft forderte als einzige Rettung gegen die unerhörte Zerklüftung unseres kastenmäßig abgezirkelten modernen Lebens, so war er sich gleichzeitig dessen bewußt, daß über Druckerschwärze und Wortklang hinaus nur die beispielhafte Tat zeigen könne, was er wolle.

Und so folgte den bescheidenen Anfängen einer geistigen Erholungs- und Gemeinschaftsstätte, wie sie sich in Schloß Mainberg auftat, mitten in den Kriegswirren die Eröffnung von Schloß Elmau (Sommer 1916), die Bereitstellung eines Heims, in welchem geistige Erholung und körperliches Behagen zusammenströmen zu einer seltenen Harmonie.

Das Schillerwort: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut“ hat in diesem eigenartigen Gebilde „Elmau“ wieder einmal seine Bestätigung gefunden. Denn so zwanglos und selbstverständlich sich das ganze Gemeinschaftsleben dort abspielt, so sehr daran festgehalten wird, daß jeder nach seiner Fasson selig werden könne, so unverkennbar wirkt, bis in die feinsten Verzweigungen des Alltagslebens und der gemeinsamen Feststunden, die lebendige Kraft dieses schöpferischen Geistes und gibt dem frohen Treiben sommerlicher oder winterlicher Naturfreuden und Kunstgenüsse den ernsten Hintergrund oder, besser noch, die feste Grundlage. Es hat immer wieder Menschen gegeben, die es unbequem fanden, sich auch nur von diesem leichten Fluidum des Hauses anhauchen zu lassen. Ihnen ist nicht zu helfen! Sie stemmen sich mit Bewußtsein gegen die Müllersche Grundforderung, aus der Verkrustung des Egoismus sich loszureißen, die eigenen Wünsche, Begierden und Interessen, die uns alle wie eine Nebelwand umhüllen, fortzublasen, die geistige Schnürbrust abzulegen.

Andererseits aber erlebt man auch Wunder bei solchen anscheinend Unheilbaren, deren Krankheit im Eigendünkel und in der Selbstgerechtigkeit besteht. Nicht allein, daß die Größe und Einsamkeit der Gebirgsnatur als Helferin auftritt: die Einrichtung jener „Helferinnen“, die aus Freude an der Sache, nicht um der Bezahlung willen, den vielverzweigten Dienst des Hauses versehen, sie ist es vor allem, die auch in etwas verstockten Gemütern nach und nach jene sozialen Wallungen hervorbringt, aus denen sich ein Genesungsprozeß entwickeln kann. Ich meine damit die Weckung des Bewußtseins, daß wir alle zusammen dazu bestimmt sind, ohne Rücksicht auf Stand und Rang, Titel und Namen einander „Helfer“ zu sein.

Man braucht heute nicht mehr zu erzählen, auf welche Weise den Gästen geholfen wird, die Richtung dieses Weges zur inneren Gesundung zu finden. Aber man irrt, wenn man glaubt, Johannes Müller sehe seine Arbeit vollbracht, wenn es ihm dank dem freudigen Geist seines Hauses gelungen ist, gleichsam Eiszapfen zum Auftauen zu bringen und aus irgendeinem verknöcherten Berufssklaven den verborgenen Menschen herauszuschälen. Auch diejenigen, die niemals in Mainberg oder Elmau gewesen sind, haben aus Büchern oder Vorträgen Müllers den Eindruck gewonnen, daß es ihm um ein Höheres geht, daß er zu einem bestimmten Ziel hinführen will. Dieses Ziel ist aber nicht, wie bei so manchen Seelenapothekern unserer Tage, irgendein nebelhaftes Nirwana, irgendein mystisches Trugbild, das beim Näherschreiten wie Nebelschwaden zerflattert, sondern es ist die Gründung des persönlichen Lebens auf der festen Basis eines vergegenwärtigten Christentums, einer tief innigen Gläubigkeit, die in Jesus die einzigartige Persönlichkeit, den Verfassungsgeber des neuen dritten Reiches erblickt. In dieser Hinsicht gruppiert sich alles, was Johannes Müller zu sagen weiß, um die eigentliche Verfassungsurkunde dieses Reiches des seelischen Lebens, um die Bergpredigt, der er eines seiner gedankenreichsten Werke gewidmet hat.

Auch hier wieder sind es manche, die mit ihm den Weg nicht zu Ende gehen wollen. Aber es ist doch unverkennbar, daß mit dem Wiedererwachen religiöser Bedürfnisse, wie es unter dem Druck der schweren hinter uns liegenden Jahre festzustellen ist, die Schar derer wächst, die auch hier seine überzeugte Gefolgschaft bilden. Der Suchenden unserer Zeit sind gar viele, und wenn sie von Kirchenkanzeln oder in irgendwelchen Konventikeln das nicht dargereicht erhielten, wonach ihre Seele sich sehnte, so ist es nicht verwunderlich, daß sie sich bei der Klarheit und Festigkeit eines Johannes Müller geborgener fühlen, als irgendwo sonst, wo ein blutleeres Dogma herrscht oder eine wurzellose Phantastik ihre Orgien feiert.

Wes das Herz voll ist, des geht der Mund über, und so möchte ich eigentlich dem Leser, der mir bis hierher gefolgt ist, nun noch vielerlei erzählen über persönliche Eindrücke, aus deren Summe auch der Fernerstehende etwas erhaschen könnte von dem, was man den „Geist von Elmau" zu nennen pflegt. In dem Augenblick aber, wo ich aushole, um aus dem Erinnerungsschatz der Freuden und Genüsse, der geistigen und körperlichen Erholung dies und jenes herauszufischen, wird mir selbst eine merkwürdige Tatsache klar. Diese Eindrücke, rein und klar in ihrer weltweiten Trennung vom Industriequalm der Großstädte und vom Komödienspiel hohler Gesellschaftsmenschen, waren immer so stark, daß sie sich ganz unwillkürlich mir zur poetischen Form gestalteten. Und so glaube ich kein besseres Mittel zu finden, um fast Unmögliches möglich zu machen, schwer Sagbares zu sagen, als indem ich zum Abschluß dieser Zeilen einige jener leichten Versgebilde hierhersetze, die mir „im Wandern und im Stehenbleiben" wie holde Gastgeschenke unvergeßlich schöner Tage zuflogen.

Adventstimmung in Elmau

Des Hauses Gäste zieh'n herbei
Aus allen Räumen um die Wette.
Ihr Ziel: der Saal der Bücherei,
Der geistigen Sammlung gute Stätte.

Doch sind es heut' die Bücher nicht,
Die auftun ihres Wissens Pforte,
Heut' lockt ein Menschenangesicht,
Heut' locken warme Menschenworte.

Vom Hoffnungsdrang, Kulturadvent
Spricht ernst der Freund uns und Berater,
Von Friedensahnung, Sonnenwend'
Auf blutbeflecktem Welttheater.

Dem schwanken Schiff in hoher Flut
Gibt er die zielbewußte Steuerung,
Und Rettungsseil aus Zweifelmut
Ist ihm die innere Erneurung ...

Verhallt das Wort — ein stummer Gruß ...
Nachklingend tönt es weiter,
Mit neuer Kraft regt sich der Fuß
Und folgt dem Wegbereiter.

Abendgang

Tritt leise auf, du bist im Märchenlande!
Der heitere Tag geht still zur Rüste,
Abklingt ein jeder Ton, die Helle
Ertrinkt im Grau, der letzten Regung Welle
Verbrandet an des Schweigens Küste.

Des Felsgebirgs erhabene Urgemeinde
Lauscht stumm der heilig-ernsten Handlung, —
Zum fernen Sang verborgener Bäche
Vollzieht in Himmelshöhen und Erdenfläche
Aus Licht zur Nacht sich jetzt die Wandlung.

Endloser Bläue Ozean durchsteuert
Des jungen Mondes Kahn. Noch schimmert
Ein Sonnenhauch auf steilsten Gipfeln,
Indes auf schwarzen winderlösten Wipfeln
Des Abendsternes Frühgruß flimmert ...

Abschied

Noch einmal der Schönheit Becher
Setz' ich selig an den Mund,
Und ein rauschbeglückter Zecher
Leer' ich ihn bis auf den Grund, —
Noch einmal auf steilen Pfaden
Steig' zum Hochwald ich empor,
Und es strömt auf mich voll Gnaden
Einsamkeit, dein ernster Chor!

Durch des Tannendickichts Dunkel
Raunt des Bergbachs rascher Lauf,
Aus der Ferne nur noch dunkel
Menschenstimmen klingen auf.
In des Wintertags Verdämmern
Ruht beseligt Gottnatur,
Auf dem Felsgrat, nur ein Flämmern,
Blinkt die letzte Sonnenspur.

Weitgedehnte Schneegefilde
Tauchen talwärts friedevoll,
Stumm der Ruf, der freudenwilde,
Der die Tage hier erscholl.
Eingepflügt in sanfte Hänge
Blieb des Schneeschuhs Furchenpaar,
Runenschrift der bunten Menge,
Die hier winterselig war.

In das Schneelicht eingewoben
Dünkt mich all des Tags Geschick,
Sonnenstrahlenglanz von oben
Und der Menschen Erdenglück.
Einsam trink' ich deinen Schimmer,
Mutterboden, Heimatland,
Ach, so wohl war mir noch nimmer,
Seit als Sohn ich auf dir stand.

Der vor Wochen aufgestiegen,
Müden Leibs und seelenmatt,
Last und Leiden obzusiegen,
Fand ich hier die Kampfesstatt!
Dank den Menschen, dank den Mächten,
Die Verschüttetes geweckt,
Die den innerlichst Geschwächten
Neu gesundet aufgereckt.

Die in scheuer Seele schliefen,
Kräfte sind zum Licht erwacht,
Dringen an zum Tag aus Tiefen,
Fesselfrei aus Kerkernacht.
Zu den Brüdern kehr' ich wieder,
Leichtbeschwingt in Glanz und Glut,
Auf den Lippen neue Lieder,
Und im Herzen neuen Mut!

Dr. Gustav Manz

Was mir Schloß Elmau bedeutet

Die Nacht war sternenlos, und nur der metertiefe Schnee beleuchtete den Weg, den ich mit meinem hochbepackten Rucksack auf dem Rücken von der Station Klais der Bahnstrecke Garmisch-Partenkirchen—Innsbruck einsam hinaufstapfte, um im Schloß Elmau, das köstliche Erinnerungen für mich barg, wieder einmal einzukehren. Nicht viele Jahre waren vergangen, seit ich zum ersten Male dort geweilt hatte; aber Jahre, die mit der Summe tiefsten Erlebens und Leidens, die sie in sich bargen, wie Jahrzehnte hinter mir lagen. Jetzt aber, da ich wiederum hinaufstrebte, verweilte ich mit meinen Gedanken nicht bei den Leiden, sondern die frohen und starken Eindrücke, die ich damals empfangen hatte, wurden, je näher ich dem Ziele meiner Wanderung kam, desto lebendiger in mir. Sie waren es ja, die mich wieder hierhergezogen hatten und nun wie Verheißungen vor mir standen.

Damals war ich leichten und frohen Herzens hinaufgewandert; nur einigermaßen zermürbt von Arbeitsüberlast und so recht reparaturbedürftig. Es war Sommer gewesen; die hohen, jetzt von Schneemassen belasteten Fichten hatten harzig geduftet, und auf den Wiesen, die das weiße Laken deckte, hatten in schier unfaßlicher Fülle und Mannigfaltigkeit bunte Blumen geblüht. Auch damals war ich allein zum Schlosse emporgestiegen mit einer Erwartung im Herzen, wie ich sie vielleicht nur als Kind vor dem verschlossenen Weihnachtszimmer gekannt hatte. Von dem Begründer und Herrn des Schlosses, von Johannes Müller, hatte ich in Berlin einige Vorträge

gehört, hatte hie und da eines seiner „Grünen Blätter“ gelesen, ihn gelegentlich auch persönlich kennengelernt und war gewiß geworden, daß er mir manches zu sagen haben würde, was kein anderer mir sagen könnte. Was das sein würde? — Ich hätte mir nicht klarmachen können, was ich eigentlich von ihm erwartete. Aber ich erwartete etwas von ihm.

Und ich erwartete auch von der „Gemeinschaftsstätte“ Schloß Elmau etwas Besonderes. Natürlich hatte ich viel davon gehört: von Müllers regelmäßigen Vorträgen und Fragebeantwortungen vor allem, von dem Helferinnen-System und von den — Tanzabenden. Die Tanzabende! Als in meiner damaligen Gemeinde bekanntgeworden war, daß ich meinen Urlaub in Schloß Elmau verleben würde, war ich von sehr vielen darauf angesprochen worden, von etlichen mit unverhohlenem Erstaunen, von gar nicht wenigen mit ernster Besorgnis und von fast allen mit der Frage: „Wollen Sie denn tanzen?“ Ich hatte den Eindruck, daß den meisten nicht viel mehr von Schloß Elmau bekannt war, als die Tatsache, daß man dort tanze.

Als ich damals nach einstündiger Wanderung das Schloß endlich erreicht hatte und in die mächtige Halle eingetreten war, sah ich mich in einem Schwarme fröhlich plaudernder Gäste, die eben nach beendigtem Abendbrot hereingeströmt waren. Noch ehe ich Zeit gefunden hatte, mich umzuschauen, trat der Schloßherr, der mich bemerkt hatte, mit herzlicher Begrüßung auf mich zu, sorgte für mein Unterkommen und meine Atzung, indem er mich einer freundlichen Helferin anempfahl, und rief mir nach: „Beeilen Sie sich, wenn Sie zuhören wollen! Elly Ney spielt heute abend!“

Das war ein wunderbarer Anfang! So hatte meinem nicht unverwöhnten Ohre noch kein Flügel geklungen; so hatte Chopin noch nie zu mir gesprochen. Ohne zu ahnen, neben wen ich mich setzte, hatte ich meinen Platz an der Seite Anton Fendrichs genommen. Der war, nachdem das Spiel verklungen war und die Gäste schweigend den Saal verlassen hatten, gleich mir in tiefster Ergriffenheit sitzengeblieben. Dann war es plötzlich aus seinem Innersten — wie im Selbstgespräche — gekommen: „Ist das eine Klaviervirtuosin? — Eine Elementargewalt!“ — Dann hatte er sich gleich mir erhoben; und erst in diesem Augenblicke — schien es — mich bemerkt. Wir hatten einander dann stumm die Hand gedrückt und waren jeder seinen Weg gegangen.

Als ich am folgenden Morgen nach erquickendem Schlafe ans weit geöffnete Fenster getreten war und meine Augen das riesige, in blendendem Sonnenglanze vor mir sich breitende Wettersteinmassiv umfaßt hatten, war mir das Wort „Elementargewalt“ wieder durch die Seele gegangen und zugleich hatte sich meiner eine der gestrigen sehr ähnliche Ergriffenheit bemächtigt.

Es war Sonntag: Heller und fröhlicher Gesang der Helferinnen, die, sich auf der Klampfe begleitend, damit durchs Schloß zogen, hatte uns um 7 Uhr geweckt. Nach dem Frühstück hatte man sich wieder in den wundervollen Saal begeben, in dem wir gestern der Musik gelauscht hatten. Der Flügel war zur Seite gerückt und inmitten der Bühne stand das Rednerpult, hinter das Johannes Müller trat, um über das Wort der Bergpredigt zu sprechen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!“ Während mehr als zweihundert Gäste aus aller Herren Länder ihm lauschten, und nachdem er seinen Vortrag beendigt hatte, war's wiederum als tiefste Ergriffenheit durch meine Seele gegangen: Eine Elementargewalt! —

Infolge der täglich wechselnden Tischordnung war ich ziemlich bald mit einem sehr großen Teile der Gäste bekanntgeworden. Zwar wußte ich nur von ganz wenigen mehr, als höchstens den Namen, wie wahrscheinlich auch von mir die meisten nicht mehr als diesen wußten; aber doch wußten wir viel mehr voneinander, als man sonst von Menschen, denen man irgendwo begegnet, zu wissen pflegt: Wir wußten von gemeinsamem, tief aufwühlendem Erleben. Selbstverständlich war es in keiner Hinsicht für alle das gleiche gewesen, und selbstverständlich gab es auch solche, die wenig oder gar nicht beeindruckt waren: Wie man Musik als störendes Geräusch empfinden kann und Gebirgsketten als Hindernisse für Autofahrten, so kann man natürlich auch Johannes Müllers Vorträge als seltsame Marotte des gebildeten Inhabers eines großen Fremdenheimes empfinden. Und daß es unter den Hunderten von Gästen, die alljährlich durch Schloß Elmau



gehen, immer wieder einmal solche gibt, die aus purem Versehen dahin geraten sind, ist ja ganz selbstverständlich. Auf solche dürfte in der Hauptsache all das ungereimte Zeug zurückzuführen sein, das vielfach über die Elmau verlautet. Glücklicherweise scheinen derartige Verirrte aber doch nur vereinzelt aufzutreten.

Wie Kunst und Natur uns bewegt hatten, darüber konnte nicht viel gesprochen werden; wir hätten denn alle Dichter sein müssen, um einander davon Kunde zu geben. Man bezeugte sich gegenseitig zumeist nur, wie dankbar man für die herrlichen Gaben beider Göttinnen war. Desto mehr aber offenbarte sich in unsern Gesprächen, wie Johannes Müller auf uns gewirkt hatte. Was darüber geäußert wurde, bewegte sich zwischen den äußersten Polen skeptischer Abwehr und blind-unterwürfiger Zustimmung, war sehr verschiedenen und vielfach äußerst zweifelhaften Wertes. Unzweifelhaft aber war mir und wurde mir in den folgenden Wochen immer mehr, daß nur verschwindend wenige sich dem Eindruck ganz entziehen konnten, daß ihnen hier Gelegenheit geboten wurde, den Weg zu sich selbst zu finden, und daß es größtenteils an ihnen lag, ob sie diese Gelegenheit wahrnehmen oder versäumen wollten. Ein alter holländischer Theologieprofessor, der damals nur etliche Tage auf dem Schlosse war, fragte mich nach einem Vortrage Müllers: „Glauben Sie, daß hier der Prophet ist, den das deutsche Volk ersehnt?" — Ich erwiderte ihm, ich wisse nicht, ob dem deutschen Volke der ersehnte Prophet gesandt werden würde; doch schiene mir, wenn es ihn empfangen solle, daß hier einer seiner vornehmsten Wegbahner sei.

Was in Elly Neys Spiel, was im Anblick der gewaltigen Gebirgsmassen so tief ergriffen hatte: die elementare Macht des Unmittelbaren, das ist es, was auch an Müller ergreift. Da ist keine Gebundenheit an herkömmliche Formen des Denkens, keine doktrinäre Einengung, keine konventionelle Beschränkung; sondern da ist Vollmacht. Da ist nicht, wie nur völlige Unkenntnis oder Böswilligkeit immer wieder behaupten können, Willkür, anarchisches Sich-ausleben, bolschewistisches Zertrümmern; sondern im Gegenteil ernsteste und gewissenhafteste und treueste Gebundenheit an Gott, und zwar an Gott als den Vater unseres Herrn und Erlösers Jesus Christus. Aber freilich ist Müllers Bezeugung Gottes Bezeugung der Wirklichkeit in ihrer Tiefe und nicht ein Plätschern auf ihrer seichten Oberfläche. Seine Vorträge sind nicht am Schreibtische erklügelte Elaborate, sondern vulkanische Ausbrüche aus dem Innersten, und dieses Innerste ist nicht ein x-beliebiges, individuelles, dem Schloßherrn von Elmau eigenes, sondern ist des Mannes, der, wie nur irgendeiner, Organ des Geistes ist, dessen unbedingte Wahrheit sich durch das unvollkommene menschliche Medium, das selbstverständlich auch dieser Kämpfer ist, freilich nur bedingt offenbaren kann. Im Dienste aber der Wahrheit selbst stößt Müller nun allerdings durch alle Krusten der von ihm auf Tod und Leben bekämpften Bewußtseinskultur mit heiliger Rücksichtslosigkeit hindurch, reißt er das fadenscheinige Gelumpe, in dem sich der Mensch vor sich selber verbirgt, unbarmherzig ab, zeigt er in greller Nacktheit, in der von all dem Scheine, der uns über uns selber täuscht, schließlich nichts mehr übrigbleibt, nicht nur das Individuum, sondern den ganzen durch und durch verkehrten und verderbten Zustand aller Lebensverhältnisse. Dienst der Wahrheit ist aber immer zugleich Dienst der Liebe, und infolgedessen ist Müllers Verneinen immer lautes und lauteres Bejahen: Er streitet wider den empirischen Menschen, weil er nur so für die immanente, mißhandelte Wahrheit des Menschen streiten kann, dessen Erlösung von der Ich-Verkrampfung und ihren entsetzlichen Folgen es gilt. Man hat Müller oft auch als radikalen Verneiner der Kirche ausgegeben. Er ist es nicht. Im Gegenteil: Er leidet an der Kirche und möchte ihr treuester Freund sein. Er kämpft nicht gegen sie, wenn er sie angreift, sondern um sie. Ihm schwebt Kirche vor, in der Jesus Gestalt gewinnt, und seine vermeintliche Gegnerschaft gegen die Kirche ist nichts als Liebe zu ihrer tiefen, doch verborgenen Wahrheit, die sie verwirklichen, die sich in ihr offenbaren soll. — — —

Solche Gedanken waren es etwa, die mich bewegten, als ich nun durch die Winternacht wieder emporstieg zum Schlosse. Es war bitter kalt, und ich fragte mich, ob sie sich oben wohl jetzt im



Tanze drehen? — Der Elmauer Tanz! — Im Geiste sah ich den weiten lichten Saal mit dem spiegelnden Parkett, hörte die rhythmischen Klänge des Flügels und fühlte mit den tanzenden Paaren, wie sie, den Melodien ganz hingegeben, selber Rhythmus wurden — entspannt, gelöst, selbstvergessen! — Toren, die nicht begreifen wollen, daß dieses Tanzen in Schloß Elmau nichts, aber auch nicht das allermindeste gemein hat mit den Bällen, Redouten und Tanzvergnügungen, die sie kennen und gewohnt sind! Hier wird nicht unter dem Kronleuchter senil und schwül geschoben, sondern die Paare fliegen in offenem und geschlossenem Tanze durch den Saal; hier gibt es keine andern „Entkleidungen“, als die dem Zwecke angemessenen: Die Schuhe und Strümpfe legt ab, wen sie beengen, im leichten Hänger oder Dirndl tanzen Frauen und Mädchen, im Sporthemd die Männer. Hier wird nicht getrunken und geraucht, nicht geflirtet, ja nicht einmal geplaudert, sondern hier wird der Musik so gelauscht, daß sie ganz hinnimmt, wer sich nur irgend von ihr nehmen lassen will. Und in der selbstvergessenen Hingabe an den Rhythmus löst sich, was verkrampft ist, und das befreiende Erleben neuen, ursprünglichen Empfindens überkommt die Tanzenden. Kaum auf irgendeine andere Weise kann die Empfänglichkeit für echte Werte so erschlossen werden, wie durch den Elmauer Tanz.

Ob sie jetzt wohl tanzen? — dachte ich. Und trotz meines Wissens um den ernsten Sinn, der hinter der überschäumenden Freude dieses Tanzens steht, ging es bei diesem Gedanken doch wie ein Weh durch meine Brust: Das Seelenleid, das ich in mir trug, stand in allzu scharfem Kontraste dazu. — Ob ich mittanzen sollte, um es zu lösen? —

Mir blieb keine Zeit mehr, dieser Frage nachzuhängen; denn nach der Wegbiegung stand nahe vor mir, nur um ein geringes erhöht noch, jäh aus dem Dunkel auftauchend, das Schloß — strahlend im Lichterglanze. Aus hundert Fenstern leuchtete es inmitten der winterlichen schroffen Hochgebirgswelt weit hinaus in die Nacht.

Und es war wie damals unter Elly Neys Spiel, wie beim ersten Anblick der großartigen Wettersteinwand, wie nach Müllers erstem Vortrag, tiefe Ergriffenheit, die über mich kam: Welcher trotzige Glaubensmut, der es gewagt hat, dies ragende Schloß in diese Einöde zu stellen!

Zum ersten Male hatte ich nun mit Johannes Müller Persönliches zu besprechen. Es ist natürlich unmöglich, darüber hier etwas zu erzählen. Dies aber kann gesagt werden: Es war, als lösten sich alle Wirrnisse, an denen die Seele sich wund gestoßen und gerieben hatte, spielend. Nicht etwa dadurch, daß mir irgendeine Last abgenommen worden wäre. Das kann ja nie und unter keinen Umänden ein Mensch dem andern leisten. Aber gerade hier wurde recht deutlich, daß es dessen auch gar nicht bedarf. Es wurde auch nichts beschönigt und auf angenehme Weise umgedeutet; im Gegenteil, mit allergrößtem Ernste der Wahrheit und dem Rechte die Ehre gegeben. Aber aus den Augen des Mannes, mit dem ich sprach, leuchtete eine Güte, die mich ganz spontan an das merkwürdige Wort Jesu erinnerte, mit dem er die Anrede des reichen Jünglings „Guter Meister ...“ schroff abwies: „Was nennest du mich gut? Niemand ist gut, denn allein Gott!“ Aus den Augen dieses Mannes, der Organ der Liebe ist, leuchtete die Güte des Vaters, unter die ich mich gestellt sah mit allem, was mein Herz beschwerte. —

In den tief verschneiten Wäldern der Elmau, auf Höhen und Hängen habe ich dann ein paar Wochen herbe heilkräftige Luft geatmet, und ebenso herb und heilkräftig war die geistige Atmosphäre drinnen im Schlosse. Aus der quälendsten Problematik dessen, der sich selber mit seiner ganzen Umwelt zum Problem geworden war und in dem Labyrinthe, in das er sich verrannt hatte, nicht mehr ein und aus wußte, war ich in die Klarheit schlichten, gerade gewachsenen, wesentlichen Lebens gelangt und badete darin die Seele gesund.

Das Schloß in seiner einfachen Gliederung, die Landschaft in ihrer majestätischen Größe, die Vorträge Müllers in ihrer wuchtigen Einheitlichkeit, die Musik in ihrer Reinheit, der Elmauer Tanz in seiner Sachlichkeit, die Erlebnisgemeinschaft der Gäste und der mit ihnen herzlich verbundenen Helferinnenschar verschmolzen zu einer Harmonie einander verstärkender Eindrücke, gegen die — wie mir scheint — nur vollendete Heillosigkeit stumpf bleiben kann. —





Wir aber hofften, er würde Israel erlösen! E. v. Gebhardt

(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München)

Ich möchte meine Ausführungen nicht schließen, ohne eines Erlebnisses Erwähnung zu tun, das mir unvergeßlich ist: Während meines ersten Besuches auf dem Schlosse hatte Anton Fendrich einer größeren Anzahl Gäste aus dem Manuskript seines Buches „Mainberg, Aufzeichnungen aus zwei Welten" (Schloß Mainberg in Unterfranken war die erste von Johannes Müller begründete Gemeinschaftsstätte, nach deren Verkauf er Schloß Elmau, Post Klais, in Oberbayern erbaut hat) vorgelesen, und unter seinen Zuhörern hatte sich auch Johannes Müller befunden. Da hatten sich etliche aufgeregt, daß sich Müller die „Lobeserhebungen" Fendrichs ohne Protest angehört habe. Das war zu Müllers Kenntnis gekommen, und gelegentlich der nächsten „Fragebeantwortung" rechnete er mit den Urhebern und Verbreitern der niedrigen Verdächtigung ab. Zweierlei war dabei bemerkenswert: erstens der — Freimut, mit dem Müller das Donnerwetter über die Häupter der Schloßgäste niederprasseln ließ. Ich hatte das Empfinden, daß keiner von denen, die der Vorlesung Fendrichs beigewohnt hatten, auch nur noch eine Nacht unter dem Dache des Schlosses bleiben konnte. So hatte er sie zerzaust. (Ich war zu meinem Glücke nicht unter den Zuhörern Fendrichs gewesen.) Aber — und das war das zweite, was sehr bemerkenswert war: Sie blieben alle, tatsächlich alle und waren über ihr Unrecht tief beschämt. — Inwiefern hatten sie nun aber eigentlich ein Unrecht begangen? Hatte sich Müller denn nicht tatsächlich die Lobeserhebungen angehört? — Freilich hatte er das getan. Nun aber waren alle inne geworden, daß er gar nicht auf den Gedanken gekommen war, daß sie *ihm* gegolten haben könnten, daß auch in Fendrichs Absicht nichts derartiges gelegen hatte, sondern daß *selbstverständlich* einzig und allein der *schöpferische Wille* gepriesen war, der Müller in seinen Dienst genommen hatte.

Weil ich das weiß, durfte ich hier so unverhohlen schreiben, was ich geschrieben habe. Ich habe es nicht zum Ruhme des Schloßherrn von Elmau geschrieben, der sich gegen den geringsten Versuch, ihm für das, was man durch ihn empfangen hat, zu danken, äußerst spröde verhält; sondern indem ich rühme, rühme ich den allein, dessen erwähltes Werkzeug Johannes Müller und dessen Werkstatt — neben anderen — auch und vornehmlich Schloß Elmau ist.

Eduard Le Seur

Die Christenverfolgung unter Nero

Der Bericht des Tacitus und seine Schriften (Annalen, Historien und Germania) nach Drews eine Fälschung!

Im 44. Kapitel des 15. Buches seiner Annalen erzählt Tacitus die sogenannte neronische Christenverfolgung. Er war, als diese erfolgte (Anno 64) ein Knabe von zehn Jahren, und die Erinnerung an diese, sowie an den schrecklichen Brand von Rom, der ihr vorausging, schwebte ihm gewiß lebhaft vor, als er in Mannesjahren sein Geschichtswerk schrieb, das uns leider nicht völlig erhalten ist.

In den Kapiteln 38—43 schildert er das furchtbare Ereignis des Brandes, den Schrecken der Volksmassen, das Gedränge in den engen, krummen Straßen, die immer weiter um sich greifende Lohe des Feuers, das von den vierzehn Stadtregionen zehn vernichtete mit den durch so viele Siege errungenen Schätzen und Zierden griechischer Kunst, mit den alten und echten Geisteswerken der Väterzeit, den Tempeln und Palästen. Sechs Tage wütete das Feuer, um dann, als die Angst des Volkes sich einigermaßen gelegt hatte, abermals zu drei Tage dauernder Vernichtung loszubrechen.

Der Kaiser war von Antium herbeigeeilt, und das böse Gerücht ging um, er habe noch während des Brandes auf seiner Hausbühne den Brand Trojas besungen, indem er das gegenwärtige Unglück mit dem damaligen verglich.

Nach dem Brand entfaltete Nero eine rege Bautätigkeit, zweckgemäß wurden zur Verhütung künftiger Brände breite Straßen angelegt, die Häuser, niedriger gehalten, wurden mit steinernen Brandmauern voneinander geschieden; freilich hatte früher die Enge der Straßen und die Höhe der Häuser besser den heißen Sonnenstrahlen gewehrt.

Mit unerhörter Pracht stieg an Stelle des in Asche versunkenen Kaiserhauses der neue Palast in gewaltigeren Ausmaßen empor, umgeben von ausgedehnten Gärten mit Teichen (domus aurea). Auch dem Volke wurden Spenden gemacht an Getreide und für sein einstweiliges Unterkommen gesorgt. Preise wurden ausgesetzt für solche, die innerhalb einer gesetzten Frist ihre Neubauten vollendet hätten, kurz, alles mögliche wurde vom Kaiser getan, um das Volk zu beruhigen und es sich zum Freunde zu machen.

Was dann weiter geschah, wollen wir mit den Worten des Tacitus aus dem berühmten 44. Kapitel in Übersetzung bringen unter Beifügung der wichtigsten Stellen im Urtext.

„Aber nicht durch menschliche Tätigkeit, nicht durch Spendungen des Kaisers oder Sühneopfer für die Götter konnte der schmähliche Glaube (infamia) beseitigt werden, daß die Feuersbrunst befohlen worden sei. Um daher das Gerücht niederzuschlagen, schob Nero Schuldige unter (subdidit reos, d. h. Leute, denen er die Schuld zuschob) und verhängte die ausgesuchtesten Strafen über die, welche wegen ihrer Schandtaten dem Volke verhaßt waren und die es Christianer nannte (quos per flagitia invisos vulgus Christianos appellabat). Der Urheber dieses Namens, Christus (auctor nominis eius Christus) war unter Kaiser Tiberius (Tiberio imperitante) durch den Statthalter Pontius Pilatus (per procuratorem Pontium Pilatum) mit dem Tode bestraft worden (supplicio affectus erat.); aber der für den Augenblick (in praesens, d. h. für die Zeit nach erfolgter Hinrichtung) unterdrückte verderbliche Aberglaube (superstitio exitiabilis) brach wieder hervor (rursum erumpebat), nicht nur in Judäa, dem Ursprungslande dieses Übels (non modo per Judaeam, originem eius mali), sondern auch in der Hauptstadt (Rom), wo ja alles Scheußliche und Schamlose von allen Seiten zusammenströmt und Beifall findet (sed per urbem, quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt celebranturque). Daher wurden zuerst diejenigen ergriffen, welche sich dazu bekannten (d. h. die durch ihr Bekenntnis zum Christentum bekannt waren), dann auf ihre Angabe eine große Menge (ingens bei Tacitus = „groß“, nicht „ungeheuer“) solcher, die nicht sowohl des Verbrechens der Brandstiftung, als vielmehr des Hasses gegen die Menschheit (Menschenhaß) überführt wurden. Ihre Hinrichtung erfolgte so, daß man noch den Spott dazu gesellte, indem man sie in Tierfelle hüllte und von Hunden zerfleischen ließ, viele wurden gekreuzigt oder verbrannt, und andere wurden, wenn der Tag sich neigte, zur nächtlichen Beleuchtung angezündet. Nero hatte seine Gärten für das Schauspiel hergegeben und veranstaltete ein Zirkusspiel, wobei er sich in der Tracht eines Wagenlenkers unter das Volk mischte oder auf einem Gespann daherfuhr. Daher regte sich gleichwohl für die Schuldigen (adversus sontes, d. h. nicht etwa des Brandes, sondern ihres Glaubens Schuldigen), die sonst wohl die strengste Strafe verdient hätten (d. h. wegen ihres Aberglaubens), das Mitleid, indem sie nicht dem öffentlichen Wohle, sondern der Grausamkeit eines einzigen (in saevitiam unius) geopfert würden.“

In dem nächsten (45.) Kapitel erzählt dann Tacitus, wie ganz Italien durch Erpressung von Geldmitteln für den Aufbau verheert wurde, die Provinzen der Plünderung anheimfielen, die Tempel ihre Schätze hergeben mußten, besonders in Kleinasien und Griechenland. Seneka schämte sich dessen so, daß er um Urlaub aufs Land einkam, der ihm aber verweigert wurde; einem Vergiftungsversuch durch Nero konnte er nur durch Umsicht entgehen.

Das 44. Kapitel steht, wie jeder Unbefangene fühlen wird, so organisch gefügt in dem Zug der ganzen Darstellung, daß es nur jemand für unecht erklären kann, dem es unbequem ist. Es ist echt Taciteisches Sprachgut, Taciteischer Satzbau und Stil mit seiner markigen Prägung, die sich nicht fälschen läßt, mit seiner Kürze des Ausdrucks, die viel zwischen den Zeilen lesen läßt und die genaueste Interpretation oder Erklärung fordert.

Um den organischen Zusammenhang des 44. Kapitels mit dem Ganzen noch weiter zu erhärten, betrachten wir noch eine Stelle aus dem 38. Kapitel am Schluß! Schon hier wird auf den im 44. Kapitel erwähnten Verdacht der Menge, den Nero durch die Unterschiebung von sogenannten Schuldigen beseitigen will, hingewiesen. Da heißt es: „Niemand wagte dem Brande zu wehren, weil man häufig Drohworte hörte von vielen, die das Löschen verhinderten, und weil andere vor aller Augen Fackeln schleuderten, laut rufend, ‚sie wüßten schon ihren Auftraggeber', sei es nun, daß sie ungehinderter ihre Räubereien ausüben könnten, sei es, daß sie Befehl dazu hatten."

Solches Gebaren mußte natürlich den Verdacht der Menge hervorrufen, und bald wohl raunte es einer dem andern zu, wer der Brandstifter sei. Daher ist es durchaus selbstverständlich, daß der Kaiser, der überall seine Lauscher hatte, selbst wenn er sich unschuldig fühlte und es tatsächlich war, gegen solche ihm höchst verderblich werden könnende Auffassung der Menge einschritt und die Erzählung des Tacitus geradezu eine Lücke böte, falls wir das 44. Kapitel ausschalten wollten. Und daß Nero sich gerade diejenigen aussuchte, welche beim Volke nicht gut angeschrieben waren wegen ihres eigenartigen, der ganzen römischen Volksseele fremden Wesens, das wie Menschenhaß erschien, denen man bei ihren eigentümlichen Abendmahlsfeiern und abgeschlossenem Gottesdienst alles mögliche Scheußliche (Kindermord usw.) nachsagte (flagitia), darf nicht wundernehmen. Solche Leute konnte Nero jetzt für seinen Zweck, um sich vom Verdacht zu reinigen, gut gebrauchen, ihm selbst war ihr Glaube wohl sonst gleichgültig. Hätte er aus dem eigentlichen römischen Volke selbst sich die Schuldigen geholt, so mußte er damit rechnen, daß er es noch mehr aufregte, und gerade das wollte er nach allem nicht.

Daß es aber in Rom Christen gab, zeigt die Geschichte des Paulus, zeigen seine Briefe, die nur der für unecht halten kann, dem es für seine Zwecke paßt. Es ist historisch festgestellt, daß Paulus in Rom war, und zwar seit dem Jahre 62, jedenfalls wurde er selbst ein Opfer jener Verfolgung unter Nero, denn seit der Zeit ist es mit seiner Tätigkeit vorbei.

Über Tacitus' Stellung zu den Christen können wir aus seinen eigenen Worten schließen. Er will ihnen durchaus nicht wohl, er spricht von ihrem verderblichen Aberglauben, von ihren (flagitia) Schandtaten, redet von ihnen, als seien es Vagabunden, die wie alles Scheußliche und Schamlose in der Hauptstadt zusammengeströmt seien, und die schon eine Lektion verdient hätten.

Hätte ein christlicher Fälscher so die Christen hingestellt? Den Christen der späteren Zeit kam es doch gerade darauf an, zu zeigen, daß sie von anderem Holz waren, daß ihr Glaube kein verderblicher Aberglaube sei, daß sie nicht zu dem schlechten Gesindel gehörten, das von allen Seiten sich in der Hauptstadt der Welt einfand.

Und daß Tacitus auch sonst viel über die Christen gehört hatte, läßt sich vermuten wegen seiner Freundschaft mit dem jüngeren Plinius, der als Statthalter von Bithynien in Kleinasien an den Kaiser Trajan einen ausführlichen Bericht sandte und seine Maßnahmen gegen die ungeheure Verbreitung der Christen darlegte und die kaiserliche Ansicht über weitere Richtlinien in dieser Sache einholte.

Ist nun Tacitus als Kenner der Christen und ihres Aberglaubens zu bezeichnen, so ist es doch naheliegend, daß er uns, wo er im 44. Kapitel auf sie durch den Gang der Darstellung zu sprechen kommt, auch Aufschluß gibt über den, der ihren Aberglauben verursacht hat. Daher ist auch speziell die Stelle, an der es heißt: „Urheber dieses Namens war Christus" usw. völlig im Zusammenhang des Ganzen, und der nächste Satz schließt sich sinngemäß an, in dem es heißt, daß der für den Augenblick unterdrückte Aberglaube von neuem losbrach und von Judäa bis nach Rom überwucherte. Wer daran Anstoß nimmt und von Einschiebung (Interpolation) spricht, der will es eben so haben, weil es ihm für seine Theorie über Christus unbedingt so nötig ist.

Und wer hat es nötig? Das ist Artur Drews, der die historische Person Christi leugnet und ihn und seine Apostel für mythische Figuren ohne Fleisch und Blut hält mit einer Phantasie, die

alles übersteigt (vgl. sein Werk über die Christusmythe und sein Markusevangelium). Das Stärkste aber leistet er sich mit seiner Erklärung, das uns überlieferte Werk des Tacitus sei eine Fälschung, nicht bloß das 44. Kapitel des 15. Buches der Annalen. Er schreibt in einem Artikel des Karlsruher Tagblatts vom 13. Februar 1925: „Besteht doch der dringende Verdacht, daß wir den echten Tacitus überhaupt nicht besitzen, da nicht nur Annalen und Historien, sondern neuerdings auch die ‚Germania' von angesehenen Gelehrten als unecht in Zweifel gezogen sind. Wir besitzen nur ein einziges Exemplar der Annalen und Historien, das sich in der Laurenziana zu Florenz befindet, und von dem alle übrigen Handschriften abgeschrieben sind. Dies Exemplar aber bietet der Kritik so viele Blößen dar, daß nur die Unkenntnis (!) ohne weiteres behaupten kann, es handle sich wirklich um ein Werk des römischen Geschichtschreibers." Die armen Philologen! Auch ihnen wird ein Heiligtum eingerissen. Seit Jahrhunderten glaubten sie, an ihrem Tacitus etwas ganz Besonderes zu besitzen, und nun haben sie immer ihren Primanern ein Falsifikat oder Tacitus-Ersatz vorgelegt! Und wer versetzt ihnen diesen Schlag? Es ist der Franzose Hochard, der Gewährsmann von Drews in dieser Sache und ihm ein willkommener Helfer für seine Theorie über die Christusmythe.

Wie steht es nun mit dem einzigen Exemplar in Florenz? Der nicht sachverständige Leser des Tagblatts wird natürlich an eine einzige Handschrift denken; Drews hätte sich für diesen doch etwas deutlicher ausdrücken sollen. Er denkt doch nach Drews gewiß an ein einziges Buch, daß es aber zwei sind, bleibt ihm verborgen. Um so klarer geht ihm dann die folgende Behauptung von Drews-Hochard ein, dies Buch sei eine Fälschung eines Humanisten des 15. Jahrhunderts. Diese zwei Bücher aber oder Handschriften stammen doch aus ganz verschiedenen Gegenden, Zeiten und sind viel älter als der gedachte Humanist. In Florenz liegt der Mediceus I und der Mediceus II.

Mediceus I enthält die Annalen I—VI und entstand im 11. Jahrhundert im Kloster Corvey nach einer verlorenen Handschrift in Fulda aus dem 9. Jahrhundert. Der Mediceus II wurde in Italien im altberühmten Kloster Monte Cassino geschrieben in longobardischer Schrift zwischen 1053—1087 und enthält die Annalen XI—XVI sowie die Historien I—V.

Und ganz davon abgesehen: Der Fälscher müßte ein Wundermensch an Gelehrsamkeit gewesen sein, daß er diese Fülle der Ereignisse und die Menge der Personen, von denen wir im Tacitus lesen, alle zusammenbrachte, und noch dazu solche, die in Inschriften vorkommen, welche erst in unsern Zeiten gefunden worden sind, die aber scheint's der Humanist alle schon vorher aufspürte und gekannt hat. Es ist nur schade, daß er in seinem „einzigen" Exemplar uns solche Lücken gelassen hat, sei es, daß er damit es echter erscheinen lassen wollte, sei es, daß ihm wirklich der Atem ausging bei seinen Nachgrabungen, oder seine Phantasie erlahmte. An gedankenlose Köpfe oder unaufmerksame Verwalter der Klosterbibliotheken ist wohl kaum zu denken oder daran, daß Blätter um Blätter aus den Handschriften herausgenommen wurden in Zeiten, da man den Wert nicht schätzte, den alten Text wegschabte und Legenden oder sonst etwas für Klosterzwecke darauf schrieb! Interessant ist, wie der angenommene Fälscher, abgesehen davon, daß er uns ganze Bücher (VII—X) vorenthält, mitten in einem der Berichte über die zahllosen Grausamkeiten Neros, die sich wie Glieder einer Kette aneinanderreihen, im letzten Buche abbricht und uns in Spannung läßt; nicht einmal der letzte Satz ist vollendet. Wir erfahren nicht, was der gequälte und sterbende Thrasea, ein Opfer Neros, noch zu dem Philosophen Demetrius sprechen will: Post lentitudene exitus graves cruciatus afferente obversis in Demetrium ... = dann als sein langsames Sterben ihm heftige Qualen verursachte, wandte er sich gegen Demetrius ..., sein letztes Wort, es hieß Demetrium, damit verstummte — der Fälscher. War es Absicht? Oder traf ihn der Schlag, der wohlverdiente, ob seines unverzeihlichen Mißbrauchs seiner Gaben, die an ein Wunder grenzen? Glaubt Drews an Wunder? An das der Fälschung des ganzen Tacitus jedenfalls.

Der Fälscher des Tacitus ist also ein Mythus, in einem viel höheren Grade und mit größerer

Berechtigung als die historische Persönlichkeit Christi nach Drews, und die Christenverfolgung unter Nero ist eine historische Tatsache. Daß auch noch andere Schriftsteller des 1. und 2. Jahrhunderts teils auf den Brand, teils auf die Christenverfolgung unter Nero hinweisen, wie z. B. Plinius der Ältere und Sueton, Tertullian, der Nero als den ersten Feind der Christen bezeichnet, Melito von Sardes, ferner Laktanz und Eusebius, wollen wir nur kurz erwähnen, aber Drews legt nichts auf ihre Zeugnisse, sie passen ihm nicht. Und wenn von Späteren Nero dann nicht mehr als der Vorläufer des Antichrists genannt wird, so ist das zu erklären aus der Schwere der Verfolgungen, die erst so recht über die Christen in der Zeit des Kaisers Decius (249—251), Valerians (253—260) und Diokletians (284—305) kamen.

Dem Tacitus lagen als Geschichtsquellen die Werke von Plinius d. Ältern (gest. 79 beim Ausbruch des Vesuv) und von Cluvius Rufus vor, welcher letztere besonders die Zeit Neros behandelt hat. Außerdem erlebte er, wie wir schon sagten, als Knabe von zehn Jahren den Brand von Rom, und die Hinmordung der Christen wird ihn auch später veranlaßt haben, nach dem Urheber ihres Glaubens zu fragen, wenn es ihm nicht schon als Knabe, bei dem allgemeinen Gerede der Leute darüber, zu Ohren kam. Historischer Sinn wird bei einer solchen Persönlichkeit wie Tacitus schon früh ausgeprägt gewesen sein. Daß er als echter Historiker sich nur an Tatsachen halten will, bezeugt er selbst mit den Worten: „Wunderbare und fabelhafte Geschichten zu ergötzlicher Unterhaltung halte ich mit dem Ernste meines unternommenen Werkes für unvereinbar" (Hist. II. 50, conquirere fabulosa et fictis oblectare legentium animos procul gravitate coepti operis crediderim).

Daß ein tiefsittlicher ernster Mann aus seinem Werke zu uns spricht, darüber sind sich alle einig, die ihn kennen, daß sich sein Parteistandpunkt allerdings auch nicht verleugnet, ist auch zu bemerken, aber nie ist es ihm beigekommen, Dinge zu berichten, die er nicht als wahr betrachtete. Mit gewissenhafter Forschung und Überlegung geht er an das, was ihm seine Gewährsmänner berichten, erwägt es, wenn es ihm unsicher scheint, hin und her, weist es zurück oder spricht sein eigenes Urteil aus, wie der Sachverhalt wohl sein möge. Auch mündlicher Überlieferung folgt er: „Ich erinnere mich, von Älteren gehört zu haben" (audire memini ex senioribus).

Freuen wir uns also dieses ohne Zweifel echten Tacitus wie bisher: seiner Annalen, seiner Historien, seiner Germania, deren letzterer Inhalt uns immer wieder ebenfalls durch die Ergebnisse der germanistischen Altertumsforschung wunderbar bestätigt wird, von denen ein Fälscher-Humanist noch keine Ahnung haben konnte.

Prof. Julius Maerker

Fäden in die Unendlichkeit

Noch immer herrscht — wenigstens im Unterbewußtsein — die Vorstellung in vielen Köpfen die Erde sei der Mittelpunkt des Universums, die Menschheit der Mittelpunkt der Erde, und das Volk, die Partei oder gar der einzelne selbst der Mittelpunkt der Menschheit und damit des Weltalls. Diese Vorstellung ist so sehr im menschlichen Wesen begründet, daß man mit ihr als einer gegebenen Größe rechnen muß. W. v. Humboldt würde sie — wie er am 16. Oktober 1795 an Schiller schrieb — zu denjenigen Urteilen rechnen, die gewiß durchaus falsch sind, die aber ein mittelmäßiger Beurteiler notwendig fällen muß.

Die andern indessen haben die Welt als ein großes harmonisches Ganzes erkannt, dessen einzelne Teile aufeinander abgepaßt sind und worin jedem Teil seine bestimmte, zwar verschiedenartige, aber gleichwertige Aufgabe zukommt. Die Ausdehnung dieses harmonischen Ganzen hängt begreiflicherweise ab von dem geistigen Horizont des einzelnen Beschauers.

Das Vorwiegen des Stofflichen in unserem Dasein hat es mit sich gebracht, daß zunächst die Harmonie als das Ausbalanciertsein im physikalischen Gebiet erforscht wurde. Die Molekular-

physik, die Chemie, die Vorstellungen vom Bau der Atome wie von der Elektrizität lassen das ebenso erkennen, wie die Kunst des Maschinenbaus — mag es sich um Tauchboote oder Flugapparate handeln. Krankheiten sind Störungen im physiologischen Spiel der Organe, Erdbeben solche im Gleichgewicht der Erdrinde, und über unsere terrestrischen Verhältnisse hinaus taucht — wenn auch schüchtern — die Frage nach dem Gleichgewicht, nach der Harmonie zwischen den zahllosen Sonnen und Sonnensystemen in der Unendlichkeit des Raums auf.

Allein das, was wir die Körperwelt nennen, ist nur ein, vielleicht nicht einmal der wichtigste Teil der Welt. Ungleich wichtiger ist die Welt des Seelischen. Über die Natur der Seele wissen wir freilich bedauerlicherweise nichts. Aber sie leugnen, sie als Phantasiegebilde bezeichnen, mutet an, als wollte jemand die Schwerkraft oder die Elektrizität leugnen, weil wir sie mathematisch zu definieren nicht imstande sind. Wir können uns dabei auf Kant berufen: Man tut recht daran, das Wort Lebenskraft zu gebrauchen, weil von einer Wirkung gar wohl auf eine Kraft, die sie hervorbringt ... geschlossen werden kann. Wenn wir zwischen den korpuskulären Elementen, mögen sie groß oder klein sein, Zusammenhänge erkannten, welche sich als Naturgesetze darstellen und welche die Einzelheiten zu großen und immer größeren Einheiten zusammenfassen, so müssen wir Entsprechendes auch zwischen den geistigen Individuen aufsuchen. Sicherlich gibt es auch da bestimmte Beziehungen; nur kennen wir sie nicht ebenso genau wie jene im Bereich der Materie. Aber das liegt nicht an ihrem Nichtvorhandensein, sondern an der Mangelhaftigkeit des menschlichen Verstandes; vielleicht auch daran, daß er nach einer falschen Richtung eingestellt ist, weil er wähnt, es sei nach der von ihm bisher erkannten Weltordnung ganz unmöglich, daß dergleichen existiere (F. W. Hagen 1844).

Indessen, *eine* Gegenseitigkeitsbeziehung gibt es hier wie dort, nämlich die Tatsache, daß gleich abgestimmte Apparate aufeinander ansprechen. Der drahtlose Verkehr beherrscht zurzeit das allgemeine Interesse und baut sich von Tag zu Tag erstaunlicher aus. Allein was ist seine Grundlage schließlich anderes als das Prinzip der Resonanz? Senden wir eine Nachricht auf der Wellenlänge 520 in die Welt hinaus, so werden alle auf 520 abgestimmten Stationen sie aufnehmen, aber die von 519 oder 521 bleiben stumm.

So verhält es sich auch im Seelischen. Sind die Gemüter auf eine bestimmte Regung gestimmt, so wirkt ein bestimmter Reiz, z. B. ein Wort, zündend, erlösend oder wie man sich ausdrücken will, einfach deshalb, weil er die in den Individuen bereitliegende Energie auslöste. Genau so, wie sich in der Radiotechnik alles darum dreht, die Sende- und Empfangsstationen möglichst fein zu gestalten, so auch im Resonanzverkehr zwischen den Individuen. Die Kunst des Dramatikers besteht darin, die seelischen Aufnahmeapparate des vielköpfigen Publikums so zu stimmen, daß im entscheidenden Moment die beabsichtigte Rührung, Heiterkeit, Entrüstung usw. durch das geeignete Wort hervorgerufen wird. Wenn diese Formung oder Stimmung der Psyche der Masse nicht glückt, dann bleibt auch die geistreichste Sentenz, die witzigste Bemerkung wirkungslos, genau so wie bei Wellenlänge 519. Andererseits sind Worte beinahe überflüssig, wo die Stimmung richtig vorbereitet ist. Die Bühnenwirksamkeit minderwertiger Stücke, wie die Unwirksamkeit an sich wertvoller Werke erklären sich daraus.

Ganz ähnlich verhält es sich bei den Volksrednern und Rhetoren. Ihre Erfolge verdanken sie häufig genug keineswegs dem sachlichen Gehalt, als vielmehr dem Aufbau ihrer Reden, mit dessen Hilfe sie die Aufnahmeapparate ihrer Zuhörer auf die gewünschte Wellenlänge, auf den gewünschten Vorstellungskreis stimmen. Diesen so vorbereiteten Vorstellungskreis, diese geistige Konstitution mit den darin enthaltenen Strebungen bringen sie durch Schlagworte zur Entzündung, ebenso wie das der Schlagbolzen bei der chemischen Konstitution bestimmter Sprengstoffe tut.

Mancher würde andern Tags, wenn die Hochspannung von gestern sich vermindert hat, den Spuk abschütteln, hielte nicht die gegenseitige Beeinflussung innerhalb des Milieus seine Wirkung kürzer oder länger aufrecht. Die verschiedenen Moderichtungen in der Tracht, in den Künsten

und Wissenschaften liefern Beispiele von länger dauernden psychischen Resonanz-Stimmungen im Gegensatz zu dem nur nach Stunden sich bemessenden sog. Begeisterungstaumel redegewandter Demagogen oder bühnenkundiger Autoren.

Der Resonanzverkehr ist es, welcher im täglichen Leben die Verbindung mit unseren Mitmenschen herstellt. Mag man sich diesen Verkehr durch „luftgesponnene Zauberfäden" (Mörike) oder durch Ätherschwingungen vermittelt denken: immer werden gleichgestimmte Seelen einander verstehen, weil sie eben aufeinander resonieren

Wenn überhaupt eine Völkerversöhnung, ein Völkerbund zustandekommen soll, ist seelische Resonanz seine Vorbedingung.

Indessen, wenn wir es im physikalischen Gebiet nur mit einer Schwingungsform, mit einer Wellenlänge zu tun haben, so liegen die Dinge im Psychischen ungleich verwickelter. Unser Ich, unser Charakter, ist ja keineswegs eine homogene Einheit, sondern birgt in sich eine schwer abzuschätzende Anzahl von Komponenten, welche — nach Qualitäten und Quantitäten verschieden — in den verschiedensten Variationen sich kombinieren. Und über die Einzelpersönlichkeit hinaus, nur noch in erhöhtem Maße, ist jede Zeit ein höchst verwickeltes Gewebe, dessen Fäden tief in die Vergangenheit hineinreichen (Joh. Haller).

Daß zwei Individuen genau die gleiche Kombination darböten, ist so gut wie ausgeschlossen; nicht einmal bei Zwillingen kommt das vor. Indessen wenn die Übereinstimmung auch nicht gegerade = 100 Prozent ist, so genügt im praktischen Leben doch eine solche von 50 bis 90 Prozent, um das Gefühl der Zusammengehörigkeit, Sympathie, Freundschaft zu erwecken, welches Montaigne in die Worte kleidete: Parce que c'était lui, parce que c'était moi.

Freundschaft, Sympathie, Einfühlung, Mitleid, Verständnis sind also Ausdrucksformen der seelischen Resonanz. Aber diese Resonanz beschränkt sich nicht, wie die physikalische, auf Zeitgenossen: sie erstreckt sich über die vergängliche Einzelerscheinung hinaus über Zeit und Raum. Bewußt und noch viel mehr unbewußt hängen wir durch tausend Fäden mit dem früheren Leben der Völker zusammen. Es wäre nicht bloß ein unendlich törichtes, sondern ein völlig unmögliches Beginnen, sie abreißen oder zerschneiden zu wollen (E. Fabricius); man würde sich den Odem des eigenen geistigen Lebens unterbinden. Der in die Vergangenheit gerichtete Geist gleitet an allen den zahllosen Erscheinungen vorüber und macht halt bei den Gleichschwebenden. Je mehr seelische Antennen anklingen, um so gewaltiger gestaltet sich diese historische Symphonie, von deren Großartigkeit der reine Gegenwartsmensch keine Ahnung hat.

Das Zusammenklingen der Seelen ist es, das uns über die Jahrhunderte hinweg mit den großen Persönlichkeiten verknüpft. Wir werden als Platoniker, Aristoteliker, Scholastiker usw. geboren und bringen naturgemäß nur jener besonderen Geisteseinstellung Verständnis und Ausbildungsfähigkeit entgegen, auf welche unsere Anlagen, d. h. die Anlage unseres geistigen Resonanzapparates, eingestellt sind. Aber freilich, 100 Prozent Verstehen gibt es auch hier nicht, und weil die einen auf diese, andere auf andere seelische Schwingungsgruppen resonieren, so erklären sich die verschiedenartigen Auffassungen, die angeblichen Mißverständnisse bezüglich der gleichen historischen Erscheinung. So denkt z. B. über Kant vermutlich jeder nachgeborene Philosoph: die andern hätten ihn mißverstanden; und — welche erschütternde Ironie! — im Namen des nämlichen völkerversöhnenden Jesus sind die blutigsten Kriege geführt und die scheußlichsten Grausamkeiten verübt worden.

Freilich, mit dem Anklingen allein ist es nicht getan. Alle Resonanz bleibt ein Totes, wenn nicht eine dichterische Kraft sie anhaucht und ihre verwetterten Züge mit schöpferischer Phantasie belebt (E. Curtius).

Wer wollte beweisen, daß er einen anderen Menschen oder eine andere Zeit richtig verstanden habe? Und doch ist solches möglich. Bekannt ist Cuviers Meisterstück der nachträglich bewahrheiteten Rekonstruktion tertiärer Säugetiere; weniger bekannt das nicht minder bewundernswerte Meisterstück spürenden und kombinierenden Scharfsinns, mit welchem Giesebrecht 1841



die Annales Altahenses wiederherstellte — 30 Jahre später konnte Aventin an Hand einer nachträglich aufgefundenen Handschrift Giesebrechts Kombinationen bestätigen.

Vielleicht haben Dav. Fr. Strauß, Jakob Burckhardt, Hermann Grimm, Wilhelm Dilthey die Seiten von Ulrich von Hutten, Konstantin, Michelangelo, Schleiermacher ebenso lebenswahr resoniert, wie Schiller die Ufer des Vierwaldstätter Sees, Schumann und Schwind den Geist der Romantik, Menzel die Zeit Friedrichs des Großen und Bach die Gefühlswelt der Religiosität.

Umgekehrt wechselt im Laufe der Zeit die Einstellung der menschlichen Gesellschaft; daher die Verschiedenheit der Bewertung der gleichen Persönlichkeit zu verschiedenen Zeiten. So bewunderte die damalige Welt an Bach seine technische Virtuosität und sein Improvisationstalent, Raffaels Ruhm gründete sich bald auf seine Madonnenbilder, bald auf die Stanzen, Teppiche oder Porträts, und bei Böcklin konnten wir eine ähnliche Schätzungsverschiebung beobachten. Schiller als Dramatiker, als Philosoph oder Ästhetiker ist verschiedenen Menschen und verschiedenen Perioden eine verschiedene Persönlichkeit gewesen, und Lionardos Ruhm betraf bald den Maler, bald den Architekten, Bildhauer, Philosophen, Anatomen, Techniker, sogar den Violinspieler.

Als Kombinationsprodukte verschiedenartiger Qualitäten stehen wir vermittelst der Resonanz in Verbindung mit den entsprechenden Qualitäten über Unendlichkeiten und Ewigkeiten hinweg, nicht bloß mit dem relativ kleinen Kreis der Menschen, sondern auch mit der ganzen belebten Natur und darüber hinaus mit allem, was Bewegung hat.

> Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
> Die Sonne könnt' es nie erblicken.
> Läg' nicht in uns des Gottes eigene Kraft,
> Wie könnt' uns Göttliches entzücken!

Aber ach, so unbegrenzt auch die Resonanz an sich ist: manche Wellen aus der großen Weltensymphonie klingen in uns zu schwach oder gar nicht an. Schon manche der Höchstleistungen menschlichen Geistes: die Ideenlehre Platons, Goethes Faust, Michelangelos Deckengemälde, Beethovens letzte Werke ragen unverstanden aus dem geistigen Leben der Menschheit empor, schwer oder völlig unzugänglich wie das Matterhorn, wie der Mount Ewerest. Diese Werke überschreiten eben unseren menschlichen Horizont. Die Heroen können die letzten Wurzeln ihres Geistes nicht in die Vulgärsprache, in die verhältnismäßig geringe Anzahl von Resonatoren der breiten Masse hineinpressen (Helmholtz). Und für wie viele Vorgänge fehlen uns überhaupt die Aufnahmeapparate!

Zum Glück erstreckt sich das Gebiet der Resonanz weit über die verhältnismäßig enge Zone des Bewußtseins. Schon die Wurzeln der Sympathie, der Freundschaft, des Verstehens liegen zum größten Teil im Unbewußten; und aus dem gleichen Grunde entzieht sich die Religiosität — die Summe unserer Verschlingungen mit dem All — jeglicher verstandesmäßigen Behandlung. Für die unergründlichen Tiefen des Unbewußten, auf welchem unser flüchtiges Leben wie ein Wellenspiel dahinhuscht, ist unser überschätztes Bewußtsein völlig unzulänglich. Wer misset das Wasser mit der Faust und fasset den Himmel mit der Spanne? Wer begreift die Erde mit einem Dreiling und wieget die Berge mit einer Wage? (Jesaja 40, 12.) Vermögen doch unsere Physiker und Astronomen nicht einmal die Energien zu fassen, welche, von der Sonne ausgehend, durch Resonanz die merkwürdigsten Vorgänge auf der Erde auslösen; wieviel weniger den Geist, der hinter alldem thront!

Aber gleichviel! Mag uns die Resonanz aus dem Universum mehr oder weniger bewußt werden, wie das innerhalb des Rahmens unseres individuellen Daseins erforderlich zu sein scheint, oder mag sie — des Raumes und der Zeit spottend — nur im Unterbewußten anklingen: immer bleibt sie das Prinzip, das uns mit der Ewigkeit verbindet, und das uns in jeder Sekunde das erhabene Gefühl verleihen kann, ein Teil der Ewigkeit zu sein.

Generalarzt a. D. Dr. Buttersack

Neu-Irland

Es hatte uns die Not der Kriegszeit flüchtig verbunden. Kaum erinnern wir uns: Sir Roger Casements bleicher, edler Kopf, — unserer Regierung feierliche Erklärung, daß Deutschland den Iren freundlich gesinnt sei und eine Invasion keine Eroberungsabsicht bedeuten würde; — Roger Casement, der in Christiania dem Anschlag des englischen Gesandten auf sein Leben entkommen war — und, von Deutschland nach Irland zurückgekehrt, am 3. August 1916 an einem englischen Galgen sein Leben ließ!

Wir möchten meinen, daß es nicht immer richtig ist, zu vergessen, mit wem uns in Zeiten der Not etwas verbunden hat. Und schon in dem knappen Erinnern an diesen Mann ist etwas, das uns fragen heißt: wer sind diese Iren?

Viel Drängen gibt es in Irland, viel Wünschen und Sehnen. Und eines scheint das Höchste oder das Erste, es lebt in den Seelen wie im Klange jenes Nationalliedes: „That Ireland, long a province, be A Nation Once Again“ ... „Wieder ein Volk sein“, frei sein, echt, „wir selbst“ („Sinn Fein“)! Und es gab einen Frühling in Irland, der inniger als andere den Iren Auferstehung bedeutete: Auferstehung im Darbringen des einzelnen, jungen Lebens. — Am 11. Mai 1916 wurde im englischen Unterhause mitgeteilt, daß in Irland 15 Rebellen hingerichtet, 2 zum Tode, 73 zu Zuchthausstrafen, 6 zu Gefängnis und Zwangsarbeit verurteilt, 1706 deportiert worden seien. Das erfuhr die Welt über den heiligen Frühling der jungen Iren.

Rebellion ist das natürliche Gewand, das der Irländer trägt; das hat Roger Casement uns erklärt. Im 12. Jahrhundert hat einer der irischen Könige (Stammesfürsten) bei einem Streit um den Thron des Hochkönigs von Irland den englischen König Heinrich II. um Hilfe gegen den siegreichen irischen Hochkönig Ruaidhri von Connaught gebeten; der Engländer kam, und einige irische Könige gelobten ihm Treue; einer kannte die Staatsformen des anderen nicht, kein Ire wußte, welche Bedeutung der fremde Lehenskönig einer Teilunterwerfung beimessen konnte. Der Engländer aber nannte sich fortan „Herr von Irland“. Und vier Jahrhunderte später ließ sich zufolge seines „ererbten Rechtes“ der König von England Heinrich VIII. zum „König von Irland“ erklären, wieder mit Anerkennung einiger irischer Könige — die nicht einmal der englischen Sprache mächtig waren! Und es erfolgte von nun an die grausamste Ausbeutung des Landes. Seitdem heißt den Briten jeder Ire, der Aufhebung eines fälschlich und mißverständlich gesetzten Zustandes fordert, ein Rebell; und jeder Ire, der Recht und Freiheit liebt, ist schon als Rebell geboren. Nur Übermacht des Gegners hindert ihn, für die Freiheit der Heimat zu kämpfen.

Als England im großen Kriege gegen Deutschland kämpfte, war seine Übermacht in Frage gestellt: das Hindernis für den Freiheitswillen der Iren. Die Jungen unter den Edlen gewannen auch die Besonnenen für das eine Ziel; ein heimliches Feuer lief durch das Land. Blut sollte fließen; aber nicht Haß rief nach Blut, sondern Opferwille. So wurde der Frühling 1916.

Am 24. April — Ostermontag! — riefen Thomas J. Clarke, Sean Mac Diarmada, Thomas Mac Donagh, Pearse, Ceaunt, Conolly und Joseph Plunkett als provisorische Regierung der Irischen Republik die Irländer und Irländerinnen im Namen Gottes und der toten Generationen zu den Fahnen zum Kampf für Irlands Freiheit. In der vorhergehenden Nacht hatte sich ein kleiner Haufe von Menschen in Dublins Postgebäude verschanzt, Frauen unter ihnen — Waffenschwestern — und auch James Conolly, der geistige Führer des Kampfes. In der vorhergehenden Woche hatte ein deutsches Schiff, beladen mit Waffen für Irland, an dem vorbestimmten Tage — kaum glaublich! — den vorbestimmten Ort erreicht und einen Tag und eine Nacht hindurch sein Signal ausgeschickt — aber umsonst! Die irische Führung hatte nachträglich, zu spät, das Eintreffen der deutschen Hilfe auf den 23. April beordert, und am 20. April gab es kein Auge an der Küste. Die einzige Hilfe, die dem Inselvolke genaht war, wurde am Karfreitag unter dem Griff der Engländer auf den Boden des Meeres versenkt. Umsonst waren Roger Casement

und Joseph Plunkett — beide jetzt zurückgekehrt — in Deutschland und allen Demütigungen solcher politisch zweifelhaften Stellung ausgesetzt gewesen.

Achthundert Menschen nur standen am Ostermontag unter den Fahnen der Irischen Republik. Hilfe durch deutsches Geld hatten die Führer verschmäht. Den ersten Plan, die kleine Stadt Limerick zum Ausgangspunkt zu nehmen, wo ihnen Gefolgschaft am sichersten war, hatten sie verlassen, weil Dublin die Augen „der Welt“ besser auf sich zog. Die Ostersonntags-Anordnung des Chefs des Stabes, Professor Mac Neill, nicht zu marschieren, weil es an erwarteten Vorbedingungen fehlte, wurde nicht klar verstanden oder nicht beachtet. In vielen Häusern von Dublin saßen am Montag Gruppen von irischen Kämpfern, an vielen Plätzen wurde ein englischer Beamter davon überrascht, einen Revolver vor sich zu sehen. England kennt Aufstände; das eiserne Netz der britischen Macht spannte sich fest, da war die Sorge klein — Rattenfallen hat man die selbstgewählten Nester von Irlands Armee genannt. Wo blieb Irland? Die sieben Führer und ihre Folgschaft taumelten in den Tod, den sie immer vor sich gesehen — am hellsten und am härtesten Pearse, der Dichter —, seitdem sie fühlen und wählen gelernt hatten. Das Land aber blieb aus. Einige nur folgten. Viele indessen — verurteilten, schmähten die Stürmer und Dränger. Tag um Tag jener Osterwoche kämpfte man in den Straßen, saßen die immer einsamer Werdenden in ihren „Fallen“ oder flüchteten auf unterirdischen Wegen aus einer in die andere. In mehreren anderen Städten geschah gleiches, auch wo Waffen fehlten. Am letzten Tage der Woche unterzeichneten Pearse, Conolly, Mac Donagh die Erklärung bedingungsloser Übergabe. Die Hoffnung, den Resten ihrer Gefolgschaft das Leben zu retten, hieß sie den Tod des „Verräters“ dem Tode des Kämpfenden vorziehen.

Die sieben waren am Ziel. Joe Plunkett erklärt für sie alle dem Geistlichen, der sie versieht: „Ich sterbe für Gottes Ruhm und Irlands Ehre“ — Joe Plunkett, dem an dem Abend vor seiner Hinrichtung seine Braut, eine Malerin, sich vermählte; Pearse, Dichter (wie Plunkett und Mac Donagh), hinreißender Redner und Lehrer und Gelehrter von Rang, der Musiker Ceaunt, der Historiker Conolly — oder sagt man nicht besser: der Sohn seiner liebenden Mutter, der schmerzlich-treue Vater seines Kindes — jeder ging willig in den Tod.

Jeder ging in jener Osterwoche den Weg zu seinem Gott. Den Iren ist Politik Religion.

Sie haben die tragische Bitternis erfahren, daß ihr Land ihrem Handeln nicht folgte. Sie haben geglaubt, daß ihr Sterben ihren leidenden Brüdern unvergängliche Frucht tragen müsse.

Die Welt hat sich nicht bewegt. In England, dem „freien Volke“, hat sich nur eine Stimme erhoben, die Bernard Shaws, des Irischgeborenen, um zu geißeln, daß Kämpfer für die „Rechte der kleinen Nationen“ nicht als Kriegsgefangene geachtet, sondern von Kriegsgerichten verurteilt und von heute auf morgen erschossen worden sind. Europa hatte kein Ohr.

Dennoch ist im stillen die Saat dieses Todes aufgegangen. Es hat seitdem der Ruf nach Freiheit nie mehr geschwiegen; und unaufhaltsam, Schritt für Schritt, gewinnt das unterdrückte Land Rechte. Mancherlei Gestaltungen freien Sinnes sind daraus erwachsen — aus dem Erkennen, daß diese Osterwoche, dieses Opfersterben, eine überaus kostbare Blüte in dem Garten keltischen Selbstbesinnens, irischen Lebenswillens war, den seit Jahren schon mancher pflegte. James Stephens beklagt die Toten voll Wehmut: „Sie können nicht noch einmal für die Freiheit sterben“ — grüne Zweige sieht er den Frühling über ihre Gräber breiten, und er preist, freudekündend, ihr Ziel: „Denn Leben folgt dem Tod, und Tod ist hier.“

Kunst erblüht, und die Kunst hatte lange schon, seit dem letzten Jahrhundertende, dem Verkümmern unter Englands Druck Trotz geboten, hatte als „gälische Liga“ die Quellen der alten Kultur wieder aufgeschlossen, die irische Sprache vor dem Untergange bewahrt — ohne sie pedantisch als einziges Mittel für Schrift und Wort zu setzen —, hat in Liebe zur Vergangenheit eine Renaissance irisch-nationaler Dichtung heraufgeführt.

Eine reiche und starke Welt haben die Nachfahren der frühen Kelten wieder erschlossen. Die

grünen Hügel des Eilands bewohnt das Volk der Feen, leis, aber voll Macht; hier ist der Puck — des Sommernachtstraums . . .; hier stellt sich lachender Leprechaun in grünem Rock und roter Kappe flugs vor den Wandersmann; dort wird ein Menschenherz von unverstandener Gewalt gelockt und beherrscht. Auch unter den Göttern wird Aengus in seinem gläsernen Hause, der Liebesgott, „der große Zauberer" benannt. Viel verbindet Götter und starke Helden. Auch das Volk von heute fühlt sich den Naturmächten eng verbunden; hier hat niemals die Kirche kindhafte Ehrfurcht als Aberglauben verpönt.

Wandelbar sind die Gaelen. Wie viele Lebensformen uralter Vergangenheit pulsen in ihrem Blut: lachendes, trotzendes Herrschertum — jahrtausendelang; Sich-beugen-müssen in Trauer und Leid unter der kalten Faust des Bedrückers, — und immer demütiges Sich-beugen-müssen vor der Gewalt der See! Hart ist ihnen die Erde: Wässer und Winde von allen Seiten; und wo wieder Menschen wohnen über dem Wasser, da ist es der unbarmherzige Feind. Aller Reichtum des Bodens, der Küstenbildung ist ungenützt geblieben: schärfste Sondergesetze haben immer wieder jeden aufblühenden Erwerbszweig vernichtet, der England Konkurrenz bot. Keine Dampferlinie geht von westirischem Hafen den kürzesten Weg nach Amerika, jede Konzession wird verweigert. Armselig fristet das Volk sein Leben. Schwer nur wird Geld verdient. Wohl jede Familie muß ein Glied, einen der Zuvielgeborenen, auswandern sehen. Vier Millionen Einwohner zählt heute nur das Land, das vor Jahrhunderten die doppelte Anzahl mit Überfluß ernährt hat!

Dennoch: nicht Bitterkeit ist aus dem Druck entstanden. Gewaltige Spannkraft scheint nur gewachsen zu sein, sie hat die Liebe zur Freiheit in großartiger Treue jahrhundertelang bewahrt und mit ihr adliges Fühlen. Geheimnisvoll, überraschungsreich gestalten sich Geschicke. Nicht die Magnetnadel äußeren Erfolges bestimmt sie. Herzhaft froh ist irische Lebensfreude, befreit sich gern zu sprudelndem Übermut. Groß und ohne Scham ist das Leid. Todestrauer verbindet zu lauter Klage. Ungebrochen ist jedes Gefühl. Kraft, zu lieben, zu helfen, zu verstehen ist in aller Not frei geblieben.

Das ist die Welt der irischen Dichtung. Als der junge Goethe sich an der ossianischen Welt berauschte (Ossian ist schottisch-gälische Form; irisch: Oisin, im Irisch-Englischen durch Usheen wiedergegeben), hat seine Zeit einen starken, belebenden Bronnen in ihr gefunden. Das müde Europa von heute hat ihn noch an seiner Seite, und lebendiger rauschend als damals: aus den Quellen des Einst und des Heute.

Einer der stärksten der neuen Dichter, W. B. Yeats (ea = eh), zählt auch für England und für die Welt (er ist Träger des Nobelpreises) in der Pracht seiner Lyrik und in der funkelnden Tiefe seiner zahlreichen kurzen — nicht durchaus zur Bühne hinzielenden — Dramen. Er zwingt auch die Form, deren Glätte und Ebenmaß dem Iren nicht strenges Bedürfnis ist. Farbe und Wärme gibt seinen Schöpfungen die alte gaelische Welt: — Cuchulain, der lachende, mächtige Held, den nichts besiegte als nur am Ende geheimste Wunde des eigenen Herzens, Deirdre, die schönste Frau, die rote Rose, die allzuviel Liebe entzündet und selbst doch auch lieben mußte. — Yeats rief 1898 John Millington Synge (ge = g) — der vorher in Deutschland studiert hatte — aus Paris in die Heimat, um Stimme der Heimat zu werden. Synge ist dem Ruf gefolgt, er hat in der Stille der Aran Islands sein Volk unter seinen lastenden Ängsten und Nöten lieben gelernt. Er ist der Dramatiker des neuen Irland geworden. Den Iren ist sein Werk eigenster Besitz. In der Sprache seiner Dichtung klingt das Branden und Nie-Enden der Wässer vor Irlands Strand. Des Iren Seele klingt unter jedem Hauch des Schicksals wie die Saiten einer Harfe; bewegt uns erst Zwang des Schicksals, so bewegt den Iren frei-lebendiges Gefühl. Gefühl trägt auch sein Drama. Das letzte Werk Synges, des Frühgestorbenen, „Deirdre of the Sorrows", kehrt zu den steilen Nöten der heldischen Vergangenheit zurück, — steiler nur das Gewand, niemals fremd der Seelen Fragen.

Es könnten noch manche Namen von Dichtern von Geltung genannt werden. Die Herbheit und die Süße der Heimat, die schwarzen Winde und die weißen Blüten, sind ihnen zum Bilde einer

reinen, stillen Frau geworden: Cathleen, Tochter des Houlihan. Ihr sterben die Liebenden. „Die schönsten Blüten in Irland blühn auf den schwarzen Galgenbäumen."

Es ist kein Stillstand in all dem Drängen. Es ist nicht ein Führer da, der allen klaren Weg wiese. Aber es sind Wegzeichen, die alle sehen. Der sechste Versuch der Iren, mit Waffen die Freiheit zurückzugewinnen: der Aufstand der Osterwoche, war mehr ein Kampf der Herzen als ein Kampf der Waffen. 1920 hat Terence Mac Swiney, Bürgermeister von Cork, eine neue Waffe mit freiwilligem Tode geweiht: den Hungerstreik. Viele sind ihm gefolgt. Viele sagen heute: Unsere Waffen sind die Waffen des Geistes. Als vor kurzem wieder einmal, in dem Grenzstreit zwischen Nord und Süd, politische Unruhe fast aufs höchste gestiegen war, hat wahrhaft freier staatsmännischer Geist eine Lösung zu finden gewußt und ihr die Anerkennung des ganzen Landes gewonnen.

Ossian hat nach der Sage seinen ruhmvollen Helden Finn um dreimal hundert Jahre überlebt und mußte dann vom heiligen Patrick hören, der Christengott beherrsche nun die Welt und Finn und seine Heerscharen wären alle in der Pein der Hölle. „Große Schande", ruft Ossian, „wäre das für Gott, wenn er Finn nicht aus den Fesseln der Hölle befreien würde; denn wenn Gott selbst in Banden wäre — mein Fürst würde sicherlich für ihn kämpfen!" So haben die Gaelen Irlands manches Mal auch für den Briten gekämpft. „Alle ihre Kriege sind fröhlich, und alle ihre Lieder traurig" — staunt ein alter Spruch.

Stefanie Wichert

Raffaels Genius

Wandert man lärmbetäubt durch das Tosen der heutigen Großstädte Italiens oder selbst durch den Konstantinsbogen auf die Appische Straße, so weiß man, daß Raffael der gegenwartsfernste aller Künstler ist. Was hat er gemein mit dieser ruhelosen, mit sich uneinigen Zeit? Noch stehen das Kolosseum und die zerfallenen Thermen des Caracalla, noch führt derselbe mit Alleen beschattete Weg bis an die Ränder der Campagna, und die Nachkommen derselben Weinbauern rasseln mit ihren rosenbemalten Eselkarren über das Lavapflaster, welches den Fuß des anmutigsten Malers trug. Es ist ein Traum dem heutigen Geschlecht, den man nur bei Vollmondnacht oder frühestem Frühlingsmorgen in seiner Stille zurückerlebt, wenn dieselben blonden Halbschatten unter einem Himmel von gleichem Jugendblau und über Frauengewänder von ähnlicher Buntheit gleiten. Es ist ein Traum, wie Raffael selbst ein Traum der Menschheit war und bleiben wird.

Denn trotz aller Bewegtheit im einzelnen war es das große stille träumerische Rom, das unter den Päpsten von Sixtus V. bis Clemens VII. ruhig und erstaunt fast nach mehr als tausendjährigem Schlaf die Augen aufschlug. Wie anders bebte doch der Flügelschlag der Zeit um diese goldenen Tage, da kein Laut als das Klingelgeläut der Landgefährte und der verlorene Hufschlag päpstlicher Reiter über die Tiberbrücken scholl und man eben anfing, die tausend, dann durch Winckelmann zum zweitenmal entdeckten Bildwerke des Altertums aus dem Schutt zu graben, die heute den Prachtsälen des Vatikans jenen Ewigkeitsglanz geben, der kaum ein anderes Fürstenschloß umschwebt! Es ist der Heiligenschein auch Raffaels, der als Oberaufseher sämtlicher Kunstaltertümer Roms nach dem Zeugnis Vasaris in den Loggien-Malereien „keine Vase, noch Statue, keinen Pfeiler und kein Bild der Antike, zerbrochen oder unzerbrochen" festzuhalten unterließ.

Es blieb neueren Kunstforschern vorbehalten, im Anschluß an Michelangelos Wort vom Fleiß Raffaels diese beispiellose Anpassung und Aufnahmefähigkeit des Meisters für Mangel an Originalität zu erklären. Man fand, daß sein Leben hindurch Perugino und Leonardo, Bramante und Fra Bartolommeo, Michelangelo und die Antike seinen Leistungen Gedanken ge-

liefert hätten und daß Raffael im Grunde, wie sein venezianischer Malgenosse Sebastiano del Piombo gern glaubte, nur ein großer glatter Abschreiber, nur ein Formtalent ohne Seele gewesen sei. Wer nur Stiche und Wiedergaben seiner Gemälde kennt, mag noch heute glauben, daß nur virtuose Leichtigkeit hier das kunstempfänglichste Jahrhundert und wieder Winckelmann und Goethe und Hermann Grimm betrog. Wer einmal in aller Stille durch die lärmfernen Uffizien, den Vatikan und die Villen ging, kann es nicht mehr. Er braucht sich nicht mehr zu erinnern, daß doch auch Fra Bartolommeo von Raffael die Perspektive lernte, daß Michelangelos Wort nicht Tadel, sondern höchstes Lob sein sollte, daß jener umstrittene Geigenspieler, den man lange dem Urbinaten zuschrieb, für Sebastiano eine Höchstleistung bleibt, für Raffael aber nur ein Nebenwerk gewesen wäre. Man braucht sich auch nicht lange zu wundern, daß aus dem gewandten Nachahmer auf einmal binnen ein oder zwei Jahren der gewaltige römische Raumkünstler der „Schule von Athen", der visionäre Lichtdarsteller der Petrus-Fresken wird. Wer vor den Bildnissen der Päpste Julius und Leo, der Madonna della Sedia, der Madonna della Tenda in München, dem Kardinal Alidosi, der erschütternden „Messe von Bolsena" gestanden, der muß Raffael heute noch, gerade heute erleben, muß erkennen, daß hier ein Stück Mozart, ein Stück Goethe vor Mozart lebendiggemalt wurde. Oder ist es ein Irrtum, wenn man die Teppiche der Sixtina, vielleicht das Machtvollste an Gestalt, was Raffael gelang — die „Parthenonskulpturen der neueren Kunst" genannt hat? Kann ein bloßer Virtuos jenen „Fischzug Petri" entwerfen, dessen überzeitliche Traumkraft noch heute auf Wandkünstler wirkt? Wer war dieser götterschöne ewige Jüngling ohne Falten und Verzerrung, ohne Krampf und Disharmonie, dessen Legende schon da anfängt, wo der mantuanische Gesandte den eben Gestorbenen Siebenunddreißigjährigen für vier Jahre jünger erklärt?

Es ist ein Doppeltes und doch Verwandtes, was wir nicht begreifen. Unsere Zeit liebt den Kampf des Einzelnen zu sehen, und wo das Individuum sich nicht vordrängt, da findet sie nicht die Seele. Michelangelo verleugnet keines seiner Werke. Jedes trägt seinen Stempel. Er benutzte die Vorbilder nur, um sie nicht zu wiederholen. Aber Raffael verbarg sich. Er schuf die große Linie der Zeit zu Ende und ließ sie in unbegreiflicher Harmonie ausklingen. Raffael ist selbstverständlich wie die Sonne, Michelangelo sonderbar wie ein Weltenuntergang. Raffael ist der Mozart der klassischen Malerei, voller Süßigkeit, Anmut und geheimer Melancholie. Michelangelo ist wie Beethoven; seine Schöpfungen erschüttern. Raffael malte nach eigenem Wort ein Überwirkliches genau wie Buonarotti — nur war es dort Harmonie, hier Disharmonie. Und das andre: Raffael suchte die Gestalt, die reine ungestörte Bildhaftigkeit — Michelangelo in dem Sturm seiner Phantasien den Rausch. Hier wilde Bewegung, dort heitere Ruhe. Anmutig-reine Bildungen hervorbringen mit der Selbstverständlichkeit eines unerschöpflichen Blumengartens — das wird immer unverständlich, wird leicht wie Nachahmung und leere Form erscheinen. Aber Raffael liebte nicht nur die Antike, sie lebte in ihm wie in wenigen: seine Seligkeit war, in jenem Goldenen Zeitalter unterzutauchen, sein Sein aufzuheben im traumhaften Weben einer vergangenen unerreichbaren Welt. In ihm vermochte seine umbrische Schwärmerseele sich zu erweitern und zu vergeistigen, sich zu wiegen wie Morgenstrahl: nicht zufällig ist er ein Landsmann des Heiligen Franz von Assisi, um dessen göttliche Seele sich Menschen und Tiere scharten. Wer die Madonnenallee Raffaels durchwandert, ohne die Melodie dieser großen ruhenden stummen Seele zu vernehmen, wer den selbstgemalten Augen des Uffizien-Bildes sich aussetzt, ohne sich hinzugeben, wer kalt bleibt vor der tief aus den Bildgründen herausleuchtenden Farbenglut dieses in seiner Farbenbescheidenheit ergreifenden Harmonikers, der lebt nur in dieser Zeit.

Aber wir alle tragen Sehnsucht nach jenem Traum, der dies glückselige Jünglingsleben über die ehrwürdigsten Stätten der Erde trug; wir alle wollen nicht eingestehen, an welchen Wundern seligen Geheimnisses uns der rasende Sturm unsrer Tage vorüberträgt — wir alle sind krank an Raffael.

Dr. Karl Theodor Strasser

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Ein Briefwechsel über die Anthroposophie

Im Januarheft des „Türmers" haben wir unter dem Titel „Anthroposophisches" (S. 361) die irrtümliche Darstellung eines jungen Mannes aus den Kreisen Steiners zurückweisen müssen. Inzwischen äußerte sich auch Dr. Friedrich Rittelmeyer zu unseren Bemerkungen im Oktoberheft des „Türmers" (Steiner und Rittelmeyer, S. 87). Er schreibt dazu in Heft 8 seiner Christengemeinschaft" (S. 235):

„... In derselben Nummer des ‚Türmers', in der Lienhard meinen seit Jahren von ihm erbetenen Aufsatz über die Christengemeinschaft in der ‚Offenen Halle' das Tageslicht erblicken läßt, impft er zu gleicher Zeit alle seine Leser gegen diese Giftgeburt, indem er Stellen aus meinem Nachruf für Rudolf Steiner zum Abdruck bringt mit vielen Ausrufezeichen und Fragezeichen. Schließlich erfolgt der Gnadenstoß: ‚Aber die entscheidende Vorfrage ist von Rittelmeyer gar nicht aufgeworfen, nicht einmal empfunden ... Ist objektive Erkenntnis übersinnlicher Welten für uns sinnengebannte Planetenbewohner überhaupt möglich?' Gegen die Ausrufungszeichen habe ich gar nichts. Sie sind an der rechten Stelle. Man möchte es wirklich in alle Welt rufen, was da gesagt ist. Auch gegen die Fragezeichen habe ich nichts, wenn sie nicht bloß die Sache fraglich machen wollten, sondern die Menschen fragend. Gewaltige Fragen sind da: Mensch, suche die Antwort! Was aber den Endspruch angeht, so ist es immer dasselbe Lied: um nicht die Sache ernst nehmen zu müssen, behauptet man, der andere habe sie nicht ernst genommen. Lienhard weiß, daß einmal ein Buch geschrieben worden ist: ‚Wie erlangt man Erkenntnisse der höheren Welten?' Darin ist in aller Ausführlichkeit auch dargetan, wie ‚Erkenntnis der höheren Welten' möglich ist. In welchem Sinn allein sie ‚objektiv' sein kann, darüber ist anderwärts aufs klarste gesprochen worden. Aber alle Mühe ist vergebens — an dem, der sich nicht mit mühen will" ...

Soweit Rittelmeyer. Ausdrücke wie „Giftgeburt", „Gnadenstoß" und die Behauptung, daß ich ihn absichtlich in die „Offene Halle", die Aussprachestelle des „Türmers", verbannt habe, nötigten mich zu dem folgenden Briefwechsel:

1.

Weimar, 17. Nov. 1925.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ein anthroposophischer Freund schrieb mir in einem Brief die Stelle ab, die sich in Heft 8 Ihrer „Christengemeinschaft" mit meiner Person beschäftigt. Diese Stelle und der Aufsatz von Wilhelm Kunze in der „Anthroposophie" (Nr. 41) geben mir Anlaß, mich demnächst im „Türmer" mit dieser Sache zu beschäftigen. Ich werde meine Beziehungen zu Rudolf Steiner erzählen und dabei feststellen können, daß Dr. R. Steiner viel weitherziger war als seine Jünger, denn es ist Legendenbildung, wenn Herr Kunze behauptet, daß ich unproduktiv geworden, seit ich mich von der Bewegung zurückgezogen. Was nun Ihre eigenen Äußerungen betrifft, so gestatten Sie mir wohl freundlichst einige sachlichen Bemerkungen:

1. Sie verschweigen Ihren Lesern, daß Ihr Aufsatz eine ganze Reihe von ähnlichen Aufsätzen abschloß, die sich mit dem Thema: „Kirche und Religion" beschäftigen. Diese Betrachtungen standen alle in der „Offenen Halle". Ihre Bemerkung erweckt den Eindruck, als hätte ich gerade Ihren Aufsatz absichtlich dorthin verbannt. Ich bedauere dies, denn es wirkt unfreundlich und entstellt den Tatbestand.



2. Auch die Äußerung, daß ich meine Leser gegen diese „Giftgeburt“ „impfe“, indem ich an anderer Stelle einen Auszug aus Ihrem Nachruf auf Steiner bringe, entspricht nicht dem Tatbestand. Ich habe mir diesen Auszug ganz unabhängig von Ihrem Aufsatz für mich selber hergestellt und hätte ihn auch ohne Ihre Betrachtung über die „Christengemeinschaft“ mit meinen Bedenken veröffentlicht.

3. Abermals verschweigen Sie Ihren Lesern den wichtigen Satz in jenem Auszug, der meine Einstellung Ihnen gegenüber kundtut, nämlich meinen Satz: „Die Auffassung dieses ernsten Mannes wird jeder Leser achten, auch wenn er mit anderen Augen schaut.“

4. In der gleichen Richtung wirkt der Ausdruck: „Gnadenstoß.“ Als ob es meiner Lebensauffassung entspräche, einem ernsten Manne und seiner Überzeugung einen Gnadenstoß zu versetzen, also zu morden oder zu meucheln!

5. Das Buch, das Sie nennen, habe ich nicht einmal, sondern mindestens zweimal durchstudiert, wie überhaupt wohl wenige gegenwärtige Schriftsteller sich so eindringlich mit der Anthroposophie beschäftigt haben wie ich.

Gestatten Sie mir, meinem herzlichen Bedauern Ausdruck zu geben, daß Ihre Ausführungen nur geeignet sind, mich bei Ihren anthroposophischen Freunden weiterhin in Mißachtung zu setzen.

Mit hochachtungsvollem Gruße Friedrich Lienhard

2.

Rittelmeyers Antwort

Stuttgart, 3. Januar 1926.

Sehr geehrter Herr Professor!

Längst wollte ich Ihnen antworten. Ich habe es allerdings als eine große Unfreundlichkeit empfunden, daß Sie in derselben Nummer, in der Sie einen wiederholt von mir gewünschten Aufsatz bringen, gleichzeitig selbst einen Aufsatz bringen, der mich bei den Lesern diskreditieren muß, — ohne mich vorher irgendwie zu verständigen davon. Derartiges ist mir noch von keinem Schriftleiter begegnet in meinem ganzen literarischen Leben. Ich hätte Ihnen meinen Aufsatz gewiß nicht gegeben, wenn ich es gewußt hätte. Die Mißlichkeit, die darin liegt, daß aus einem Aufsatz von mir einzelne Stellen herausgerissen werden und das Dazwischenliegende, was diese Stellen erst recht verständlich macht, ausgelassen, daß diese herausgegriffenen Stellen noch mit Fragezeichen und Ausrufezeichen versehen werden und gar nicht unbefangen wirken können, ganz abgesehen davon, daß sie im Zusammenhang anders dastehen, müssen Sie doch selbst empfunden haben. Demgegenüber wirkt der Satz, daß man es mit einem ernsten Manne zu tun hat, so matt und nebensächlich, daß ich nicht den Eindruck davon haben konnte, ich muß das meinen Lesern mitteilen. Im ganzen ist der Eindruck, den Ihr Artikel gemacht hat, auf viele Leser, nicht nur Anthroposophen, durchaus so gewesen, wie ich ihn geschildert habe. Viele waren recht peinlich berührt. Und dies alles, nachdem Sie Spiecker so ausführlich das Wort gegeben hatten und ihn — den Mann viel ernster nehmend, als er es verdient — in „Türmers Tagebuch“, nicht in der „Offenen Halle“, noch einmal unterstrichen hatten. Wundern Sie sich, wenn ich dies alles nicht als Unbefangenheit und Gerechtigkeit betrachten kann? Sie haben eine große und wichtige Sache, die rein vor Ihre Leser hätte treten sollen, gleich selbst vor Ihren Lesern wieder diskreditiert. Die Anthroposophen, die mir abrieten, Ihnen einen Aufsatz zu schreiben, und denen ich widersprach, haben leider recht behalten.

Es hat mir dies alles um so mehr leid getan, als ich eigentlich von Ihnen Großes erhofft hatte in bezug auf das wirkliche Bahnbrechen für eine neue kommende Weltanschauung. Denn täuschen wir uns darüber nicht, in hundert und mehr Jahren wird das menschheitliche Urteil über unsere geschichtliche Stellung sehr stark davon beeinflußt sein, wieweit man den Eindruck hat, daß wir dem großen Kommenden erstes Verständnis und tapferes Eintreten gegen alle Anfeindungen dargebracht haben.

Da ich gerade an Sie schreibe, habe ich es übernommen, auch einige Worte zur Antwort auf Ihr Schreiben an den anthroposophischen Vorstand hinzuzufügen. Die Herren des Vorstands sind weit entfernt davon, sich mit allen Einzelheiten des Artikels von Herrn Kunze zu identifizieren. Aber es muß, wenn über diese Angelegenheit geredet werden soll, doch ausgesprochen werden, daß Ihre letzten Artikel über Rudolf Steiner und die Anthroposophie bei allen verständigen Anthroposophen tiefes Befremden erregt haben. Insbesondere die stark in die anthroposophische Bewegung hereindrängende begabte Jugend lehnt solche Ausführungen sehr gründlich ab. Nicht um des Sachlichen willen. Darüber ließe sich immer reden. Und hier wird in diesen Kreisen über alles recht offen geredet Sondern gerade um des Menschlichen und Persönlichen willen. Über solche Sätze z. B. wie den: „Als dann um 1915 die Ausbreitung nach außen kam (Aktiengesellschaften, Millionenprojekte, Dreigliederung usw.), zog ich mich meinerseits in aller Stille von der Bewegung zurück ... Steiner ist in seiner Gesamterscheinung eine zwar bedeutende, doch ebenso gemischte Persönlichkeit“ (Heft 9, Seite 178) hat diese Jugend ein sehr scharfes Urteil. Ebenso trifft alles, was Sie über den Rausch, den dämonischen Zauber Steiners usf. gesagt haben, diese Jugend, die Steiner z. T. nicht einmal persönlich kennengelernt hat, so gar nicht und achtet die wirklichen Seelenvorgänge in den Geistern und Herzen dieser jungen Deutschen so wenig, daß Sie sich nicht wundern können, wenn alle die hochbegabten jungen Leute, die sich in der anthroposophischen Jugendbewegung kennengelernt haben und die einmal ein wesentliches Stück der deutschen Zukunft tragen werden, keineswegs mit Verehrung zu Ihnen aufblicken. Von Befangenheit und sektenhaft dogmatischer Enge kann bei *diesen* Anthroposophen gewiß nicht gesprochen werden.

Ich schreibe Ihnen dies ganz offen. Nicht ich habe Sie bei den Anthroposophen in Mißachtung gebracht, wie Sie schreiben. Ich würde selbst wahrhaft *sehr gern* mit voller Verehrung und Vertrauen zu Ihnen hinblicken. Und viele geistig bedeutende und menschlich wertvolle Anthroposophen mit mir.

In ergebener Hochachtung **Dr. Rittelmeyer**

3.

Weimar, 7. Januar 1926.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Lassen Sie sich zunächst bestens danken für Ihre Antwort, wenn ich auch nicht annehme, daß Sie Ihren Lesern auf Grund meines Briefes irgend etwas in andrem Lichte darstellen werden, als es bisher geschehen ist. Es soll nun einmal dort die Legende aufrechterhalten werden, daß ich ein abgefallener Ketzer sei, der Sie — in diesem besonderen Falle — in den „Türmer“ verlockt hat, um Sie dann mit Tücke zu behandeln. Herr Dr. Kurt Piper, der Herausgeber der „Anthroposophie“, hat übrigens bis zum heutigen Tage meine Berichtigung weder beantwortet noch abgedruckt. Ich kann in diesem Verhalten, das den Gepflogenheiten redlicher Journalistik nicht entspricht, kein Vorwehen der „neuen kommenden Weltanschauung“ erblicken, geschweige denn das Wehen des in der Anthroposophie verkündeten *Christusgeistes*.

Vielleicht darf ich noch mit einigen Worten auf Ihren Brief eingehen. Sie fühlten sich durch meine kritischen Auszüge aus Ihrem Steiner-Nachruf unfreundlich berührt; ich stelle diese Tatsache mit Achtung fest. Aber ich möchte folgendes bemerken:

1. Ohne weiteres werfen Sie „Christengemeinschaft“ und Ihre persönliche Stellung zu Steiner zusammen. Ihr bei uns abgedruckter Artikel über die Christengemeinschaft ist mit keinem Wort von der Schriftleitung durch Eingriffe verändert, sondern unbeanstandet in vollem Umfange abgedruckt worden. Auch haben mehrere Tagesblätter die Erlaubnis erbeten, Auszüge daraus zu bringen, was von uns aus gern gewährt wurde. Dieser Aufsatz schloß eine Reihe von Betrachtungen über „Kirche und Religion“ ab: alle ohne Ausnahme standen in der „Offenen Halle“. Ihre Leser wissen das nicht. An ganz anderer Stelle kamen die Auszüge über Steiner. Ich hätte gegen mein Gewissen gehandelt, wenn ich mein Entsetzen darüber verhehlt hätte.



Schmerzensmutter Meister von Osnabrück

2. Was Sie von einem Herrn Spiecker in diesem Zusammenhange sagen, war mir zunächst ganz entfallen. Dann entsann ich mich, daß Sie die drei offenen Briefe meinen, die ich vor nahezu drei Jahren (Juni 1923, S. 629 ff.) auszugsweise aus der „Christlichen Welt" nachgedruckt habe. Ich hätte ebenso unbefangen Ihre Entgegnung gebracht. Dort schon deutete ich Bedenken an, wage jedoch kein eigentliches Urteil, weil ich Ihre Bewegung (Christengemeinschaft) nicht genügend studiert und beobachtet habe. Ein freies Urteil ist aber Ihnen und der anthroposophischen Gruppe gegenüber wirklich schwer; man glaubt dort eben des Meisters Schauungen und Kündungen — und wer beistimmt, der ist in den Augen Ihrer Freunde „groß" und man schaut mit „Verehrung" zu ihm auf — oder man bewahrt sich seine eigene Stellungnahme und erleidet dann das „bedauernswerte Schicksal" eines nun „klein gewordenen Geistes". Dies ist wenigstens meine anthroposophische Erfahrung, die ja durch Ihren Brief bestätigt wird.

3. Der „neuen kommenden Weltanschauung" suche auch ich in Freiheit zu dienen. Ich leugne weder das Übersinnliche noch so und so viele Wahrheiten, die u. a. auch in der Anthroposophie verkündet werden. Aber ich bin auf parteidogmatische und vereinsmäßige Behandlung solcher delikaten Fragen nicht eingestellt.

4. Das bringt mich auf einen wichtigen Punkt. Es ist mir an der „Verehrung" Ihrer „hochbegabten anthroposophischen Jugend" nichts gelegen, wenn diese Jugend, wie der 23jährige Wilhelm Kunze, so hanebüchene Unkenntnis und dreiste Entstellung der Tatsachen kundgibt. Ich erwarte vielmehr von deutscher Jugend unerbittlichen Tatsachensinn und Wahrhaftigkeit. Es mag in diesem Zusammenhang erwähnt werden, daß Herr Kunze der Schriftleitung des „Türmers" einige Wochen vor jenem Angriff ein Gedicht eingesandt hat, das wir ablehnen mußten. Er versetzte uns darauf einen groben und selbstbewußten Brief; ich habe entsprechend geantwortet. Es ist dies kein gutes Vorspiel zu seinem dann folgenden Aufsatz in der „Anthroposophie". Wenn solche Jugend „keineswegs mit Verehrung" zu mir aufblickt, so bin ich nicht erschüttert.

5. Im übrigen kommt es auf meine Person gar nicht an, sondern daß sich in Deutschland ein Geist der unbedingten Sachlichkeit und Hingabe an das Ideal, an die Gottheit, an unsren Meister Christus herausbilde. Darüber entscheidet aber nicht eine oft so vorlaute, unreife und in ihrem Wert und Wesen noch ungefestigt schillernde Jugend, sondern erhabenere Mächte. Vielmehr bildet sich gerade bei übereifrigen jugendlichen Anhängern einer Bewegung leicht ein unreifer Hochmut heraus, um nicht zu sagen eine Monomanie, ihnen selber kaum bewußt, weil sie eingeschworen sind auf die Autorität des Führers, der in die „übersinnliche Welt" schaut und von dort die fertigen Wahrheiten herüberholt. Wir Deutschen, deren höchstes Erzeugnis die freie, im Gleichgewicht von Empfindung und Urteilskraft ruhende Persönlichkeit ist, verlieren hierbei leicht unser Bestes. Schon scheint, bei dieser allgemeinen Vertrustung auch des Denkens, der Durchschnitt diese Gefahr nicht mehr zu bemerken. Man holt sich die innere Würde nicht mehr aus diesem Spannungszustand der Freiheit, sondern in unwillkürlichem Reflex aus der „Bewegung", aus der Kollektiv-Schau, der man sich verschrieben hat. Nennen Sie mich da ruhig befangen: aber ich kann mich nun einmal in der Beurteilung einer Sache und Person nicht dem Dogma einer Gruppe oder Partei verschreiben.

Lassen Sie uns im übrigen, sehr geehrter Herr Doktor, indem jeder in seiner Art Gott erlebt, auch bei getrenntem Wandern den höheren Mächten Treue halten! Wir haben ja doch den gemeinsamen Feind: den Materialismus. Ich weiß mich meinerseits von Gehässigkeit Ihrer „Christengemeinschaft" oder der „Anthroposophie" gegenüber völlig frei, wenn ich auch in vielen Punkten nun einmal anders denken muß.

Mit hochachtungsvoller Begrüßung

Ihr
Friedrich Lienhard



Nachwort:

Trotz einer zweiten Zuschrift an Herrn Dr. Kurt Piper, den Herausgeber der „Anthroposophie“, ist in der Zeitschrift der Anthroposophen meine Berichtigung **nicht** abgedruckt worden; auch hat mich Herr Piper keiner Antwort gewürdigt. Man hält also im amtlichen Organ der deutschen Anthroposophie eine **irrige und unwahre Darstellung** aus der Feder eines unreifen Anfängers aufrecht. Ich überlasse das Urteil über diese Geisteshaltung der Öffentlichkeit.

Im übrigen lasse ich mich in meiner sachlichen Haltung gegenüber dieser und anderen Strömungen der Gegenwart nicht irre machen, aber auch nicht in eine Richtung einfangen. Ich habe politisch nie einer Partei angehört und will es geistig erst recht nicht. F. L.

Die Entstehung des Heliand

Der unter dem Titel „Vom Heliand und seinem Sänger“ von Dr. W. E. Gierke verfaßte Aufsatz (in der Januar-Nummer des „Türmers“ S. 363 f.) beschäftigt sich auch mit der von mir aufgestellten Hypothese. Neben freundlicher Anerkennung meiner Arbeit wird zum Schluß doch der Widerspruch laut, der, zum Teil auf irrige Auffassung gegründet, eine Klarstellung erheischt.

Es ist nicht richtig, daß ich den Dichter in dem Abt Adalhard von Corbie, dem Begründer von Corvey, sehe; sondern **Adalhard** ist mir der Inspirator der Idee und der Bereiter des Stoffes, welcher in Corbie und Heri aus seiner Lehrtätigkeit, der Ausbildung sächsischer Missionare, erwuchs und auf Grund der Evangelien-Harmonie Tatians eine biblische Geschichte für die sächsische Mission darstellte.

Was den dichterischen Gestalter dieses Stoffes angeht, so folge ich der Überlieferung in der Präfatio zum Heliand, die aller Wahrscheinlichkeit nach ein Vorwort aus der Zeit Ludwigs des Frommen ist und im Jahre 1562 von dem Humanisten Flacius Illyricus herausgegeben wurde. Der sächsische **Volkssänger**, dem der Kaiser nach dieser Quelle den Auftrag erteilte, die biblische Geschichte poetisch ins Deutsche zu übertragen, war meiner Ansicht nach einer der Schüler Adalhards, der dem Abt nach der Insel Heri gefolgt war, schon dort an der Dichtung gearbeitet hatte und das Werk dann in Corvey vollendete — hier unter dem Einfluß **Walas**, der, ein erheblich jüngerer Bruder Adalhards, mit diesem doch aufs engste verbunden war. Ja, es drängt sich mir manchmal der Gedanke auf, ob nicht Wala, der wegen seiner aus dem sächsischen Adel stammenden Mutter ihrer Heimat mit glühender Liebe zugetan und von Karl dem Großen zum Verwalter Sachsens und zum kaiserlichen Ratgeber erhoben war, selbst als der non ignobilis vates der praefatio zu betrachten ist. — Gewiß ist der westrôni wind nicht auf Heri beschränkt, er bestrich auch die Küste der Nordsee; aber **wo** ist denn an dieser eine Stätte, die mit einiger Wahrscheinlichkeit mit der Entstehung des Heliand in Verbindung gebracht werden könnte und gewisse rätselhafte Stellen seines Textes, die romanischen Anklänge, die fränkischen Sprachformen, die steile Küste und das Salz am Strande, so ungezwungen erklärt, wie es bei Corbie und Heri der Fall ist? Vor allem: erst der Hinweis auf Adalhards siebenjährige Verbannung auf Heri-Noirmoutier an der Bai von Bourgneuf bringt Licht in die rätselhafte Stelle im Heliand Vers 1368 f.: „Wenn aber jemand von euch abtrünnig wird, dann geht es ihm **wie dem Salz, das man am Seegestade weithin verwirft**, dann taugt es zu nichts und die Menschenkinder treten es im Sande mit Füßen.“ Das deutet auf Salzgewinnung aus Meerwasser, und zwar auf ein Verfahren, das unser Himmel ausschließt, auf die sogenannten Salzgärten, in die man — auf Noirmoutier heute noch — das Wasser bei Flut leitet, wo es verdunstend erst Bittersalz, dann Kochsalz aussondert. Während man dieses sorgsam aufhäufte, verwarf man jenes weithin am Gestade. Gerade während Adalhards Ver-



bannung erkannte Ludwig der Fromme 820 urkundlich den Bewohnern jener Küste das Recht der Salzgewinnung zu, von dort holten die Baienflotten der Hansa später das Salz für den Osten, Baisalz nennt man von jener Bai das Seesalz bis auf den heutigen Tag. Kurz, durch diese Hypothese wird die Heliandstelle erst recht verständlich, und es wird im höchsten Grade wahrscheinlich, daß diese Worte des Dichters dem Aufenthalt Adalhards auf Heri ihre Entstehung verdanken.

Der angelsächsische Einfluß soll keineswegs bestritten werden; im Gegenteil, es steht für mich fest, daß Adalhard durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit dem großen Gelehrten an Karls Hofe, dem Angelsachsen Alcuin, in früherer Zeit auf die christlich angelsächsische Epik aufmerksam geworden ist, und daß daher die Idee stammt, bei den festländischen Sachsen einen ähnlichen Versuch herbeizuführen. Aber warum sollen denn die lebendigen Schilderungen des Seelebens im Heliand durchaus aus den angelsächsischen Formen und Formeln geflossen sein? warum nicht aus den persönlichen Eindrücken auf Heri, aus dem Aufenthalt „inter fluctus" inmitten der Wogen, wie es in der Vita Adalhardi von Paschasius heißt?

Und weiter! Jener kaiserliche Auftrag an den Volkssänger setzte naturgemäß Vorarbeiten zu der Dichtung voraus; aber wo finden sich denn Spuren von solchen außer der erwähnten Lehrtätigkeit des Abtes, der obendrein in Heri von den Fratres eine sicher bezeugte, im 17. Jahrhundert noch vorhandene Historia tripertita, also wohl im wesentlichen eine biblische und kirchliche Geschichte schreiben ließ?

Die altsächsische Messiade setzt Persönlichkeiten voraus, die, geistig hochstehend, mit volkstümlicher Beredsamkeit begabt, mit der christlichen Gedankenwelt ebenso vertraut waren wie mit dem Wesen des Sachsenvolkes, die den Bestrebungen Karls des Großen gemäß den Antrieb und die Fähigkeit in sich fühlten, den unterworfenen Stamm auch innerlich für das Frankenreich und das Christentum zu gewinnen und, dem Beispiel der Angelsachsen folgend, eine christlich-germanische Literatur schaffen zu helfen. Wo, frage ich, gab es in dem weiten Frankenreich Männer, die diesen Erfordernissen durch Herkunft, Erziehung und Wesen so vollkommen gerecht wurden wie die Brüder Adalhard und Wala, die einst Karls Vettern und vornehmste Helfer waren und nun nach siebenjähriger Verbannung in Ludwigs Auftrag die beiden sächsischen Klöster gründeten? Wo gibt es eine so völlig befriedigende Erklärung für die Mischung christlicher und germanisch-weltlicher Elemente im Heliand, wie die ist, die sich hier ganz von selbst ergibt aus dem Zusammenwirken des edlen und weisen Abtes mit dem Volkssänger und mit Wala, den die Sachsen wegen seiner sächsischen Mutter als einen der Ihren betrachteten, dem Staatsmann und Feldherrn, den sie als ihren Helden liebten und verehrten? Wo findet sich eine solche Seelenverwandtschaft zwischen den Inspiratoren und den Gestalten der Dichtung, wie man sie hier vor sich sieht?

Mit diesen Fragen muß man sich auseinandersetzen, wenn man die Hypothese richtig beurteilen will.

F. Böckelmann (Herford)

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Herzog Georg II. von Meiningen

Am 2. April wird in Meiningen der hundertste Geburtstag eines der edelsten und kulturreichsten deutschen Fürsten festlich begangen, und ganz Deutschland denkt seiner in Dankbarkeit.

Als der von Jugend auf künstlerisch stark interessierte Erbprinz Georg 1866 nach der Abdankung seines Vaters die Regierung des Herzogtums Sachsen-Meiningen übernahm, gelangte er zu der Erkenntnis, daß es eine der vornehmsten Pflichten der Fürsten sein müsse, neben der Erledigung der eigentlichen Regierungsgeschäfte die Kunst zu pflegen und zu fördern. Seine Neigungen führten ihn vor allem zur Bühne, deren Reformbedürftigkeit er erkannte. Die klassischen Dramen besonders wurden damals in Deutschland äußerst stiefmütterlich behandelt. Paul Heyse erinnerte sich aus seinen Jugendjahren, daß bei einer Vorstellung des „Götz von Berlichingen“ im Berliner Schauspielhause in der ersten Szene vor der Schenke „ein kleiner braun angestrichener Tisch mit dünnen Beinen mitten auf der leeren Bühne stand, im Hintergrunde ein schäbiger Waldprospekt, links ein wenig vortretendes Schenkenhäuschen, rechts ein paar magere Baumkulissen. An diesem Tisch saß in spiegelblankem Blechharnisch Ritter Götz, ihm gegenüber Bruder Martin, mit einer neuen braunen Kutte bekleidet. Nichts erinnerte an die alte Zeit, denn auch bei den Kostümen wurde nur darauf gesehen, daß sie ganz oberflächlich den verschiedenen Ständen angemessen waren, vor allem aber blank und reinlich, wie sich's für ein Königliches Hoftheater geziemte“. Und weiter fährt Heyse fort: „Noch sehe ich den frisch gewaschenen weißen Mantel des Tempelherren im ‚Nathan‘, an dessen einer Ecke ein kleines braun ummaltes Loch angebracht war, zu freundlicher Erinnerung daran, daß der, der ihn trug, ein Mädchen aus dem brennenden Hause gerettet hatte.“

Die dramatischen Meisterwerke den Deutschen in mustergültigen, dem Geist des Dichters gerecht werdenden Aufführungen wieder nahezuführen, war das vornehmste Streben des Herzogs. Da er einsah, daß er nur durch Beschränkung Großes erreichen könne, gab er die Oper ganz auf und widmete sich allein dem Schauspiel. In seiner Jugend hatte er in London die Shakespeare-Aufführungen des jüngeren Kean gesehen, die sich durch reiche Ausstattung und streng der Zeit der Handlung entsprechende Kostüme, Requisiten und Dekorationen auszeichneten. Hier knüpfte der Herzog an und ging selbständig weiter.

Alle Proben wurden von ihm persönlich geleitet; von früh bis spät war er für das Theater tätig. In vorher niegekannter Weise wußte er die Massen auf der Bühne zu beleben, ein einheitliches Zusammenspiel auszubilden und jedes virtuosenhafte Hervortreten zu unterdrücken. Die farbenreichen, stimmungsvollen Bühnenbilder entwarf er ebenso wie die Trachten selbst; und streng hielt er auf Erhaltung des ursprünglichen Textes, indem er auf die bis dahin üblichen verstümmelnden Bearbeitungen verzichtete. So wußte er in wenigen Jahren einen eigenen Bühnenstil zu schaffen, mit dem er das klassische Drama vor einem Versinken in die Nacht der Vergessenheit bewahrte.

Eine verständnisvolle Helferin fand der Herzog in der Schauspielerin Ellen Franz, die 1867 als Julia in Shakespeares Liebestragödie und als Lady Macduff zuerst die Meininger entzückte, und die er 1873 unter dem Namen einer Freifrau v. Heldburg zu seiner Gemahlin erhob. Der Begründer der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Wilhelm Oechelhäuser, wies bereits im dritten Bande des Shakespeare-Jahrbuchs 1868 nachdrücklich auf Shakespeare-Aufführungen des Meininger Hoftheaters hin; aber der erste, der die hohe Bedeutung der neuen Bühnenkunst

wirklich erkannte, war doch der Berliner Kritiker Karl Frenzel. 1870 verkündete er in einem Bericht über zwei Shakespeare-Aufführungen den Ruhm des Herzogs und seiner Truppe. Mit Frenzel besprach der fürstliche Theaterleiter dann auch die Möglichkeit auswärtiger Gesamtgastspiele. Nachdem der bühnenkundige Kritiker ihn im Hinblick auf den Spielplan beraten hatte, begannen diese Gastspiele 1874 in Berlin. Man gab zunächst Shakespeares „Julius Cäsar", und zwar ungekürzt. Die Aufführung entfachte einen Sturm der Begeisterung, der sich Abend für Abend wiederholte. Nicht die schauspielerische Einzelleistung bot Hervorragendes: das Ungewöhnliche zeigte sich, dank der meisterhaften Regie des Herzogs und seines treuen, ihm in allem folgenden Helfers Ludwig Chronegk, in der Gesamtwirkung. Sechzehn Jahre hindurch unternahmen die Meininger ihre Gastspielfahrten und ernteten in dieser Zeit mit 2591 Aufführungen in 18 deutschen und 18 ausländischen Städten die größten Erfolge. Sie wagten sogar auf englischem Boden Shakespeare-Aufführungen in deutscher Sprache und wirkten dort vorbildlich auf die Shakespeare-Truppe F. R. Bensons.

Als Kabinettstücke der Meininger werden in der Theatergeschichte fortleben: die malerischen Schlachtenbilder der „Jungfrau von Orleans", die Räuberszenen in den böhmischen Wäldern, die bei der Aufführung der „Braut von Messina" entfaltete Stimmungskunst, die Bankettszene der „Piccolomini" und die Szene der Pappenheimer in „Wallensteins Tod", unter deren Eindruck Wildenbruch schrieb: „Bis dahin hatte ich das Stück gelesen, auch auf der Bühne gesehen — damals zum ersten Male habe ich es erlebt." Eine Großtat war ferner die Forumszene in Shakespeares „Julius Cäsar", wo an der Bahre des Gewaltigen der in seinen weltgeschichtlichen Folgen so bedeutungsvolle Volksaufstand ausbricht. Dies Römerdrama ging denn auch am häufigsten (238mal) in Szene; das „Wintermärchen" erreichte 233 und „Wilhelm Tell" 223 Darstellungen.

Neben den eigentlichen Klassikern widmete Herzog Georg seine Bemühungen auch dem Drama des neunzehnten Jahrhunderts. Heinrich v. Kleist erlebte durch ihn seine Wiederauferstehung; Otto Ludwig, ein Sohn des Meininger Landes, kam mit dem „Erbförster" und den „Makkabäern" zur Geltung, und von Grillparzer brachte der Herzog sogar dessen damals verlachten Erstling, „Die Ahnfrau" und das köstliche „Esther"-Fragment zu wirksamer Aufführung. Auch die lebenden Dramatiker wurden nicht vernachlässigt. Schon in den siebziger Jahren erschienen Ibsens „Kronprätendenten" auf der Bühne der kleinen thüringischen Residenz, um die Mitte der achtziger (lange vor Berlin) führte Georg von Meiningen die „Gespenster" auf, und so entdeckte er für Deutschland auch Björnson. Dem jungen Ernst von Wildenbruch bahnte er durch Aufführung seiner „Karolinger" die Wege, und noch mancher andere Dichter wäre zu nennen, der dem großzügigen Fürsten Förderung verdankt.

Unter den Künstlern, die unter seiner Leitung wirkten, steht an erster Stelle Joseph Kainz, der drei Jahre Mitglied des Meininger Hoftheaters war. Während ihn, der zumal als Prinz von Homburg reiche Lorbeeren erntete, sowie Karl Weiser, Ludwig Barnay und andere längst der grüne Rasen deckt, haben wir in dem hochbetagten Max Grube noch einen lebenden Repräsentanten der Meininger Schule.

Niemand hat die künstlerischen Segnungen, die von der Werrastadt ausgingen, tiefer empfunden und lebensvoller in Worte gefaßt als Wildenbruch. Nachdem er die elenden Zustände geschildert, die nach der Wiedererrichtung des Deutschen Reichs auf den deutschen Bühnen herrschten, sagt er: „Mitten in der Armseligkeit des damaligen Theaterlebens brach nun plötzlich die alte dramatische Herrlichkeit wieder auf. Dichter, die man für tot gehalten, weil eine triviale Zeit sie für abgetan erklärt hatte, fingen wieder an zu sprechen; die Bilder ihrer Phantasie glühten in neuen Farben auf; ihre Gestalten füllten sich mit dem Atem und Pulsschlage des lebendigen Heut. Als wenn in ein von den Göttern verlassenes Land die Götter zurückkehrten, so war es in jenen Tagen — in jenen Tagen, die eine bleibende Lehre hinterlassen haben, was ein künstlerisch und groß geleitetes Theater für die Seelenkultur einer Nation bedeutet."

Kein Bühnenleiter hat sich den Errungenschaften der Meininger verschließen können. Alle — bis

hin zu Max Reinhardt — haben von Herzog Georg gelernt, wenn sie später auch andere Wege einschlugen. Vor allem erweckten die Meininger Reformen im deutschen Volke wieder Freude an der Bühne, und man begann das Theater von neuem als Nationalangelegenheit anzusehen.

Kein Bahnbrecher wie im Bühnenwesen, aber mindestens ein starker Anreger war Herzog Georg auf dem Gebiete der Musik. Frühzeitig trat er für die Pflege Bachs in den Schulen und Kirchen seines Landes ein. Der Kirchengesang wurde durch den Salzunger Kirchenchor unter Leitung Bernhard Müllers zu ungeahnter künstlerischer Höhe entwickelt, so daß Richard Wagner die Mitwirkung der Salzunger Chorknaben für die Aufführungen seines „Parsifal" im Bayreuther Festspielhaus ins Auge faßte. Gastspielreisen des Chors in den Jahren 1862—1881 verbreiteten seinen Ruf über ganz Deutschland; und ähnlichen Ruhm erntete allerorten die Meininger Hofkapelle unter Hans v. Bülow, Fritz Steinbach, Wilhelm Berger und Max Reger. Auch der junge Richard Strauß war eine Zeitlang ihr Dirigent.

Im hohen Alter von 88 Jahren ist Georg II. von Meiningen kurz vor Ausbruch des Weltkriegs gestorben. Ihm, der einst zur politischen Einigung Deutschlands nicht unwesentlich beigetragen hatte, ist es erspart geblieben, den Zusammenbruch seines Vaterlandes zu erleben.

Prof. Dr. Werner Deetjen

Religiöse Literatur

Die vergleichende Religionsgeschichte, wie sie jetzt mehr und mehr in den Vordergrund tritt, hat uns eines gelehrt: daß es falsch und mißraten ist, gar zu hart und einseitig auf dem christlichen Dogma zu beharren, daß das Wort Apostelgesch. 14, 17 „Gott hat sich selbst nicht unbezeuget gelassen" in Wahrheit Geltung besitzt. Was auch wäre das für ein Gott, der alle vor Jesus geborenen Menschen als verloren und verderbt gelten ließe, wie ein kirchlicher Lehrsatz behaupten möchte! Immer und überall ist die Sehnsucht nach dem Ewigen lebendig und stark gewesen.

Liest man etwa das ausgezeichnete, sachlich und klar geschriebene Büchlein „Die Weltreligionen" von Karl Vollers (E. Diederichs, Jena), so wird man alsbald gewahren, wieviel überraschende Verwandtschaft in allen umspannenden Religionssystemen deutlich wird. Dieses ausgezeichnete Buch, das nicht genug empfohlen werden kann, das auch dem Judentum die gebührende Stellung anweist, hat freilich den Fehler, daß die chinesische Gottessehnsucht nicht berücksichtigt wurde, wie ja auch noch Chamberlain über sie bedauerliche Fehlurteile fällte. Da ist besonders die wundervolle, hier schon erwähnte Sammlung „Die Religion und Philosophie Chinas" zu nennen, die Richard Wilhelm nach und nach veröffentlicht (Eugen Diederichs, Jena). Heute liegen verschiedene hochbedeutsame Bände vor. Da ist „Das Buch der Wandlungen", das zunächst verblüffend, beinahe wie Kabbala anmuten könnte. Man fragt sich erstaunt: was bedeuten die Spielereien mit all diesen großen und kleinen Strichen? Aber Wilhelm behält recht: wenn man nur versucht, nachdenklich über diesen äußerlich so wundersamen Formeln zu verharren, dann wird man doch alsbald gewahren, daß hier sehr tiefe Einsichten und Wahrheiten in einer für uns Abendländer zunächst fremdartigen Form gegeben werden; aber was nun aus den Bildern herausgelesen wird, bleibt immer bedeutsam und zum Sinnen anregend. Dann die klassische Philosophie, wie sie sich in Mong Dsi widerspiegelt. Er ist Ethiker, und ein sehr ernster und regsamer. In seinen mancherlei Erzählungen und Gleichnissen lehnt er sich an den Meister Kungfutse an, bewahrt aber doch eine gewisse Selbständigkeit, wenn er freilich auch nicht bis zur letzten, großen Schau durchzudringen vermag. Da ist das „Buch vom wahren Quellgrund" des Liä Dsi schon anders; hier leuchtet mystische Erkenntnis auf; allerdings ist insofern mancher Widerspruch zu bemerken, als das Werk nicht von einem einzigen Verfasser herrührt. Es ist bei allem Tiefsinn doch eine mitunter rührende Einfalt in diesen Aufzeichnungen, die uns Abendländern keineswegs gleichgültig bleiben dürfen. Denn immer wieder gilt es zu

betonen, daß hier Philosophie nicht irgendein geistiger Klimmzug ist, eine Gedankenverrenkung, sondern religiös bestimmtes Glauben und Sinnen. Das wird besonders klar bei dem reichsten Mystiker, der neben Laotse in Frage kommt: Dschuang Dsi. „Das wahre Buch vom südlichen Blütenlande" gehört zum lautersten und edelsten, was die Mystik aller Zeiten hervorgerufen. In diesen Gleichnissen offenbart sich soviel Reinheit, Innerlichkeit, soviel unbeirrtes Wissen, daß man heute mit frommem Schaudern vor diesen alten Zeugnissen einer bisher kaum beachteten Kultur steht und diese Entwirrung zum Einfachsten und Letzten ehrfürchtig miterlebt als Gewinn und Segen. Zu Eckehart und Böhme spinnen sich zarte, verwandte Fäden hinüber. — Hier mag auch noch die Schrift von Eugen Moser, „Konfuzius und wir" (Rotapfelverlag, Erlenbach-Zürich) Erwähnung finden, denn der Verfasser unternimmt den richtigen Versuch, Kungfutse von dem allgemeinen Rufe eines platten Moralisten zu reinigen, indem er die religiösen Hintergründe aufdeckt und damit den ehrwürdigen Meister auf den Platz stellt, der ihm vollauf gebührt. Ohne Eifer, mit berechtigten Einschränkungen, gibt Moser ein dankenswertes Bild und erfreuliche Anregung.

Von hier ist der Schritt in das Wunderland Indien nicht mehr schwierig. Wie immer man auch den Übereifer mancher Orientalisten beurteilen mag, — das eine ist unbestreitbar, daß wirklich aus dem Osten uns ein Licht herübergestrahlt hat, das unsere Tage erhellt und durchleuchtet. Man muß nur einmal den zwar älteren, aber dankenswerterweise jetzt neu aufgelegten stattlichen Band von Leopold von Schroeder, „Indiens Literatur und Kunst" (H. Haessel, Leipzig) studieren, um zu gewahren, welche Fülle und Größe hier noch heute auf Erschließung wartet. Dieses begeisterte Buch des berühmten Indologen muß als treffliche Einführung in die indische Geisteswelt empfohlen werden, mag es auch wissenschaftlich, z. B. hinsichtlich des Buddhismus, in Einzelheiten überholt sein, und mögen auch die Übersetzungen, die in reicher Zahl eingestreut sind, mitunter etwas gewaltsam und ungeschickt anmuten. Aber die klare Übersicht und das umfängliche Wissen des verstorbenen Gelehrten lassen das schöne Buch immer wieder als besonders wertvoll und aufschlußreich erscheinen. Schroeder hat auch einmal, freilich dichterisch unzulänglich, die Bhagavad-Gita übertragen; besser ist es aber Theodor Springmann gelungen (Adolf Saal, Lauenburg a. d. Elbe), den „Gesang des Erhabenen" nachzudichten, weil er sich nicht sklavisch an die äußere Form gebunden hat, vielmehr innere Freiheit erreichen wollte. Das unvergängliche Werk wird gerade in dieser Ausgabe sich viele Freunde erwerben. Zur Einführung in das religiöse Denken des Orients ist auch das umfängliche und reichhaltige Werk von Heinrich Gomperz „Die indische Theosophie" vortrefflich geeignet. Ohne selbst Indologe zu sein, hat sich der Verfasser an Hand zuverlässiger Übersetzungen so gut in dieser fremden Welt heimisch gemacht, daß man seinen Ausführungen immer mit Aufmerksamkeit und Billigung begegnet. Aber freilich — ein wenig Vorbildung erheischt Gomperz wohl; denn der behandelte Stoff ist kein leichter und seichter; wer jedoch guten Willens sich diesem stattlichen Werke anvertraut, der ist wohl gerüstet, zu den Quellen selber vorzuschreiten und sich dort wachsende und segnende Erkenntnisse zu sammeln. Alle wichtigen Richtungen des indischen religiösen Denkens von den Anfängen bis zum Erlöschen der Selbständigkeit sind so ausführlich behandelt, daß auf diesem Gebiete wohl kein Wunsch offengeblieben ist. (Verlag Eugen Diederichs, Jena.) — Wie Chamberlain die chinesische Kultur, so hat er wohl auch den Buddhismus ganz erheblich unterschätzt. Das ist wirklich nicht ein seliges Dahindämmern und müdes Ruhen, sondern höchste geistige Willenskraft und Hingabe an das große Ungenannte. Wer die beiden kleinen, aber inhaltsvollen Bändchen „Buddhismus" von Dr. Hermann Beckh (Sammlung Göschen) gelesen, der wird sicherlich wissen, in welcher Richtung er zu wandern hat, wenn er Buddhas Lehre begreifen und durchleben möchte. Man kann diese ausgezeichnete Studie nicht warm genug empfehlen, weil sie wirklich bis ins Innerste eindringt und — ohne jemals kritischen Blick zu verlieren — die letzten Beziehungen mit zarter Hand zu entwickeln weiß. Daneben muß dann eine an sich recht feine und fleißige Arbeit wie „Die Mystik des Buddhismus" von Bernhardus Ja-

sink (Max Altmann, Leipzig) zurücktreten. Sicherlich ist viel redliche Absicht vorhanden, auch ausreichendes Wissen, aber das Buch erhebt sich nicht über das allgemeine Maß, und so kann man es nicht verdammen, aber auch nicht empfehlen. Knapp und eindringlich entwickelt dagegen der fleißige und rastlose Friedr. Heiler „Die Mystik der Upanishaden" (Oskar Schloß, München-Neubiberg); das Heft ist zur ersten Einführung wohl geeignet, wird sicherlich auch dankbar anerkannt werden, wie es seiner klaren Darstellungskunst geziemt. Eine hübsche kleine Sammlung sind die „Buddhistischen Evangelien", die Karl Seidenstücker zusammengestellt hat (derselbe Verlag). Der Zweck des Büchleins ist ein erbaulicher, der vollkommen erreicht wird, wenn die Übertragung auch mit derjenigen Neumanns an dichterischer Schönheit nicht wetteifern kann. Sehr belehrend und dabei durch mancherlei unterhaltsame Beispiele unterstützt, gibt H. Hackmann einen Überblick über den „Laienbuddhismus in China" (Fr. A. Perthes, Gotha); man gewinnt hier wertvolle Einblicke in die dichtende Volksseele; namentlich der Religionsforscher wird dieses fleißige Buch mit Dank entgegennehmen. Und nun aus indischer Neuzeit das hier (Dezember 1924) schon genannte Buch Romain Rollands über den Mahatma Gandhi. Bei mancher Einseitigkeit hat es doch das Verdienst, den Blick auf diesen seltsamen religiösen Revolutionär gerichtet zu haben. Eines wurde mir besonders deutlich und kam mir in bezug auf unsere arme Gegenwart zum Bewußtsein: was passiver Widerstand bedeutet und will. In Indien eine von religiöser Glut getragene, darum auch überall gültige Bewegung; bei uns eine politische Mache, die dann zusammenbrach, als — das Geld ausging! Da sieht man klar, daß alle politischen Bewegungen, alle vaterländischen Bestrebungen letzten Endes geistig getragen sein, im Bewußtsein des Volkes leben müssen, wenn sie nicht nur ein allzu flüchtiges Strohfeuer bedeuten. (Rotapfelverlag, Erlenbach-Zürich.) Friedrich Heiler schließlich hat in einem überaus emsigen Fleiße die Dokumente über den bekannten indischen Apostel Sadhu Sundar Singh zusammengetragen in dem polemischen Buche „Apostel oder Betrüger?" (Ernst Reinhardt, München). Ob diese peinlichen Untersuchungen überhaupt nötig waren, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls berühren die Angriffe befangener protestantischer Pastoren noch unangenehmer als die Verleumdungen der Jesuiten, von deren theologischer Einstellung etwas anderes eigentlich kaum zu erwarten war. Daß heutzutage ein völlig undogmatischer, unkonfessioneller Christ derartigen Stößen ausgesetzt ist, das bleibt im Grunde das tief Betrübliche und Entmutigende. Die „Wunder" können dabei unberücksichtigt bleiben.

Indem ich nur nebenbei ein wissenschaftlich sehr tüchtiges, mir aber fernerliegendes Buch „Über die Geheimlehre von Jamblichus" erwähne (Theosophisches Verlagshaus, Leipzig), von Theodor Hopfner übertragen und erläutert, möchte ich auf eine Neuerscheinung verweisen, die mir in mehr als einer Hinsicht bedeutsam dünken will. Der Marburger Theologe Karl Bornhäuser hat nämlich in seinem Buche „Die Bergpredigt" (C. Bertelsmann, Gütersloh) mit sauberer Scheidung und vorsichtigem Fleiße den Versuch unternommen, aufzuzeigen, wie die Bergpredigt Jesu auf seine Hörer gewirkt haben muß, indem aus pharisäischen und anderen Quellen in Fülle aufklärende Zeugnisse herbeigeholt werden, die uns die meisten der bekannten Aussprüche in völlig neuem Lichte aufglänzen lassen. Jetzt lernt man erst begreifen, was Jesus zu jener Zeit, in jener Umgebung bezweckte und in diesem Augenblicke, in dieser bestimmten Lage sagen wollte. Es handelt sich hier um eine Jüngerlehre, nicht um eine allgemeine Predigt, die für das Volk bestimmt war, das dieser Unterredung mit den zwölf Schülern zuhörte. Darum ist der Sinn auch ein vielfach anderer, als man bisher annehmen konnte. Bornhäuser geht immer wieder auf die Grundbedeutung der Worte zurück (manchmal, wie mir scheint, etwas zu umständlich und nicht immer berechtigt in seiner Konjektur), er bezieht sich vor allem immer auf die aramäische Sprache, in der Jesus ja geredet hat. Ein Beispiel: So dich jemand auf die rechte Backe schlägt, so halte ihm auch die linke hin. Wie aber? Wenn ich mit der rechten Hand schlage, so treffe ich doch die linke Wange des Gegners. Man hört aber, daß es der größte Schimpf für den Schüler war, wenn ihn der Rabbiner mit dem Handrücken der rechten Hand auf die rechte



Backe schlug! Oder: Ihr seid das Salz der Erde. Man muß wissen, daß die Juden das Salz als Reinigungsmittel benutzten, um das Fleisch ganz vom Blute zu säubern; die Jünger also sollen die unsaubere Welt reinigen helfen. Man wird das Buch mit Dank und besonderer Aufmerksamkeit lesen und nur wünschen, daß derartig durchdringende Arbeit weiterhin geleistet werden möge. Ein Bedenken aber ist mir doch aufgestiegen: Bornhäuser benutzt den jetzt gebräuchlichen griechischen Text, der aber aus so vielen Handschriften erst kombiniert wurde. Wir wissen z. B., daß das Vaterunser ursprünglich weniger Bitten enthielt; Bornhäuser aber benutzt die spätere Gestalt des Gebetes. Indessen — man lese, man studiere das Buch selber; der Gewinn wird ein überraschender sein. — Aus frühchristlicher Zeit ist das übersichtliche, sehr unterrichtende Werkchen von Hans Leisegang über „Die Gnosis" zu nennen (Kröner, Leipzig), das auch mancherlei Proben bietet. Wer sich die Zeit nimmt, diese zunächst absonderlich erscheinenden Spekulationen aufmerksam zu durchdenken, der wird doch finden, daß hier schaffender Mythos wirkte; und eine Gestalt wie Marcion ist ja heute wieder in den Vordergrund der Betrachtung gerückt worden. Brauchbar. nützlich ist das Lesebuch aus Augustins Werken (O. C. Recht, München), katholisch eingestimmt, aber für jeden, der sich mit der Entwicklung christlicher Religion vertraut machen will, zu empfehlen. — In die mittelalterliche Geisteswelt will uns der bekannte Anthroposoph Rudolf Steiner mit seiner Schrift „Die Mystik" (Verlag Der kommende Tag, Stuttgart) einführen, gelangt aber schließlich neben allerlei ganz vernünftigen Bemerkungen zu der absurden Anschauung, daß eigentlich zwischen Eckehart und Haeckel kein grundlegender Unterschied bestände! Hier schweigt die kritische Stimme ... Ein seltsamer Ruf in unsere trübe und haltlose, verdorbene Gegenwart schallt aus den „Deutschen Predigten" Bertholds von Regensburg (Diederichs, Jena), die Otto H. Brandt übertragen und mit einer guten Einleitung versehen hat. Immer wieder glaubt man sich in die Neuzeit versetzt, wenn man diese erschütternden Bußansprachen vernimmt, die so ungekünstelt, aus flammender Seele dem Herzen eines Gotteskündigers entströmten. Es ist ein historisch wertvolles Quellenbuch, mehr aber noch ein wahres, strenges Erbauungswerk, das gerade heute besonders willkommen ist. Ein anderer ist der Niederdeutsche Jan van Ruisbroeck, dessen wichtigste mystische Schriften Friedrich Markus Hübner veröffentlicht hat (Inselverlag, Leipzig). Dieser wahrhaft ergriffene Mann weiß es, daß man von den letzten Dingen nur stammeln, nur ahnend reden kann; aber er hat dennoch in körperhafter Sprache von innersten Erkenntnissen Kunde abgelegt, die in ihrer Art neben denen Eckeharts bestehen können. Es sind freilich immer nur die stillen, mehr oder minder abseitigen Menschen, die sich solche Lehrer und Führer wählen; wir aber wissen, daß die Mystik aller Zeiten und Völker sich im Innersten berührt und daß gerade hier unsägliche Tiefen und leuchtende Höhen dessen harren, der mit Demut und Ehrfurcht aufzunehmen gewillt ist. — Eine kleine, aber sehr aufschlußvolle und gründliche Studie widmet Franz Strunz der seltsamen, großen Erscheinung des Paracelsus (Hässel, Leipzig), er gibt eine Schilderung des Lebens und Wirkens des einzigartigen, weitschauenden Arztes, Gottsuchers und Gelehrten, den er freilich wohl zu stark als Renaissance-Menschen faßt, statt als Gotiker. Paracelsus gewinnt heute wieder Beachtung und Schätzung, — ein gutes Zeichen erwachender Sehnsucht. — „Das Leben der Schwestern im Kloster Töß", eine hübsche, kleine Legendensammlung (Rotapfelverlag, Erlenbach-Zürich) bedarf keiner ausführlichen Würdigung; wohl aber möchte ich auf die feine Schrift über Franziskus von Assisi verweisen, in welcher der Verfasser Alexander Beyer mit wünschenswerter Einsicht das Wesen des wahrhaft religiösen Menschen darzulegen unternimmt und manche zarte Beobachtung einflicht (Karl Reißner, Dresden). — Max Wieser behandelt in seinem umsichtigen Buche „Der sentimentale Mensch" (Fr. A. Perthes, Gotha) ein bisher übersehenes Thema: die Welt holländischer und deutscher Mystiker im 18. Jahrhundert. Mag Sentimentalität und echte Mystik häufig auch allzu leicht verwechselt werden, — wir freuen uns dieser Arbeit um so mehr, als sie wiederum Aufschluß erteilt über ein Gebiet, das reich ist an lebendiger Frömmigkeit und rührigem Suchen.

Schleiermachers prachtvolle Reden „Über die Religion“ sind in einer vornehmen Neuausgabe erschienen (Kröner Leipzig), desgleichen Fichtes brausende „Reden an die deutsche Nation“. Es sei auf die längst bekannten Bücher nur kurz hingedeutet. Derselbe Verlag gab auch die heute noch lesenswerte Monographie über Voltaire von David Friedrich Strauß; dagegen vermag ich wenigstens mit Ludwig Feuerbachs Schrift über Pierre Bayle (derselbe Verlag) keine Berührung zu finden, ebensowenig wie mit desselben Verfassers „Wesen des Christentums“ (ebenda), und zwar darum, weil Feuerbachs Standpunkt ein so ungeistiger, befangener, absichtlicher ist, aus dem er das Christentum befehdet; weil er infolgedessen am eigentlichen Problem, an der innersten Frage unbekümmert vorüberhastet; und so glaube ich, im Gegensatze zum Herausgeber Heinrich Schmidt, nicht daran, daß eine Neuausgabe dieses Buches einem wahrhaften Bedürfnisse entspringen sollte, es sei denn, daß man die Tobsucht gewisser linksradikaler Kreise als ernsthafte Widerlegung aufzufassen geneigt wäre. Der Materialismus hat allgemach abgewirtschaftet, wie man auch aus dem ansprechenden und lesenswerten Buche „Naturwissenschaft, Weltanschauung, Religion“ von Johannes Reinke (Herder, Freiburg) erkennen mag; es bringt zwar wenig Neues, aber doch genugsam an guten Winken und für den Laien brauchbaren Hinweisen, daß es wohl empfohlen werden kann.

Eine Sonderstellung verlangt noch die „Germanische Mythologie“ von J. H. Schlender (Alex. Köhler, Dresden), und zwar weniger darum, weil sie bedeutsame neue Gesichtspunkte bringt, sondern infolge der überaus fleißigen Verwendung wertvollen Materials, das geschickt ausgebeutet wurde. Die Verfasserin hat erstaunlich viel gelesen und gesammelt, und vielleicht steckt in den zahlreichen Anmerkungen das beste Stück Arbeit. Das Buch ist mehr eine Kompilation als eine selbständige Darstellung; aber man benutzt es gern als nutzbringenden Wegzeiger. Endlich besinnt man sich ja darauf, daß unsere Altvordern keineswegs nur saufende oder auf Bärenhäuten sich wälzende „Barbaren“ gewesen sind, sondern daß hier wirklich Kultur und Mythos daheim waren. Vielleicht läßt die sich regende Rückschau auf heimische Art und Gesittung eine Hoffnung aufblühen, daß germanisches Denken sich von ererbtem Fremdgute allgemach zu befreien strebt.

Zum Schlusse einen heitern Ausklang. „Der vergnügte Theologe“ lautet eine lustige Sammlung von Anekdoten, die Euthymius Haß herausgegeben hat (Alfred Töpelmann, Gießen), und die man mit schmunzelndem Behagen durchschmökert. Vergessen ist der originelle Pastor Roller, wie er durch Kügelgen und Ludwig Richter uns geschildert wurde. Das Büchlein hat auch einen gewissen geschichtlichen Wert und wird darum sicherlich die Verbreitung finden, die man ihm aufrichtig wünschen kann.

Ernst Ludwig Schellenberg

Ferdinand Staeger

Wie wohl jeder Deutsche von den sämtlich so innigen und gemütstiefen zahllosen Bildern des jüngst verstorbenen Altmeisters unserer Maler Hans Thoma das eine oder andere schon vor Augen bekommen und unverlierbar im Herzen behalten hat, so dürfte wohl auch fast jeder schon einmal den Namen Ferdinand Staegers unter einer der nach Hunderten zählenden Radierungen entziffert und über dem stets poesiereichen Bilde den so fleißigen und phantasiebegnadeten Künstler liebgewonnen haben.

Immer ist in Staegers Radierungen eine deutsche Landschaft, so echt deutsch wie bei Moritz von Schwind und Ludwig Richter, eichendorffisch romantisch und stifterisch versonnen, aber darüber hinaus noch durchdrungen, erfühlt und im Kleinsten verlebendigt. Leben dichtet Staeger in tausend Phasen, wenn er malt und radiert. Jedes Blatt von ihm ist wie ein Roman in hundert Fortsetzungen, stundenlang zu studieren und am Ende noch immer nicht erschöpft. Immer ist in

Staegers Bildern, in all den Gruppen und bildgewordenen Gedanken auch etwas Böcklinisches und wiederum noch ein anderes, das an — Mozart gemahnt. Ja, man möchte diesen wackern deutschböhmischen Malersmann aus Iglau, der in München rastlos schafft, einen Mozart der Radiernadel nennen, so unerschöpflich sprühen die Melodien aus ihm, so graziös bewegt und unendlich fein im Rhythmus ist alles, dabei so geistvoll-vergeistigt. Es ist auch kein Zufall, sondern organisch Gewordenes, daß Staeger, wo er unter die Buchillustratoren ging, Stifter, Eichendorff und Mörike und unter den Lebenden seinen genialen Landsmann Watzlik, ferner den bunten Dichter Max Jungnickel und endlich das Beste von Gerhart Hauptmann bildlich belebt, vertieft, das aus der Dichtung Erlebte aus seinem Brennpunkt widergespiegelt hat. Dann — wie wäre es anders möglich bei diesem Künstler! — Märchen aus tausendein Nächten. Dann fand er zu Muschler oder Muschler zu ihm — und zu beiden ihr jetziger Verleger.

Betrachten wir etwa Staegers Bildnismalerei: Sechs Selbstbildnisse, das erste à la Böcklin, die Farben aus dem Totenschädel mischend, das letzte als Michael Kramer. Dann Porträts von Peter Hofmann und Gerhart Hauptmann, Leo Blech und Friedrich Lienhard, Max Halbe, R. C. Muschler. Ich hebe nur das Hauptmännische hervor und pflichte dem Porträtierten uneingeschränkt bei, wenn er dies Bild mit allem sich auf den kolossalischen Oberschädel vereinende Licht das beste von Hunderten seiner Bildnisse nennt.

Landschaften und Städte, Dutzende zyklische Werke, ins Pantheistische schweifende religiöse Themata, wie in vielen entzückenden Exlibris und allerlei Karten gebotene Gelegenheitsgraphik sowie die hunderte Genre- und Kriegsbilder — in vielen großen Gemälden und unzähligen kleinen Handzeichnungen, überall ist Ferdinand Staeger ganz und gar er selber, der Dichtermaler, in den sich fast ohne Beispiel Phantasie, Farbenfreude und Fleiß zu einem Triumvirat der höchsten Siege vereinigen.

Dreihundertundzehn Stück seines radierten Werkes, außerdem mit 167 vielfach originalgroßen Wiedergaben zählt allein Staegers radiertes Werk, wie es ihm der Freund Dr. Reinhold Conrad Muschler in Breslau eben in der (bei Max Koch, Verlag, in Leipzig erscheinenden) Monographie „Ferdinand Staeger" katalogisiert und kommentiert. Das Wort Romain Rollands: „Man schafft nicht aus Gründen, man schafft aus Notwendigkeit", das ein Goethe schlichter aussprach: „Was mich nicht trieb, das habe ich nie geschrieben!" — es paßt wie kein zweites auf den bienenfleißigen Meister, und wenn einer, so hat er schon zu seinen Lebzeiten diese großartige Würdigung seines Gesamtschaffens binnen 25 Jahren durch den ihn wohlverstehenden R. C. Muschler verdient.

Zwar haben im letzten Jahrzehnt immer alle Jahre mal drei, vier Kunstgelehrte und -begeisterte Rühmliches in Zeitschriften über Ferdinand Staeger veröffentlicht, aber erst in Muschler, der eben wie ein Stern am Literaturhimmel aufgeht, hat er den rechten Interpreten gefunden, und zwar einen so gründlichen, daß dessen exakte Katalogserien und Ikonographie der Bilder Staegers von Seite 183 bis 354 beinahe den größten Teil der großartigen Staegermonographie ausmacht. Kein Museum, kein Kunstverein und keine Kunststube, ja nicht ein einziger ernst sammelnder Kunstfreund wird an diesem „Speziellen Teile" mit seinen bis ins I-Tüpfelchen exakten Verzeichnissen und Beschreibungen vorübergehen können, auf welche denn auch Verfasser wie Verleger eine unendliche Mühe, viele Kosten und Reisen im Zusammentragen verwendeten. Dem Laien, der seinen Staeger liebt, wird der „Allgemeine Teil" mit seinen Darlegungen über den Künstler F. St. als Maler, Graphiker und Illustrator, über sein Werk als Ausdruck der Zeit, als „wertbeständige Kunst", werden vor allem die entzückend wiedergegebenen Bilder selbst auf dem graugestrichenen steifen Papier in Großquart ein köstlicher Schatz werden. Ich zeigte mein Exemplar einem trefflichen Maler — die Tränen traten ihm in die Augen; er wurde nicht müde, zu bewundern, wie auf diesem nicht weißen Papierton die Radierungen in Autotypie ohne kalkige Flecken „gekommen" seien und bestaunte immer wieder das Wie und das Was. Und als ich ihm die (jetzt auch in den Max-Koch-Verlag in Leipzig übergegangene) Stae-

gersche Mappe mit 15 Originalradierungen zu Gerhart Hauptmanns Werk vorlegte — „Das besitzen — heißt einen Schatz haben!"

Ich habe dem guten Manne, der es in seinen tausend Malerfreuden gar nicht merkte, dann Staeger-Muschlers jüngstes und durchaus gemeinsames Opus unter den Arm gesteckt und ihn heimgeschickt: „Die Heilandin" — fünf Legenden der Liebe von R. C. Muschler, mit sieben Originalradierungen von Franz Staeger (ebenfalls im Verlage Max Koch, Leipzig), ein Buch in Großquart, das vom Vorsatz bis zum Schlußstück ganz Staegerisch und ganz Muschlerisch außen wie innen ist, ganz ineinanderfließend als Poema. Der Dichter, durch seinen jüngsten, auf hohe Kulturstufe gehobenen Roman „Bianca Maria" jetzt mit einem Schlage allbekannt, und der Maler im Mittag seines Lebens, sie beide ließ der verständnisvolle und opferfrohe Verleger sich hier im wahrsten und besten Sinne des Wortes „austoben". Sinnbildlich, daß an den Stirnseiten der beiden in Moiré und Goldschnitt kostbar funkelnden Werke wechselseitig eingemeißelt steht und funkelt: Maria Staeger zu eigen! und : Ad majorem Ger. Muschler Jarecki gloriam!

Also ein Doppel-Freundespaar, dem man zu solchem Schaffen nur Glück wünschen kann. Glück zu aber auch dem mächtig aufstrebenden Verleger, der hier zwei bibliophile Leistungen erbracht hat, für deren Güte die Druckerfirma Bruckmann in München allein schon Gewähr leistete. Zwei solche Bücher konnten getrost erst zwischen Weihnacht und Neujahr herauskommen, denn sie werden das verrinnende Jahr mit seinen Festen überdauern. **Paul Burg**

NB. Wir haben mit freundlicher Erlaubnis des Besitzers Ludwig Oettmer (Hugstetten bei Freiburg) Staegers leuchtend schöne „Bergpredigt" als Probe seiner Farbenkunst diesem Hefte beigegeben, während der unsern Lesern schon bekannte Fritz Haß die Auferstehung verherrlicht. Mit den Gedanken der Bergpredigt hat sich ja auch Johannes Müller viel beschäftigt. D. T.

Die Schmerzensmutter des unbekannten Meisters von Osnabrück

Wer die unermeßlichen Schätze an Holzplastik im Amsterdamer Reichsmuseum gesehen hat, muß zu dem Schluß kommen, daß die Holzschneidekunst des niedersächsischen Gebietes im späteren Mittelalter eine Krönung der deutschen Kunst überhaupt bedeutet. Wäre uns nicht der Sinn für die Werterkenntnis auf diesem Gebiet verkümmert, wir besäßen längst ein monumentales Werk über die Blütezeit der Holzskulptur in Niedersachsen. Ist es möglich, daß weder Dehio (Kunstgeschichte) noch Lempertz (Wesen der Gotik, Verlag Hiersemann 1926) des Meisterwerkes Erwähnung tun, das wir in der von Dr. Hugle herausgegebenen Werbeschrift der Stadt Osnabrück entdeckten! Der Ruhm, die Schmerzensmutter des Meisters von Osnabrück als ein Werk erkannt zu haben, das getrost neben die besten Arbeiten Tilman Riemenschneiders oder Hans Brüggemanns gestellt werden kann, gebührt Dr. Berning, dem Bischof von Osnabrück. Dieser warmherzige Freund religiöser Heimatkunst hat im Diözesanmuseum seiner Bischofsstadt wahre Prachtstücke mittelniederdeutscher Holzbildnerei vereinigt. Der Meister von Osnabrück ist in dieser Sammlung mit einer sehr charakteristischen Gruppe „Johannes der Täufer" vertreten und mit dieser erschütternden nordischen Gottesmutter, deren Schmerz um den gemarterten Sohn mit hinreißenderer Kraft wohl kaum in einem anderen Kunstwerk gestaltet worden ist. Wir stellen uns ganz auf die Seite Dolfens, der in Dr. Hugles Werbeheft über das Werk bewundernd schreibt: „Wie ein einziger Aufschrei des Schmerzes geht es durch den Körper. Allüberall winden, krümmen, biegen, brechen sich die Stoffstücke, werfen sich wie von einer ihnen innewohnenden Gewalt gepeitscht empor, verschlingen sich im krampfenden Schmerz und ziehen

unwiderstehlich hinauf zu der vom Künstler intendierten Vision. Hart und scharf umschrieben löst sich aus dem Linnengewirr die schmale hochgezogene Brust, gleichsam unterstrichen durch die im Dreieck niederhängende Halskette: dünn, fast röhrenförmig, wächst in eiserner Ruhe der Hals empor. Über ihm balanciert in scharfer Naht aufgesetzt der als großes Oval modellierte Kopf und schreit in überwältigender Kraft des Ausdrucks sein: Quis non fleret, Christi matrem si videret in tanto supplicio. Als wenn jede Spannkraft aus dem Gesichte geschwunden, öffnet sich der Mund; die Augenbrauen ziehen sich spitzwinklig über die ungewöhnlich hoch sitzende Nasenwurzel, zitternd beben die feinen Nasenflügel, die Augen pressen sich aus ihren Höhlen. Unwillkürlich harrt man des Schreis vor der eintretenden Ohnmacht. — Das ist der Meister von Osnabrück, die Stadt, die ihm den Namen gab, mag stolz auf ihn sein.“

Dr. Konrad Dürre

Franz Schuberts „Todesquartett“

Eine Huldigung zum 100. Geburtstag des Werkes

Joseph von Spaun, Franz Schuberts treuester und verständnisvollster Freund, hat in seinen Erinnerungen, einer Hauptquelle der Schubertforschung, geschrieben, viele hätten geglaubt und glaubten wohl noch, daß Schubert ein stumpfer Geselle gewesen sei, den nichts angegriffen habe; die ihn aber näher gekannt hätten, wüßten, wie tief ihn seine Schöpfungen erregt und wie er sie in Schmerzen geboren; wer ihn einmal mit einem Tonsatz beschäftigt gesehen habe, glühend und mit leuchtenden Augen, ja selbst mit einer anderen Sprache, der werde den Eindruck nie vergessen, und es sei gewiß, daß die Aufregung, in der er seine schönsten Werke geschaffen, seinen frühen Tod mitverschuldet hätte.

Dies gilt vor allem von der „Winterreise“, jenem Tal der Tränen, durch das die Schatten des Todes hasten und die Schauer menschlicher Vergänglichkeit wehen. Mit ihr sang sich Schubert seinen eigenen Grabgesang.

Der ältere, weniger düstere, aber doch auch stark weltschmerzlich gestimmte Bruder dieser schauerlichen Lieder ist das D-Moll-Quartett, Schuberts Todes- oder Schicksalsquartett. Auch mit dessen Entstehung sank ein Stück von seiner Lebenskraft dahin. Es ist ein Werk von tiefer Schwermut und berückender Schönheit, vielleicht das genialste Kammermusikstück seit Beethoven, ein direktes Bindeglied zwischen Beethoven und Brahms, ein Werk, von dem einer unserer führenden zeitgenössischen Musikschriftsteller geschrieben hat, es lasse uns ahnen, daß Schubert, hätte er länger gelebt, der größte Musiker seines Jahrhunderts geworden wäre. Wer es hört, ohne in innerster Seele ergriffen zu werden, lasse die Hand davon. Es gehört zu den heiligen Gütern der deutschen Musik.

Das Quartett leitet die Reihe jener Gipfelwerke des letzten Schubert ein, die mit der großen C-Dur-Symphonie, der Messe in Es-Dur und dem Schwanengesang ihr Ende erreichte. In der Mitte der Reihe erhebt sich ernst und schwer der unheimliche Dom der Winterreise.

Schubert war Ende 1825 sehr krank gewesen. Dazu drückte ihn die Sorge um die Existenz, „des Lebens Martergang“. Von Verlegerhonoraren fristete er seinen Unterhalt, und je mehr er gezwungen war, seine Werke anzubieten, um so mehr nutzten brutale Geschäftsleute, wie Diabelli, seine Notlage aus. Beethovens stolzes Selbstbewußtsein im Auftreten ging dem bis zur pathologischen Selbstgenügsamkeit bescheidenen jungen Meister völlig ab. Bei Bewerbung um einen Kapellmeisterposten war er trotz seiner überragenden musikalischen Bedeutung nicht einmal in die engere Wahl gekommen. In tiefernster Stimmung trat er das neue Jahr an, es war die Stimmung, die wir aus seiner Aussprache mit Bauernfeld kennen: „Mit dir geht's vorwärts, ich sehe dich schon als Hofrat und berühmten Lustspieldichter. Aber ich? Was wird mit mir armem

Musikanten? Ich werde wohl im Alter wie Goethes Harfner an die Türen schleichen und um Brot betteln müssen!“

In diesen Wochen schwerster Gemütsbewegungen und Todesahnungen ist das D-Moll-Quartett entstanden, eine künstlerische Auslösung in trübe gestimmter Zeit. In schmerzvoll-seliger Stimmung wird er es niedergeschrieben haben, zuerst wohl das kantige, scharfgeschliffene Schicksalsthema, mit dem das Quartett beginnt. Das ist wie ein starker Stoß gegen das Herz, vier weitere, schnellere Stöße folgen, dann ein zweiter Ansturm, und nach einigen unheimlichen Pianissimi-Takten dröhnt das Schicksal von neuem und mit größter Wucht heran. Beethovensche Sprache! Wir denken an den ersten Satz der C-Moll-Symphonie. Schubert war ein glühender Verehrer Beethovens. In seiner großen Bescheidenheit hat er sich, obwohl er jahrelang mit ihm in einer Stadt lebte, stets scheu von ihm zurückgehalten, während Hunderte von Unberufenen sich an ihn herandrängten. Aber seine Werke kannte er und lag vor ihnen auf den Knien, in Glück und doch wieder in Verzweiflung, denn er glaubte, nie Ähnliches schaffen zu können. In jener Zeit grübelte Beethoven über seinen tiefsinnigen letzten Quartetten. Der Schubert befreundete Schriftsteller Braun von Braunthal hat uns überliefert, wie er damals in einem kleinen Wiener Gasthause zusammen mit Schubert den in tiefe Gedanken versunkenen großen Meister beobachtet, und wie Schubert zu ihm begeistert von dessen Größe gesprochen habe: „Der kann alles, wir aber können noch nicht alles verstehen, und es wird noch viel Wasser die Donau dahinwogen, ehe es zum allgemeinen Verständnis gekommen, was dieser Mann geschaffen hat. Mozart verhält sich zu ihm wie Schiller zu Shakespeare. Schiller ist bereits verstanden, Shakespeare noch lange nicht. Mozart versteht alles schon, Beethoven begreift niemand so recht, er müßte denn recht viel Geist und noch mehr Herz haben und entsetzlich unglücklich lieben oder sonst unglücklich sein.“

Den Beethoven hat Schubert in jener Zeit tiefer gefühlt denn je vorher, und er hat den ganzen Schmerz des Gewaltigen, der so recht zu seiner eigenen schwermutvollen Stimmung paßte, seinem Fühlen entsprechend in den ersten Satz des Quartetts aufgenommen, der auch sonst Beethovensche Züge trägt und doch wieder so vom echten Schubertschen Genius durchleuchtet ist, daß wir erschüttert vor der Allgewalt seiner Herrlichkeit stehen. Will man ihm eine Überschrift geben, so ist es die von der „Unerbittlichkeit des Schicksals, das über alles Leben triumphiert und vor dem alle Schönheit zu Asche wird“. Leben und Liebe bäumen sich gegen das Schicksal auf. Ein wunderbar inniges, sehnsuchtsvolles zweites Thema erklingt, eins der schönsten in Schuberts Reich, und singt erst ganz leise und dann lauter und immer lauter in den blühendsten Farben von dem Glück des Lebens. Und mit ihm ringen nun das Schicksalsthema und seine Trabanten.

Die musikalische Verarbeitung der Themen ist vor allem durch die überaus kühne und geistvolle Harmonisierung interessant. Schubert war wie Beethoven ein großer Bewunderer Händels Beethoven liebte in Händel in erster Linie den gewaltigen Pathetiker und die steifnackige, selbstbewußte Persönlichkeit, Schubert mehr den eigenartigen Harmoniker. Hier zeigt es sich, daß er seinem großen Vorbild in Bildung neuer Harmonien nicht nur gewachsen, sondern sogar überlegen war. Diese Neubildungen weisen auf Brahms, dessen sehnsuchtsvoller Melodik auch das Lebensthema selbst verwandt ist, und auch da und dort auf Bruckner, der ja in seinem ganzen musikalischen Fühlen seinem Landsmann Schubert nicht nur in den Scherzi seiner Symphonien, sondern auch sonst nähersteht, als man beim flüchtigen Vergleichen meint.

Das Lebensthema wird niedergeschlagen, es erhebt sich aber nochmals zu neuer Macht und steigert sich sogar zum Doppelforte des Lebensglücks. Doch über dem tiefen d in den Violoncellen steigt erneut, zum letzten Kampfe, das Schicksalsthema auf, es schwillt zu wildem Forte an, und Leben und Liebe sinken vor seiner schroffen Verneinung in sich zusammen. Nun folgt der tief ergreifende, von trauermarsch-artigen Begleitstimmen gedeckte Schluß: „Wie Tränen fallen die Triolen des Schicksalsthemas herab.“ Schicksalserfüllung. Lebensende.

Wir haben in diesem Satz, dem größten des Quartetts, zwar nicht die geheimnisvollen Rätsel und die großartige Polyphonie der Beethovenschen letzten Quartette, auch keine tiefen kontra-

punktischen Probleme wie dort, aber eine solche Fülle von Klangschönheit, Stärke der Empfindung und neuer harmonischer Gestaltung, daß er, wie auch die übrigen Sätze des Quartetts, seine Stellung neben diesen letzten großen Beethoven-Werken stets in Ehren behaupten wird, wenn das Quartett auch näher mit den drei Rasumowsky-Quartetten op. 59 verwandt sein mag, denen es, als vierte Muse, etwa so zur Seite gestellt werden könnte wie die C-Dur-Symphonie, als zehnte Muse, den neun Beethoven-Symphonien.

Den zweiten Satz des Quartetts bilden die berühmten Variationen in G-Moll über „Den Tod und das Mädchen". Der Friede des Todes und die Schönheit des Elysiums liegen über ihnen. Ein poetischer Zauber ist stets von ihnen ausgegangen, der nie verblassen wird, wo reine Schönheit lebt.

Unheimlich pochend, ja schicksalhämmernd klingt wieder das Scherzo. Mime der Schmied hat später von Richard Wagner ein ähnlich rhythmisch packendes Motiv erhalten. Süß, wie Liebesfreude für den im Lebenskampf stehenden Mann, tönt das Trio dazwischen, Dreivierteltakt, kein Ländler, aber dem Ländler rhythmisch zugeneigt, an Stimmung dem Lebensthema im ersten Satz verwandt, nur leichter und zarter.

Beim Anhören des letzten Satzes endlich taucht das wie gehetzt dahinjagende Hauptthema des letzten Satzes der Beethovenschen Kreutzersonate vor uns auf. Von Lenau, der mit Schubert einig in der Beethoven-Verehrung war, wird berichtet, daß er, wenn er, der feurige Geiger, die Kreutzersonate gespielt habe, beim letzten Satz dem Klavierspieler mit seinem Temperament durchgegangen sei, sich überstürzt und keine Pause mehr beachtet habe und schließlich prestissimo dahingerast sei, bis er erschöpft habe innehalten müssen. So würde es ihm auch beim Spielen dieses letzten Schubertsatzes ergangen sein, der ebenso presto in wildem Ansturm und unheimlicher Schnelligkeit vorüberbraust, ein Sinnbild des Lebens, „denn es fähret schnell dahin, als flögen wir davon". Ein männlich-kräftiges zweites Thema gibt diesem Jagen einigen Halt, kann ihm aber kein dauerndes Ziel setzen. Wohin der Weg geht — wer weiß es! Über den Tod hinaus in Welten, die wir nie ergründen werden.

Das D-Moll-Quartett wurde zum erstenmal am 29. Januar 1826 aus den frisch kopierten Stimmen von den Schubert befreundeten Brüdern Hacker, dem Bratschisten Hauer und dem Cellisten Bauer in der Hackerschen Wohnung gespielt. Schubert änderte noch da und dort. Am nächsten Tag folgte eine Wiederholung in Gegenwart von Randhartinger, am 1. Februar eine zweite in der Wohnung des Hofkapellsängers Joseph Barth. Auch bei Franz Lachner, dem späteren Münchener Hofkapellmeister, fand noch eine Aufführung statt. Überall herrschte regste Anteilnahme und, wenn auch, wie später bei der „Winterreise", nicht immer das rechte Verständnis, so doch ehrliche Bewunderung.

Aber zu einer öffentlichen Aufführung kam es zu Schuberts Lebzeiten nicht. Um so höher stieg dann später der Ruhm des Werkes, und jetzt ist es im schönsten Sinne des Wortes volkstümlich geworden und mit seiner musikalischen und seelischen Herrlichkeit eine der größten Heldengestalten im Kampfe gegen die Gebilde des Atonalismus, vor denen ja heute trotz ihrer rein verstandsmäßigen Künstelei und ihrer trostlosen seelischen Leere und obwohl sie, oder, besser gesagt, gerade weil sie von nichtdeutschem Einschlag sind, viele Deutsche in ehrerbietigem Staunen stehen. Möge es an seinem Teil dazu beitragen, daß sich diese Deutschen aus den Irrwegen jener Tonwüsten zur Reinheit echter deutscher Kunst zurückfinden!

Dr. Konrad Huschke

Türmers Tagebuch

Vertagte Aufnahme · Weshalb wir nach Genf mußten · Die französischen Stolperdrähte · Briand und Chamberlain · Der Völkerbund als ein polnischer Reichstag · Reform an Haupt und Gliedern · Der deutsche Herkules

Diesmal war es also noch nichts mit dem Völkerbunde. Angeblich, weil ein halsstarriger Brasilianer mit dem Kopf durch die Wand wollte. „Non et non!“ Ich nehme aber Briands Zorn gegen ihn gerade so ernst, wie seine Huldigungen für uns. Was sollen denn bloß alle diese Redeschnörkel? Wir wissen ja doch, wie er denkt, und sein warmer Bariton berückt uns nicht. Noch klingt uns das widerliche Gezänk der Großkampfwoche im Ohr; noch zittert unser Nerv von den gesponnenen Ränken und listigen Erpressungsversuchen. Auch vom Genfer Rathaus kehrt man klüger zurück, als man hingegangen. Es ist daher ganz gut, daß wir aus der heiklen Lage der zwölften Stunde durch den Querstreich Mello Francos die Freiheit des Entschlusses zurückgewannen. Zu erwägen bleibt bloß, ob unsre Stellung zu dem Genfer Problem sich grundsätzlich geändert hat.

Seit Versailles und St. Germain ist unser Volk grausam zerstückelt. Ich muß immer an Hally denken, die geschändete Jungfrau in Kleists Hermannsschlacht. An achtzehn Staaten und Stätchen wurden wir verteilt. Unsre Grenzen in West und Ost, Süd und Nord umschlingt ein breiter Gürtel vaterländischen Volkstums unter fremder, feindseliger Hoheit. Es gibt sechzehn Millionen unerlöster Deutschen; fast ein Fünftel unsrer Gesamtzahl; 31mal mehr, als es vor dem Kriege unerlöste Italiener gab. Welch Urwaldgeschrei wurde gleichwohl damals um diese Handvoll Welschtiroler erhoben!

Volkstum freilich ist wie Quecksilber, es strebt immer wieder zusammen. Auch für uns gibt es keinen Verzicht auf das Ideal, das Konrad Ferdinand Meyer durch des sterbenden Hutten prophetischen Geist aufstellte:

„— es kommt ein Tag, da wird gespannt
Ein einig Zelt ob allen deutschen Land.“

Aber der Dichter mahnt zur Geduld, und dreimal wiederholt er das dämpfende Wort. Ideale sind wie die Agave, die erst nach hundert Jahren blüht. Indes:

„was langsam reift, das altert spat
Wenn andre welken werden wir ein Staat.“

Unsre nächste Sorge muß daher sein, daß, wenn der deutsche Morgen graut, jene Gewaltentfremdeten auch wirklich ihr Vaterunser noch deutsch beten und Heimweh haben nach den ewigen Hütten ihrer Landsmannschaft.

Die großen Sieger und kleinen Siegesnutznießer denken aber wie jener Tiglatpileser von Assur, der allen Unterworfenen nur „einen Mund“, das heißt seine Sprache verstatten wollte. Allüberall wird deutscher Schule, deutschem Schrifttum, deutschem Theater, somit der deutschen Kultur mit rohem Eingriff der Garaus

zu machen gesucht. In Südtirol tut der Duce alles, was der Re versprochen nicht zu tun. Im deutschesten Böhmen gibt es weder deutsche Straßen- noch deutsche Firmenschilder mehr, und von den Bildungsanstalten fällt eine nach der anderen den kulturellen Minderbrüdern zu. In Kassubien droht man den deutschen Staatsarbeitern mit Kündigung, wofern sie ihre Kinder nicht der polnischen Schule überantworteten. Ist's geschehen, dann entläßt man die Väter trotzdem, weigert jedoch der eingefangenen Jugend die Rückentlassung in die Muttersprache. In Oberschlesien wurden die Mitglieder des Deutschen Volksbundes als Hochverräter eingekerkert; sie, die nach Gutachten des schweizerischen Minderheitskommissars Calonder nichts als ihre verfassungsmäßigen Rechte loyal und korrekt ausgeübt. Auf sehr dunkle Weise verstarb ihrer einer im Schweigen seiner Zelle; die polnische Hetzpresse nannte es sofort Selbstmord und Selbstgericht.

Wo bleiben bei alledem Wort und Treu, Genf und Friedensvertrag? Das Deutsche Reich war machtlos. Aber selbst wenn bloß die Seele des deutschen Volkes sich aufbäumte gegen die Leiden des deutschen Bruders, dann haute schon Mussolinis rednerischer Dreschflegel drein.

Als Mitglied des Völkerbundsrates könnten wir doch manches mehr tun für unsre bedrückten Minderheiten. Der Bund ist ja ein januskköpfiges Ding. Unsre Feinde erstrebten einen Zusammenschluß zum beschleunigten Niedergang Deutschlands. Aber da war Wilson mit seiner lästigen Lebenslüge von einer Weltgesellschaft zur Förderung des ewigen Friedens. Es war gefährlich, ihn heimschicken zu wollen mit nichts als den Leichen seiner vierzehn Punkte. Das ganze geplante Schandstück konnte scheitern an dem Widerspruch seiner gekränkten Eitelkeit. Ihm ins Auge spielten sie daher die Friedfertigen, die da Gottes Kinder heißen. So ging Speise aus von dem Fresser und Nächstenliebe von den Schürern des Hasses. Man errichtete das Genfer Weltregiment, gab ihm auch wohlwollende Richtlinien, allein mit dem geistigen Vorbehalt, sich den Teufel drum zu scheren. Immerhin sind sie da, und es wäre Deutschlands Sache, gegen die schmähliche Praxis die gute Theorie zu Ehren zu bringen.

Versailles hat uns entwaffnet. Unter dem scheinheiligen Vorschützen, das geschehe, „um den Anfang zu einem allgemeinen Rüstungsabbau aller Nationen zu ermöglichen“.

Seit 1919 ist also die Möglichkeit gegeben. Gebrauch aber hat noch keiner davon gemacht. Munter wurde weiter gerüstet und gedrillt; auf dem Blachfeld, auf der Woge, in der Luft. Die Neustaaten legten sich gar noch militaristisch überstiegene Heere zu, mutmaßlich bloß, um doch auch etwas zum Abrüsten zu haben, wenn einmal abgerüstet werden müsse. Frankreich verkürzt zwar die Dienstzeit und preist sich selber für diesen hochherzigen Beweis guten Willens, aber es geschieht, um die Kriegsstärke zu erhöhen. Selbst in England hat sich der Heeresbedarf seit 1913 verdoppelt. Seitdem die Welt sich zum Völkerfrieden bekennt, hat sie 28 neue Kriege geführt.

Sie reden also viel, aber sie wollen nicht. Sie nützen die Gebärde, um die Tat nicht tun zu müssen. Die Klein-Talleyrands von heute traten demgemäß der Abrüstungsfrage entschlossen näher. Alle erklärten ihre beglückte Mithilfsbereitschaft.

Aber alle fanden auch, das sei ein gar weites Feld; eine so weitschichtige und folgenschwere Sache könne man gar nicht gründlich genug einleiten. Augendienerischer Eifer bestellte die Vorkonferenz für den Februar, innere Hinderhältigkeit verschob sie auf den Mai. Man fand auch, daß bis dahin schon einige Vorfragen geklärt sein müßten. Frankreich stellte den Fragebogen auf, der ebenso nummernreich ist, wie das Einschätzungsformular unsrer mit Recht beliebten Finanzbehörde. Er beruht auf dem neuentdeckten Begriff von der „potentiellen Kriegsstärke". Wenn zwei Staaten derselben Volksziffer dieselbe Heereskopfzahl besäßen, so sei dies keineswegs dasselbe. Jedes Land habe nach Grenzcharakter, natürlichen Hilfsquellen, Gewerbeblüte, Verkehrsmitteln und Wohlstand noch besondere Vorbedingungen. Diese müßten für den Staat besonders untersucht und dann zu einem einheitlichen Weltkriegsstärkenschlüssel verarbeitet werden.

Ob die französischen Erfinder sich sagten, daß bei diesem Maßstab gerade Deutschland mit seinen offenen Grenzen, geschleiften Festen, zerschrotteten Rüstungsmaschinen und verarmten Steuerzahlern eine besonders hohe Bruchzahl bekommen müßte? Diese spätere Sorge drückt sie jedoch kaum, vorläufig erstreben sie nur die Gewähr, daß die Abrüstungsvorverhandlungen mindestens lange laufen, wie in der guten alten Zeit die Prozesse beim Wetzlarer Reichskammergericht.

Sie können warten; wir nicht. Unser jetziger Zustand sei unhaltbar, erklärte Wehrminister Geßler im Reichstag. Wer empfände dies nicht? Nie hätte Mussolini gedroht, das Kreuz von Savoyen über den Brenner zu tragen, und seine Beredsamkeit hätte es wundersam geglättet, wenn Deutschland jährlich mehr als acht Kanonen gießen, wenn es Gasbomben füllen und Flugzeuge bauen dürfte. Es gibt keinen besseren Begierdenzähmer und Anstandslehrer als das Risiko. Der Römer Vegetius mit seinem „si vis pacem para bellum" ist ein feiner Kopf gewesen und der anstelligste aller Pazifisten.

Amerika drückt auf Abrüstung; wir drücken mit. Als einzige entwaffnete Großmacht, als ein Staat, dem durch Lüge und Wortbruch immerfort schreiendes Unrecht geschah, ist unsre Politik klar vorgezeichnet. Ganz im Einklang mit den Genfer Grundsätzen erstreben wir den Sieg der Gerechtigkeit, den Sturz der Gewalt.

Das Locarno-Abkommen nötigte uns zu Verzichten, die wie Höllenfunken auf der deutschen Seele brennen, allein es ebnete das Vorgelände zu weiterem sprungweisen Vorgehen. „Durch Pakte Sicherheit, durch Sicherheit Abrüstung" formelte damals Chamberlain, der öfter vernagelt handelt, aber zuweilen verständig spricht. Macdonalds verwichener Staatssekretär Ponsonby führte vor kurzem in Reynolds „Newspapers" aus, Deutschland habe jetzt Anspruch auf volle Räumung des Rheins und entweder Abrüstung aller oder Wiederaufrüstung seiner selbst. Dieser Gedanke breitet sich aus in der Welt. Ist das nicht errungenes Vorgelände?

Schwerlich durch Gewalt zertrümmern wir je wieder den Versailler Vertrag. Wohl aber galt es den Versuch, ob es möglich wäre durch Geschick in demselben Völkerbund, der merkwürdigerweise ein Stück davon ist. Darum mußten wir nach Locarno, darum nach Genf.

Frankreich fühlte dies viel feiner als unsre Völkischen. Aus diesem Ahnungsvermögen heraus spannte es seine Stolperdrähte vor den Genfer Reformationssaal.

Locarno war nötig, aber die Schwulstphrase vom Locarno-Geist hat mich stets angewidert. Chamberlain schwang den Liebesbecher. Das erinnerte mich an Bismarcks Wort, wir möchten ja die Engländer gerne lieben, allein sie hätten noch nie gezeigt, daß sie geliebt sein wollten. Briands Redefluß bekam dichterische Schaumkämme. „Fort mit den Pulverfässern aus den Ecken Europas!“ „Fluch dem Franzosen, dessen Fuß das Saatkorn von Locarno zertritt, woraus der Palmbaum des Friedens ersprießen soll!“ Allein der schwungvolle Mann wird in Paris dem Kater verglichen, der einen Buckel macht und die Rückenhaare sträubt. Lloyd George, der ihn von Cannes her kennt, schlägt vor, man solle jeden Diplomaten, der ihm gegenübertritt, mit einer Taschenausgabe der Fabeln bewaffnen, worin die Geschichte vom Fuchs und dem Raben erzählt wird. In Locarno wie in Genf entschieden nicht schöne Menschheitsgefühle, sondern nüchterne Staatszwecke, und Falschheit war auch dabei. A bisserl sehr viel sogar, wie wir seit lange ahnten und jetzt wissen.

Nur so weit kam man uns entgegen, als man uns brauchte; man gab nicht mehr, als man mußte, und selbst um dies Wenige begann hinterher ein entwertendes Silbenstechen. Weh dem, der in solche Kuhhändel nicht völlig illusionslos eintritt und mißtrauisch bleibt wie ein abgebrühter Untersuchungsrichter!

In Locarno hatten uns alle Beteiligte einen ständigen Ratsitz zugesichert. Schon aber spielten diplomatische Roßtäuscherkünste. Auch Polen sollte auf einmal einen bekommen, gleichzeitig und als Gegenwicht. Es müsse, so wurde beschönigt, in der Lage sein, „die europäische Gerechtigkeit zu überwachen“. Jenes Polen, das noch nie versucht hat, gegen Deutsche gerecht zu sein. Jenes Polen, das der französische Sturmbock gegen uns ist. Jenes Polen, das alle Nachbarn nach Raubgelegenheit umgiert. Jenes Polen, das in Genf der meist verklagte Staat ist und dem klaren Willensentscheid des Völkerbundes bereits vier Mal trotzte. Jenes Polen, dem seit seinem Wiederbestehen der Pleitegeier noch nicht vom Dache wich!

Es war ein Streich von der Musterschutzmarke Aristide Briands, gegen den der listenkundige Ullysses im Grunde nur ein ganz grüner Anfänger ist. Des größeren Wirrwarrs wegen wurden aber auch Spanien und Brasilien aufgehetzt. Was tut man nicht um einen ständigen Ratssitz? Kriegten sie den nicht, so wurde erklärt, dann könne ihnen der ganze Völkerbund gestohlen werden. Der Locarno-Geist trieb Wunderblüten. Man schlug mit der Faust auf den Tisch und drohte mit Handelsverruf, weil Schwedens germanische Einfalt meinte, es gebe eine Pflicht der Redlichkeit gegen Deutschland und ein Gesetz der Treue gegen die eigenen Grundsätze. Im Nu war die einfachste Sache von der Welt wie ein Weichselzopf verfilzt, und aus der Zettelung gegen uns ward eine Lebenskrise des Völkerbundes.

Durch Briands Ränke unter Chamberlains schwerer Mitschuld. Sir Austen ist doch offenbar ein Staatsmann von einer für Foreign office-Maße ganz erstaunlichen Blickbegrenztheit. An seinen Vater Joe erinnert nichts als das Einglas im Auge und die Orchidee im Knopfloch. Das steifleinene Britentum fällt bei ihm schon ins Zerrbild; gegen Briands geölte Aalglätte läßt es ihn völlig hilflos.

Was da geschehen, enthüllte sich zunächst silbenweise aus den Rösselsprüngen von Chamberlains stotternder Rede, in Genf aber klar aus seinem zweideutigen

Tun. In denselben Stunden, da man uns offen einen Einfluß auf den Völkerbund versprach, hatte man sich insgeheim verabredet, ihn hinterrücks lahmzulegen.

Alt-Englands Volksstimme begehrte auf. Der Außenminister bekam eine nichtswürdige Presse. Er sei nun einmal schwer von Begriff, so las man im „Daily Herald“. Jeder Brite müsse schamrot werden bei einer solchen Wirtschaft, schrieb der „Daily Chronicle“. Alle drei Parteien schrien, das Oberhaus tadelte, das Unterhaus schalt, die Dominions taten Einspruch und sechs Ministerkollegen drohten mit ihrem Rücktritt. Nur eins unterblieb: weshalb berief man denn diesen Mann nicht einfach ab?

Immerhin riß die angelsächsische Entrüstung in der Welt gar viele mit sich fort, die seit dem Kriege geglaubt, es sei bloß statthaft, sich über, nicht für uns zu entrüsten. Das kommt moralisch zustatten gegen Frankreich, das Ratssitze als Lohn für bewiesene Franzosenfreundlichkeit verschachert, aber nicht minder gegen Mussolinis Klüngelei und sein feiges Kriegsgeschrei wider unsre Wehrlosigkeit.

Wären wir nicht nach Locarno gegangen, die Wagschalen ständen anders. Auch dies ist eine Rückwirkung des Paktes, eine ungeschriebene, den Franzosen unerwartete und unerwünschte, aber still wirkende und wertvolle. Und deshalb bleibt diese Politik richtig trotz aller Enttäuschung, die uns das Ausbleiben der übrigen und die Ränkespinnerei von Genf bereitet hat. Mit schönen Worten und schlechten Streichen suchte uns Briand um die Frucht unsrer Klugheit zu bringen. Er selber erwies sich als der Franzose, dessen Fuß das Locarnoer Saatkorn zum Palmbaum des Friedens zertrat. Möge sein eigner Fluch ihn treffen, so daß er, wie der Sünder in der Schicksalstragödie, was er klüglich zu wenden sich vermaß, gerade dadurch erbauend vollendet.

Die Politik des jetzigen Reichskabinetts wurde bisher von den Stürmern und Drängern unsrer vaterländischen Jugend als zu geschmeidig, zu gallertig verworfen. Man vergaß, daß die abgeklärte Festigkeit eines Hindenburg sie stützte. Kann sie falsch sein, wenn Frankreichs Widerstand derart zu den äußersten Mitteln griff? Geschmeidig war sie in Genf wahrlich nicht. Was getan werden konnte, das wurde getan, aber „impossibilium nulla obligatio est“ heißt es im römischen Recht.

Vorsichtig ist sie allerdings. Unsre Lage erlaubt uns keine Fehltritte mehr. Behutsam tut sie Schritt auf Schritt. Wenn sie auch stets auf ganze Erfolge abzielt, so sind ihr doch halbe lieber als gar keine, weil aus zwei halben mitunter ein ganzer wird. Zerhauen kann man gordische Knoten nur, wenn man ein Schwert hat; andernfalls bleibt einzig der Versuch des mühsamen Aufdröselns.

Nicht als Erdulder seien wir nach Genf gekommen, sondern als Träger unsres Geschickes, sagt Hermann Stegemann in seinem neuen Buche über „Das Trugbild von Versailles“. (Hermann Stegemann: Das Trugbild von Versailles. Weltgeschichtliche Zusammenhänge und strategische Perspektiven. 360 S. Gr. 8° mit 8 Karten. In Leinen gebunden 12 M. Deutsche Verlagsanstalt in Berlin, Stuttgart, Leipzig 1926.)

An dieser Politik müssen wir auch jetzt noch festhalten. Genf war ein Fehlschlag, allein er fällt nicht uns zur Last. Moralisch bleibt es ein Erfolg; einer, der still fortwirkt und vielleicht im Herbst schon zu einem politischen reift. Bis dahin ist Chamberlain sicher nicht mehr da und Briand hoffentlich auch nicht. Brasiliens liberum veto

aber könnte das Böse gewollt und das Gute gewirkt haben. Es hat gezeigt, daß der Völkerbund ein polnischer Reichstag ist, daher einer Reform an Haupt und Gliedern bedarf. Besteht er fort, dann nur, wenn Deutschland hineinkommt; bricht er, dann bildet sich ein neuer, worin Deutschland eine führende Rolle zufällt. Kraft seiner Volksziffer, seiner Wirtschaft, seiner zentralen Lage und der Redlichkeit seines Wollens.

Unsre Arbeit wird blutsauer sein. Man nennt uns heute schon den Daniel in der Löwengrube. Kämpfe wird es kosten wie den soeben überstandenen; oft mit nur halbem Erfolge, mitunter sogar mit ganzem Mißerfolge. Sieger bleibt in diesem Satansspiel des Imperialismus, wer Nerven behält und nie müde wird.

Durch uns erst wird die Genfer Amphiktyonie zur Pflegerin des internationalen Rechtsgedankens und zur Wegbereiterin der sich anbahnenden europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, wozu die Notlage Aller zwingt.

Indem wir aus dem verderbten Völkerbund einen besseren machen, wirken wir für ihn wie für uns. Wir lösen damit die Riesenschlange, die uns umklammert; durchstoßen die „Circumvallation“, wie Stegemann sich ausdrückt, auf deren Abbau der Friede Europas beruht. Das Diktat muß sterben, auf daß unser Volk lebe und die Völker des Abendlandes.

Noch einen letzten Schlagsatz aus Stegemanns durch seine weiten Aus- und tiefen Einblicke so anregendem Buche. Es sei ein Stück der tragischen Sendung Deutschlands, daß der Austrag des Kampfes um unser Recht und die Lebensrechte des Deutschtums gerade im Schoße des Völkerbundes erfolgen müsse. Wir sind in der Tat die tragische Gestalt der Weltgeschichte. Die nächsten Jahrzehnte machen uns zu dem Herkules, dem zwölf Arbeiten auferlegt sind. Aber es sind solche, deren jede die Welt von einer Plage befreit. Auch die Reinigung des Augeiasstalles befindet sich wieder einmal darunter.

Schon früher nannte ich bei Gelegenheit den Völkerbund einen König Lear, der, von den herzlosen Töchtern Goneril und Regan mißbraucht und mißhandelt, zu der verstoßenen Cordelia flüchtet. Ist diese nicht am Ende die Siegerin?

F. H.

(Abgeschlossen am 21. März)

Auf der Warte

Ostern und der Sonntag

Ostern ist die symbolische Feier siegreichen totüberwindenden Lebens. Das Osterei ist nicht eine spezifisch deutsche, sondern weitverbreitete Symbolik, vor deren Verwertung die Sitte nur noch beim Kultus Halt gemacht hat. Das ist zu bedauern. Denn wie man zur Weihnacht besonders in Gebirgsgegenden die Kinder in Lichterprozession durch die Kirche zum Altarplatz ziehen sieht, würde sich mindestens für ländliche Gemeinden recht wohl eine solche mit dem Osterei schicken; es würde eine liebliche Frauenprozession geben, wenn zu Ostern die Bäuerinnen frische Eier um den Taufstein als Opferstock legten, die später Kranken und Wöchnerinnen als Gruß der Kirchengemeinde gebracht würden.

Gleichviel — die Kirche hat auch jetzt schon ein unvergängliches Osterei: nämlich den Sonntag.

Es ist beliebt, auch ihn wie die anderen christlichen Feste mit dem Naturleben, mit dem in vielen Völkern und Erdteilen verbreitet gewesenen Sonnenkultus in Verbindung zu bringen. Hat dieser doch auch in Israel ziemlich zäh die assyrischen Einflüsse seit Ende der Königszeit festgehalten, so daß z. B. bei Hiob von Kußhänden für Sonne und Mond die Rede ist (31, 26f.) und Jeremias wie Ezechiel dagegen eifern, König Josia aber bei Reinigung des Gottesdienstes auch die Sonnenpferde beseitigen und ihre Wagen verbrennen lassen mußte (die auch das Zendavesta kennt als Bilder des Schnelläufers am Himmel). Und die erste gesetzliche Verordnung für Sonntagsruhe und Sonntagsfeier, die Konstantin der Große im Jahre 321 erließ, stützte sich nicht aufs alttestamentliche Sabbathgebot, sondern darauf, daß der „dies solis" („Tag der Sonne") geheiligt und ausgezeichnet werden müsse, — in unverkennbarem Zusammenhang mit dem synkretistischen Helioskultus des sehr problematischen kaiserlichen Christentums. Aber daraus auch für die christliche Sitte noch den Zusammenhang der Sonntagsfeier mit dem Sonnenkult abzuleiten, wäre verfehlt. Ostern ist die verbreitetste christliche Sitte, nicht Gesetz, sondern Sitte. Denn wie allgemein bekannt, stammte die christliche Gewohnheit ausschließlich von der Bedeutung her, die der Ostertag für die Jünger Christi hatte. Noch ging in der ersten, nach dem maßgebenden Einfluß des Apostelsprechers „petrinisch" genannten Epoche der Christengemeinde die alttestamentliche Sabbatfeier neben der neuen Weise her, tägliche Zusammenkünfte der Gläubigen zu halten; aber in paulinisch heidnischen Kreisen wurde bald die Auszeichnung des „ersten Tages der Woche" als des Auferstehungstages durch besonders feierliche Veranstaltung mit Sammlung von Liebesgaben Gebrauch; und „Tag des Herrn" wird er erstmalig in der Apokalypse (1, 10) genannt. Schon der Johannesschüler Ignatius bezeugt ums Jahr 110 n. Chr., daß die Christen „nicht mehr Sabbat feiern, sondern Sonntag". Ebenso der Brief des Barnabas (nicht des Paulus-Begleiters, Anfang des 2. Jahrh.), der diesen „rechten Tag" mit der Auferstehung und der ersten Erscheinung Jesu bei den Jüngern sowie seiner Himmelfahrt begründet, er zählt ihn nur, — bezeichnend für den Judenchristen — als „achten Tag". „Sonnentag" aber heißt er zuerst bei Justin dem Märtyrer um 150 n. Chr., der zugleich die Erschaffung des Lichtes am „1. Schöpfungstage" mit dem Hervorgehen Christi, der „Sonne der Gerechtigkeit" (wie er allegorisch Mal. 3, 20 auslegt) aus der Grabesnacht verbindet. Bis hierher dachte man also weder vor noch auch eine Zeit nach Konstantin an allgemeine Sonntagsruhe, indem man nur Gerichten, Soldaten, Theatern den Betrieb verwehrte; erst seit der Karolingerzeit trat die Sonntagsfeier im Abendland unter das Sabbatgebot; die römische Hierarchie hatte auch hier einen judaisierenden Zug. Klar wenden sich Luther im großen Katechismus und die Augsburgische Konfession in Art. 28

gegen diese falsche Begründung der Sonntagsfeier, gegen bestimmte äußere Gesetze, und wollen nur der Auferstehung zu Ehren die sonntägliche Verkündigung des Evangeliums gesichert und geschützt sehen. Auch die reformierten Bekenntnisse stehen auf diesem Standpunkt.

Heute freilich hört man dringende Notschreie aller Orten: Schutz für den Sonntag! Er erstickt tatsächlich heute unter Vereins- und Vergnügungsseuchen, übertriebener Sport- und Naturbegeisterung, Verwechslung von Zeit und Geld, von Sparsamkeit und Geiz, und wird prostituiert durch die falschen Begriffe von freiem Willen. Nirgend tritt die Kehrseite tatsächlich schroffer hervor, die die evangelische „Freiheit vom Gesetze“ hat. Man braucht deshalb den Wert des kirchlichen Gehorsams in katholischen Landen dem gegenüber nicht zu hoch einzuschätzen.

In Wirklichkeit geht weithin und in breitesten Volkskreisen das Beste unter, was wir haben: das Bad der Erquickung, das die Seele braucht. An die Stelle der köstlichen Oase, die noch etwa vor 70 Jahren der Sonntag im Leben des Hauses, der Gemeinde, des Volkes und — der Natur war, ist dieselbe Wüste getreten, als die uns das öffentliche Leben heute schauerlich ansieht, leider oft genug auch die Natur, weil sie der Herdenmensch und der Massen-„Betrieb“ entweiht!

Den Sonntag wieder zu deutscher Ehre zu bringen, das sollte endlich eine Ostertat der gebildeten Schichten unseres Volkes werden. Geh. Kirchenrat H. Rosenkranz

Luthers politische und soziale Gedankenwelt

Goethe hat in seinem denkwürdigen Gespräch mit Eckermann am 11. März 1828 von der Produktivität der Taten gesprochen und das Genie als jene produktiv fortzeugende Kraft bezeichnet, die von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und so bald nicht erschöpft und verzehrt wird. In diesem Zusammenhange sagte Goethe: „Luther war ein Genie sehr bedeutender Art. Er wirkt nun schon manchen guten Tag, und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird, produktiv zu sein, ist nicht abzusehen.“ Vier Jahre später genau an demselben Tage hat Goethe der Bedeutung der Reformation für die Kultur in den ewig jungen Worten Ausdruck verliehen: „Wir wissen gar nicht, was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind freigeworden von den Fesseln geistiger Borniertheit, wir sind infolge unsrer wachsenden Kultur fähig geworden zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Mut, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unsrer gottbegabten Menschennatur zu fühlen.“

In unserer schnellebigen Zeit hat man keine Ruhe mehr, sich mit der Erbschaft Luthers in ihrer ganzen Tiefe vertraut zu machen. Geschäftige Geister tauchen allenthalben auf und verkünden auf dem lauten, lärmenden Markt ihre neuen politischen, sozialen und wirtschaftlichen „Weisheiten“. Einer der neusten und geistreichsten Vertreter des modernen Skeptizismus, Oswald Spengler, scheut sich nicht, seine Anschauung in den Sätzen niederzulegen: „Ein Herrscher, der die Religion in der Richtung auf politische, praktische Ziele verbessern will, ist ein Tor. Ein Sittenprediger, der Wahrheit, Gerechtigkeit, Friede, Versöhnung in der Welt der Wirklichkeit bringen will, ist ebenfalls ein Tor. Kein Glaube hat je die Welt verändert, und keine Tatsache kann je den Glauben widerlegen.“ Mit solchen törichten Allgemeinheiten kann sich nur zufrieden geben, wer die Tatsachen der geschichtlichen Entwicklung leugnet oder sie entstellt. Dem tiefer Schauenden zeigt das soziale, politische und wirtschaftliche Leben der Völker die ständige Abhängigkeit von der Gedankenarbeit seiner Geisteshelden. In diesem Sinne hat Goethe (gegen die Spengler'sche These) von der über die Jahrhunderte fortwirkende Produktivität Luthers gesprochen. Das bedeutet eben, daß die Ideen Luthers nicht erschöpft worden sind, sondern von jedem Zeitalter neu entdeckt werden. Für uns hat der Berliner Kirchenhistoriker Karl Holl in seinen „Gesammelten Aufsätzen zur Kirchengeschichte: Luther“

(Zweite und dritte vermehrte und verbesserte Auflage, Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen, 590 Seiten) auf Grund sorgfältiger Einzelforschungen die Nachwirkung Lutherscher Ideen in überaus feinsinniger und plastischer Darstellung gezeichnet.

Karl Holl entwickelt neue selbständige Ideen über das Verhältnis Luthers zum Staate. Er geht hier, ohne daß es ausgesprochen wird, ganz anders vor als Heinrich von Treitschke in seiner berühmt gewordenen Rede über „Luther und die deutsche Nation". Treitschke feierte Luther geradezu als den Schöpfer des modernen Staates, der den Staat wieder auf eigne Füße gestellt hat. Holl dringt tiefer ein und sieht in Luther mit Recht nicht in erster Linie den Reformator einer verweltlichten Kirche, der eine Reformation an Haupt und Gliedern erstrebte, sondern den religiösen Propheten, der das Wesen der Religion wieder entdeckte und vom Gottesbegriff aus neu baute. Dadurch empfindet Luther die Andersartigkeit der christlichen Lebensregelung und der weltlichen Ordnung. So hat Luther, wie Holl an wenig bekannten tiefen Stellen aus Luthers Schriften nachweist, gegenüber der Allgewalt des Staates zuerst eine feste Schranke aufgerichtet. Luther hat die Gewissensfreiheit, deren Verteidigung er dem einzelnen zur Pflicht machte, auch von Seiten des Staates als das Vernünftige begründet. Dieser Grundsatz Luthers ist von seinen Anhängern aufgenommen worden. Schon bei der ersten Gelegenheit, die sich für seine Anwendung bot, bei der kursächsischen Visitation von 1527—28 wurde er befolgt. „Dieser Vorgang in dem sächsisch-thüringischen Lande hat weltgeschichtliche Bedeutung. Er war ein Bruch mit einer mehr als tausendjährigen Überlieferung, eine erste grundsätzliche Selbstbescheidung des Staates und eine erste förmliche Anerkennung des persönlichen Rechtes in Glaubenssachen."

Überaus bedeutungsvolle Ansichten äußert Holl über die eigentümlichen geschichtlichen Bedingungen, unter denen sich bürgerliche und religiöse Freiheit in Beziehung auf den einzelnen miteinander verschmelzen. Jellinek hatte bereits darauf aufmerksam gemacht, daß aus den das Religiöse und Bürgerliche zusammenfassenden Gedanken die allgemeinen Menschenrechte entsprungen sind. Dieser Jellinekschen These schließt sich auch Holl an. Er zeigt aber, wie sich auf dem Boden dieser Staatsauffassung nicht nur die bürgerliche Freiheit als Freiheit vom Staate entwickelt, sondern die Verkündigung der Menschenrechte auch den Gemeinschaftsinn abschwächt. Indem man eines jeden Anspruch auf Bewegungsfreiheit verkündigt, wird auch die Rücksicht auf den Nebenmenschen innerhalb des Wirtschaftslebens zurückgedrängt. Da Menschenrechte und Weltgewissen die typischen Schlagworte der Zivilisation, der Verbürgerlichung des Menschen sind, so könnte auch meines Erachtens auf den Zusammenhang zwischen Weltgewissen und wirtschaftlicher Vernunft, die unzertrennlich auftauchen, hingewiesen werden. Das materielle Streben wird so mit einem schönklingenden religiösen Worte überdeckt.

Überaus befruchtend für die Wissenschaft wirkt die Darstellung Holls über Luther und die Schwärmer. Die Schwarmgeister verkörpern zweifelsohne moderne Gedanken, die auch der Bolschewismus und der religiöse Radikalismus aufgenommen haben. Holl ist gradezu dazu berufen, diese Zusammenhänge aufzudecken, da er ein feinsinniger Kenner der russischen Religiosität ist. Er schließt sich aber der Auffassung Luthers an, und zwar im wesentlichen deshalb, weil die Schwärmer doch keinen Gemeinschaftssinn haben, trotzdem sie sich stets darauf berufen. Holl stellt hier auch die deutsche organische Staatsauffassung ins rechte Licht, die mit Luther im Staate die Verkörperung der Macht sieht, durch die erst Gemeinschaft, Gerechtigkeit und Ordnung begründet und so jene tiefe Menschlichkeit, die sich als Liebe kundgibt, in ihrer breiten Wirkung ermöglicht wird. Es kann hier nicht im einzelnen auf die Hollschen Gedankengänge in den verschiedenen Aufsätzen seines Werkes (so u. a. „Was verstand Luther unter Religion?" und „Die Kulturbedeutung der Reformation") eingegangen werden. Holl bricht jedenfalls mit

vielen Vorurteilen und falschen Vorstellungen, die sich über Luther und Luthertum eingeschlichen haben. Er bringt auch Klarheit in die Stellung Luthers zum landesherrlichen Kirchenregiment. Es bestand stets ein bleibender Gegensatz Luthers gegen das landesherrliche Kirchenregiment. Sein Wunschziel blieb immer die Selbständigkeit der Kirche und die Verwaltung durch evangelische Bischöfe. Auch Luthers Kirchenbegriff, der auf der Grundlage des allgemeinen Priestertums eine wirkliche Gemeinschaft in der unsichtbaren und sichtbaren Kirche herbeiführen will, erfährt durch die Forschungen Holls eine wesentliche Vertiefung.

Die tiefschürfenden Arbeiten des Kirchenhistorikers Karl Holl sind Richtung gebend. Über das theologische Gebiet weit hinausgehend wird uns hierin die Bedeutung des Religiösen für den Aufbau des politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens gezeigt. Über sein Werk könnte man die Goetheworte setzen: „Die Menschen sind nur so lange produktiv als sie religiös sind."

Dr. H. S. Weber.

Der Geist von Potsdam und der Geist von Weimar

Unter diesem Titel ist die von Bruno Bauch vor der Universität Jena gehaltene diesjährige Rede zur Reichsgründungsfeier in Druck erschienen (Jena, Verlag von G. Fischer, 1926). Es ist mir eine Freude, gerade den Leserkreis des Türmers, dessen Herausgeber immer wieder das deutsche Volk zur geistigen und sittlichen Höhe des Weimarer Kulturkreises hinanzuführen suchte, mit ein paar kurzen Worten auf die sehr beachtenswerten Gedanken des Jenenser Philosophen hinzuweisen.

Wenn wir das deutsche Wesen in zwei Komponenten spalten und den Geist von Weimar als dem Reich des Gedankens, den Geist von Potsdam als das Reich der Tat gegenüber und in Gegensatz zueinander stellen, so zeichnen wir ein Zerrbild unseres Wesens. Wir dürfen uns dann nicht wundern, wenn im Ausland der Wahn entsteht, der deutsches Wesen mit brutaler Macht- und Eroberungspolitik, mit säbelrasselndem Militarismus, und im Gefolge davon mit Barbarentum und Kulturlosigkeit als gleichbedeutend setzt. Eine solche Verzerrung beruht nicht nur auf böswilligem Mißverständnis des echten Geistes von Potsdam, sondern enthält außerdem eine Einschränkung und Vereinseitigung unserer Wesensart auf Kosten einer seiner Erscheinungsweisen. Wie sehr sich die feindliche Lügenpropaganda dieses Phantasma deutschen Wesens zunutze gemacht und darauf ihren verleumderischen Lügenfeldzug gegründet hat, das haben wir alle am eigenen Leib bitter erfahren. Demgegenüber müssen wir selbst allererst zur Klarheit durchdringen, und es erhebt sich die Frage, ob „das wirklich zwei Seelen in der Brust des deutschen Volkes seien, oder ob sie nicht *eine* Seele bilden, in einer Seele zwei Funktionen darstellen, die voneinander unabtrennbar sind". Prof. Bauch zeigt nun, wie Gedanke und Tat in *wechselseitiger, rückwirkender Verbundenheit* stehen, wie auch der Gedanke Tat, Energie, Spannkraft ist und wie auch wahre Tat niemals gedankenlos, niemals bloßes Dösen sein darf. „In Wahrheit ist die Welt der Tat und die Welt des Gedankens *eine* Welt." Damit hat er die entscheidende philosophische Einsicht gewonnen, die den folgenden Betrachtungen über das Wesen des deutschen Geistes zugrunde liegt.

Ein historischer Überblick zeigt uns, wie der Geist echten Preußentums vom Großen Kurfürsten bis auf Bismarck und Hindenburg drei Jahrhunderte politischen Strebens in strenger Kontinuität miteinander verbindet. Aber nie galt diesen Männern die Macht als schrankenlose Willkür, sondern als ein Werkzeug des Rechts, der Ordnung und des Gesetzes. Von jeher hat man die tiefgehende Einheit von Kants philosophischer Lehre und von Friedrichs des Großen weiser Staatsmannskunst herausgefühlt. Prof. Bauch weist in diesem Zusammenhang auf eine wichtige, aber noch wenig beachtete Tatsache hin, daß der „Friedensstörer Europas" und der Verfasser jenes Schriftchens „Zum ewigen Frieden", der große König und der große

Denker, über die Notwendigkeit des Krieges und den wahren Sinn des Friedens im wesentlichen einer Meinung waren.

Von einander ausschließenden Gegensätzen der beiden Welten kann nicht die Rede sein, es ist ein einiger Geist, der nach zwei Seiten ausstrahlt. Das wird erst ganz einsichtig, wenn wir den Geist von Weimar ebenso wie den Geist von Potsdam aus den Tiefen der deutschen Philosophie heraus verstehen. Erst von hier aus erschließt sich uns ihre Einsicht, leuchtet ihr geistiger Zusammenhang auf. Das führt der Verfasser des näheren aus; es besteht nicht nur eine Geistesverwandtschaft zwischen Friedrich dem Großen und Kant, zwischen Goethe und Bismarck, sondern auch Kant und Goethe, Kant und Schiller lassen sich zur Synthese vereinigen. Die großen Philosophen des deutschen Idealismus stellen das geistige Band zwischen Potsdam und Weimar her. Am deutlichsten erhellt diese Verbundenheit aus der eigentümlichen Mittlerstellung, die Kant zwischen dem großen König und den großen idealistischen Dichtern Weimars einnimmt. Die Tat des Königs ist der in die Praxis des politischen Lebens umgesetzte Gedanke des Philosophen, während das Schaffen des Dichters wiederum nichts anderes ist als die in die Sphäre der Kunst emporgeläuterte Lehre des Denkers. An diesem Punkte läßt sich die innere Einheit der beiden die deutsche Wesensart bestimmenden Grundkomponenten gleichsam mit Händen greifen.

Prof. Bauch führt uns so in die Tiefe hinab, auf deren Grund das an der Oberfläche gespalten und gegensätzlich Erscheinende in einem einzigen, eben dem deutschen Wesen ruht. Der deutsche Geist ist nichts anderes als die Synthese seiner beiden Erscheinungsweisen. Aber es hängt alles davon ab, daß diese Erkenntnis zur Tat wird, daß wir die organische Einheit nicht nur gedanklich erfassen, sondern im praktischen Leben unseres Volkes auch tatsächlich wiedergewinnen. Erst dann wird das Verstehen dieser Einheit auch wieder echt deutsche Taten zeitigen. Mit ernsten, von Fichteschem Geist erfüllten Mahnworten klingt Prof. Bauchs tiefdurchdachte Rede aus. Dr. Rudolf Metz

Nachwort. Es freut mich, daß diese Gedanken nun durchdringen. Die Formeln „Weimar" und „Potsdam" gehen auf meine Anregung zurück, ich habe sie aber niemals gegeneinander ausgespielt. Vielmehr habe ich in meinen „Wegen nach Weimar" auch Friedrich dem Großen und Kant einen Band gewidmet (Bd. III) und immer die Anschauung vertreten: ein würdiger Geist will einen würdigen Leib, wie umgekehrt der Reichskörper eine Reichsseele braucht. L.

Wichtiges von der Autosuggestion

Wiederholt ist in diesen Blättern schon auf Coués, des französischen Arztes und Menschenfreundes, neue Bahnen weisendes Büchlein „Selbstbemeisterung durch Autosuggestion" aufmerksam gemacht worden. Und in der Tat, das Büchlein, mehr aber noch der Mann, der es schrieb und die Methode, mit und nach der er heilt, verdienen höchste Aufmerksamkeit. Und doch wird mancher, der das Büchlein las und nun an die praktische „Selbstbemeisterung" und vielleicht Selbstheilung von irgendwelchen Schwächen oder Gebrechen ging, enttäuscht gewesen sein. Denn was Coué sagt, ist allzu summarisch, dazu in seinen Voraussetzungen und Wirkungen auch, wie mir scheint, zu sehr an seinen, des Meisters, persönlichen Einfluß auf seine Besucher gebunden, als daß es sich als stets wirksam und schlechthin allgemeingültig erweisen könnte.

Heute aber steht Coué längst nicht mehr allein. Vielmehr ehrt ihn eine bedeutende Schule als Führer und Bahnbrecher. Einer seiner bedeutendsten Schüler aber ist Baudouin, Professor in Genf, und von ihm liegt seit einigen Jahren ein größeres wissenschaftliches Werk vor, das auch denen genüge tun wird, die von dem kleinen Buch Coués nicht voll befriedigt waren. Das Werk heißt „Suggestion und Autosuggestion", erschien bereits in vielen deutschen Auflagen (im Sibyllenverlag in Dresden) und ist (ganz wissenschaftlich und tief durchdacht, doch zugleich völlig auf Praxis und Förderung des Lesers gestellt) zweifellos berufen, eine

Mission zu erfüllen. Denn das, was nach B., sei es durch Fremdsuggestion, sei es durch Autosuggestion, zu erreichen ist, gesundheitlich, seelisch, geistig und vor allem in der Erziehung, die er sich ganz besonders angelegen sein läßt, ist außerordentlich. Und dazu ist — vielleicht wichtiger noch — die Methode, der modus procedendi, die er lehrt, so klar, so scharf und unmißverständlich herausgearbeitet, daß das Buch zu den ganz wichtigen und kostbaren gerechnet werden muß.

Wie auch Coué legt B. den ungeheuersten Wert auf das — meist verkannte oder nicht beachtete — Unterbewußtsein, das gleichwohl, richtig beeinflußt und geleitet, die erstaunlichsten Taten und „Wunder" bewirken kann, sei es in Heilung verschiedenster seelischer und auch körperlicher Gebrechen, sei es in Erwerbung vollkommenster Ruhe und Gelassenheit, Selbstsicherheit und Seelenschönheit. Das religiöse Gebiet streift B. kaum, und doch scheinen mir gerade hier letzte und höchste Gipfel zu locken. Macht man sich nur klar, daß das Unterbewußtsein das eigentlich religiöse Organ ist, das die tiefsten Beglückungen, das „unaussprechliche Seufzen", die heiligsten Stimmen und Strebungen vermittelt oder schenkt („Und alle unsere großen Gedanken — — kommen sie nicht aus dem Herzen?" sagt Nietzsche, und sicher wollte er mit dem „Herzen" nichts anderes bezeichnen, als jenen verborgenen Quellgrund der Persönlichkeit, der — höchst unzulänglich — heute meist „Unterbewußtsein" genannt wird ...); und wird andererseits dargelegt, wie dieser verborgene Persönlichkeitsquellgrund zu erziehen, zu reinigen, zu heiligen und zu beflügeln ist: so leuchtet ohne weiteres ein, von welch ungeheurer Wichtigkeit gerade die Kultur dieses Quellgrundes im Gegensatz zu der meist genügend gepflegten Kultur des Verstandes, des Gedächtnisses, des normalen Ichbewußtseins für die letzten Fragen des Glaubens, der Intuition, des Gotterahnens und Gotterlebens ist.

Doch B. liegen zunächst, ebenso wie Coué, praktische Ziele am Herzen: „Selbstbemeisterung", Überwindung von Schwächen jeder Art, von Angst, Not, Sorge, Krankheit und Schmerz. Nur dieses möchte ich als Beispiel seiner Forderungen erwähnen und im übrigen auf die ausschöpfende Lesung des Buches selbst verweisen. B. verlangt von seiner Methode, Kopfschmerz unbedingt in kürzester Zeit zu beheben, ebenso Zahnschmerz trotz Fortdauerns der Karies; Nasenbluten muß rein auf suggestivem Wege in 1 bis 2 Minuten zum Stillstand gebracht werden können; und die beste tagtägliche Probe für die richtige Anwendung und die Wirksamkeit der Methode ist die kraftvolle Einwirkung auf Eintritt, Dauer und erquickende Vertiefung des Schlafs. Es ist, als ob B., wo Coué sich mit summarischen Praktiken zufrieden gibt, die nach meinen Erfahrungen nicht immer zum Ziele führen, ein feinstes Instrument uns in die Hand legte, mit tief durchdachten und erprobten Verfahrensvorschriften, so daß jeder bei weiser Selbstbeschränkung bald zu einem kleinen Meister der Autosuggestion werden kann, sich selbst wie seinen Mitmenschen zum größten Gewinn. Daß B., ebenso wie Coué, den Willen ausgeschaltet wissen will und ersetzt durch die Vorstellungskraft, die Phantasie; daß er an Stelle des — geradezu schädlichen, weil im Bereich des Unterbewußten das Gegenteil auslösenden — „ich will" das freudiggewisse „ich werde" setzt, an Stelle der Anstrengung die Ruhe, an Stelle der Spannung die Schöpferkraft des bildkräftigen Gedankens: das ist die große Grunderkenntnis und -lehre der ganzen Schule. Wie er dann aber weiter anleitet, sich zu konzentrieren und sich zugleich abzuschließen von der zerstreuenden Außenwelt, um das Unterbewußtsein, den verborgenen Persönlichkeitsquellgrund, bloß zu legen und dahinein die befruchtende und heiligende, die helfende oder schöpferische Idee zu senken, die dann, besonders im Schlaf, weiterwirkt und das Wunder der Tat- und Wirklichkeitwerdung vollbringt oder zum mindesten doch kraftvoll anstrebt — — das ist einzigartig und macht gerade den besonderen Wert des B.schen Buches aus.

Wer denkt bei alledem nicht an das „Himmelreich", das heimlich und unbemerkt in uns wachsen soll, das gleich einem Senfkorn ist, so unscheinbar und klein, und dann zum

weithin schattenden Baume wird? Hier liegt — ich deutete schon darauf hin — wohl die letzte Vollendung, die Krone und das höchste Ziel des Weges, den jene Wegweiser bahnten: die innere Einswerdung mit dem Göttlichen, die Vollkommenheit, eben das innere „Himmelreich", wie Jesus sie lehrte und forderte. Gewiß ist jenes Ziel auch auf anderen Wegen und nach anderen Methoden anzustreben und je nach dem Maße der Persönlichkeit oder der Gnade zu erreichen. Hier aber wird ein Steig gezeigt, der, hat man nur das Ziel fest im Auge und im Herzen, Schritt vor Schritt vorwärts und aufwärts führt, in gerader Richtung, anstatt in unsicheren Irrlinien um den Berg herum; denn hier mündet das praktisch und wissenschaftlich Erprobte und Bewährte unmittelbar in den tiefen geheimen Strom des Göttlichen und Ewigen.

Dr. Walter Colsman

Die Markgräfin von Bayreuth

Ein fesselndes Buch von Alexander von Gleichen-Rußwurm beschäftigt sich mit Friedrichs des Großen Lieblingsschwester (Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart, mit 18 Bildnissen).

... Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Diese Worte Schillers auf sich anzuwenden, erscheint die Bayreuther Schwester des großen Friedrich wohl berechtigt. Als einzige ihm geistig ebenbürtige Frau, mit der er in Berührung gekommen ist, nicht minder aber als treue Leidensgefährtin seiner schweren Jugend hat sie sich ein unvergängliches Denkmal errichtet. Zwar ist der Ruf der Markgräfin Wilhelmine bei der Nachwelt von ihren 1810 erschienenen vielgenannten Memoiren geraume Zeit hindurch nichts weniger als günstig beeinflußt worden, doch hat das wachsende psychologische Verständnis im Verein mit der Erschließung neuer wichtiger Geschichtsquellen allmählich dahingeführt, jene Denkwürdigkeiten richtiger aufzufassen und ihre Schreiberin in milderem Lichte zu betrachten, als es früher zu geschehen pflegte.

Diesem Bestreben dient auch die ausführliche Darstellung ihres Lebens, die Schillers Urenkel auf Grund der bis jetzt vorliegenden, durch Briefe und Aufzeichnungen aus seinem Familienarchive nicht unerheblich bereicherten Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung an seinem sechzigsten Geburtstage veröffentlicht hat. Wir begrüßen sie mit Freuden, denn, wie wir wissen, vereinigt Alexander von Gleichen-Rußwurm in sich aufs glücklichste die hier in Betracht kommenden Eigenschaften: das feine Empfinden und tiefe Verständnis des Kulturhistorikers, namentlich die Fähigkeit, in den Geist des achtzehnten Jahrhunderts einzudringen, ferner das dichterische Ingenium und endlich „des Weltmanns Blick", geschärft durch die Erfahrungen eines reichbewegten Lebens.

In der Tat reiht sich der neue Band den früheren biographischen Arbeiten des Verfassers, der ansprechenden äußeren Form wie dem inneren Gehalte nach, würdig an. Fesselnd und ergreifend schildert er uns im ersten Teile des Buches die nach heutigen Begriffen halb barbarische Umwelt, in der die von der Natur so reich bedachte, vor allem aber mit entschiedenem poetischen und musikalischen Talent ausgestattete, zartbesaitete Prinzessin Wilhelmine in Berlin, Potsdam und Wusterhausen mit dem gleichgestimmten Bruder Friedrich zwischen den ewig hadernden Eltern, dem harten, gewalttätigen Vater und der ebenfalls sehr schwierigen Mutter, unter beständigen Ängsten heranwuchs. Der Mitschuld am Fluchtversuche des Kronprinzen im Sommer 1730 verdächtigt, mußte sie von dem erzürnten König die rohesten Mißhandlungen erdulden. Um seine Verzeihung zu erlangen, bequemte sie sich schließlich dazu, statt des englischen Thronerben, mit dem die Königin sie zu vermählen wünschte, den von jenem ihr aufgezwungenen Erbprinzen Friedrich von Bayreuth zu heiraten.

Als dessen Gattin geriet sie von den Kabalen eines großen Hofes in die Ränke eines kleinen. Erst der Tod ihres Schwiegervaters im Jahr 1735 befreite das junge Paar aus seiner bis dahin sehr gedrückten Lage, und Wilhelmine zögerte nicht, sich das Leben, soweit es die Mittel erlaubten, ihrem gewählten Geschmack,

ihrem Schönheitssinn, ihrem Vergnügen an philosophisch-literarischen Fragen und ihrem Bedürfnis nach anregendem Verkehr entsprechend zu gestalten. Die aus jener Zeit stammenden vielbewunderten Rokokobauten Bayreuths, das Stadtschloß, das Opernhaus und besonders ihr Lieblingsaufenthalt, die Eremitage, diese Pflegstätte hoher Gesittung und heiterer Geselligkeit, tragen den Stempel ihres schöpferischen und belebenden Geistes. Sie war es ferner, die den Markgrafen Friedrich, den sie an Begabung überragte, dahin gebracht hat, im November 1743 die Hochschule Erlangen zu stiften.

Inzwischen hatte ihr Bruder Friedrich den Thron bestiegen und seine Heldenlaufbahn begonnen. Die Beziehungen der Geschwister zueinander waren niemals inniger gewesen, als zur Zeit, wo er die Regierung übernahm. Im Laufe der nächsten Jahre kam es allerdings infolge von Meinungsverschiedenheiten persönlicher wie politischer Art zwischen ihnen zu einem ernsten Zerwürfnis, indessen gelang es, diese „querelle d'amants“, wie eine nahe Verwandte es scherzend nannte, glücklich beizulegen, und seitdem blieb das durch öfteres Zusammensein wie durch eifrigen Briefwechsel gepflegte herzliche Einvernehmen zwischen Friedrich dem Großen und seiner Lieblingsschwester auf immer ungetrübt. Für den König war es eine Wohltat in den schweren Sorgen um die Früchte seiner Waffenerfolge, für Wilhelminen hingegen in manchen häuslichen Kümmernissen, die sie bedrückten, und angesichts ihrer zunehmenden Kränklichkeit, einer natürlichen Folge der Leiden ihrer Jugend.

Um Gesundheit und Lebensmut wiederzugewinnen, unternahm sie mit dem Markgrafen im Herbst 1754 eine längere Reise durch Südfrankreich nach Italien, auf der sie eine Fülle interessanter neuer Eindrücke empfing und sich ganz in ihrem Elemente fühlte. Ihren eigentlichen Zweck aber erreichte sie nicht, ja, ihr Befinden war nach der Heimkehr womöglich noch schlechter als zuvor. So traf sie der Ausbruch des europäischen Krieges, in dem Friedrich der Große seine Krone gegen eine Welt von Feinden behaupten mußte. In banger Furcht um das Schicksal ihres Vaterlandes und des geliebten Bruders folgte Wilhelmine von ferne dem von ihm geführten ungleichen Kampfe. Zu Friedrichs Gunsten suchte sie im Sommer 1757 nach der verlorenen Schlacht bei Kolin am Versailler Hofe zu vermitteln, um Frankreich vom Bunde mit seinen Gegnern zu trennen. Ihre Bemühungen scheiterten jedoch und führten ebensowenig zum Ziel, als sie sich gegen Ende des Jahres, das für Preußens Waffen so günstig abschloß, mit Hilfe ihres Freundes Voltaire nochmals an Ludwig XV. wandte. Sie sollte diesen Mißerfolg nicht allzulang überleben. Ihre Krankheit entwickelte sich allmählich zur Wassersucht, der die noch nicht Fünfzigjährige nach großen, mit Heldenmut ertragenen Qualen am 19. Oktober 1758 erlag, in derselben Nacht, in der die Österreicher durch einen nicht vorhergesehenen Überfall den König Friedrich bei Hochkirch schlugen. „Großer Gott, meine Bayreuther Schwester!“ schrieb er seinem Bruder Heinrich, als er die Nachricht von ihrem Tod empfing. Der Schlag hatte ihn, obwohl er darauf gefaßt sein mußte, unvermutet getroffen, wie die Niederlage seiner Truppen.

Hermann Frhr. v. Egloffstein

Aufgaben des deutschen Adels

So kann man eine Betrachtung überschreiben, die Dr. Werner von der Schulenburg in den „Süddeutschen Monatsheften“ (Februar 1926) veröffentlicht. Adlige Türmerleser brauchen sich durch den Tadel nicht getroffen zu fühlen; denn die Adelskreise, die hier gemeint sind, lesen weder den Türmer noch eine andere ernste Zeitschrift, sondern beschränken sich — scharf gesagt — auf eine konservative Tageszeitung, ein Witzblatt und den Gotha. Ihre Interessen kreisen um Familienbeziehungen, Sport, Wettrennen, Jagd und Kino oder Revüen, wenn sie die Großstadt aufsuchen; ihre Büchereien sind dürftig oder verstäubt. Das Folgende wendet sich vielmehr an den entwicklungsfähigen und kulturwilligen Adel.

Wenn freilich Herr von der Schulenburg einen Salis zum „Dichter ersten Ranges“ erhebt, so wird ihm kein Literaturkenner bei-

pflichten; und daß, wie er bitter bemerkt, die „dankbaren Standesgenossen“ einem Heinrich von Kleist „die P.stole in die Hand drückten“, scheint uns nicht glücklich formuliert. Daß die „Zahl der kulturell wirksamen deutschen Adligen vom Jahre 870 bis 1870 Legion“ war, klingt gleichfalls ein bißchen übertrieben, soll aber weiter nicht beanstandet werden. Das Bürger- und Mönchtum blieb nicht dahinter zurück. Aber der Grundforderung dieses Aufsatzes spenden wir uneingeschränkten Beifall.

Dr. Werner von der Schulenburg schreibt genau in dem Sinne, in dem wir im „Türmer“ die vaterländischen Verbände zur kulturellen Mitarbeit aufzufordern versucht haben:

„Das historische Bild ist klar. Deutschland hat eine Kultur, so groß, so vielfältig, so gewaltig, wie kaum ein anderes Volk der Erde. Auf dieser Kultur baute sich Deutschlands politische Größe auf, und an beiden — an Kultur und politischer Größe — hat der Adel seit tausend Jahren entscheidend mitgearbeitet. Seit der Reichsgründung begnügten die zur kulturellen Führung Berufenen sich mit dem äußeren Erfolg; das Reich versank.

Heute steht der Adel in seiner großen Mehrheit der politischen Führung fern. Was liegt näher, als daß er sich wieder auf seine kulturelle Aufgabe besinnt?

Nur ist das nicht so einfach. In Ämter und Stellungen kam er automatisch. In Hinsicht auf kulturelle Arbeit ist er jetzt arbeitsentwöhnt. Der Adel wird also geistig arbeiten müssen, um die kulturelle Führerschaft — in Verbindung mit dem deutschen Bürgertum — wieder in die Hand zu bekommen.

Wenn man fragt: Was ist zu tun? so ist die Antwort leicht zu geben. Alles ist zu tun.

Zunächst einmal ist dafür zu sorgen, daß der Zusammenschluß von Adel und Bürgertum zwischen Nord und Süd mit allen Kräften betrieben wird. Wenn der Kapitän über Bord gespült wurde, ist Zusammenschluß der Unterführer eine Selbstverständlichkeit. Deutsche Kultur in Not! Und gemeinsame Not lehrt gemeinsame Religiosität.

Die wichtigste Frage ist in unserer Zeit die Frage des Nachwuchses. Es muß erreicht werden — mit allen Opfern —, daß der Nachwuchs eine Bildung erhält, welche über die des Durchschnittselternhauses erheblich hinausgeht. Nach Möglichkeit sind die Schulen, welche dem Adel zugänglich sind, zu modernisieren; nicht neue Kadettenkorps sind zu gründen, sondern Internate, welche alle Erfahrungen der Landerziehungsheime und der humanistischen Institute (Ettal, Schulpforta) in sich vereinigen. Ihr Ziel ist: Deutsche Kultur, nicht Politik. Derart unglückliche geistige Adelstypen, wie etwa Fritz v. Unruh, die entwurzelt und heimatlos geworden sind und nur in hochgezüchteter Verbitterung leben, weil sie dem Adel zu revolutionär und dem Revolutionären zu adelig sind, sind eine Anklage gegen die bisherige Adelserziehung. Solchen Standesgenossen muß der Erwerb einer abgeschlossenen Bildung ermöglicht werden; einer Bildung, die sie zum mindesten befähigt, denken und deutsch schreiben zu können.

Weiter sollte der Adel alles darangeben, um seinen Söhnen das Studium zu ermöglichen. Der wilden Literatenherrschaft wird man Herr nur durch eine abgeschlossene Bildung.

Die so durchgearbeiteten Geister können nicht exklusiv, dummstolz, fanatisch, bigott oder lebensfremd werden. Sie müssen zwangsläufig mit dem Volk Fühlung nehmen, und dann werden sie imstande sein, auf Grund ihrer Tradition sich vor Sinnlosigkeiten und Zerstörungen zu hüten. Sie werden automatisch Gegner werden derer, die das deutsche Kulturleben untergraben wollen. Sie werden nicht nord- oder süddeutsche, sondern nur deutsche Kultur wollen.

Wenn erst eine größere Anzahl von jungen gebildeten Edelleuten vorhanden ist, dann wird der Adel in kurzer Zeit wieder eine führende Stellung im geistigen Leben der Zeit haben. Denn er hat noch immer die Kräfte dazu. Darum hat er auch die Pflicht dazu.

Vor vielen Jahren stand in einer großen demokratischen Tageszeitung ein höhnender Artikel: Es sei recht so, daß Fremdstämmige den Deutschen die kulturelle Führung entrissen hätten, daß Theater, Musik, Literatur und Zeitungen, ja sogar Plastik und Malerei

in die Hände von Fremden übergeglitten seien (und damit französiert oder russifiziert wurden) —, denn die eigentlichen Deutschen hätten sich ja nie darum gekümmert.

Seien wir offen: es geschah den Deutschen recht. Sie büßen es bitter. Und es geschah insbesondere dem Adel recht. Noch heute ist er — wie es die völlig fehlgeschlagenen Versuche des Professors Frhrn. v. Lichtenberg im Deutschen Adelsblatt beweisen — ohne Verständnis für die dringende Notwendigkeit, Volksbildungs-, nicht Propagandainstitute zu schaffen, ohne Verständnis für die Notwendigkeit, zunächst kulturell, nicht aber politisch zu wirken....

Die Forderung an den deutschen Adel ist die deutsche Forderung: schafft Euch aus den Ruinen Eurer Kultur einen neuen Bau und dann beflaggt ihn, wie ihr wollt! Wer aber den Kampf um das Recht der Beflaggung seiner Ruinen als Sinn und Zweck seines Lebens, als Idee aufstellt, der ist nicht einmal mehr eine tragische Erscheinung.

Der deutsche Adel hat noch heute die Wahl zwischen Größe und Lächerlichkeit. Er kann die Größe haben. Nur muß er sie wollen."

Herbert Eulenberg

In einer Kundgebung zu seinem 50. Geburtstag klagt Eulenberg, daß er mehr als 37 Stücke geschrieben habe, aber nur selten aufgeführt werde. Für manche Stücke könne er nicht einmal einen Verleger finden, weil die Setzmaschinen für ausländische Verfasser belegt seien. Nur noch Sportnachrichten, Kinoschilderungen und staubaufwirbelnde Prozesse oder Mordtaten beschäftigten die deutsche Lesewelt.

Im Großen und Ganzen sind diese Klagen nur zu begründet. Sollte indessen Herbert Eulenberg nicht beobachtet haben, daß gerade die ihm nahestehenden Zeitungen sich für Sport, Tratsch und Sensation und selbst für ausländische Theaterstücke erwärmen, weil ihnen der nationale Gedanke so unangenehm ist wie das Pentagramma dem Mephisto?

Im übrigen verzeichnen wir bei diesem Anlaß das Erscheinen der fünf Bände Ausgewählter Werke (Stuttgart, Engelhorn), die von diesem umstrittenen, oft bizarren und nicht ausgeglichenen Dichter ein recht gutes Bild geben. Man findet darin gleich zu Beginn des ersten Bandes drei lyrische „Selbstbildnisse", die für ihn bezeichnend sind, dann die hauptsächlichen Dramen, die Erzählungen sowie die Schattenbilder und Lichtbilder. Die Ausstattung ist geschmackvoll. P. D.

Meidung Italiens

Wenn schon der „Temps" die Behandlung Südtirols durch Mussolini unklug und gefährlich gegenüber einem frischeingegliederten Gebiet mit einer festgefügten und im Wesen unverrückbaren Bevölkerung nennt, dann sind die deutschen Bruderländer, die solche Schmach und solch Martyrium der Südmark als ihrer Gesamtheit angetan empfinden, ungleich stärker berechtigt, ihrer Empörung drastischen Ausdruck zu verleihen. Druck erzeugt Gegendruck. Die Bewegung, die jetzt deutschgesinnte Kreise aller Art erfaßt hat, ist natürlich, daher wirksam und verdient. Wie kräftig sie die Italiener an ihrer empfindlichsten Stelle trifft, zeigen die Beschwichtigungs-Versuche der welschen Konsuln in Innsbruck und München (und wohl manche andre noch, von denen man nichts hört). Fremdenverkehr und Handel sind die Hauptquellen italienischer Einnahmen. Deutschland stellte bisher wieder den Hauptanteil. Auf fünfhundert Millionen Reichsmark wird der Abgang an deutschem Bargeld-Umlauf bemessen, den 180000 deutsche Italienfahrer im Vorjahre dem deutschen Volksvermögen einbrachten. Höher noch ist der Betrag für die Einfuhr von Südweinen, Südfrüchten, Blumen und Waren aus Italien. Der Ausfall an Italien-Reisenden macht sich in der Hauptreisezeit, den ersten Jahresmonaten, schon empfindlich bemerkbar. Ersatz für welschen Tand ist unschwer beschafft. Spanien wird um so lieber bereit sein, die „fehlenden" Erzeugnisse (wenn sie denn schon in dieser deutschen Notzeit als Luxusware nach Deutschland eingeführt werden müssen)

zu liefern, als die Abänderung des deutsch-spanischen Handelsvertrages im Interesse der deutschen Winzer in dem uns stets freundlich gesonnenen Land der Pyrenäen zeitweilige Spannung in den Beziehungen beider Völker hervorrief. Spanien kann ein nobler und vollwertiger Ersatz werden. Auch wird Stimmung gemacht, den — derzeit ebensowenig angebrachten — Drang nach dem sonnigen Süden auf das „unbekannte“ Spanien hinzulenken.

Ob all dies Südtirol wesentlich helfen oder nicht vielmehr die welsche Methode des grausamen Vorgehens verschärfen wird, muß sich noch zeigen. Es ist in deutschen Kreisen zu wenig bekannt, daß die Völkerbundsakte die Minderheiten-Rechte Südtirol ausdrücklich aberkennen; daß also Beschwerden der leidenden Bewohner an den Völkerbund unzulässig sind und nicht angenommen werden. Auch ausländische interessierte Kreise sind darüber nicht unterrichtet. Ein Major der vormaligen Kölner englischen Besatzung, der mein Gast auf Gemsenjagd war, äußerte unlängst sein Befremden darüber, daß Südtirol und die deutschen Kreise sich nicht regten. Sein Schwiegervater, Vertreter Großbritanniens im Minoritäten-Ausschuß des Völkerbunds, habe dies ausdrücklich betont. Die Betretenheit des guten Herrn war groß, als ich ihm lakonisch die entsprechende Verbotsklausel anführte. Er fand dies — befremdlich. Aber Italien hat sich nun einmal dieses „Vorrecht“ gesichert. Südtirol ist italienisches Hoheitsgebiet. Eingriffe von außenher sind unerwünscht.

Mir scheint, man sollte in der deutschen Abwehr noch einen Schritt weitergehen und nicht nur Alt-Italiens Gebiet für deutschen Reiseverkehr sperren, sondern auch Südtirol davon nicht ausnehmen. Es ist ein Irrtum gutmeinender deutscher Kreise, zu glauben, man müsse Südtirol materiell und ideell nach Kräften unterstützen, indem man hingeht. Nicht nur, daß wesentliche Teile des dorthin gebrachten deutschen Geldes Italien eben doch zufließen — man tut den Südtirolern auch kaum einen Gefallen mit dem Kommen des deutschen Reisepublikums, das nicht die internationalen Hotel-Paläste von Meran, Gries, Bozen u. a. bevölkert, sondern nach Maßgabe seiner beschränkten Mittel und nach seiner deutschbewußten Einstellung die reindeutschen mittleren und kleineren Gasthöfe aufsucht und dort in Deutschgefühl schwelgt. Den Schaden haben nachher nur diese Gaststätten, die zeitweise oder völlig geschlossen werden. Der Fall des deutschen Studenten Orsin schrecke! (Er trug nur deutsche harmlose Briefe bei sich.) Sein Vater als österreichischer Abgeordneter setzte den diplomatischen Apparat in Gang. Nicht jeder Reichsdeutsche wäre so glücklich.

Ohne Südtirols materielle Lebensinteressen schädigen zu wollen — aber es erscheint doch besser, das österreichische **Nordtirol** stärker aufzusuchen. Zahlreiche deutsche Fremde in den Alpentälern des Ziller, Stubai, Ötz, Montafon wirken abkühlend auf etwaige — nicht ins Fabelreich zu verweisende — Gelüste der Mussolini-Garden, bei dem geplanten Ausruf des imperio romano die größenwahnsinnige Lehre der „Brennerwacht“ in die Tat umzusetzen: Der Brenner ist keine Grenze; ist nur ein Anfang. Davon abgesehen: Die Nordtiroler sind ebenso auf den Fremdenverkehr angewiesen wie die Südtiroler und bangen gerade heuer sehr, ob bei der harten deutschen Wirtschaftslage und den vielen Übergriffen geschäftstüchtiger Gastwirte im Vorjahr (hochgeschraubte Preise) die Deutschen auch kommen werden und wollen. Südtirol hätte bei starkem Nordtiroler Verkehr mittelbaren wirtschaftlichen Vorteil durch stärkeren Absatz seiner begehrten Weine und Früchte. H. Sch.

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard. Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Konrad Dürre. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Karfreitagszauber

Hermann Hendrich



Monatsschrift für Gemüt und Geist
ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT
Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß
28. Jahrg. Mai 1926 Heft 8

Dies
aber ist das Wesen des deutschen
Geistes, daß er von Innen baut:
der ewige Gott lebt in ihm wahr-
haftig, ehe er sich den Tempel
seiner Ehre baut.

Richard Wagner
(Rede zur Grundsteinlegung, 1872)

Die Kunst in der Zeit

Von Hans von Wolzogen

In Weimar sollen in diesem Sommer „Deutsche Festspiele" stattfinden. Ein Bund deutscher Jugend steht dahinter, und dieser Bund hat sich gebildet im Geiste von Bayreuth. Weimar und Bayreuth werden mit Bewußtsein verbunden. Solche Festspiele sind nicht nur ein Spiel, sondern ernst zu nehmen. Sie sind ein ernstes Anzeichen mehr, daß deutsche Kunst aus dem Alltagsbetriebe der Zeit hinaus will. In Festspielen und Volksspielen, im Naturtheater und auf der Jugendbühne geben solche Anzeichen sich kund. Warum gerade in der Form des Spieles? Wohl, weil das Theater nun schon einmal eine Welt für sich bildet, anerkannte Welt der „Illusion" neben der sonst allein gültigen Welt der „Realität". Aber das Nichtgenügen, welches die Kunst offenbar empfindet in den überlieferten und gewohnten Formen, so daß sie aus ihnen hinaus will, das äußert sich nicht nur im Spiele; es sucht auch in allen andern Künsten nach einem Ausdruck, und dann von dort aus wiederum auf der alten Bühne selbst. Da scheint nun nachgerade alles auf den Kopf gestellt werden zu sollen, wobei schließlich alles verkehrt gesehen werden muß. Man spürt durchweg ein krampfhaftes Suchen und Versuchen, ein Auflösen des Bestehenden und Ablösen vom Alten, als wäre damit schon ein Neues geschaffen, als wäre eine Kunst, die nimmer alt sein will, damit schon jung. Wäre diese Sucht nach Jugend nicht am Ende gar eine Alterserscheinung? All dieses Versuchen hat etwas Hilfloses an sich, weil es sich aus dem lebendigen Zusammenhange des Gewordenen und Gewachsenen löst. Es will Ausdruck sein, nur Ausdruck; aber der Ausdruck findet keinen Stil. Warum nicht? Ich will ein offenes Bekenntnis meines Glaubens ablegen: weil das, was sich auszudrücken sucht, gar nicht Geist der Kunst ist. Es ist eine Täuschung, dies zu meinen, eine Täuschung über das Wesen der Kunst selber.

Geist der Kunst ist etwas künstlich gesagt für die Seele, die ihre Form sucht. Dies ist die große Kunst, worin Seele — Form schafft. Daneben ist auch jene kleinere, mehr spielerische gelten zu lassen, worin Form — beseelt wird. Solch ein beseeltes Formspiel zeigt sich in aller „Ornamentik" bis zum Rokoko, dementsprechend z. B. auch in der Form der alten Oper. Überall ist noch Seele, sei es schaffend, sei es beseelend, die tätige, Kunst wirkende, Stil bildende geistige Kraft. Ohne Seele ganz sicher keine Kunst! — Nun will ja gerade im modernen „Expressionismus" eine Seele sich ausdrücken. Welche Seele mag das sein? Das ist die Grundfrage. Am faßbarsten tritt sie in bildender Kunst hervor. Was bringt sie dort in ihrer Reinkultur zustande? Soviel man von Gestaltung erkennen kann: eine Art mathematischer Form. Das wäre eine Ornamentik, welcher aber gerade die Beseelung fehlt. Also Seele, die Seelenloses schafft? Dagegen ist Rokoko wahrlich große Kunst! Um Kunst zu werden, müßte dieser mathematisierte Expressionismus erst wieder ganz zurück in die Grundtiefe der Seele, müßte erst wieder lebendige Seele werden und von da aus sich neuen Ausdruck schaffen. Wäre dies aber dann noch, was er mit starker Betonung sein will: Kunst der Zeit? Ganz und gar nicht. Denn diese Zeit, unsere Zeit, ist selber seelenlos geworden. Ihr Lebensgesetz ist die Unrast und der Drang nach der Materie. Man versetze sich in die moderne Großstadt, als wo die Zeit recht eigentlich jener

Raum geworden ist: ein ungeheuerlicher, pausenlos, atemlos rasender Wirrwarr von Drängen, Hasten, Lärmen und Toben braust um die Sinne, betäubt das Ohr, verwirrt den Blick, gönnt dem Geiste keinen Augenblick besinnlicher Ruhe und läßt die Seele öd und leer. Das jagende Auto, das schwirrende Rad, der krachende Motor, das zuckende elektrische Wechsellicht, das sind die Wahrzeichen dieser Welt — nicht die Kunst! Schon vor Jahrzehnten habe ich einmal über „die Wohnungsnot der Poesie" geschrieben; es ist seitdem immer ärger geworden, und Wilhelm Raabe behält grausam recht: „Die Welt wird schriller mit jedem Tag". Hat in so schriller Welt überhaupt die Kunst ein Recht auf die Zeit? —

Nun aber schlägt eine andere Frage dazwischen: Soll denn überhaupt Kunst Ausdruck der Zeit sein? Ist nicht Zeit das stets Vergängliche, und bleibt nicht Kunst, über Jahrhunderte hinweg, Ausdruck ewiger Dinge, überzeitlicher Wahrheit, Ideengestaltung? Wie stimmt das zusammen? In unserer Geschichtsphantasie (wenn man so sagen darf) tragen gewisse Zeiten künstlerischen Charakter: die Jahre hellenischer Blüte, italienischer Renaissance, auch wohl noch eines Barock und Rokoko, Zeiten, welche ihren Stil haben. Aber die schöpferischen Kräfte sind schließlich nicht die Zeiten, sondern die Meister, die in sie hineingeboren wurden; und man weiß ja, wie oft, je größer die Meister waren, um so mehr sie im Kampfe gegen ihre Zeit oder einsam in ihr zu stehen hatten. Freilich mußten sie die Züge ihres Jahrhunderts aufweisen, denn sie waren ja Kinder ihrer Zeit — Kinder, aber nicht K ü n d e r! Sie kündeten ihrer Zeit und weit über sie hinaus allen Zeiten eben jene ewigen Dinge und Wahrheiten. Ein Dante und ein Dürer, ein Shakespeare und ein Bach — nicht ihr schöpferisches Wesen ist es, was die Züge ihrer Zeit trägt; vielmehr gewinnt diese vergängliche und vergangene Zeit in ihrer Kunst allein Anteil an der Unsterblichkeit. Die Frage war also nicht richtig gestellt. Es sollte nicht heißen: gibt es überhaupt eine Kunst als Ausdruck der Zeit?, sondern: ist das noch eine Kunst, welche n u r Ausdruck der Zeit sein will? Und das meint doch wohl die „Moderne", die ja gewiß auch die Züge ihrer Zeit, der unkünstlerischen, seelenlosen, deutlich zur Schau trägt. —

Die Kunst, welche in solchem Sinne nicht Kunst ist, die ist aber Gott sei Dank nicht die einzige Kunst. Neben der Kunst der Zeit gibt es immer noch eine andere Kunst i n der Zeit. Oder sagen wir zunächst: eine S e e l e, welche künstlerischen Ausdruck sucht. Die Seele stirbt nicht aus, und damit nicht die Möglichkeit der Kunst, wie seelenlos und unkünstlerisch die Zeiten sein mögen. Die Welt der Seele ist eine eigene Welt; sie bildet einen tiefinneren Zusammenhang, und in den Meistern aller Zeiten tritt er wie ein Wunder an das Licht des wandelnden Tages. Solange Menschenseelen diesen Zusammenhang wahren, leben sie nicht nur in der Welt ihrer Zeit und schöpfen immer neue Jugendkräfte aus dem ewigen Quell. So besteht denn jener Zusammenhang nicht nur in der Vergangenheit, aus welcher die Reihe der großen Meisterschöpfungen als eine ideale Welt in unsere Gegenwart hinüber leuchtet; er schließt auch die Zukunft in sich ein, wie sie aus der geistigen Nachfolge jeder neuen Jugend sich gestaltet. E h r f u r c h t und S e h n s u c h t sind die seelischen Kräfte, welche dergestalt den Zusammenhang lebendig erhalten: Ehrfurcht vor dem großen Alten, Sehnsucht nach dem geistverwandten Neuen, worin die schöpferische Seele ihre Wiedergeburt und ihr Fortleben erfährt.



Man muß gerecht sein und darf nicht alles Lebendige einem Grundsatz opfern. Auch innerhalb des Kunsttreibens, welches den Stempel der Zeit trägt, werden wahre schöpferische Begabungen, und das sind stets seelische, gar nicht ohne Zusammenhang mit den Wurzeln der großen Kunst sich betätigen können. Man spürt die Keime junger Blüte hindurch, und ist es nicht die Zeit, so ist es doch das Volkstum, welches sich darin zum Ausdruck bringt. Dieser Wechsel der Begriffe ist von wesentlicher Bedeutung. Wir haben es mit der deutschen Seele zu tun. Nicht immer fühlt sie inmitten undeutscher Welt den Drang, sich in eine Sonderwelt hinauszuflüchten, wie in besondere Feste und in freie Natur. Wohl vielfach befangen und in der Wirkung gehemmt, kann die deutsche Seele, wenn sie nur beides ist: Seele und deutsch, immerhin leise Vorboten in die Zeit aussenden von einer kommenden Umstimmung des Volkstums überhaupt: Umstimmung aus dem Materialismus zum Idealismus — um in Fremdworten scheinbar verständlicher zu reden! Solange nur nicht alle Wurzeln abgeschnitten sind, läßt sich immer noch auf junges Wachstum hoffen. Nur ist es begreiflich, daß dafür auch ein guter Boden gesucht wird. Die „Zeit" bietet ihn nicht dar. Die Flüchtlinge nun, die aus den ungesunden Bodenverhältnissen heraus sich freie Asyle außerhalb suchen, dürfen aber nicht nur Flüchtlinge bleiben; das Asyl muß ihnen zum Fruchtboden werden.

Da liegt vor allem die Aufgabe der Jugend. Aus den gewonnenen Möglichkeiten der deutschen Seele sich künstlerischen Ausdruck zu schaffen hat die Jugend, wenn sie mit freudiger Vorliebe ihnen sich zuwandte, den reinen Atem und die gesunde Kraft zu schöpfen, um dann für ihre Zeit, als die ersehnte bessere Zukunft, jene notwendige Umstimmung des Volkstums mit bewußtem Willen ins Werk zu setzen. Sonst wäre die Kunst doch schließlich nur ein wenn auch noch so ernsthaft betriebenes Spiel geblieben. Ihr Recht, Feste zu feiern, und ihre Pflicht gegen die Zukunft wird die Jugend nicht anders gewinnen und erfüllen, als indem sie sich frei und rein erhält von aller Unkunst der Zeit und den Zusammenhang mit der großen schöpferischen Seele der Vergangenheit lebendig bewahrt.

In Ehrfurcht und Sehnsucht! In Treu und Glauben! Wurzelhaftes grünt immer neu, und aus der Seele des Volkstums erblühen gemeinsam Jugend und Kunst in der Zeit!

Frühling

Von Käthe Willigmann

Ich schreite wie im Rausche
Durch erster Frühlingssonne Glanz — —
Ich stehe still und lausche
Auf meiner Seele Tempeltanz!

Ich lieg im Schoß der Erde
Und fühle, wie die Wiese blüht!
Gott sprach zu mir sein: Werde!
Und seine Flamme glüht!

Das Mädchen vom Uhlenkrug

Von Marie Diers

(Schluß)

Ungefähr so und noch ein bißchen schlimmer standen die Sachen, als unser Urgroßvater ins Dorf kam.

Er hat aber das stolze Gesicht von der Uhlenkrügerin und die seidene Mantille und die schwarzen Handschuhe nicht mehr gesehen. Sie war schon von ihrer Höhe herunter und kroch wie eine arme Seele an den Hauswänden und an den Kirchenbänken entlang, wenn sie Sonntags zum Gottesdienst kam. Der Vorgänger konnte ihm das alles nicht genau sagen. Wie sie es allmählich merkte, daß man das fabelhafte Glück, das sie begleitete und auf alles übergriff, was ihr eigen war, für Satans Blendwerk und sie selbst für eine Hexenkreatur ansah, da ist ihr Stolz und ihre Ruhe zusammengebrochen. Sie hatte innerlich schon Schreckliches durchgemacht, als Pastor Kortüm sie zum ersten Male sah. Sie war scheu wie ein Tier aus der Wildnis, das in jedem Menschen seinen schlag- und stoßbereiten Feind sieht.

Zuerst dünkte ihm das, was er von ihr hörte, seltsam genug. Sie hatte immer Leute und hatte Glück mit ihnen und Glück mit dem Vieh und Glück mit dem Land und mit allem, was sie ergriff und hantierte. Ihr Vater war ein Bauer gewesen wie andere, mit schlechten und guten Tagen. Bei ihr war es, als sei seit dem seltsamen Tode ihrer Eltern alles wie unter einen Zauber gestellt. Das konnte nicht von Gottes Segen herrühren, sagte der Urgroßvater damals auch. Doch wunderte er sich gleich, daß sie nie die Kirche vermied, so bitter ihr dieser Gang auch jedesmal gemacht wurde, denn es war nicht anders, als wenn sie Gassen laufen müsse und bei jedem Schritt in spitze Stacheln träte.

Da war es, daß Kortüm sich die Frage vorlegte: Wie verbringt dies unglückliche Weib seine Tage und Nächte, und wie insbesondere ist ihm in jeder Sonnabendnacht vor dem Kirchgang zumut?

Sie wollte ihm erst auf nichts antworten, und obwohl sie schon über die Mitte der Zwanziger hinaus war, als er ins Dorf kam, war sie wie ein blödes Kind, das den Kopf wegdreht und nicht dahin zu bringen ist, natürliche und offene Antworten zu geben.

Der alte Jens war noch immer auf dem Hofe. Er konnte nicht wegfinden, was auch seine Mutter und was sein eigener Verstand ihm sagte. Es war nicht, weil hier alles so gut ging und der Wohlstand sich mehrte, und das Vieh das beste war, nein, das alles grauste ihn. Deswegen hätte er schon lange fortgekonnt. Er hätte lieber neben seiner Mutter auf dem eignen kleinen Krautstück Kartoffeln geradt, als hier zwischen all der Fülle gelebt. Aber er meinte immer, wenn das Blendwerk einmal verginge, müsse er bei der Hand sein. Denn er hatte hier als blutjunger Knecht unter Konradines Großvater angefangen und war in den Hof und Krug hineingelebt und konnte von der alten, zähen Treue nicht lassen.

Unser Urgroßvater fackelte nicht lange. Er sagte zu Hause: „Das will ich wohl bald haben." Dann ging er hinaus zum Uhlenkrug und nahm unter dem Mantel sein holzgeschnitztes Kreuzbild mit.

Es war ein schöner Spätsommertag, er ging am Föhrengehölz entlang und betete für sich, stumm und dringend. Altweibergespinst flog in der Luft. Er gelangte in den breiten Baumgang, der über das Wehr hinüber gradezu in das offene Hoftor des weiten Gehöftes führte.

Als er bei der Jungfer in der Stube war, zog er den holzgeschnitzten Christus plötzlich heraus, hielt ihn vor sie hin und rief den heiligen dreieinigen Namen an. Da wurde des Mädchens Gesicht feuerheiß, und sie rief zum erstenmal mit lauter Stimme und sprach, wie unter einer Eingebung, das ganze Vaterunser von Anfang bis zum Ende.

Der alte Kortüm hat sie sechs heiße Proben durchmachen lassen, und sie hat alle sechs bestanden. Er kniete mit ihr am Grabe ihrer Eltern, es war im eisigen Winterschnee, er hielt ihre Hände in den seinen und legte sie zusammen auf das breite Grab, das beide Särge umschloß. Und hier fragte er sie nach der Sterbestunde ihres Vaters. Siehe, da blickte ihn plötzlich ein verlassenes Kindergesicht an, und ein zuckender Mund fragte ihn: „Wie konnte es sein? Er konnte nicht ohne Mutter leben, sie war sein Leben. Sein Atem ging aus, ich wollte ihn halten. Ich habe die Kissen zu Bergen getürmt, aber er fiel ins Tal. Er wollte nicht mehr. O die Angst, die Angst im Herzen!"

Sie sagte das nicht so wörtlich, wie es hier steht. Sie sprach auch meist plattdeutsch, und solange unser Urgroßvater sie kannte, war sie wie ein stammelndes Kind. Sie hatte gar keinen Mut mehr zu sich selbst und zu ihren Worten. Früher ist das ja ganz anders gewesen, da konnte sie auch hochdeutsch. Wie konnte sie mit den vornehmen Gästen abfahren! Was muß sie durchgemacht haben, ehe sie so hilflos wurde!

Nun wollte Kortüm mit ihr die letzte Probe machen und sie dann öffentlich freisprechen und zu Ehren bringen. Aber da weigerte sich seine Gemeinde, ihm Helferdienste zu tun.

An einem Frühlingsabend war er mit seiner Geige in der Wohnstube und ließ seine Frau und Kinder Lieder einüben, die sie am Ostersonnabend in der Kirche singen sollten. Aber es war eine schlechte Probe, eins sang immer falscher als das andre und am falschesten unsre Urgroßmutter. Er selber war der einzig Musikalische im Haus, bei der Singerei geriet er in helle Wut, riß einen und denselben Ton auf der Geige, stampfte mit dem Fuß auf und kam über seine unmusikalische Familie ganz aus dem Häuschen, ohne daß ihm das bei seinem trostlosen Chor etwas half.

Bei all diesem Gesinge, Gequietsche und Geschelte steckte die Magd, die lange Hete, ihr Gesicht in die Tür, rotbraun vor Aufregung, Empörung und Schrecken, und schrie, übertönend den ganzen Musiklärm: „De Hex' von Uhlenkrug is dor un will Herrn Pastuhr to Sprak krägen. Sall't ehr wechjoagen?"

Der Kortüm wirft seine Geige hin, läßt Frau und Kinder und den ganzen Ostersang im Stich, als wenn ihm der König gemeldet ist, und ist ihm doch nicht einmal um die reiche Bäuerin, ist ihm doch nur um die bitterarme Seele.

Wie er in seine Stube kommt, lehnt da im letzten Abendschein die Uhlenkrügerin an dem Türpfosten und kommt auch nicht näher heran, wie sehr er auch winkt. „Was willst du von mir, Konradine?"

„Ick heff 'ne grode, grode Bitt", sagt sie, und wie sie ihn ansieht unter dem schwarzen Tuch, da denkt er an das verlassene Kindergesicht vom Elterngrab im Schnee.

„Ick heff morgen grobe Wäsch, Herr Pastuhr, un Sei sünd ümmer gaud to mi west, so es keen Einer in all de Johr. Un morgen ward jawoll wedder schön Wäder sien. Un da müch ick Sei woll bidden: bätens doch, bätens, Herr Pastuhr, dat's dis ein Mol rägent. Dat's so dull rägent, dat ick mien Wäsch gornich un gornich drög krägen künn. Un wenn mi de ganze Halfjohrswäsch verfult, Herr Pastuhr, bätens üm Rägen. O, dohns mi de Leiw! Ick wull ook allens dauhn, wat Sei verlangen. Blos bätens, dat mi de Wäsch verregent!"

Was sollen wir blinden und tauben Nachkömmlinge von dieser Sache sagen? Der alte Kortüm hat die Nacht auf den Knien gelegen und um Regen gebetet, daß der Uhlenkrügerin ihre Wäsche verderben soll. Und der Himmel hat sternklar und tiefblau gestanden. Aber er hat nicht nachgelassen. Wie es gegen Morgen geht, hat es sich bezogen, und wie er ins Bett gegangen ist und im Einschlafen liegt, hört er schon den Regen rauschen. Sechs Tage und sechs Nächte ist es heruntergegangen, und der Uhlenkrügerin Wäsche hat aus dem Waschfaß nicht herausgekonnt und hat dann trüb und schwer unter dem Schuppen gehangen.

Am nächsten Sonntag auf der Kanzel, als die Wäsche noch naß hing, hat er zu der Gemeinde gesagt: „Ihr habt mich verlassen, aber Gott hat sich meiner angenommen. Jetzt halte ich euren Taufmüttern keine Predigt mehr, wie ich sie achtmal gehalten habe. Meine Seele ist stille in mir, und ich weiß, daß der Teufel keine Macht hat über meine Herde noch über eines ihrer Lämmer."

Da sagten aber die Leute, als die Kirche aus war: „Er will lind werden wie der Vorige gegen die vom Uhlenkrug. Aber gegen uns ist er nicht lind." Und es half Konradine Fleet nichts, daß ihre Wäsche im Regen sechs Tage hing, denn das Dorf sah sie darnach nicht mit andern Augen an, und selbst das Zeichen der Natur war an ihnen vergebens getan.

* * *

Der alte Kortüm hatte die Freisprechung durch den Täufling aufgegeben. Bei dem nächsten Kirchgang einer jungen Mutter hielt er diese Predigt nicht mehr, wie er vorausgesagt hatte, und keine brauchte sich mehr zu fürchten und von Scham und Angst bedeckt in der ersten Kirchbank sitzen. Er brauchte dies Zeichen nicht mehr. Er stand fest und klar auf dem Glauben, daß hier eine arme Seele sei, die Gottes Arme suche, aber keine Teufelsbraut, die sich mit Hilfe der schwarzen Magie bereichere, während das, was sie gewönne, den andern fortgezogen werde.

Da er zwischen Glauben und Unglauben die scharfe Grenze zog, warf er sich jetzt mit der ganzen Gewalt seines Amtes und Wortes dem dunklen Wall entgegen, der sich in dem Hexenglauben seiner Gemeinde gegen das einsame Weib auftürmte. Aber es war kein Wall, wie er mit kriegerischen Ehren für beide Teile verteidigt wird und zu erstürmen ist, sondern nur ein dunkles Gewoge und Geschiebe, das wie eine Wolke war, wenn man hineingriff, und wie ein feuerspeiender Berg wurde, wenn man sich wegwandte. Keiner hielt ihm stand, wenn er ihn anredete, jedweder gab ihm eilig recht und verleugnete vor ihm sein eignes Meinen und Denken. Aber wenn er nun auf die Früchte harrte, war alles, wie es zuvor gewesen war.

Aus dieser Zeit des Kampfes mit seiner Gemeinde sind viele Grabinschriften entstanden, über die heute ein moderner Geistlicher staunt. Er hat ihnen seinen Willen

in ihr letztes Haus mitgegeben, und wenn es oft auch umgekehrt schien, so hat er am letzten Ende bei den Toten und bei den Lebendigen doch die Oberhand behalten.

Unterdessen aber hat die Konradine Fleet in einer großen inneren Sehnsucht gestanden, von der er nichts gewußt hat, und die sich wohl von der Täuflingsfrage und der großen Herzensnot, ob sie das neugetaufte Kindlein werde berühren dürfen oder nicht, herschrieb.

Ihre Liebesgedanken und Manneswünsche hat sie wohl in der grausigen Zeit, als ihr alles zusammenstürzte, begraben. Sie verlor ja auch damals ihre lichte Schönheit und wurde ein armseliges, vertrocknetes Gebilde. Sie hat weder nach den jungen Söhnen ausgeschaut, noch hätte sie ihnen, wenn sie gekommen wären, irgend einen Empfang bereitet. Aber das unsterbliche Herz in ihr rief nach den Kindern.

Als ihr Pastor für sie kämpfte, mit Knotenstock und Bibel, mit Faustschlag und Gebet, da kümmerte sie sich gar nicht darum. Manche sahen sie in der Zeit am Wegrand sitzen und den Kindern zusehen, die Gänse hüteten oder Waldbeeren suchten. Aber es ging ein Sommer und ein Winter darüber hin, ehe sie es wagte, die Kinder anzurufen.

Unterdessen war allmählich alles, was ihre Hexenhaftigkeit begründet hatte, vergangen und verblichen. Seit es an ihrem Wäschetage geregnet hatte, war es, als habe sich ein Bann gelöst. Wohl gedieh ihr Tier und Pflanze gut, und selten mißglückte ihr etwas in der Wirtschaft. Wunden heilten schneller auf ihrem Hof als anderswo, ein kleines Lamm, das sich das Beinchen brach, lag in ihrem Schoß, und nach vier Wochen sprang es wieder. Im Herbst kam noch eine große Aufregung über die Leute, da die Viehseuche, die in allen Dörfern war, nicht den Uhlenkrug erreichte. Sie ist diesmal nicht bei dem Pastor gewesen, daß er ihr die Seuche heranbete. Denn sie hatte damals schon Regentage im Heu und einen knochentrockenen Mai gehabt und im Obstgarten einen schweren Hagelschlag. Ihre Seele war still geworden auf diesem Punkt, die saß am Wegrand ihres einsamen Lebens und träumte den Kindern andrer Leute nach.

Aber wie die Kinder zu Hause anfingen, davon zu erzählen, daß die Hex vom Uhlenkrug ihnen auflaure und gewinkt hatte, sie sollten kommen und bunte Bilder und Pfefferkuchen gezeigt, bekamen die Leute eine grausliche Angst, daß sie ihnen ihre Kinder verhexen wolle. Und sie redeten ihnen alles gegen die Krügerin ein, was sie nur finden konnten, um sie bange zu machen, damit sie schreiend wegliefen, wenn sie sie bloß von ferne sahen, und das taten sie dann auch.

Da fand Kortüm dann einmal die Konradine Fleet in bitterlichen Tränen. Sie wollte ihm auf seine Fragen antworten, wollte ihr Gesicht abwischen und ruhig sprechen, aber die Tränen ließen sich gar nicht stillen. Da wartete er eine Weile und sah zu, wie ihr Leid sie schüttelte.

Es war an einem Sommertag, und die grünen Bäume schauten und nickten in die Stube. Eins der engen Fensterlein stand auf, und man hörte Bienensummen. Alles war so schön und lieblich und dabei soviel Traurigkeit bei den Menschen. Diese Traurigkeit hatte aber nicht der Herrgott geschickt, sondern die machten die Menschen einander selbst in ihrem verstockten Sinn.

Als die Uhlenkrügerin endlich ein wenig zu Luft kam, stieß sie heraus: „De Kin-

ners, o Herr Pastuhr, de lütten Kinners!“ „Haben dir die Kinder einen Schabernack getan?“ fragte er drohend. „O nee nee, se loopen vör mi wech. Un ick wullt se doch so giern wat schenken. O, de Kinners!“

Unser Urgroßvater war ein praktischer Mann. Wenn die Worte nicht mehr zulangten, hat er gehandelt und den Leuten vorgemacht, daß die Konradine keinem Kind etwas zuleide tat. Unsre Großmama war damals ein Mädchen von fünfzehn Jahren, die hat ihre kleinen Geschwister an die Hand nehmen müssen und hinaus mit ihnen in den Uhlenkrug. Den Kleinen hat's mächtigen Spaß gemacht, aber die Große hat sich nicht wenig geängstigt. Die Dorfleute haben ihr auch noch grauslich gemacht. Sie solle ja nachsehen, ob nicht an der Stubendecke ein Strick hänge, an dem melke die Krügerin ihnen ihre Kühe aus. Wenn sie ihr die Hand gäbe, solle sie den Daumen einschlagen und geschwind beten:

„Vom Leden to Leden,
To rechten Städen,
To rechter Ort
As de lew Herr Christ von der Jungfru Marie geboren word.“

Und ja und ja solle sie die Kleinen nicht mit ihr allein lassen. Die lauerte ja schon lange auf Kinder.

Selbst der Urgroßmutter ist nicht ganz geheuer dabei zumute gewesen und sie hat, als die Kinder schon abmarschfertig dastanden, noch gesagt: „Ach, Kortüm, müssen's denn grad die Kinder sein?“ Er aber sagte ganz gleichmütig: „Ja, Fiechen, diesmal müssen's die Kinder sein, ein andermal die Großen, noch ein andermal das Heu und das Vieh und die Wäsche in der Butt.“ Da sagte sie ergeben: „Na, dann trabt los“, und die Fünfzehnjährige hatte auch an ihr keinen Halt mehr.

Wie sie ankamen, war unter den großen Bäumen im Garten ein Tisch gedeckt, mit weißer Decke und Tassen und Kuchen, soviel wie sie sonst nur auf Hochzeiten gesehen hatten. Und auf jedem Platz ein Bildchen und ein kleiner Pfefferkuchen extra. Und Konradine Fleet hatte das schwarze Tuch abgetan und eine weiße Schürze vor und lachte über das ganze Gesicht, aber sie traute sich gar nicht viel, zu den Kindern zu sprechen. Indessen gab sie ihnen allen die Hand, und unsre Großmama dachte gar nicht mehr daran, was für einen Spruch sie dabei beten sollte. Denn alles ging hier ganz menschlich und sehr vergnügt zu.

Wie die kleinen Geschwister erst merkten, daß sie hier hochgeehrte Gäste waren und sich nicht in acht zu nehmen brauchten, ging der Jubel los. Die Große konnte sie bald nicht mehr bändigen. Es ging über Tisch und Bänke, ans Wasser, in die Ställe. Die Jungens ließen sich auf die Pferde setzen, und die Mädchen besuchten die kleinen Küken und Gössel. Wenn die Große wehren wollte, sagte die Uhlenkrügerin nur immer, ganz selig lächelnd: „Ach, Mamselling, latens de Kinner doch! Nee, nee, sovält lütte Kinners in mien Hof!“

Daß sie bei einer Hexe waren, hatten sie alle vergessen.

Wie die Zeit zur Heimkehr war, stand ein hübscher Korbwagen angespannt da, und der größte Junge durfte rechts auf dem Kutschbock sitzen und selber fahren. So ein Glück hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht gehabt.

Sie waren darnach noch oft da, auch die Große verlor ihre Angst und lachte die

Dorfleute aus. Aber dann nahte der Zeitpunkt, an dem die ganze Familie Haus und Dorf verlassen mußte, weil der Schwamm sich in allen Stuben des Hauses festgesetzt hatte.

Der Urgroßvater wußte wohl, daß er lange nicht alles vollbracht hatte, was er wollte. Er hatte den Aberglauben nicht besiegt, er hatte den schwarzen Bann nicht lösen können. Ob sie mit Augen sahen, daß an seinen Kindern kein Hexenwerk geschah, so ließen sie nicht von ihrem falschen und bösen Glauben. Er meinte in seiner Not, daß er ein unnützer Knecht seines Gottes gewesen sei und nicht einmal eine Wegspur seiner Arbeit und seiner Kämpfe hinterlasse.

Kurze Zeit vor seinem Abgang geschah noch ein böser Vorfall.

Der Tagelöhner Lamp, der Mann jener Wiesche Lamp, die ihr erstes Taufkind nicht zur Probe hatte hergeben wollen, ein frecher und liederlicher Gesell, ward einmal von dem Förster beim Wildern ertappt, wandte sich aber gegen diesen und schoß ihn nieder. Dann hielt er sich ein paar Tage in Scheunen versteckt, bis die Nachricht kam, daß der Förster an der Verwundung gestorben sei. Darauf wurde er landesflüchtig.

Wiesche Lamp, die jetzt drei Kinder hatte, betrug sich wie eine Tollgewordene, rannte kreischend durchs Dorf und stellte sich an, als sei ihr Mann ein Heiliger, der Förster aber ein Schurke, der an allem Unglück schuld sei. Darnach wollte der Schulz sie einsperren, weil sie soviel Lärm machte. Aber an einem Herbstmorgen war ihre Kate leer und sie samt ihren Kindern über Nacht spurlos verschwunden.

Darüber verging dann eine ganze Zeit.

Zu Ostern war der Auszug der Kortümschen Familie beschlossen. Die Kirche war jeden Sonntag zum Brechen voll, es war ein Zittern und Weinen und eine Hilflosigkeit ohnegleichen, weil er von ihnen fortwollte. Er aber dachte immer noch, Spuren habe er ja doch nicht hinterlassen.

Nach Weihnachten wurde die Kälte so streng, wie man sie lange nicht erlebt hatte. Das Wild kam in die Gärten, und Vögel fielen tot aus der Luft. Indessen war es für die Saaten keine Gefahr, denn es lag eine ungewöhnlich dichte Schneedecke.

Was nun kommt, hat die Uhlenkrügerin dem Urgroßvater erzählt, bis auf die haarkleinste Einzelheit.

In einer eisigkalten Mondnacht hört sie ein Wimmern, das immer wiederkehrt. Da sie einen leisen Schlaf hatte, wachte sie schon davon auf, ehe noch die Hunde anschlugen. Es mag auch wohl mehr ein Vorahnen, als ein wirkliches Hören gewesen sein. Sie war schon in den Kleidern und hinaus. Die Hunde bellten, aber von den Leuten war noch keiner wach. Der Mond leuchtete hell wie am Tage. Sie ging durch den geschaufelten Weg und nahm einen der Hunde an der Kette mit, daß er ihr den Weg zeige. Der drängte an das hintere Hoftor. Da hörte das Geschaufelte auf, und sie mußte in dem Acker bis über die Knöchel und noch tiefer in den Schnee treten. Der Hund jachelte, und das Gewimmer wurde immer deutlicher. Da liegt denn auch ein schwarzer Klumpen. Ihr will bange sein, aber sie betet, und der Hund läßt ihr auch gar keine Zeit.

Da steht sie davor, es ist eine Frau, die da liegt, und wie sie näher zusieht, sind zwei Kinder dabei. Die rühren sich nicht, aber die Frau stöhnt gräßlich, daß es ihr durch Mark und Bein geht. Nun läßt sie den Hund los und faßt mit beiden Händen

die Frau an, aber gut ist ihr dabei nicht zu Sinn. Wie sie sie nahebei sieht, da ist es Wiesche Lamp.

Es ist sonderbar, als erstes ist es ihr durch den Kopf gegangen: Jetzt fasse ich deine Kinder an. Denn das mußte sie tun, um sie loszukriegen. Da faßte sie an eiskalte Händchen, kälter als kalt, wie nur die Todeskälte menschliche Glieder macht. Steif und schwer war das Gestältlein, das sie hielt, und das Köpfchen fiel leblos zur Seite. Da war ein Jammer in ihr, als wenn sie selbst etwas Liebes verloren hätte. Nun faßte sie nach dem andern Kind, aber das lebte und murrte und warf sich hin und her. Da nahm sie auch das auf den Arm und das kleinere tote daneben, so stampfte sie durch den Schnee zurück, und im Hof rief sie dann, die Hunde machten rasenden Lärm, und der alte Jens kam heraus. Da schickte sie den, die Wiesche zu holen. Er guckte verwundert, was sie da hätte, aber konnte in dem unsichren Mondlicht ihre Last, die tote und die lebendige, nicht erkennen.

Sie trug's ins Haus und legte beide Kinder, die sie kaum mehr schleppen konnte, auf ihr Bett. Das tote zu Füßen, das lebende ans Kopfende. Und dann lief sie und holte warme Tücher, weckte die Mägde, ließ Milch wärmen und kam immer wieder zurück ans Bett. Es war, als sei lauter neues Leben in ihr aufgewacht.

Die Wiesche hatten sie ihr unterdes hereingetragen und auf ein leeres Bett gelegt. Die schrie und lärmte, wie sie damals durchs Dorf gelärmt war, nur war kein Wort zu verstehen, aber es klang grauenhaft. Sie war gar nicht bei sich, erlangte auch ihre Besinnung nicht wieder und starb schon am Vormittag, als der Arzt da war. Wo sie ihr drittes Kind gelassen hatte, was aus ihrem Mann geworden war, und was sie durchgemacht hatte, ehe sie zur alten Heimat zurück wollte und am Wege liegen blieb, hat niemals ein Mensch erfahren.

Als der alte Kortüm kam, sagte die Uhlenkrügerin nur das eine zu ihm: „Herr Pastuhr, kann ick dat Lütt, dat noch lebig is, bihollen? Et hett keen Minschen up de Ihrd. O, seggens doch: jo! dat icks bihollen künn!"

Dringender hat noch kein Mensch um sein Himmelreich gebeten als diese Ausgestoßene um das Kind von der Landstraße.

„Das Kind ist dein", sagte der alte Kortüm. „Am Taufstein hast du es nicht berühren sollen, jetzt räumt der Herrgott selbst den bösen Menschenwillen weg und legt es dir in deine Arme. Aber daß du es mit Verstand und in ordentlicher Zucht aufziehst. Sonst komm' ich mit dem Knotenstock, wo ich auch bin, und soll's sein, aus dem Grabe heraus."

* * *

Viele lange Jahre sind dann darüber hingegangen.

Es war am letzten Geburtstag, den unser Urgroßvater auf Erden feierte. Wir als kleinster Nachwuchs waren auch schon dabei. Und ich sehe ihn noch vor mir mit seinem schneeweißen Haar und den grellblauen Augen, als wäre es gestern gewesen.

Wir blieben mit unsrer Mutter über Nacht. Hatten lang geschlafen nach all den schönen Sachen, die es gestern gegeben hatte, und dem ungewohnten langen Aufbleiben. Als wir recht blank gewaschen und glatt gestriegelt nach drüben liefen, um Urgroßvater den Morgengruß zu bringen, saß nur Urgroßmutter da und sagte: „Ja, guckt euch nur um. Der, den ihr sucht, ist längst über alle Berge."

Wir haben es ja damals nicht verstanden, aber die Sache war so: Wie Urgroßmutter ihn gestern noch fragte beim Zubettgehen: „Kortüm, hast du noch einen Wunsch übrig, der dir heute noch nicht erfüllt ist?" Da hat er ganz grelle Augen gemacht und gesagt: „Ja, Fiechen, ich habe noch einen. Ich will nochmal nach Uhlendörp reisen, solang ich noch Erdenreisen machen kann."

Da hat sie wohl erst große Augen gemacht und allerlei gesagt, aber sie kam in Dingen, die ihm nun einmal im Kopf steckten, nie so recht gegen ihn auf. Da ergab sie sich und sagte an dem Morgen, als er weg war, zu unsrer Mutter, die das gar nicht fassen konnte, wie alte Leute so unternehmungslustig und leichtsinnig sein konnten: „Ach Kind, solche Dinge wirst du auch noch lernen. Besser ist's, man läßt einen Achtzigjährigen in die weite Welt reisen, wohin er will, als man läßt ihn sich nachts mit alten dummen Träumen rumschlagen, die zu nichts nutze sind."

Sie hat auch ganz recht gehabt, die Urgroßmutter.

Wie der alte Kortüm von der Reise zurückkam, heil und unverletzt und gesprächig wie ein Junge, der seine erste Wanderfahrt gemacht hat, da sagte sie: „Das Eine sehe ich wenigstens, Kortüm. Du bist einen Stein los vom Herzen, mit dem du wahrhaftig nicht hättest einschlafen können zu guter Letzt."

„Jawoll, den bin ich los, Fiechen", sagte er.

Was war es?

Es gab keine Hexe im Uhlenkrug mehr. Nicht, daß sie etwa tot war, die Konradine Fleet. O, die dachte nicht an Totsein, so alt und stümperig sie mittlerweile auch geworden war. Aber daß es einmal eine dort gegeben hatte — ja, die Leute hatten es wohl vergessen, schier und ganz vergessen!

Der alte Kortüm hat ja seinen Augen nicht getraut. Die Leute haben ein Wesens gemacht, als sie ihn wiedersahen, davon hat er bis zu seinem Sterbetag, acht Monate später, nicht ohne Tränen in den Augen erzählen können. Alte wurzlige Menschen sind gerannt gekommen. „Herr Pastuhr, o Herr Pastuhr, kennens mi noch wedder?" Leute, die er eingesegnet hat, haben ihm ihre Kinder und Enkel angeschleppt. Das neue Pfarrhaus, neu für ihn, stattlich und fein, das sonst meist still und stumm dastand, ist die zwei Tage über nicht leer geworden, und nur, wenn sie den Alten in ihre Häuser holten, dann hat einmal das Getrampel aufgehört, und die junge Pastorin hat vor ihrem Mann gestanden mit brennenden Backen: „Siehst du, Franz, so muß es sein! So muß ein Pastor in seiner Gemeinde dastehen!"

Dem hat schon selber leise der Kopf gebrummt. Er sagte aber, sich zum Trost: „Ich glaube, es ist auch nicht an jedem Tag so gewesen, als der alte Kortüm noch hier war."

Ach nein. Wißt ihr noch von der Eingabe, Leute, an die hohe Behörde, die dann der Schulzenknecht auf der Post nicht wieder zurückkriegte?

Dem Alten hat es aber einen Stoß gegen den Brustkasten gegeben, als er an der letzten Haltestelle aus der Bahn stieg und nach einem Mietswagen nach Uhlendörp fragte. Uhlendörp? Sie kriegten das Lachen. Sie wußten nicht mal, was er meinte. Ein paar ältere Leute haben dazukommen müssen. „Der alte Herr meint Schönwerder. Uhlendörp gibt's seit zwanzig Jahren nicht mehr, Sie!" Da hat er beinah umkehren wollen.

— Uhlendörp gibt's nicht mehr. So bin ich auch wohl schon lange überständig.

Dann aber kam's doch so, daß alles Bittere und Schlechte unterging in den Wogen des Lichts und der großen Menschenfreuden, die daherkamen.

Auf dem Uhlenkrug ist es ganz anders geworden. Ein hübscher starker Bauer wohnt da mit einer freundlichen, blonden Frau. Er heißt aber nicht Fleet, er heißt Lamp. Er ist einmal in einer bitterkalten Winternacht durch tiefen Schnee in den Hof getragen, der einmal sein Eigentum werden wird. Blitzende Augen hat der junge Mann, er steckt wohl nicht nur voll mit lauter Tugenden. Aber eins hat er fertig gebracht, das beste: das Stück abgerissenen Menschenlebens, das hier auf diesem Hofe saß, hat er ohne Wissen und Willen, nur durch sein lebendiges Dasein, wieder mit dem Leben und den Menschen verbunden.

Konradine Fleet saß auf der Hausschwelle, als der alte Kortüm in den Hof kam. Sie hielt kein Tier im Schoß, das sein Bein gebrochen hatte, wie er sie einmal angetroffen hatte, sondern ein kleines, strampelndes Menschenkind.

„Mutter, da kümmt hoher Besäuk!" rief ihr der junge Bauer zu.

Viele hatten sich gefreut, als der alte Kortüm wiederkam. Wie die alte Uhlenkrügerin sich freute, so etwas hatte er ja wohl im ganzen Leben noch nicht gesehen. Nicht laut, nicht lärmig, aber in den Augen welches Licht!

„Konradine, und was hast du da?"

Sie hielt es ihm hin. Strahlender leuchtet kein Mutterstolz als der ihre.

„Och, dat is man bloß unser Jung."

„So so. Das ist bloß euer Jung." Er legte die Hand auf das helle Köpfchen. Alte Bilder kamen und zogen vorüber. Alte, wilde, schmerzgequälte Bilder. Wo waren sie hin? Wo war sie hingeweht, die Hexe vom Uhlenkrug?

Vor ihm stand eine stolze Großmutter. Das einfache, starke Leben hatte gesiegt. Oder — fand er hier das, was er einst verzweifelt gesucht und dann hoffnungslos aufgegeben hatte: die Spuren seines eignen Wirkens? Die junge Saat, sprießend in den Furchen, die er selber einmal gezogen hatte?

Ein Verzweifelter liegt im Walde

Von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Ich mußte heute weinen, als ich dachte:
„Und ich war mal ein Mensch, der gerne lachte!"

In meine Tage scheint das Licht so matt,
Wie Schatten welken Halms auf welkes Blatt.

Nicht soviel Hoffnung sich im Herzen regt,
Wie durch das Gras an Last die Emse trägt.

Und wie der Käfer sich ins Moos verkriecht,
Die Stirn sich in die dunklen Kissen schmiegt ...

Und als ich so in wilden Sorgen lag,
Durchfuhr's mich schreckhaft wie ein jäher Schlag,

Und unter Tränen lacht' ich, als ich dachte:
Und ich war einer, der so gerne lachte!

Deutsche Dichternot

Ein Wort an die Verbände

Von Friedrich Lienhard

Es nützt nicht viel, den Deutschen immer wieder einzuhämmern, daß viele ihrer Dichter, Denker und Künstler hungern. Es nützt nicht viel, seinen Landsleuten zu sagen, daß sie im Begriff sind, ihre geistige Sendung zu versäumen. Kino und Übermaß von Sport und tausend sinnliche Vergnügungsgelegenheiten beherrschen neben der täglichen Fron die Gemüter unserer Zeitgenossen.

Und dennoch müssen wir pflichtgemäß unser Wort sagen. In einer Münchner Zeitschrift („Deutschlands Erneuerung", Verlag Lehmann, Beilage „Schrifttum und Kunst", März 1926) hat neulich Börries, Freiherr von Münchhausen das Seine gesagt, getrieben von derselben Erkenntnis deutscher Not. Da heißt es:

„Ich schreibe diesen Aufsatz in der klaren Erkenntnis, daß das Deutschtum in der Literatur endgültig tot ist. Das deutsche Volk kauft mehr als doppelt so viele jüdische und ausländische Schriftsteller als deutsche! Die 60 Millionen Deutsche kaufen mehr Bücher, die geschrieben sind von der halben Million Juden als Bücher von ihren $59^1/_2$ Millionen Landsleuten. Nehmen wir annähernd Gleichheit der Produktion an, so bedeutet das, daß 120 Deutsche lieber das eine Buch des einen Juden unter sich kaufen, als die 120 Bücher, die ihre Rassenbrüder verfaßten! Das ist so erschütternd, daß es einem zunächst den Atem versetzt — das deutsche Schrifttum tot! Das jüdische und ausländische Schrifttum ist Sieger auf der ganzen Linie! So wie es schon Sieger auf der ganzen Linie des Theaters ist!"

Der Aufsatz geht allerdings von besonderen Voraussetzungen aus: von einer Rundfrage bei Buchhandlungen, welche 10 Bücher sie dieses Jahr am meisten verkauft hätten. Man wird dabei natürlich die Auswahl der Buchhandlungen berücksichtigen müssen. Eine andere Auswahl als diese, die von gewissen Berliner Kreisen ausging, würde andere Ergebnisse zeitigen. Aber die Tatsache selbst erfährt keine wesentliche Änderung: das deutsche Buch ist in Not! Gute deutsche Dichter und Schriftsteller darben. Und die meisten unserer Volksgenossen haben keine blasse Ahnung davon, daß sie Kulturpflichten gröblich versäumen.

Nach unserer Art im „Türmer" verzetteln wir unsere Kraft nicht in Polemik. Wir klagen weder Juden noch Ausländer an. Wir treten auch in diesem Falle mit Forderungen an unsere Volksgenossen heran.

Die Verinnerlichung, die wir schon lange fordern, die Sammlung der seelischen und sittlichen Kräfte auf die Familie, auf den kleinen Kreis, auf Ehe oder Freundschaft tüchtig wirkender und wachsender Menschen — das ist bei der ungeheuerlichen Veräußerlichung und Verflachung, der wir rund umher zu erliegen drohen, noch immer keine bestimmende Losung geworden. Wir können freilich nicht mit Gebrüll arbeiten, wenn wir Stille fordern; wir können nicht Massen auf die Straße führen, wenn wir Zellen der feinen Kräftesammlung vorschlagen. So dringt unser Leitgedanke der Selbstbesinnung nur langsam durch. Wir müssen alle besonnenen Zeitgenossen immer wieder bitten, selber im Kleinen anzufangen. Zwei

oder drei junge Leute, die sich miteinander in ein gehaltvolles Buch vertiefen und heilige Entschlüsse fassen, ihr eigenes Leben im Sinne guter und großer Meister und Vorbilder fest und still zu führen, sind jetzt mehr wert als organisierte bewimpelte Massen.

Aber der Satan reitet nun einmal die deutschen Vereinsmeier, daß sie organisieren und immer wieder organisieren und Massen sammeln müssen, ja, daß sie die Stillen herausbrüllen in ihre Massenorganisation. Dann trumpfen sie mit Zahlen auf, halten große Reden und meinen wunders, was sie für Deutschland getan haben. Dies gilt heute ganz allgemein; es ist eine Seuche der Zeit, ob es sich nun um vaterländische Verbände, um Sportgruppen oder um Jugendbünde handelt.

Man hat im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel" (13. März) bitter geklagt über die geistige Not. „Die ältere Generation ist für Bücher nicht mehr zugänglich, die jüngere hat nur für Sport und Zigarettenrauchen Interesse. Leider ist es auch bei der akademischen Jugend nicht besser." Ebendort wird auf den Rückgang in der Benützung der Volksbibliotheken hingewiesen; es ist also nicht nur mangelnde Kaufkraft bestimmend, sondern mangelndes Interesse überhaupt — wir sagen kurzweg: mangelnde Besinnungskraft, weil die äußeren Anreize auf die geschwächten, ungeschulten Nervensysteme dieser Zeit zu mächtig einwirken. Jener Artikel im Börsenblatt schließt:

„Kinos und Sport sind wie Seuchen über das Volk hereingebrochen, und kein Mensch glaubt, ihnen Widerstand leisten zu sollen. Die Zeitungen folgen den Neigungen der großen Menge, ob sie ihnen wie bei den Kinos (durch die Anzeigen) Geld einbrachten oder wie beim Sport lediglich die Nachfrage nach den am schnellsten und ausführlichsten berichtenden Blättern verstärkten. Das Volk, das einst das der Dichter und Denker war, hat sich amerikanisiert, aber die jüngere Generation, die in diesen Anschauungen aufgewachsen ist, hat nicht einmal den Respekt der Amerikaner vor dem Buche bewahrt. Der verarmte Mittelstand, dem von früher her die Wertschätzung des Buches geblieben ist, möchte wohl Bücher kaufen, aber ihm fehlen die Mittel. Die Staatsbeamten aber, die jetzt verhältnismäßig sehr hohe Gehälter haben (jedenfalls viel höhere als die Privatbeamten), suchen ihr in der Inflation verloren gegangenes Vermögen wiederherzustellen. So treffen zurzeit allerlei mißliche Umstände zusammen, um den Bücherabsatz zu erschweren, und es wird wohl auch noch einige Zeit dauern, bis eine Besserung eintritt. Eine allgemeine Besserung aber wird erst möglich sein, wenn die Jugend in einem anderen Geiste erzogen wird und ihr von der Volksschule bis zur Hochschule hinauf wieder der Wert der tiefen und echten Bildung und damit auch die Wertschätzung des Buches wieder beigebracht werden."

Diesen Worten stimmen wir vollständig bei. Und wir möchten hieran einen praktischen Vorschlag anknüpfen, der sich wesentlich an die großen Verbände, an Frauenvereine, an die Jugendbünde aller Konfessionen wendet. Richtet eine jährliche deutsche Dichterspende ein! Und zwar in etwa folgender Weise: jährlich einmal hat jedes Mitglied ohne Ausnahme zehn Pfennige — nur zehn Pfennige! — für die deutschen Dichter, Denker und Künstler zu opfern. Das Geld wandert von den kleinen Gruppen im ganzen Reich an eine Zentral- und Sammelstelle. Es

werden sich einige Tausend Mark ergeben. Dieses Geld wird von jedem Verband an einige wertvolle, notleidende Dichter oder Künstler, deren Denkweise dem betreffenden Verband nahesteht, zu gleichen Teilen als Ehrengabe gespendet. Nehmen wir an, es kämen auf den einzelnen Dichter fünfhundert Mark, so bedeutet das die Möglichkeit einer Erholung von einigen Wochen. Die doppelte Summe (was noch wünschenswerter ist) wird dem Haushalt und der Erholung zugute kommen, also eine Atempause bedeuten und die Schaffenskraft stärken. Die Namen der also geehrten Dichter werden in den Blättern der einzelnen Gruppen angeführt; es werden in den Verbänden Vorträge über sie gehalten und aus ihren Werken vorgelesen. Die Dichter geben also geistig zurück, was sie geldlich empfangen haben. Zugleich durchströmt die jungen Spender die tiefe Befriedigung: Wir helfen „unsere" Dichter vor Lebensnot bewahren.

Reizt diese Aufgabe nicht? Bedeutet sie nicht zugleich eine innigere Verbindung zwischen Volk und Dichter? Ist es so schwer, sich einmal eine Zigarre oder ein Glas Bier zu versagen, um ganze zehn Pfennige für jene Kulturaufgabe zu opfern?

Ich bitte die verschiedenen Führer der Gruppen und Verbände, mich bei diesem Vorschlag zu unterstützen. Wenn ihr denn schon Gefäße der Organisationen geschaffen habt, so füllt sie auch mit Inhalt: nämlich mit Kulturaufgaben! Wir wollen die Gesinnungs-Arbeit dieser Verbände wahrlich nicht unterschätzen; wer die Berichte in den zahllosen Blättern und Blättchen, die in einer Schriftleitung zusammenfließen, überblickt, wird von ihrer wackeren Tätigkeit überzeugt sein. Es genügt aber nicht, Reden zu halten oder gelegentlich Dichter zu lesen und aufzuführen: man muß sie auch tatkräftig unterstützen.

Es dürfte nicht geschehen, daß namhafte Geistesarbeiter nicht zur Wirkung kommen, weil die lebendige Teilnahme fehlt und sie selbst unter wirtschaftlicher Not leiden. In unserem versklavten Deutschland sind noch die geistigen Kräfte unser eigentlicher Reichtum. Und so müßten auch die Heimat- und Freilichtspiele von diesen aufbauend gestimmten Verbänden gefördert werden; so müßte ein Bühnenvolksbund und ähnliche Besuchergemeinden von Einfluß werden. Hier sind die Fälle, wo die organisierte Masse tatsächlich ein Machtfaktor werden könnte. Wissen die Führer nicht, wie wir um die deutsche Seele auch in Kunst und Kultur kämpfen? Sie müssen es wissen und müssen sich ins Kulturpolitische umstellen.

Auch die sittliche Schönheit des Opfergedankens möchten wir dabei betonen, für den man in christlichen (evangelischen und besonders auch katholischen) Kreisen volles Verständnis haben müßte. Deutsche Jugend hat auf dem Schlachtfeld Blut und Leben gelassen, um dem Vaterland zu helfen: sie möge nun auch auf einige persönliche Genüsse verzichten, um dem geistigen Deutschland beizuspringen. Ein geschickter Führer und Gruppenleiter wird auch diesen Edelgedanken seinen Anvertrauten einprägen. Opfer-Wochen — etwa für die politischen Wahlen — sind schon da und dort eingerichtet; man wende den Gedanken auch den schaffenden Dichtern, Denkern und Künstlern zu!

Als Vorsitzender der Deutschen Schillerstiftung kann ich mit meinem Kollegen Lilienfein in die wirtschaftliche Not vieler geistig Schaffender tiefen Einblick tun.



Der Gralstempel

Hermann Hendrich

Und zu meinem sechzigsten Geburtstag war es mir eine ganz besondere Freude, daß mir die Stadt Weimar eine Summe zu wohltätigen Zwecken spendete. Einer der Beschenkten schrieb mir, daß er ohne meine Gabe an dem betreffenden Abend nicht hätte zu Nacht essen können!

Man wird begreifen, daß ich mich an Festen und Vergnügungsfeiern in unserm tief darniederliegenden Deutschland nicht freuen kann.

Im Schlafe

Von Günther Pogge

Im Schlafe war es, da verließ ich mich.
Leise und schwebend wie ein Duft sich löst
Von einer Blume.
Einmal noch umfaßte
Mein Blick den Schlafenden, dem ich entstieg.

Die Nacht war aller Frühlingswunder voll,
Verschwenderischer als ich's je gesehn
Hing überm Mauerwerk der blaue Flieder,
Weiß fiel der Weg im Mondlicht in das Tal.
Ich aber schwang mich wie ein Vogel steigt,
Von Bergen über Bergen leichten Fluges,
Nicht unterworfen dem Gesetz der Erde,
Durchseligt vom Gefühl des Überall.

Entgegen schwebten mir, durchdrangen mich,
Wie Atem sich in Atem mischt, die Seelen,
Von deren Leben ich ein Zeuge blieb
Unten, wo Menschen wandeln. Und mir war,
Als trüge ich im Glanze meiner Seele
Auch Glanz von kleinen Seelen mit, die mir
Als Hüter anvertraut, ein Teil von mir.
Wir schwangen, erderlöst, im hellen Kreis
Um etwas Strahlendes, das Liebe reicht
Und Licht und Klarheit ist in Ewigkeit.

Da plötzlich hob in meinem Erdenland
Die Sonne ihre Hände in die Nacht,
Der Tag kam schimmernd her durchs Wolkentor.
Und wie ein Tropfen sich aus Nebel löst
Und niederfällt zur Erde, so entfiel
Auch ich dem Kreis der Schwebenden und glit t
Zurück zu mir ins dämmernde Gemach,
Dem Körperlichen wieder zugesellt.

Aus Parsifals Rüstkammer

Von Hermann Wilhelm Böttler

Hat dich Gott geschlagen, so frage dich: warum, und was hat er damit gewollt? Und ruhe nicht, bis du es gefunden hast! Sodann vertrau' ihm um so mehr! Denn er gab dir nur nach Gebühr. Und schließlich kann es dir ja dann erst recht wohl werden auf der Welt, wenn du nichts mehr zu verlieren hast und du ganz in dir selber ruhst. Nur tapfer alles aufs Spiel gesetzt, was dich an die Welt bindet! Die Menschen nicht fürchten und die Wahrheit ehren! Doch wenn dir da wer in den Weg sprengt, die Sonne deines Tages zu verdunkeln, dann aber vom Leder gezogen wie ein Mann und gefochten wie ein Löwe, auf daß deine Kraft zur Geltung komme und die Sendung erfüllt werde, die dir von Gott bestimmt ist!

*

Wenn die Welt um dich her zusammenbricht, so mag dein Glaube wohl einen Augenblick wanken: solange, bis die Hand zum Schwertknauf fährt. Hat sie dort Halt gefunden, so mußt du Herr der Lage sein, oder du hast verspielt.

*

Der Schlüssel zum Thronsaale deines Glückes liegt nicht in dem Füllhorn der Schätze, mit dem Fortuna dich überschüttet, sondern in den geheimsten Tiefen deiner Persönlichkeit verborgen. Und wären auch alle Güter dieser Erde dein, du wärest noch lange nicht damit gesegnet, und bliebest ein fruchtlos Reis am Baume menschlicher Glückseligkeit. In dem Maße aber, wie du mit Gott gerungen hast, wie deine Seele von Sturm und Wetter gepeitscht, wie du reich geworden bist an Entsagung und Menschenliebe und fest im Gedanken an deine Pflicht, sowie im Vertrauen auf Gottes Vorsehung, in dem Maße wird dir die Welt zu eigen als unveräußerliches Lehen Gottes, darin du stark werden sollst und gut in der Schwachheit deiner Erdentage, bis wir einst dahin gelangen, wo wir Gott von Angesicht zu Angesicht schauen.

*

Ein jeder Sieg über dich selbst ist ein Sieg über die Welt, der dich dem Ziele näher bringt, um dessentwillen allein du auf diese Welt gekommen bist: Gott zu erkennen im Geist und in der Wahrheit.

*

Die Arbeit versüßt alles. Sie umgürtet dich mit einem zauberhaften Panzer, unter dem wird dir die Kälte zur Lust und die Hitze zum willkommenen Labsal. Sturm und Regen prallen daran ab wie die sengenden Strahlen der Sonne. Du gehst mit ihm unter dem Regen hindurch und fühlst die Nässe nicht. Die Qualen des Körpers schmelzen vor ihr dahin wie später Schnee vor der Sonne. Sie zieht deinen Geist weg vom Becher der Lust, sie reicht ihm die kristallene Schale voll Entsagung und macht dich frei und empfänglich zu neuem Genuß. So spannt sie den Bogen deiner Tatkraft neu. Sie baut dir eine Brücke zwischen Freud und Leid und von der Finsternis zum Lichte. Sie stillet die Wogen des Grolles in der brandenden See deiner Brust und glättet darauf einen Spiegel der Heiterkeit. Sie schärft dir die stumpf gewordene Klinge der Verzagtheit und stellt die blanke Schneide deines Mutes wieder her. Sie schickt dich hinein in den endlosen Wald der Verzweiflung, auf daß

du hindurchfindest zum Licht der Gewißheit. Sie schmiedet deine Schwäche hart an die Kette des Unvermögens und hetzt die Not auf sie, ihre Fessel zu brechen mit Kraft. Sie zerbeißt dir die bittere Schale des Eigennutzes, auf daß du hindurchdringst zum süßen Kerne der Liebe. Sie zerbricht dir den Griffel deiner dünkelhaften Herrlichkeit und verleiht dir dafür das Szepter wahrer Würde.

*

Du sollst auf den Weg schauen, der vor dir liegt und nicht hinter dich. Denn das höchste Ziel deines Lebens kannst du nur dann erreichen, wenn du mit eiserner Hingabe das letzte Quentchen Kraft an deine Aufgabe setzest und nimmermehr müde wirst, das zu verrichten, wozu der bedrängte Geist dich treibt: solange, bis er dereinst die enge Hülle deines Körpers sprengt, um seinen Flug dahin zu nehmen, wo wir aller Widerwärtigkeiten der Welt auf immerdar entrückt sind.

*

Verliere dein Herz nicht an die Dinge dieser Welt! Was du aufgehäuft hast aus Selbstsucht, kann Gott dir alles wieder nehmen. Was du aber hingibst aus Menschenliebe, das fließt dir wie ein köstlicher Quell stets aufs neue wieder um so stärker zu.

*

Wer bei allen Fragen seines Lebens zuerst hinuntersteigt in die eigene Brust, sich die Antwort von dort heraufzuholen, der wird seine Bestimmung nicht verfehlen. Der trägt einen Brunnen in seinem Herzen, dessen Born niemals versiegt. Und je öfter er zu ihm hinkommt, aus seinem Reichtum zu schöpfen, desto stärker muß ihm die Fülle seiner Klarheit fließen, bis daß er zum mächtigen Strom geworden ist, der die Frachten seines Lebens trägt, um sie hinauszugeleiten in alle Lande, der Menschheit zu Nutz und Frommen, Gott aber zu Preis und Ehre.

*

Du sollst in allen Lagen deines Lebens ein Herr sein deiner Würde! Übe Zurückhaltung, tu deine Pflicht und dränge dich nicht auf Wege, wo du nichts zu suchen hast, weil sie deinem Wesen fremd sind. Meide weder die Plätze des ernsten Kampfes noch die des frohen Spiels, denn du sollst Freud und Leid mit der Welt teilen. Aber wirf deinen Wert nicht weg, wo man ihn nicht zu schätzen weiß. Denn in dem Grade wirst du begehrt, als man gewahr wird, daß du ein Mann von edlem Stolz bist. Tue nur immerfort ruhig deine Pflicht, daß deine Seele im Gleichgewicht Gottes ruht und du nicht über Bord fällst. Zwar werden sie kein Mittel der Verleumdung unversucht lassen, keine Lüge und keine Niedertracht scheuen, sie werden dir die Hölle heiß machen Tag und Nacht: wie Wespenschwärme dich umlauernd und nach deiner Schwäche spähend, wo sie ihren Angriff einsetzen können. Mit dem Sporn der „öffentlichen Meinung" möchten sie dich rammen. Allein es kann die Stunde nicht ausbleiben, wo das Schicksal dich auf deinen Platz stellt, der um so höher sein wird, als die Zahl deiner Leiden groß war, die deine Treue überwand.

*

Niemals, nein niemals wird dir der Ritterschlag des wahrhaft freien Mannes zuteil ohne den erbarmungslosen Kampf mit dir selber. Täglich, ja stündlich mußt



du auf der Brustwehr stehen — schonungslos, in jedem Augenblick entschlossen und bereit, mit dem Todesmute der Entsagung die Bresche zu halten, die deine Leidenschaft Miene macht, dir stets aufs neue zu schlagen. Du magst dich drehen und wenden wie du willst, es gibt keinen Ausweg: Du mußt gerüstet sein. Denn jeden Fußbreit Boden, den sie vorwärts tut, mußt du zurück. Betäube nur immerzu dein besseres Selbst, lege nur sekundenlang die Waffe nieder, der Ruhe zu genießen, mit der sie dich grausam tückisch lockt, räume ihr nur das bißchen Vergnügen ein und schenke ihren gleisnerischen Einflüsterungen Gehör, mit denen sie deine Eitelkeit zu betören nicht müde wird — und der höhere Mensch in dir ist tot. Denn es ist eine furchtbar grimmige Feindin, die dir gegenübersteht, und wehe dir, wenn du unterliegst. Deine Schuld ist die Schuld der Menschheit, der du verantwortlich bist für jedes Opfer, das du gebracht hast in Sieg und Niederlage, für jeden Gewinn, aber auch für jeden Verlust im Schuldbuche deines Lebens. Denn was deine Tapferkeit dir einbringt, das gehört ihr, wie sie den Schaden trägt, den sie durch deine Verfehlung leidet. Und nicht für dich bist du auf der Welt um deines Ruhmes willen, sondern um deine Pflicht zu tun, die deinem Volke gilt!

*

Nicht die vortrefflichsten Kanonen und Gewehre, nicht die bestgerüsteten Heere, noch auch die gründlichste Schulung in äußerer Bildung oder das höhere Wissen um den Fortschritt der Welt entscheiden auf die Dauer das Schicksal der Völker, sondern allein die Tiefe der Religion und die sittliche Kraft im Bewußtsein der Pflicht verbürgen den endlichen Sieg. Die sind fürwahr das allerbeste Schwert. Verlässigere Waffen gibt es nicht.

*

Nicht ob du einmal im Leben hie oder da eine mehr oder weniger gute oder schlechte Tat vollbrachtest, ist von Bedeutung für das Ziel, dem du zustrebst, sondern die große Linie ist es, worauf es ankommt. Ob du dich dauernd gehen lässest oder dir Selbstbeherrschung auferlegst, das bildet dich zu dem, was du wirst. Falle ruhig einmal, wenn es dein Schicksal will! Aber steh wieder auf und mach' dir deinen Fall zunutze, indem du ihn dir zum Ansporn dienen läßt für den Weg, der dir zurückzulegen verbleibt. Nur, was du deiner Erdgebundenheit abgerungen hast in steter Opferbereitschaft mit dem Willen zur Entsagung, das macht dich endlich frei und fähig, das Leben zu meistern.

Auftrag

Von A. von Scheele

Du klagst, daß Gott dir kein Talent verliehen,
In dem dein tiefstes Sehnen Ausdruck fände?
Daß um dein Fühlen sichtbar zu gestalten,
Dir keine Kunst hilfreich zur Seite stände?
Daß dir in Farbe, Ton und Wort und Bildnis
Die Seele auszuströmen nicht gegeben?
Ein Kunstwerk kannst du formen und vollenden,
Das Frieden gibt und dich erlöst: dein Leben!

Ein Frühlingsfund

Skizze von Paul Bülow

Kleinstadtgeruhsamkeit.

Rektor Hamelmann genießt, bedächtig aus der langen Pfeife schmauchend, in wohliger Ruhe der Feriensorglosigkeit den üppig prangenden Lenz in seinem Garten.

Ein linder Wind bringt würzige Frische aus den nahen Tannenwaldbergen.

Frühlingssonnenschein umkost das schmucke Schulmeisterhäuschen.

Aus der dickbauchigen, geblümten Kanne am offenen Fenster duftet frischbereiteter Kaffee.

Ja, dieser Nachmittagskaffee bei Rektor Hamelmanns: ein Viertelstündchen Wohlbehagen und Plaudern inmitten der bücherbeschwerten Geschäftigkeit des Hausherrn und des küchenbeflissenen Eifers der Gattin.

„Mutter, gelt, heute wollen wir zum Kaffee die Laube im Garten einweihen. Es ist ein herrlicher Nachmittag . . .“

In glücklicher Zweisamkeit saßen Rektor Hamelmanns ein Weilchen später in der Weinlaube, die aber jetzt noch nicht so dicht zugewachsen war wie vor dreißig Jahren. Da hatten sich zwei junge Menschen hier ein hold Geheimnis anvertraut.

„Hör' mal, Mutter, was mir der Peterleins Kurt vorhin erzählt . . . geht er da heute morgen durch den Wald und sieht, wie ein Mutterreh von einem Fuchs aufgefressen wird, das junge Zicklein steht dabei . . . der Bub verjagt den Räuber und nimmt das verwaiste Zicklein mit heim, um es aufzuziehen. Es ist doch gut, wenn man in der Schule recht oft von der Liebe des Menschen zu den Tieren spricht.“

Frau Rektor nickte ihrem Manne freundlich einstimmend zu und dachte beglückt an ihre Küken betreuende Henne im Hofe.

Dann schweiften die Blicke der beiden Alten in die Frühlingswunderpracht.

Durch die Felder war der Pflug gefahren und hatte die Erdschollen umgewühlt. Nun duften sie in kräftigem Erdgeruch des fruchtbar heiligen Heimatlandes.

Und drüben hat das zarte Grün der Wiesensaat das Feld wie mit einem kunstvoll gewebten Teppich überdeckt.

Durch den leuchtenden Horizont schimmern ferne Bergketten.

Und in den Lüften jubilieren die Vöglein in trunkener Frühlingsseligkeit.

Da gleitet eben ein Rabe über das Feld — welch düstere Kunde aus diesen Welten wird er Odin zuraunen?

Doch über ihm flattert eine Lerche und trillert ihren Jubel gen Himmel.

Es ist Frühling worden — lacht's die Sonne in die Herzen.

„Vater, ich glaube, es wär' an der Zeit, das Rasenbeet umzugraben und junge Saat zu streuen.“

Bei diesen Worten war Rektor Hamelmanns Gesicht für einen Augenblick umschattet. Mit einem schweren Seufzer antwortete er: „Ja, Mutter, wenn du schon meinst . . .“

Und während die Frau Rektor nachdenklich und geheimnisvoll kopfschüttelnd den Kaffeetisch abtrug, holte Hamelmann den blanken Spaten aus dem Holzverschlag im Hof. Dann warf er Rock und Weste ab und begann die Gartenarbeit.

Nur langsam ging's vorwärts ...

„Wie konnte das nur geschehen, damals vor zwanzig Jahren ... ich kann's nicht verwinden ...“ Und dabei blickte er auf seine ringleere Hand.

„Hier in dieser Erde muß er irgendwo liegen ...“

Der Rektor hielt inne mit Graben und stand in Sinnen versunken auf den Spaten gestützt.

Da schreckte ein Windzug durch die frischgrüne, hochstämmige Birke ihn aus seinen Träumen auf ...

Vor seiner Seele stand jene Erinnerung an den glückvollen Augenblick, wie er ihn in diesem Garten vor dreißig Jahren gerade an diesem Tage erlebte ...

„Mein trautes, braves Weib ... es hat halt auch so gehen müssen ohne den Goldreif am Finger. Und der Herrgott hat's an Segen wahrlich nicht fehlen lassen ...“

„Schönen guten Tag, Herr Rektor“, rief eine helle Knabenstimme über den Zaun herüber, und ein pausbackiges Bubengesicht strahlte den Lehrer an.

Freundlich winkte Hamelmann dem Bravsten seiner Klasse zu ...

Weiter an die Arbeit!

„Nein, woher nur immer diese Steine kommen mögen, ein ganzes Fuder muß man jedes Jahr heraussammeln ... aber — — schau' ich recht ... was ist denn das da — dieses Glänzende in jenem Erdklumpen —?“

Der Rektor hob den Klumpen auf und begann mit zitternden Händen die feuchtkühle Erde abzubröckeln.

„Gefunden! Gefunden ... nach zwanzig Jahren ...!“

Und überselig ließ er den Trauring vom Frühlingssonnenglanz umspielen.

Da hörte er Tritte.

Rasch verbarg er den kostbaren Fund und grub emsig weiter.

Solche Freude hatte noch nie sein Herz erfüllt wie an diesem goldüberglühten Lenznachmittag.

„Nun, mein Alter, bald ist's ja geschafft ... noch ein halbes Stündchen, und ich erwarte dich in der Laube zum Abendbrot. Ich geh' derweilen nochmal zur Frau Pastor herüber ... Auf Wiedersehen, Vater ...“

Und vergnüglich winkte der alte Rektor ihr einen Abschied zu.

„Nun kräftig geschafft! Und dann heut' abend die Überraschung!“ ...

— Mit freudebebenden Händen pflückte Rektor Hamelmann die Veilchen seines Gartens.

Dann setzte er sich in die Laube und putzte den goldenen Ring.

Der Abendbrottisch war schon gedeckt.

Dem Alten hämmerte das Herz wie damals in der Wonnestunde vor dreißig Jahren.

„Wenn sie nur erst käme ...“

Da knarrte die Gartentür, und behaglich schritt Frau Rektor der Laube entgegen.

Am Eingang stand der alte Schulmeister mit tränenfeuchten Augen, faßte die Hände seiner Frau und sprach feierlich:

„Mutter, du weißt, wie ich dich stets bei diesem schönsten Ehrenamen genannt habe. Aber heut' tue ich's mit ganz besonderer Dankbarkeit und Liebe .. vor dreißig Jahren ...“ Und hier deutete er schalkhaft lächelnd auf die Laube ...

„Ach, mein Guter, es war ein wunderschöner Frühlingsabend, gerad' wie heute ..."

„Aber heut' gibt's noch eine besondere Überraschung ... schau' mal einen Augenblick fort ... so ..."

„Aber nein, ist's möglich, da liegt ja auf duftenden Veilchen unser ... dein ... Trauring ... ein neuer?"

„Nein, mein alter, lieber Ring, mit dem ich dir einst die Treue gelobte! Ein Frühlingswunder hat ihn wieder hervorgezaubert. Es hat mir einen stillen Schmerz von der Seele genommen. O, nun atme ich wieder frei und wahrhaft glücklich. Mein braves, liebes Weib, reich' mir deinen Arm, wir wollen noch ein Weilchen wie Brautleute durch den Garten gehen und verjüngt von alten Zeiten plaudern."

Hand in Hand schritten die beiden Rektorsleute durch den stillen Ernst der schönen Abendstunde.

Der Rotdornbaum war vom sinkenden Sonnengold überschimmert und leuchtete auf in feierlichem Glanze ...

Und ein Abglanz dieses Leuchtens flutete durch das Herz der beiden Alten, die frohbeseligt in der erinnerungsreichen Laube das Frühlingswunder der Jugend und der Lebensreife an diesem duftigen Lenzabend ausklingen ließen.

Im Morgenlicht

Von Wilhelm Lennemann

**O Glanz der Morgenfrühe,
Die Berge stehn im Licht!
An Güten und an Wonnen,
An tausend hellen Sonnen
Die dunkle Not der Nacht zerbricht.**

**Die Lerche steigt mit süßem
Gesange überm Korn;
Da hebt mit sel'gem Glühen
Das weite Tal zu blühen,
In Wundern steht der ärmste Dorn.**

**Nur, Seele, du alleine
Bangst noch in dunkler Not!
So glaube nur und wisse:
Für deine Kümmernisse
Gebar die Nacht dies Morgenrot.**

**Mußt glauben und vertrauen:
Kein Dunkel ist so tief,
Daß nicht aus seinen Nöten
Die frohen Morgenröten
Ein Gott zu deinen Gnaden rief!**

Rundschau

Die Lohengrin-Sage in der clevischen Geschichte

In drei lebensvollen Adern brausen aus dem ewigen Eise schneestarrender Gletscher kristallklare Wasser zu Tal und vereinigen sich in gemeinsamem Ziele zu dem deutschesten aller deutschen Ströme. Wechselvoll das gesegnete Land, dem der Rhein Lebensnerv ist, gleich wechselvoll in dem Landschaftsbilde wie in den Schicksalen seiner Vergangenheit, die uns in der Dreiheit von Geschichte, Legende und Sage die Geschicke des deutschen Volkes vermitteln, mosaikhaft bunt durcheinander gemischt, bis kurz vor dem Zersplittern der wegbestimmenden Einheit, hoch aufragenden, pylonenähnlichen Grenzmarkzeichen vergleichbar, drei Persönlichkeiten sich aufrecken als die hoheitsvollen Vertreter deutscher Geschichte am Niederrhein: aus dem vierten Jahrhundert St. Viktor, der Gottesstreiter, der Schützer des in seiner markigen Wucht grundverwachsenen Domes „Ad Sanctos" — Siegfried, der stolze Held vom Niederrhein, auf dessen väterlicher Königsburg im Frieden des heiligen Viktor die Benediktiner 1116 ihr Kloster gründeten und Lohengrin, der meist nur in dem magisch blauen Lichte sagenhafter Romantik gesehene Schwanenritter, der unter dem Eindrucke ideal verallgemeinernder Wagnerscher Mystik, losgelöst von rein örtlicher Bindung, uns kaum noch in die Geschichte eines bestimmten Ortes eingegliedert erscheint. —

Als Herzog Adolf I. von Cleve im Jahre 1439 den 56 Meter über dem Schloßberg aufragenden Schwanenturm zu bauen befahl, war die alte Residenzstadt Cleve seit mehr denn vier Jahrhunderten nur noch durch den Spoykanal mit dem Rhein verbunden. Wohl aber hatte sich da, wo jetzt die Kermisdahl ihr bescheidenes Bett zieht, der alte Römerturm als Vorfahr des clevischen Wahrzeichens in den Fluten des Westrheins gespiegelt, bis Cleve durch die um die Jahrtausendwende eingetretene Versandung dieses Rheinarmes auf Stundenweite dem lebenspendenden Strome entfernt wurde. Die Erzählung vom Schwanenritter — dessen „goldenes Schifflein im Herabschwimmen über die glatte Fläche des Rheines flimmerte", bis „die Schwanen der Burg über das Schifflein an das Ufer kehrten" — müßte daher vor das Jahr 1000 gelegt werden, in jene Zeit, da der Rhein noch den jetzigen Schloßberg bespülte und das mächtige Geschlecht der Grafen von Teusterband das ganze Gebiet des unteren Rheines beherrschte und seine Hoheitsrechte bis in die westfälische Mark hinein geltend machte. Der Ursprung dieses Geschlechtes verliert sich in die frühgeschichtliche Vorzeit. Man glaubt sogar, in ihm die Nachkommen des altrömischen Geschlechtes der Ursiner zu sehen, „weil in den Jahrbüchern des Gregorius von Tours ein gewisser Ursus unter der Königin Brunehilde vorkommt und das clevische Wappen mit jenem der römischen Familie Ähnlichkeit hat. Wahrscheinlich aber stammt das Teusterbander Geschlecht von jenen Gau- und Markgrafen her, welche den Karlingern gegen die Sachsen, Friesen und Normänner am unteren Rhein große Dienste geleistet haben und dafür auch belohnt wurden" (Vogt). Wie nun stets beim Versagen frühgeschichtlicher Quellen Wahrheit und Dichtung zusammenfließen zu einem unentwirrbaren Ganzen, in dem geschichtlich feststehende Tatsachen mit der der Volksdichtung angehörenden Sage vermischt sind, so könnte man auch aus der Mär vom Schwanenritter Lohengrin bis zu einer gewissen Grenze den geschichtlichen Kern erkennen in einer Darstellung, die uns Niklas Vogt im dritten Bande seiner „Rheinischen Geschichten und Sagen" (Frankfurt am Main 1817) überliefert hat. Dort wird erzählt:

„Ohngefähr im achten Jahrhundert nach Christi Geburt herrschte schon als Graf von Teusterband Walter, welcher seine Tochter Beatrix an den Grafen Theodorich oder Dietrich von Cleve verheirathet hatte, und dadurch beide Länder vereinigte. Die jungen Eheleute starben in der Blüthe ihrer Jahre, und hinterließen nur eine Tochter, welche, wie die Mutter, Beatrix genannt

wurde, und nun die Erbin der mächtigen Grafschaft wurde. Sie konnte den Verlust ihrer Eltern nicht vergessen und beweinte ihren Tod in trauriger Einsamkeit. In tiefe Schwermuth versenkt, saß sie einstens bei einem schönen heitern Tage an dem Fenster ihrer Burg, und blickte mit starrem Blicke den Rhein hinauf; da sahe sie aus der Ferne ein goldnes Schifflein herabschwimmen, welches von zwei Schwanen gezogen wurde, und von der Abendsonne beleuchtet, über die glatte Fläche des Rheins flimmerte. Diese seltsame Erscheinung spannte die Aufmerksamkeit der Gräfin; mit Ungeduld erwartete sie die Annäherung desselben; und als es ganz kenntlich bis schier zu ihrer Burg herabgekommen war, siehe, da erhob sich aus seinem hinteren Theile, der wie eine Muschel gebildet war, ein Jüngling schön von Gestalt, in der Blüthe der Jahre, und blickte bescheiden nach dem Söller, von dem sie herabsahe. Der Tracht und der Art nach, hätte man ihn eher für einen griechischen Gott, als einen teutschen Rittersohn gehalten. In der einen Hand hielt er ein vergoldetes Schwert, in der andern einen silbernen Schild mit acht goldenen Szeptern, an dem Finger trug er einen Ring, und an seiner Seite hing ein silbernes Jagdhorn. Seine braunen Locken gräuselten sich von der heiteren Stirn herab, aus welcher ein paar feurige Augen strahlten. Der erste Bart schien ihm kaum um die blühenden Wangen angeflogen. Seine Füße waren in Halbstiefel geschnürt, und von seiner breiten Brust hing ein faltiger Mantel über die fremde Tunik.

„Als die Schwanen der Burg über gekommen waren, drehten sie ihre weißen Hälse nach derselben und kehrten so das Schifflein an das Ufer. Der Jüngling stieg aus, ließ sich melden, und ward mit Neugierde und Freude aufgenommen. Mit edler Bescheidenheit näherte er sich der Fürstin, und erklärte ihr, daß ihr Bild ihm schon lange im Traume erschienen, und daß er darob an den Rhein gekommen sey, um Liebe und Ruhm zu suchen.

„Beatrix, entzückt von dieser seltenen Erscheinung, fragte ihn nach seiner Herkunft, nach seiner Familie, nach seinem Stande, und nach seinem Nahmen. Er aber antwortete ihr: Die Fee, welche mich hierher gewiesen, um glücklich zu werden, verbot mir auch, wenn ich glücklich bleiben wollte, meine Herkunft zu entdecken. Alles, was ich sagen kann, ist, daß ich von edlem Stamme und den schönen südlichen Inseln entsprossen bin, daß mich mein Vater Elius, und meine Mutter, der angenehmen Gestalt wegen, Gracilis genannt hat.

„Man kann sich vorstellen, daß ein junges Fräulein, welches bisher in der Einsamkeit lebte, nicht unempfindlich gegen einen Mann geblieben sey, welcher eben so schön als tapfer war. Er zeichnete sich bald als einen Helden in allen Gefahren aus, und sie gab ihm ihre Hand, und theilte mit ihm ihr Fürstenthum. In dieser glücklichen Verbindung erzeugten sie drei Söhne. Dem ältesten, Dietrich, gab der Vater seinen Schild und sein Schwert, und ernannte ihn zu seinem Nachfolger; dem zweiten, Gottfried, gab er sein Horn mit der Grafschaft Loen, und der dritte, Konrad, erhielt den Ring und wurde Landgraf von Hessen. Es scheint also, daß Elius das Gebiet seiner Gattin erweitert und sich die Gunst der Kaiser in einem hohen Grade erworben habe. Einundzwanzig Jahre lebten so die liebenden Gatten in glücklicher Ehe, als Beatrix, in einem Anfalle von Neugierde, ihrem Gatten das Geheimniß seiner Herkunft entlockte, und er ihr auf immer entrissen wurde. Die Schwanen erschienen mit dem goldenen Schifflein vor der Burg. Elius riß sich aus den Armen der unglücklichen Gattin, und er verschwand aus ihren weinenden Augen.

„In einer Art von Verzweiflung bestieg sie den hohen Thurm ihrer Burg und blickte den Rhein hinauf. In jedem Flimmer einer Welle, in jedem herabkommenden Fahrzeuge glaubte sie den verlorenen Geliebten wieder zu finden. Er kam nicht mehr. Nicht lange hat sie seinen Abschied überlebt. Zum ewigen Andenken dieser Geschichte hat man das Schloß zu Cleve die Schwanenburg genannt, und noch glänzt ein goldener Schwan auf dem Gipfel ihres Thurms.

„Wie romanhaft diese Sage auch immer seyn mag, so stimmen die Geschichtsschreiber wenigstens darin überein, daß ein gewisser Elias de Grail, von unbekanntem Geschlechte, Beatrixen die Erbin von Teusterband geheirathet, tapfer gestritten, drei Söhne erzeugt, und endlich sich

wieder unsichtbar gemacht habe. Auf ihn folgte sein ältester Sohn Dietrich, ein Liebling Karl Martells." — —

Es kann und soll natürlich keineswegs die Aufgabe dieses Aufsatzes sein, das ungemein verwickelte Lohengrin-Problem zu ergründen oder auch nur seiner Lösung näher zu bringen. Denn, wer sich eingehender mit dieser Frage befaßt, weiß, daß es sich hier um ein durch Alter und Vielgestaltigkeit gekennzeichnetes, sogar bis Jahrtausende vor Christus in die indische und ägyptische Mythologie hineinreichendes Sagengebiet handelt, das auch heute noch der Lösung harrt, obgleich Gelehrte, wie Jakob Grimm, Franz Jostes, Richard Heinrichs, Otto Rank usw. sich mit ihm beschäftigt und es zu lösen versucht haben. —

In der vorstehenden Fassung bezeichnet sich der, den wir Lohengrin zu nennen gewohnt sind, als „Elius, den südlichen Inseln entsprossen". Jakob Grimm bringt in seiner „Deutschen Mythologie" (I. 241 ff.) einen gewissen Helias, den wir wohl als mit dem vorgenannten Elius identisch annehmen dürfen, mit Sceáf in Verbindung, den die angelsächsische Genealogie „merkwürdigerweise" gemeinsam mit Scild zum Vorfahren Odins mache. Secáf (d. i. manipulus frumenti) soll seinen Namen daher erhalten haben, „daß er als knabe auf einer korngarbe im nachen schlafend dem lande zugeführt wird, das er zu beschirmen ausersehn war; ähnlicher sage", so fährt Grimm fort, „von dem schlafenden jüngling, den ein schwan im schiff dem bedrängten lande herangeleitet, ist die niederrheinische, niederländische dichtung des mittelalters voll, und dieser schwanritter wird aus dem paradiese, von dem grabe (Grale? — In der Grimmschen Mythologie von 1844 finden sich manche Druckfehler.) her nahend, als Helias geschildert, dessen göttliche herkunft außer zweifel steht. Helias, Gerhart oder Loherangrin des 13. jh. sind einem Scôf oder Scoup des siebenten, achten identisch. so abweichend die übrige einkleidung mag gewesen sein, das lied von Beovulf scheint auf Scild zu übertragen, was eigentlich von Sceáf seinem vater gilt. die schöne sage von dem schwan ruht auf dem wunderbaren ursprung der schwanbrüder, den ich mit dem der Welfen zusammenhalte, beides aber scheinen uralte stammsagen der Franken und Schwaben, wozu uns die eigennamen meistens abgehn. wären sie erhalten, so würde sich wiederum manche anknüpfung der helden an die götter ergeben". Und in einer Fußnote fügt Grimm dem hinzu: „auf dem schiffe, das Sceáf und den schwanritter herangeführt hatte, kehren sie zuletzt wieder weg, doch den grund entdeckt uns bloß die jüngere fabel: nach ihrer herkunft war verboten zu fragen."

Franz Jostes (nach mündlicher Mitteilung) vertritt zwar auch den Standpunkt, daß Lohengrin = Loherangrin = Garin de Loherain (Loheren-Garin) und Elius = Helias die gleiche Heldenfigur sind, verneint dagegen den von Jakob Grimm mit irgendeinem „Gerhart" konstruierten Zusammenhang. Er ist ferner der Überzeugung, daß es sich bei Scôf oder Scoup nicht um eine Person handelt. Zwar sieht auch er in diesen beiden Wörtern und in dem hier von Grimm als Eigennamen behandelten Worte Sceáf die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes als „Korngarbe" (eine ausgedroschene Korngarbe nennt man heute noch im Münsterlande „en Schauf Strauh", ähnlich auch am Niederrhein), hält aber die Ansicht, der „Sceáf" genannte Knabe sei „auf einer Korngarbe im nachen schlafend dem lande zugeführt" worden für irrig. Den Ausdruck „Sceáf" hier mit „Korngarbe" zu übersetzen, sei durchaus falsch, Sceáf sei hier nichts anderes, als eine andere Form für „Scapa", womit man eine besondere Art eines kleinen Schiffes bezeichnet habe. Von dem Schlafen auf einer Korngarbe könne daher keine Rede sein. Helias = Elius = Lohengrin sei, von einer Scapa getragen, den Rhein herabgekommen.

Übrigens ist auch der Nachen des Lohengrin, wie Jostes weiter nachwies, eine neuere Zutat zu der uralten Sage, bzw. eine Umgestaltung des ältesten Attributes dieser Sagengestalt. Vor- oder frühgeschichtliche Gemmen zeigen uns die Sagengestalt des späteren Lohengrin auf einem Vogel reitend (und zwar auf einer Gans, an deren Stelle die spätere Zeit den heldischen Schwan treten ließ) oder auf einem Stier, beides Symbole der Fruchtbarkeit. Daß sich auf Gemmen

dieser Epoche auch Darstellungen finden, wo diese Gestalt auf einer Lotosblume sitzt, darf hier wohl außer acht bleiben. Durch alle diese Gemmen — auch durch die mit der Lotosblume — findet auch das uns mit der Lohengringestalt unlöslich verbunden scheinende Schweigegebot eine beachtenswerte Erklärung und Deutung. Auf den jüngeren dieser alten Gemmen legt die Figur zwar den Finger auf den Mund (Schweigen). Aber das kann nur eine später — als der ursprüngliche Sinn der Haltung des Fingers nicht mehr verstanden wurde — gewählte Haltung sein an Stelle der ursprünglichen auf den ältesten Gemmen, wo die Gestalt den Finger zur Andeutung der Befruchtung in den Mund steckt. Jostes' grundsätzliche Ansicht geht dahin, daß wir in der späteren Lohengringestalt — die von anderen auch auf Apollo zurückgeführt wird — nichts anderes zu sehen haben, wie den strahlenden Helios als Fruchterzeuger und Lebenspender, zumal ja auch der sagenhafte Vertreter dieser Gestalt im Mittelalter zu der jungfräulichen Beatrix kommt, um dem mit ihr aussterbenden Grafengeschlechte von Teusterband neues Leben zu geben.

Die erste geschichtliche Nachricht über den Schwanenritter findet sich, wie Heinrichs in seiner 1905 bei Breer & Thiemann in Hamm erschienenen, jetzt nicht mehr im Buchhandel erhältlichen Schrift „Die Lohengrin-Dichtung und ihre Deutung" feststellt, bei Wilhelm von Tyrus, dem Geschichtsschreiber der Kreuzzüge bis zum Jahre 1183. Wilhelm von Tyrus bemerkt dabei, daß diese Sage mit Gottfried von Bouillon (1061 bis 1100), Herzog von Niederlothringen, dem volkstümlichsten Helden des ersten Kreuzzuges (1096 bis 1099) in Verbindung gebracht wurde, fügt allerdings hinzu, die Sage vom Schwan, von dem man im Volke die Abstammung Gottfrieds herleite, wolle er mit Schweigen übergehen, obschon viele sie für wahr ausgäben, was aber nicht der Wahrheit entspreche. In anderen Sagen aus dieser Zeit spielt eine gewisse Herzogin Ida von Bouillon — das eine Mal als Tochter, das andere Mal als Gattin des Schwanenritters — eine Rolle, beide Male aber als Mutter Gottfrieds von Bouillon. In dem letzterwähnten Falle nennt sich der Schwanenritter übrigens, wie bei Jakob Grimm, auch Helias. Diese Fassungen der Sage scheinen nach Heinrichs durch die französischen Troubadoure, die die Kreuzritter begleiteten, aus dem Morgenlande nach dem Westen übertragen und dann in Frankreich und am Niederrhein zur Glorifizierung Gottfrieds von Bouillon verbreitet worden zu sein. Als Schauplatz der Handlung wird hier einmal Mainz genannt.

Sobald die Sage vom Schwanenritter mit der eigentlichen Geschichte in Verbindung tritt, wird jedoch ihr Schauplatz an den Niederrhein, vorzugsweise nach Nymwegen, gelegt und durch das clevische Herrschergeschlecht mit Cleve und seiner Geschichte in Beziehung gebracht. Uns erscheint ja heute Cleve als ganz besonders mit der Lohengrinsage verknüpft. Nach einer auch bei Heinrichs abgedruckten Veröffentlichung des Dr. Rob. Scholten: „Klevische Chronik nach der Originalhandschrift des Gert van der Schüren" (Kleve bei Fr. Boß 1884) erzählt dieser clevische Chronist des 15. Jahrhunderts die Sage folgendermaßen:

„Dietrich, Herr des Klevischen Landes, war gestorben, mit Hinterlassung einer schönen Tochter, namens Beatrix. Diese hatte viele Anfechtungen zu erdulden von feindlichen Nachbarn, die sie in ihrem Besitztum stören und es ihr verkürzen wollten. Eines Tages saß nun die edle Jungfrau auf der Burg von Nymwegen, wo sie zu wohnen pflegte; da erblickte sie auf dem Rhein einen weißen Schwan, der an goldener Kette, die um seinen Hals geschlungen war, ein kleines Schifflein zog. In dem Schifflein saß ein stattlicher Jüngling, der hatte ein vergoldetes Schwert in seiner Hand und ein Jagdhorn umhängen und einen kostbaren Ring am Finger. Einen rotfarbenen Schild hatte er vor sich stehen, darin war ein silberner Schild mit acht goldenen Königszeptern in Lilienform, die durch eine goldene Spange in der Mitte zusammengefaßt waren, und inmitten der Spange war ein Smaragd befestigt. Das Schiff mit dem Schwane trieb unter die Burg von Nymwegen, der Jüngling trat ans Land und begehrte die Jungfrau zu sprechen. Diese stieg von der Burg und den Berg hinunter und führte ihn mit sich auf die Burg. Der Jüngling, der Elyas hieß, eröffnete ihr, daß er gekommen sei, um ihr Land zu beschirmen, ihre Feinde zu besiegen und zu vertreiben.



„Der Jungfrau war in einer Vision offenbart, daß sie einen solchen Mann haben solle, durch den alle ihre Nachkommen berühmt würden. Der Jüngling erklärte ihr, durch Gottes Fügung und glückliche Fahrt sei er gekommen, sie zu ehelichen, und das von ihr stammende Geschlecht solle durch viele Siege und Abenteuer groß werden. Aber er warnte sie, daß sie jemals nach seinem Geschlecht oder nach seiner Herkunft frage. Tue sie dies, so müsse sie zur Stunde ihn verlieren auf Nimmerwiedersehen. Und er sagte ihr, daß er Elyas heiße und ein Ritter sei.

„Die Jungfrau schloß mit Elyas den Ehebund. Er war der trefflichste Mann, den man schauen konnte, sehr groß und schön von Gestalt, als ob er ein Gigant gewesen, und war auch hochgemut und sehr stark mit seiner Hand. Er gewann den Sieg über alle Feinde und ward berühmt und angesehen bei allen Fürsten, Prinzen und Herren, so daß der Kaiser Theodosius ihn zum Grafen machte und das Land Kleve zur Grafschaft. Dieser Elyas war der erste Graf von Kleve und blieb es 21 Jahre lang.

„Er hatte drei Söhne: Dietrich, Godart und Conrad. Der erste sollte nach Bestimmung des Vaters dessen Schild und Schwert und die Nachfolge als Graf von Kleve erhalten, der zweite das Horn, der dritte den Ring. Auch die Söhne durften ihn, gleich der Mutter, nicht nach der Herkunft fragen.

„Eines Nachts sagte Beatrix zu Elyas: ‚Herr, wollt Ihr Euern Kindern nicht sagen, woher Ihr gekommen seid?‘ Und sogleich verlor sie ihren Mann und sah ihn nicht mehr.“

„Manche meinen,“ so leitet van der Schüren diese Erzählung ein, „es müsse eine Wunderbegebenheit sein oder sei von alters her aus den Poesien so herausgenommen, daß nun zurzeit vieler Leute Meinung nicht anders ist, als daß es wirklich so geschehen wäre, wie diese Geschichte darüber berichtet.“ Mit dieser Bemerkung setzt van der Schüren selbst hinreichend Zweifel in die geschichtliche Wahrheit seiner Schilderung, und dieser Zweifel wird ganz gewiß nicht viel gemildert durch seine Bemerkung an anderer Stelle: „Dieser Jüngling war, wie man in alten Geschichten findet, geheißen Elyas, und er kam aus dem irdischen Paradiese, das manche den Gral nennen.“ Also auch van der Schüren bringt diese Mär mit der Gralssage in Zusammenhang.

Für uns ist es nun wichtig, zu sehen, welcher Zeit der clevischen Geschichte die clevische Ausbildung der Lohengrinsage chronologisch einzuordnen ist.

Die nach Vogt mitgeteilte Fassung der Sage vom Schwanenritter Elius spricht ohne historischen Nachweis von „ohngefähr dem achten Jahrhundert nach Christi Geburt“, als Beatrix von Teusterband den Grafen Dietrich von Cleve geheiratet hatte. Deren ebenfalls Beatrix genannte Tochter sei die Gattin des Schwanenritters geworden, und ihrer Ehe seien drei Söhne entsprossen: Dietrich, Gottfried und Konrad. Das könnte also, wie eingangs gezeigt, die Zeit sein, als der Rhein seinen Westarm noch an der Burg zu Cleve vorbei sandte. Mit großer Sorgfalt und wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelt nun Heinrichs in seiner oben erwähnten (vom Verlage leider im Restbestande eingestampften) Schrift diese Frage, indem er einleitend auf die Übereinstimmung der Lohengrinsage mit der französischen Dichtung vom Chevalier au Cygne (Schwanenritter) hinweist, mit dem die Sage die Namen Helias und Beatrix und den Schauplatz Nymwegen teile. „In Cleve regierte gerade in der Zeit, in welcher die Sage sich ausbreitete, von 1135 bis 1150 Arnold II. Seine Gattin ist Ida, die Tochter Gottfrieds VII., mit dem Beinamen ‚der Große‘ und ‚der Bärtige‘, von Niederlothringen. Von Kaiser Lothar (1125 bis 1137) wurde er als Herzog von Niederlothringen abgesetzt, später aber von Konrad III. (1138 bis 1152) wieder eingesetzt. Die Mutter Gottfrieds von Bouillon führt in Sage (wie oben erwähnt) und Geschichte ebenfalls den Namen Ida. Sie ist die Tochter Gottfrieds IV., ‚des Großen‘ und ‚des Bärtigen‘, der als Herzog von Niederlothringen von Kaiser Heinrich III. (1039 bis 1056) gleichfalls abgesetzt und später von Heinrich IV. (1056 bis 1106) wieder eingesetzt wurde. Bei dieser Gleichheit der Namen, der Zunamen und der Lebensschicksale lag es außerordentlich nahe, die Sage vom Schwanritter, die der älteren Ida und ihrem Sohne Gottfried galt, zu übertragen auf die jüngere Ida und damit auf das clevische Haus.“

Auch die Frage, wann die Schwanenrittersage auf das clevische Haus übertragen worden ist, löst Heinrichs mit Scharfsinn und feinem Geschick. Um 1180 bis 1190, so führt er des einzelnen aus, lebte am clevischen Hofe der Vater des Minnesanges, Heinrich von Veldeck, ein Vlame von Geburt, der genaue Kenner der französisch-flandrischen Literatur und das verbindende Mittelglied zwischen romanischer und deutscher Dichtung. Dieser scheint Heinrichs mit der clevischen Sagenbildung in Verbindung zu stehen, und er meint, daß der clevischen Schwanenrittersage vielleicht eine verschollene Dichtung zugrunde liegt, die Veldeck der französischen Sage von Chevalier au Cygne nachgebildet habe. Dann fährt der Forscher fort: „Der Vater der Clever Beatrix ist Dietrich; von ihren drei Söhnen wird wieder ein Dietrich als Nachfolger seines Vaters Helias (Elius = Lohengrin) aufgeführt. In der Zeit der literarischen Entwicklung der Schwanenrittersage regieren in Cleve tatsächlich zwei dieses Namens: Dietrich IV. (1150 bis 1172) und dessen Sohn Dietrich V. (1172 bis 1193). Die Regierungszeit des Helias wird in der Sage (auch bei Vogt) auf 21 Jahre angegeben. Da ist es nun auffallend, daß diese Zeit genau übereinstimmt mit der Regierungszeit Dietrichs V. Zugleich bildet letztere die Zeit, in die der Aufenthalt Veldecks am clevischen Hofe fällt. Für Dietrich V. lag ein ähnlicher Anlaß zur Applikation der Sage auf ihn vor, wie bei Gottfried von Bouillon, da er 1190 den Kreuzzug Friedrich Barbarossas gegen Saladin mitmachte.“ Diesem Dietrich hat nach Heinrichs' wohlgestützter Ansicht die clevische Sage zuerst gegolten. Und wenn auch Vogt diesen Vorgang ins achte Jahrhundert verweist, so muß uns doch zunächst noch — bevor etwas anderes bewiesen wird — Heinrichs' Forschung als maßgebend gelten, wobei natürlich nicht verschlägt, daß gegen Ende des zwölften Jahrhunderts wahrscheinlich Cleve nicht mehr vom Rhein bespült wurde. Denn eine Sage bindet sich nicht fest an zeitlich begrenzte Tatsachen, sondern macht sie sich, erhaben ob Raum und Zeit, nur dienstbar, soweit sie ihrer bedarf.

Aber mag auch die Sage vom Schwanenritter vom wissenschaftlichen Standpunkt aus weder clevischer Alleinbesitz, noch niederrheinisches oder französisches Eigentum sein, sondern sich in ihren Grundzügen über die Jahrtausende hin in die morgenländische Mythologie hinein verfolgen lassen: Cleve ist und bleibt für uns die vornehmste Hüterin dieser herrlichen Sage, der Richard Wagner — wenn auch unter Verlegung des Schauplatzes an die Scheldemündung bei Antwerpen — erst recht Verbreitung und weltumspannenden Ewigkeitswert gegeben hat.

Peter Werland

Erinnerungen an Mathilde Wesendonck

Heute kann man nicht mehr daran zweifeln, daß Mathilde Wesendonck wirklich die erlebte Isolde Richard Wagners gewesen ist, deren vornehm nordischer Weiblichkeit die unantastbare Reinheit ihrer Ehe mit dem herzenstreuen, über allem kleinlichen Argwohn erhabenen Otto Wesendonck eine Selbstverständlichkeit war. Richard Wagner pries sich und beide Wesendoncks glücklich, daß es „so etwas gab“, wie die ungetrübte Freundschaft dieser drei Menschen. Wie keusch pietätvoll diese herrliche deutsche Frau ihr „hold Geheimnis“ wahrte — gleich der Elisabeth des Tannhäusers — das sieht man daran, daß sie von 1858 bis 1904 nie ein Wort über ihren Geistesbund mit Richard Wagner sprach, bis unrichtige Urteile darüber sie zwangen, die Tagebuchblätter und Briefe zu veröffentlichen, die schon in 94. Auflage in dem unschätzbar wertvollen Dokumente vorliegen: „Richard Wagner an Mathilde Wesendonck“ (Tagebuchblätter und Briefe 1853 bis 1871, herausgegeben, eingeleitet und erläutert von Wolfgang Golther. Mit einer Notenbeilage: Fünf Gedichte für eine Frauenstimme. Leipzig, Verlag von Breitkopf & Härtel, 1922).

Im Winter 1851 hatten beide Wesendoncks bei der Aufführung einer Beethovenschen Symphonie die persönliche Bekanntschaft mit Richard Wagner gemacht, die dahin führte, daß der

politisch verfolgte Dichter und Komponist in das trauliche Haus auf dem „Grünen Hügel" vor Wesendoncks neu gebauter Villa zu lebenslänglich gesichertem Aufenthalt eingeladen wurde, bis eine Taktlosigkeit der Frau Richard Wagners den Frieden zerstörte und den nach der Ruhe eines eigenen Hauses zu ungestörter Arbeit sich schmerzlich sehnenden Mann in das wahre seelische und körperliche Elend hetzte.

Eine unvergänglich herrliche Lebensurkunde von zwei Edelmenschen liegt da vor uns, die eine erhabenere Sprache redet als jede Biographie von dem Lebensabschnitt jener Jahre und jede Romankräuselei als verflachende oder fälschende Phantastik von sich weist.

Kann man schon die Worte Siegmunds in der Walküre vom Juni 1852 ohne Übertreibung auf die unvergeßlich schönen, seelenvollen, sanft strahlenden Augen der 23jährigen, zauberjungen Frau beziehen, die sich vertrauend und lernend dem übermächtigen Genie des sturmgestählten, fast 40jährigen Mannes erschloß:

> Ihres Auges Strahl
> streifte mich da:
> Wärme gewann ich und Tag!

so reden die fünf Lieder, eine Studie zu Tristan und Isolde, und das Tristanwerk selbst eine noch deutlichere Urkundensprache. Wer kann diesen Band „Richard Wagner an Mathilde Wesendonck" aus der Hand legen, ohne zu sinnen, welcher Reichtum erlebter Poesie aus dieser Berührung des Genies mit der knospenden Natur einer jungfräulich lauteren Frauenseele emporgewachsen ist!

Diese wertvolle Frau, deren Bedeutung für das Leben Richard Wagners ich nicht ahnen konnte, lernte ich 22 Jahre später persönlich kennen und durfte ihr die treue Verehrung bis an ihr Ende in ihrem 74. Jahre wahren.

Die Familie Wesendonck hatte nach Ausbruch des Krieges 1870 wegen der fast feindlichen Haltung mancher Züricher Kreise ihr Zauberschlößchen verlassen und Dresden als Wohnsitz erwählt.

Am 1. April 1874 betrat ich das Wesendoncksche Haus in Dresden, Wiener Straße 14 (Ecke der Goethestraße im Englischen Viertel). Ich schreibe den alten niederrheinischen Namen mit ck, wie ihn Mathilde und Otto Wesendonck zeitlebens geschrieben haben und wie er durch Richard Wagner für alle Zeiten geweiht ist. Nach dem Tode seiner Eltern und Geschwister hat der Sohn Karl, der geadelt wurde, die Orthographie des Namens durch k ohne c geändert.

Am Neustädter Bahnhof in Dresden holte mich Hans Wesendonck, der zwölfjährige Sohn, ab. Ein sonniges, liebes Kerlchen von feiner nordischer Gesichtsbildung mit freundlich lachenden, großen, rein blauen Augen und reich wallendem, hellblondem Haar, hochgewachsen und schlank, begrüßte er mich herzlich mit kindlichem Vertrauen, welches ich auf das gewissenhafteste zu rechtfertigen entschlossen war.

Mehr erziehen als unterrichten sollte ich diesen lieben Menschen, der mir eine der sonnigsten Jugenderinnerungen geblieben ist. Ein Stück Leben zerbrach mir, als ich acht Jahre später die erschütternde Nachricht bekam, daß er als Student in Bonn in einer kalten Vorfrühlingsnacht sich erkältete und ein unerwartet jähes Ende durch Lungenentzündung fand.

Vom 1. April 1874 an sollte ich sein geistiger Führer und der Teilnehmer an seinen persönlichen Lebensinteressen sein. Wir fuhren im schönen Wesendonckschen Landauer über die Elbbrücke, die einen Weitblick über den gemächlich fließenden Strom bot. Hans Wesendonck zeigte mir den Platz, auf dem das Hoftheater gestanden hatte, in dem Richard Wagner seinen Rienzi, den Fliegenden Holländer und Tannhäuser vor 21 Jahren zur Uraufführung gebracht hatte. Das Theater war abgebrannt. Eine Holzbaracke von sehr großem Umfang ersetzte es, während nebenan der Neubau nach Gottfried Sempers Entwurf erwuchs.

Durch die stattliche Prager Straße, an den Königlichen Ministerien, an den stolzen Kunsthandlungen und schönen Büchereien, an dem weitausgedehnten, schlichten Palaste des Königs

Johann, des hochgesinnten Danteübersetzers, vorbei, zogen die feurigen Rappen den Wagen in scharfem Trab. Noch einige freien Plätze, dann die stille Sidonienstraße, und bald hielten wir vor einem vornehmen Renaissancebau, vor dessen geschmackvoll gehaltenem Vorgarten ein Bronzeabguß des antiken betenden Knaben stand. Die helle Frühlingssonne lachte über dem Hause mit dem sorgfältig gepflegten Hauptgarten, in dessen Hintergrunde man die Bronzegestalt der Polyhymnia erkennen konnte. Alles gute Vorzeichen des Geistes, der in dem kleinen Palästchen lebte.

Hans und ich traten in das von einem älteren, sehr würdigen Diener weit geöffnete schöne Haus, in dem uns der freundliche 59jährige Hausherr Otto Wesendonck in seiner treuherzigen, liebevollen Art empfing. Ich hatte ihn schon in Leipzig kennen gelernt, als ich mich ihm vorstellte, um den vielumworbenen Posten in seiner Familie zu übernehmen. Es war eine Vertrauensstellung, die ich mit einem öffentlichen Lehramte am Realgymnasium in Leipzig vertauscht hatte, um mich den Geisteszielen der Wissenschaft und Kunst als innerlich noch allzu junger Mann von starkem Innenleben und unberührter Weltfremdheit konsequenter widmen zu können. Zu allen Privatstudien für meine Habilitation an einer Universität für Philosophie blieb mir genug Zeit. Ich betrachtete es als großes Glück, in eine ganz neue Welt versetzt zu werden, die mich das Leben von der höchsten Stufe des Reichtums und einer ungewöhnlich edlen Lebensbildung schauen ließ. Über das wunschlose Schauen kam ich auch nicht hinaus zum Begehren eines Reichtums, der das Leben allzu mühelos machte. Das Wort des Pythagoras hatte mir vom ersten Philosophiestudium als Warnung vor falschen Lebenszielen gedient: „Das sind nicht die Wohltäter der Welt, die den Menschen die Lasten des Lebens erleichtern."

Der humorvolle Hans Wesendonck führte mich in mein Zimmer, zeigte mir sein Spiel- und Arbeitsbereich und machte mich mit seinem 17jährigen Bruder Karl, dem Primaner des Vitzthumschen Gymnasiums, bekannt, dem etwas steif Pedantisches anhaftete, was den lebensfrohen, kindlichen Hans zu neckischen Bemerkungen über den würdevollen „alten Herrn" reizte. In die Seele dieses früh gereiften Verstandesspezialisten von ungewöhnlich sicherer Gelehrsamkeit einzudringen oder gar ein Geistesband mit ihm zu knüpfen, schien nicht leicht möglich. Wir zogen einander nicht an. Ihm fehlte das, was mich zu einem Menschen hinzieht: der elastische Schwung und das an Leid und Lust der Menschen teilnehmende Gemüt.

Der lachfrohe, gewandte, unbefangene Hans, eine sangesfrohe Dichterseele, machte mich sofort mit dem Korps der Bediensteten, zwei männlichen und sechs weiblichen, unter lustiger Charakteristik dieser Würdenträger des reichen Patrizierhauses bekannt.

So wurde es Zeit, sich zur Begrüßung der Hausherrin zurecht zu machen.

Frau Mathilde Wesendonck empfing mich in ihrem fürstlichen, mit blauer Seide ausgeschlagenen Zimmer. Die schöne Frau mit den feinen nordischen Gesichtszügen, den blauen Augen voll Güte und Klugheit und den reichen hellblonden, in der Mitte schlicht gescheitelten Haaren erschien mir so jung, daß ich sie kaum für die Mutter des 17jährigen Sohnes, noch weniger der 24jährigen, mit dem Rittmeister Freiherrn Fritz von Bissing verheirateten Tochter Myrrha und für die Großmutter des zweijährigen Friedrich Wilhelm von Bissing halten konnte, dessen Pathe der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen war. Ich schätzte Frau Mathilde Wesendonck auf kaum 36 Jahre. Viel später erfuhr ich, daß sie 46 Jahre alt war. Sie war am 23. Dezember 1828 in Elberfeld geboren, die Tochter des Direktors der Rheinischen Dampfschiffahrt Luckemeyer, und mit den Eltern nach Düsseldorf gezogen, wo Otto Wesendonck sie als Gemahlin gewann.

Man kannte sie nicht einmal in Dresden als treue Freundin Richard Wagners. Man wußte nur, daß sie die vornehme Frau war, die mit feinstem Geschmacke in ihrem „Hause der Freude", wie sie ihre Villa nannte, Feste von unvergeßlicher Schönheit gab und die geistig bedeutendsten Menschen zu regem Verkehr zusammenführte, ja durch ihren edeln Takt und ihre Herzensgüte jahrelang verfeindete Männer der Wissenschaft und Kunst versöhnte und zu gemeinsamem Wirken für große Aufgaben vereinigte.

An solchen Festabenden, denen stets ein glänzendes Diner vorausging, worauf die sonst nicht allzu üppig schlemmenden Künstler und Gelehrten Dresdens großen Wert legten, hörte man z. B. die später so erfolgreichen Vorträge und Rezitationen von Rudolf Genée, dem Biographen des Hans Sachs und Verfasser der „Geschichte der Shakespeare-Dramen in Deutschland". So trug er an einem der fast berühmten Wesendonck-Abende Sheridans „Lästerschule" mit einem Humor vor, der alle Zuhörer fortriß und den liebenswürdigen Künstler veranlaßte, dieses witzsprudelnde Lustspiel vor allem in großen Universitätsstädten vorzulesen.

Der Sammelplatz für die Gäste war die Gemäldegalerie Otto Wesendoncks, des kunstliebenden Patriziers, der mit Vorliebe die Meister um Raffaels Zeit sammelte und wertvolle Originalwerke vereinigte, die dem Kunsthistoriker Hermann Hettner, dem intimen Freunde der beiden Wesendoncks, viel Anregung zur Ergänzung seiner Studien gaben. Oft legte ihm Frau Wesendonck eine neue Erwerbung aus Italien, eine Vase aus einem Renaissancepalaste und ähnliches vor. Daran knüpfte dann Hettner, der redegewandte Professor der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule, vor der geistigen Elite der Dresdener Gesellschaft einen Vortrag über die Kunstgattung, der das erworbene Kunstwerk angehörte. Herr und Frau Wesendonck bewahrten als echte Geistesaristokraten stets die Vornehmheit, sich ganz im Hintergrunde zu halten und die Gäste zur Geltung kommen zu lassen.

So war es auch einer der schönen Abende, an dem Adolf Stern, der Dichter und Literaturprofessor am Polytechnikum, einen fesselnden Vortrag über den damals noch so gut wie unbekannten Hölderlin hielt, der tiefen Eindruck machte. Mit seinen eigenen Dichtungen hielt der feinfühlige Künstler zurück. Nur im intimsten Verkehr war er zu bewegen, einen Einblick in seine Lyrik zu gewähren.

Im engsten Kreise traf ich in Wesendoncks Hause auch den liebevollen Ludwig Richter, der sich damals, in seinem 72. Lebensjahre, schon von allem geselligen Leben zurückgezogen hatte, wenn er auch noch bis zum 74. Jahre an der Kunstakademie seine Professur behielt und das 81. Jahr geistesfrisch erreichte. Er wußte, daß er in beiden Wesendoncks die verständnisvollen Verehrer seiner Kunst fand, die ihm dankbar waren, wenn er feine Bemerkungen über Malerei an einzelne Werke der alten Italiener in Wesendoncks Galerie knüpfte.

Mitglieder des Dresdener Hoftheaters und auswärtige Künstler verkehrten gern im Wesendonckschen Hause. Marie Seebach, die damals die Maria Magdalena von Hebbel und Margarete in Goethes Faust so erschütternd zum Ausdruck brachte, war an den Wesendonck-Abenden immer bereit, eine größere Partie einer ihrer Meisterrollen vorzutragen und die Festandacht zu erhöhen.

Vor allem kamen die großen Musiker und Sangeskünstler der Königlichen Oper zur Geltung. Da spielte sich auch das erste Liebesidyll des genialen Kapellmeisters Schuch mit der jugendschönen, anmutigen Proska ab, die dann seine Braut und Frau wurde. Wie manchen schönen Abend hat sie in Wesendoncks großem Saale eine ihrer Bühnenarien gesungen, während der musikbeherrschende Schuch geistvoll begleitete. Er drang auch oft darauf, daß seine Braut mit ihm die fünf von Richard Wagner komponierten Lieder von Mathilde Wesendonck vortrug, die damals so gut wie unbekannt waren, heute aber in jedes Wagner-Konzert-Programm gehören. Während der Wagner-Vorträge saß Frau Mathilde Wesendonck, der ja alle diese fünf Lieder als intimste Huldigung des großen Meisters galten, in stiller Andacht in einer Nische, die sie von den Gästen abschloß. Niemand ahnte den Grund dieser tiefen Pietät, die ein Heiligtum in der tiefsten Stille des Herzens vor jeder Entweihung durch offenkundiges Preisgeben wahrte. Außer ihrem Gemahl, diesem innerlich vornehmen Charakter, konnte niemand ihr fast seltsames Gebaren verstehen.

Ich kam als begeisterter Wagnerverehrer in das Wesendoncksche Haus, aber völlig ahnungslos, daß ich in einen lebendigen und kunstgeschichtlich bedeutungsvollen Mittelpunkt der Geistesentwicklung Richard Wagners von einem günstigen Sterne geleitet worden war.

Ich freute mich ja, daß wir keinen Wagnerabend im Hoftheater versäumten, und daß ich mich



Parsifal unter dem Regenbogen — Hermann Hendrich

nach der Vorstellung in der Fülle der Gesichte noch in trauter Unterhaltung mit den Eltern der beiden Söhne über den mächtigen Eindruck des Werkes aussprechen konnte, wenn die Söhne längst im Bett lagen.

Ich hörte mit tiefer Teilnahme jedes Wort, welches Frau Mathilde Wesendonck bei Tisch, beim Kaffee, beim Tee über Richard Wagner sprach. Aber auch im engsten Familienkreise waren es immer nur Tröpfchen von Mitteilungen. Unverkennbar verklärten sich ihre Züge, wenn sie sagte: „Er nannte mich eine tabula rasa". Gewiß war das ein großes Lob, in der 22jährigen schönen jungen Frau eine „unbeschriebene Tafel" zu finden, auf die sein überragender Genius einen reichen Geistesinhalt schreiben konnte. Sie nahm seine weltumfassenden Gedanken mit Ehrfurcht und Andacht in sich auf. „Sie bewahrte seine Worte in ihrem Herzen." Dann bemerkte sie: „Er führte mich in die Dichter des Mittelalters ein." „Er las mir die Edda vor und erklärte mir ihren tiefen Sinn." „Er las mir Gottfried Kellers Dichtungen vor." „Er erklärte mir Beethovens Neunte Symphonie Takt für Takt, indem er sie auf dem Flügel spielte." „Er lachte lustig, während er die Beckmesserrolle komponierte." Vom Tannhäuser sagte er: „Kein Mensch kann fortwährend genießen. Arbeit und Schmerz muß dem Leben Wert und neue Kraft geben."

Das waren Tröpfchen, die aus einem Meer still verschlossener Erinnerungen an tief greifende Erlebnisse kaum merklich gelegentlich herabfielen, wenn Otto Wesendonck oder ich eine Unterhaltung über eine Dichtung Richard Wagners anfing. Otto Wesendonck betonte bei jeder Gelegenheit die Gründlichkeit, mit der Richard Wagner jede Aufgabe ergriff und durchführte. So entwickelte er die Entstehung des „Ringes des Nibelungen" aus „Siegfrieds Tod", was ja heute allgemein bekannt ist. Er bemerkte auch einmal: „Wagner nannte mich immer ‚Kindchen'." Er war ja zwei Jahre älter als Otto Wesendonck. Aber so äußerlich war die Anrede nicht aufzufassen. Sie bedeutete die liebevolle Gesinnung, mit der sich der Genius wahrer Herzensgüte, der Richard Wagner tatsächlich im deutschesten Sinne war, jedes ihm nahestehenden Menschen geistig und seelisch annahm. Daß er auch Mathilde Wesendonck vorwiegend „Kindchen" nannte, war ja bei seiner fürsorgenden, gemütswarmen Art natürlich und selbstverständlich.

Die Söhne beider Wesendoncks wußten so gut wie nichts von dem Leben Richard Wagners in dem „Asyl" neben Wesendoncks fürstlicher Villa. Auch vor den noch nicht gereiften Kindern verdeckte sie ihr Heiligtum, dessen Weihe uns erst das herrliche Dokument „Richard Wagner an Mathilde Wesendonck" erschließt.

Was je in Romanverzerrung des Lebens Richard Wagners phantasiert wurde, ist aus täppischer Entgleisung vom Wege schlichter Wahrheit entstanden und kann nicht einmal durch Unwissenheit der Geschichtsfälscher entschuldigt werden. Die Veröffentlichung der Briefe Richard Wagners an Mathilde Wesendonck wurde ihr durch unrichtige Urteile über sie abgerungen. Die Briefe reden eine so hohe Sprache absoluter Wahrheit, daß nur journalistische Leichtfertigkeit sie umdeuteln kann, während die Romanfabrikation wohl vor keiner Mißachtung machtvoll beweisender Dokumente zurückschreckt, wenn sie durch offenbare Unwahrheit die Leser aufregen und zu Phantasieteilnehmern an erfundenen Orgien machen will.

Ich habe Frau Mathilde Wesendonck vom 1. April 1874 an gekannt und bis drei Wochen vor ihrem Lebensende am 31. August 1902 in freundschaftlichem Verkehr mit ihr gestanden. Man kann wohl kaum etwas Durchgeistigteres von edler Weiblichkeit erleben als diese Frau, die treu ihren Kindern lebte und von ihrem Gemahl, dem stets ritterlich schützenden und sorgenden Edelmann Otto Wesendonck wie ein Heiligtum gehütet wurde. Bis an sein Lebensende am 18. November 1896 habe ich in freundschaftlichen Beziehungen auch zu ihm gelebt und stets die zarte Ehrerbietung vor seiner unantastbar herzensreinen Frau beobachtet, wie er auch von Richard Wagner mit liebevoller Hochachtung vor dessen Charakter wie selbstverständlich begründeter Bewunderung vor dem Genie bis in seine letzten Lebensjahre sprach. Er versäumte, wie in Dresden, auch in Berlin keine Wagner-Vorstellung, in der er mich stets fand und immer wieder mir erzählte, wie unermüdlich der große Meister gearbeitet und sich nie habe genügen können.

Man vergesse nicht den Brief Richard Wagners an seine Schwester Kläre, den er unmittelbar nach seinem Abschied von Wesendoncks bei seiner Ankunft in Genf am 20. August 1858 schrieb, in dem er jeden Schatten eines Argwohns gegen die makellose Lauterkeit seines Verkehrs mit Mathilde Wesendonck zerstreut. Man vergesse auch nicht, wie stark der dankbare Meister seinen Stolz auf die Einzigartigkeit dieses von Eifersucht und Untreue freien Geistesbundes der drei edeln Menschen zum Ausdruck bringt.

Was „Richard Wagner an Mathilde Wesendonck" selbst schreibt, was sie ihm mitteilt, das überschreitet den Rahmen dieser Skizze und ist jedem Leser zugänglich. Auch „Richard Wagners Briefe an Otto Wesendonck" verdienen als Ergänzung der ersten Briefsammlung die Beachtung des Lesers, schon wegen des schmerzerfüllten Berichtes des grausam gepeinigten Genies über das schamlose Benehmen des Jockey-Clubs gegen die mit aufopfernder Sorgfalt einstudierte Tannhäuser-Aufführung in Paris.

Frau Mathilde Wesendonck, die in ihrem Hause in Dresden wie eine Fürstin ihre Feste veranstaltete, widmete sich im Familienkreise ihren Kindern mit liebevollem Humor. Gerade in der Zeit des Verkehrs mit Richard Wagner sammelte sie Lieder für ihre Kinder und dichtete hinzu, was sie mit ihnen erlebt hatte. Sie hat es in einem Bande „Deutsches Kinderbuch" vereinigt, auch vielen Kindern außerhalb ihres Hauses Freude damit bereitet.

Dem zwölfjährigen Hans schuf sie viel Kurzweil, indem sie seine Nachbarfreunde oft zu schönen, gemeinsamen Festen einlud oder mit diesen erheiternde Fahrten in die Umgebung von Dresden veranstaltete. Da Hans mit Eifer und Verständnis sich um Kenntnis des Schiffbaues bemühte, umgab ihn seine Mutter mit den reichsten Anschauungsmitteln und einer Bibliothek wertvoller Bücher, die dem Alter des geistig hochbegabten Knaben entsprachen.

Dem älteren Sohne Karl brachte die Mutter alle Liebe entgegen. Aber seine kühle Art stieß ihr herzenswarmes Werben um seine Liebe zurück, was ihr bitteren Schmerz verursachte. Um so herzlichere Liebe gab ihr die minnige Tochter Myrrha.

Sie ließ ihre Kinder an allem teilnehmen, was ihr Haus an strahlendem Geistesglanze vereinigte. Wie mußte sich der Blick der Kinder weiten, wenn Männer wie Gottfried Semper, Gottfried Keller, Gottfried Kinkel, Ettmüller, Benndorf, Paul Heyse im Wesendonckschen Hause verkehrten, ja wenn Frau Cosima Wagner mit ihren Kindern außer dem noch zu kleinen Siegfried als Gäste kamen und die Söhne wie Verwandte ansprachen! Unvergeßlich ist es mir, wie Frau Cosima Wagner in lebhaftem Gespräch nach dem Festmahl — Juli 1874 — über die kleinen Verhältnisse von Bayreuth sprach und dann in großen Zügen ihre Weltauffassung andeutete: „Für mich gewinnt das Christentum seine Hoheit nur in dem Christus am Kreuze. Alles andere haben alle andern Religionen in gleicher Art. Aber Christus am Kreuz ist der Ewigkeitswert des Christentums."

Frau Cosima Wagner war damals 34 Jahre alt.

Nach ihrer Abreise sagte Frau Mathilde Wesendonck: „Frau Cosima Wagner ist eine geniale Frau. Sie besaß die Großzügigkeit, alle ihre Kinder sofort zu sich zu nehmen, als sie Richard Wagner heiratete. Sie konnte sie bei dem durch Konzertreisen so oft von den Kindern getrennten Hans von Bülow nicht zurücklassen, der sie einer fremden Erzieherin hätte anvertrauen müssen."

Mathilde Wesendonck setzte alle die Studien gewissenhaft fort, zu denen Richard Wagner sie in Zürich in den 5½ Jahren von März 1853 bis August 1858 angeregt hatte. Sie las mit Eifer die Edda, dichtete danach ihr Epos Baldur und arbeitete sich so in das Griechische ein, daß sie die Alkestis von Euripides in verbesserter Übersetzung herausgeben konnte. Ihr dichterisches Talent hat sie in einem Bande wertvoller Lyrik und dramatisch lebendiger Balladen bewiesen. Ihre Dramen „Edith, die Schlacht bei Hastings", „Odysseus", „Gudrun", „Friedrich der Große" können den Wettstreit mit wirksamen Bühnendichtungen ihrer und unserer Zeit bestehen und geben viel Lebensweisheit. Eine Gesamtausgabe ihrer Werke wird jetzt vorbereitet.

So angesehen die gesellschaftliche Stellung der beiden Wesendoncks war, so hatten sie doch

eine viel zu gediegene Lebensrichtung, um sich von äußeren Interessen leiten zu lassen. Im Sommer etwa ein Modebad zu besuchen, um dort durch ihr glänzendes Auftreten in der sogenannten großen Welt zu imponieren, lag ihnen fern. Sie fragten nie nach ihrem Vergnügen, sondern nur nach dem Wohl ihrer Kinder. Die Heilstätte, die der Hausarzt, Geheimrat Winckel, für die beiden Söhne und die überzarte Tochter für nötig hielt, wurde während der Sommerzeit besucht. Mit treuer Zärtlichkeit hing die Mutter an dieser ebenso begabten wie gemütvollen Tochter, die am 7. August 1851 geboren, schon in ihrem 35. Jahre einem lange zehrenden Lungenleiden erlag.

Die treue Mutter hat beide Kinder, den poesievollen Hans in Bonn und die zarte Tochter Myrrha in Berlin in den Leidenstagen beider bis zum frühen Ende liebevoll gepflegt.

Mit Hans Wesendonck, dieser schwungvollen, immer frohen Dichterseele, starb die Freude im Hause Wesendonck. Ohne diesen liebestreuen Sohn war ihnen das Haus verödet. Sie gaben es auf, verließen 1882 Dresden für immer, lebten ein Jahr in Kairo und siedelten dann nach Berlin über, wo sie das Haus In den Zelten 21 bauen ließen. Es wurde bald ein Mittelpunkt edler Geselligkeit.

Bis an ihr Lebensende wahrte Mathilde Wesendonck die treue Freundschaft mit der Familie Richard Wagners, wie auch ihre Freundschaft mit dem Meister selbst bis an sein Ende, 13. Februar 1883, ungetrübt blieb. Immer wieder ließ sie junge Musiker auf ihre Kosten nach Bayreuth zu den Festspielen reisen, wie sie auch in ihrem großzügig gastlichen Hause von den besten Musikern und Sängern die Werke des Meisters vortragen ließ. Weingartner und Ludwig Wüllner haben sich dabei ganz besonders verdient gemacht.

Noch so viele feine Züge, die ich beobachten konnte, vereinigten sich, um Mathilde Wesendonck den Beinamen einer fürstlichen Frau zu geben. Den Sinn ihres Lebens kennzeichnete eine große Eigenschaft, die sie über alle kleinliche Mißdeutung hoch erhebt: ihre unantastbare Wahrheitsliebe.

Nach Kenntnis des Dokumentes „Richard Wagner an Mathilde Wesendonck“ ist es mir begreiflich geworden, warum diese pietätvoll zartfühlende Frau in ihren Gesellschaften niemals „Tristan und Isolde“ spielen und singen ließ. Ihr Heiligtum wahrte sie als ihr innerstes Geheimnis. Erst als die brutale Romanklatschphantasie mit plumper Dreistigkeit daran tastete und ein Zerrbild aus ihrem herrlichsten Lebensgeschenk machte, da legte sie den vornehm gesinnten Zeitgenossen das Zeugnis der makellos erlebten Poesie ihrer Jugend vor. In Berlin hat sie nur einmal im Königlichen Opernhause „Tristan und Isolde“ gehört: das war im Februar 1876, als Richard Wagner persönlich das Werk einstudiert hatte. Es war die erste Tristan-Aufführung in Berlin, gegen die sich der Generalintendant jahrelang gesträubt hatte. Mathilde und Otto Wesendonck erlebten mit Richard Wagner ein weihevolles Wiedersehen, dem dann die ersten Festtage in Bayreuth im Juli 1876 folgten. Noch drei Wochen vor ihrem Lebensende dankte mir die treueste Verehrerin ihres Meisters in herzenswarmen Worten für meinen Zyklus von Vorträgen über Richard Wagners Kunst und Weltanschauung, den ich den Studenten in Berlin zur Vorbereitung auf die Festspiele in Bayreuth gehalten hatte. Dr. H. Göring

Heim ins Reich!

Ein Rückblick auf die Wiener Tagung der deutschen Jungakademiker

Im Verlaufe der letzten Zeit hat sich eine immer deutlicher in die Erscheinung tretende Änderung der Staatsauffassung in weiten Kreisen des deutschen Volkes vollzogen. War man noch vor dem Weltkriege „reichsdeutsch“ eingestellt, war damals das Blickfeld des Deutschen durch die Reichsgrenzen bedingt, so schweifen heute unsere Augen über die durch den Frieden von Versailles willkürlich gezogenen Grenzen Rumpfdeutschlands hinaus. Volksdeutsche Grund-

einstellung bricht sich immer weiter Bahn. Wie das eigene empfindet man das Schicksal der Grenzdeutschen.

Wer dächte nicht an Südtirol, auf dem die freche Faschistenfaust lastet? Als Mussolini mit unverschämter Geste zu den Alpen wies, ging durch ganz Deutschland ein Sturm der Entrüstung. In jenen Tagen konnte man die volkliche Verbundenheit erleben, die zwischen uns und den Südtirolern besteht. Man spürt es, die Stimme des deutschen Blutes wird lauter, die Glieder unseres ach! so lange schlummernden Volkstums werden durch die ewigen Gesetze des Raumes und des Blutes wieder zum Ganzen gezogen.

Diese großdeutsche Sehnsucht ist wie im vorigen Jahrhundert so auch in dieser Zeit vor allem in der jungakademischen Generation wach geworden. Als sich die deutsche Studentenschaft nach dem Kriegserlebnis zusammenfand, geschah dies auf großdeutscher Grundlage. Vom ersten Studententage in Würzburg an sind alle Hochschulen des geschlossenen deutschen Sprachgebietes an die „Deutsche Studentenschaft“ angegliedert. Zum sichtbaren Ausdruck kam die großdeutsche Grundeinstellung durch den Studententag in Innsbruck im Jahre 1924.

Innerhalb der Deutschen Studentenschaft ist es der Deutsche Hochschulring, der die großdeutsche Tradition stets aufrecht erhalten hat. Es schien wohl manchmal so, als sei das Feuer des Tatgeistes in der Studentenschaft erloschen. Eines besseren aber wurden wir belehrt durch eine Tat der Jungakademiker, die besonders bedeutsam dasteht im Werden und Ringen des deutschen Studentenlebens. Zu einer Sternfahrt nach Wien hat der Deutsche Hochschulring die junge Generation aufgerufen. Und weit über 1000 reichsdeutsche Studenten sind, dem Rufe folgend, über die Grenzen gefahren, die für sie nimmer bestehen, nimmer bestehen werden.

Es war ein wunderbares Zusammentreffen, daß gerade in den Märztagen, in denen im Reformationssaale Calvins zu Genf die Staatshäupter zusammentraten, um den „Friedensgeist“ von Versailles und St. Germains durch die Völkerbundssatzungen zu stabilisieren, die Jungakademikerschaft in Wien ihre Großdeutsche Tagung abhielt. Wir können heute mutig Genf gegen Wien stellen. Dort hat die Zusammenkunft ein klägliches Ende gefunden, der Traum vom Weltfrieden und von Paneuropa ist für geraume Zeit ausgeträumt. Aber hier in Wien sahen wir ein volles Gelingen. Großdeutsches Wollen ist kraftvoll zum Ausdruck gekommen. Der Gedanke eines germanischen Mitteleuropas hat sich als mächtiger erwiesen als die Völkerbundsidee. Er weist siegesgewiß in die Zukunft.

Von der großdeutschen Tagung der jungen Generation berichten die Blätter nicht mit fetten Überschriften. Es war auch nicht die Absicht der Akademikerschaft, mit Hurralärm die Gassen zu erfüllen und in schreierischer politischer Kundgebung den Anschlußgedanken zu propagieren. Eine Woche ernster wissenschaftlicher Arbeit, eine fachliche und sachliche Prüfung der Grenzprobleme, insbesondere der Anschlußfrage sollte die Wiener Sternfahrt sein. Und über diese Grenze ist die Tagung äußerlich niemals hinausgegangen, aber innerlich hat sie für viele Teilnehmer ein Größeres, Höheres werden müssen: ein großdeutsches Erlebnis.

Es war ein erhebender Anblick, als am 10. März vor dem Wiener Westbahnhofe eine Tausende zählende Menschenmenge sich zum Empfang der Reichsdeutschen versammelt hatte. Freundlich blickte die Frühlingssonne auf die Scharen der Studenten herab, die ein Sonderzug aus allen Teilen Deutschlands zur Donaustadt brachte.

Am Abend wurde die Tagung im großen Festsaale der Universität feierlich eröffnet. Auf den Ehrenplätzen saßen Rektoren und Lehrer der Wiener und alpenländischen Hochschulen. Herzliche Worte der Begrüßung wurden vom Rektor der Wiener Universität, Professor Luick, und von Professor Barta im Namen des Schulvereins Südmark den Reichsdeutschen zugerufen. Den Eröffnungsvortrag hielt dann Professor Dr. von Voltelini über die geistige und politische Bedeutung Wiens in der deutschen Geschichte. Immer wieder wies er dabei auf den geistigen Zusammenhang zwischen Österreich und dem Reiche hin, der in keiner Zeitepoche aufgegeben ist.

Der folgende Tag, der 11. März, brachte die großen Vorträge, die für die Arbeit in den einzelnen Fachausschüssen grundlegend werden sollten. Prof. Dr. Martin Spahn-Köln sprach über „das Reich". Er betonte die vorwärts führende Linie, die durch die Jahre 1813, 1848, 1871 und 1918 gekennzeichnet wird, wandte sich scharf gegen Paneuropa und gegen den Gedanken des Abendlandes. Unser Volkstum ist über ganz Mitteleuropa hin wieder lebendig geworden. Alle Teile drängen zum Ganzen. Die deutsche Jugend geht den Weg, den der Freiherr v. Stein und Otto v. Bismarck gewiesen haben. Sie will sich hier in Wien der Sendung ihres deutschen Volkes wieder bewußt werden. Sie wird nicht eher ruhen, als bis das Reich, an dem wir seit den Befreiungskriegen schaffen, vollendet ist.

Über die deutsche Kultur, ihre Aufgabe nach innen und außen sprach Geh.-Rat Professor Dr. Brandi-Göttingen. Er ließ die österreichische Kultur in der gesamtdeutschen sich spiegeln, führte die Hörer von der ritterlichen Kultur (Heimat der Nibelungen, Walther von der Vogelweide) zur städtischen Kultur und zur deutschen Renaissance, bis zur Zweiteilung durch die Reformation (Händel, Bach auf der einen, blühender deutscher Barock auf der anderen Seite). Wir Deutschen können unsere Kultur nur erleben, niemals begrifflich erfassen. Aber das äußere Gewand der deutschen Kultur unterliegt unserer Gestaltung.

Über die großdeutschen Wirtschaftsprobleme sprachen Bergwerksdirektor Leopold, M. d. R., und der Präsident des Reichs-Landbundes, Hepp, M. d. R. Während Leopold ein Bild von Handel und Industrie entwarf, ging Hepp auf die Möglichkeiten der landwirtschaftlichen Entwicklung in einem großdeutschen Staate ein.

Den ganzen Freitag und einen Teil des folgenden Tages füllten die Beratungen der Fachausschüsse aus. Im staatspolitischen Ausschuß wurde in akademischer Beweisführung das Anschlußproblem vom politischen Standpunkte aus erörtert. An die Vorträge von Prof. Hugelmann, der den Ehrenvorsitz führte, von Dr. v. Loesch-Berlin, Dr. Gerber-Marburg, Dr. Bernhard-Berlin schlossen sich lebhafte Aussprachen an, in denen das Wollen der jungen Generation deutlich zum Ausdruck kam. Man behandelte vor allem zwei von Dr. v. Loesch aufgestellte Thesen:

1. Das großdeutsche Reich in Mitteleuropa muß der Staat der geschlossen siedelnden Deutschen sein, gerechtfertigt aus dem Volkstum. Die staatsrechtliche Vereinigung Österreichs mit dem Reiche ist daher eine selbstverständliche Forderung. Unterbliebe sie, so würde auf die Dauer auch das Einheitsbewußtsein untergraben.

2. Österreichs Sendung im Osten und die Bewahrung seiner Eigenart bedarf nicht nur der kulturellen, sondern auch der staatlichen Gemeinschaft mit dem gesamten Volke.

Der wirtschaftliche Ausschuß stand unter der Leitung von Prof. Othmar Spann-Wien. Die Begrenztheit des Raumes verbietet, auf die gedankenreichen Vorträge von Spann, Kommerzialrat Heuritsch-Wien, Sektionschef a. D. v. Enderes-Wien, Hofrat Pistor, Brost-Berlin, Präsident Barsch-Wien, Geh.-Rat Dr. Ponfick-Berlin auch nur andeutungsweise einzugehen. Man kam zu dem Ergebnis, daß die Wirtschaft von sich aus alles tun müsse, um den Anschluß herbeizuführen.

Aus der Arbeit des kulturpolitischen Ausschusses, der unter dem Vorsitz des Ministerialrats Prof. Dr. Kretschmayer-Wien stand, seien nur die Namen der Vortragenden, Prof. Bauer-Wien, Reg.-Rat Dr. Max Mayer-Wien, Lektor Matras und Studienrat Dr. Ellenbeck hervorgehoben.

Der Unterrichtsausschuß behandelte den Anschluß im Bildungswesen. Nach einem einleitenden Referat von Prof. Meister sprach Hofrat Dr. Möckel über Grundschule, höhere Schule und Schulreform, Prof. Ritter v. Wettstein über Hochschulfragen und Studienangleichung, Ministerialrat Dr. Gaulhofer über körperliche Erziehung.

Der Rechtsausschuß, zuerst in eine rechtsgeschichtliche Fachgruppe, in eine Gruppe für bürgerliches Rechtsverfahren und eine für Strafrecht geteilt, beschäftigte sich nach langen Beratungen in einer Vollsitzung am Sonnabend mit dem Problem der Rechtsangleichung. Den Vorträgen von Prof. v. Voltelini und Prof. Graf Gleisbach folgte eine interessante Aussprache.

Den Schluß der fachlichen Beratungen bildeten Führungen und Besichtigungen, die den Museen und rechtshistorisch interessanten Gebäuden, der Bundeserziehungsanstalt in Traiskirchen, der Schatzkammer, dem Schlosse in Schönbrunn und der Wiener Messe galten.

Am Sonntagmorgen wurde in einer Vollsitzung im großen Festsaal über die Resultate der Arbeiten in den Fachausschüssen eingehend referiert. Darauf hielt Dr. v. Loesch den Schlußvortrag über Europa und das Reich, in dem er von hoher geopolitischer Warte aus die Augen der Jugend in die Zukunft lenkte. Die Abschiedsfeier, zu der die Chargierten der Wiener Korporationen im Vollwichs und die Rektoren in feierlichem Ornat einen würdigen Rahmen gaben, brachte den Dank der Österreicher und der Reichsdeutschen und endete nach einer Kranzniederlegung am Gefallenenstein mit dem Deutschlandliede. —

Soweit der äußere Verlauf. Man wird schon aus den dürren Worten, auf die ich mich hier beschränken muß, ersehen können, welcher Gedankenreichtum der Jungakademikerschaft zugeleitet wurde. Vollständig ermessen kann man den großen ideellen Erfolg der Tagung heute noch nicht. Ganz abgesehen von der wissenschaftlichen Bereicherung und den mannigfachen Anregungen, weiter zu forschen, hat der reichsdeutsche Student ein besonderes Erlebnis mit nach Hause genommen. Er hat es spüren dürfen, daß er beim Überschreiten der Grenze nicht in ein fremdes Land kam. Denn Steine und Menschen in Wien reden die deutsche Sprache.

Freundschaftliche Bande zwischen österreichischen und reichsdeutschen Kommilitonen, zwischen Wirten und Gästen sind geknüpft worden. In gegenseitiger Aussprache haben es die reichsdeutschen Studenten erfahren, welche tiefe Sehnsucht, die der Rektor der Wiener Universität in den Ruf: „Heim ins Reich!“ zusammenfaßte, in den Herzen der Österreicher brennt. „Wenn alle untreu werden, so bleiben wir doch treu!“ rufen uns die Brüder jenseits der Reichsgrenze zu, gleich abgeneigt einer Donau-Konföderation, wie einem wirtschaftlichen Anschluß an Italien. So hat die Jungakademikerschaft treue, gleichfühlende Bruderherzen in Wien gefunden.

Andererseits hat sie erkennen müssen, daß Wien nicht nur die Stadt der Leichtlebigkeit, die Stadt der Caféhäuser und der Praterfreuden, sondern auch die Stadt der unermüdlichen Arbeit ist. Alle Reichsdeutschen werden wohl Vergleiche anstellen zwischen Wien und ihrer Heimat, werden vieles hier, vieles auch dort besser finden.

Einen unverwischlichen Eindruck hat die gemütliche, zugängliche Art des Wieners hinterlassen, wie sie gar nicht trefflicher gezeichnet werden konnte als durch die Nestroysche Posse, die man den Gästen zu Ehren als Festvorstellung im Burgtheater aufführte.

Und noch einen großen Gewinn hat die Tagung gebracht, einen Gewinn, den man gar nicht überschätzen kann. Angehörige aller studentischen Verbände, Farbenstudenten und Jugendbewegung waren in Wien vereinigt. Früher spiegelte das deutsche Korporationsleben die Zerrissenheit des deutschen Volkstums rein äußerlich wider. Heute stehen alle verschiedenen Richtungen treu zusammen im Kampfe um das Reich der Zukunft, um das dritte Reich deutschen Blutes. Einig muß unser Volkstum sein, wenn es seinen Bestand in Mitteleuropa wahren will. Ein herrliches Zeichen für die Zukunft, wenn die akademische Jugend im großdeutschen Staatswillen sich schon gefunden hat!

Die junge Generation ist heimwärts gezogen, voll von Gedanken und Erlebnissen. Sie wird alles das, was sie mitgenommen hat, geistig verarbeitet den Kommilitonen, die nicht mitgefahren sind, in gedanklichem Austausch weitergeben. So wird der Gedanke des großdeutschen Staates, der die Idee von 1848, die Kraft von 1871 und den Heldengeist von 1914 haben möge, immer weitere Kreise in seinen Bann ziehen.

Walter Becker

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen
sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Von dem Wesen und der Bedeutung der modernen Graphologie

Im Anschluß an die Erörterungen über Astrologie, die der „Türmer" neulich an dieser Stelle gebracht hat, möge gestattet sein, auch der **Graphologie** zu gedenken. — Das Wort „Graphologie" ist neueren Datums; es wurde in den siebziger Jahren durch den französischen Schriftforscher Abbé Michon geschaffen; wir übersetzen es am besten mit „Schriftdeutungskunde".

Der Grundgedanke der Graphologie ist dieser: Alle äußerlich sichtbar werdenden Lebensäußerungen eines Menschen, die wir in seiner Sprache, seinen Mienen, seiner Gestalt, seinem Gange und endlich seiner Handschrift bemerken, lassen sich zurückführen auf seelische Eigentümlichkeiten und können dem erfahrenen Beobachter zu Kündern seelischer Eigenart werden. Die Graphologie steht in der Verwertung dieser Ausdrucksmöglichkeiten neben der Phrenologie (Schädelkunde) und der Physiognomik (Lehre vom Ausdrucksgehalt der Gesichtsform). Alle drei Wissenschaften sind sogenannte „Beobachtungswissenschaften", das heißt, sie sind der Schärfe und Sorgfalt unablässig geübter Menschenbetrachtung entsprungen und haben zum Gelingen ihrer Anwendung eben diese unbestechliche Treue und Sorgfalt der Beobachtung zur Voraussetzung. Diese Beobachtungswissenschaften sind Gehilfinnen der allgemeinen Psychologie (Seelenkunde).

Ist das Wort „Graphologie" auch erst neuerdings geprägt, so ist die Sache an sich, die Schriftenbetrachtung zum Zwecke der Charakterbeurteilung, auch schon früher geübt worden.

Besonders die schöngeistiggerichteten Kreise des klassischen Zeitalters hatten lebhaftes Interesse für diese Art der Seelenforschung. Der Schweizer Pfarrer Johann Kaspar Lavater legte sich umfangreiche Handschriftensammlungen an und schrieb in seiner genialen, idealistischen Art seine Betrachtungen dazu nieder. Kein Geringerer als Goethe nahm regen Anteil an seinen Bemühungen, wenn er gleich in seiner vorsichtig abwägenden Art sich sehr zurückhaltend darüber äußerte, wie folgt: „Daß die Handschrift des Menschen Bezug auf dessen Sinnesweise und Charakter habe, und daß man davon wenigstens eine Ahnung von seiner Art, zu sein und zu handeln, empfinden könne, ist wohl kein Zweifel, so wie man ja nicht allein Gestalt und Züge, sondern auch Mienen, Ton, ja Bewegung des Körpers als bedeutend, mit der ganzen Individualität übereinstimmend anerkennen muß. Jedoch möchte wohl auch hierbei mehr das Gefühl, als ein klares Bewußtsein stattfinden; man dürfte sich wohl im einzelnen darüber aussprechen, dies aber in einem gewissen, methodischen Zusammenhange zu tun, möchte kaum jemand gelingen. Indessen da ich selbst eine ansehnliche Sammlung Handschriften besitze, auch hierüber nachzudenken und mir selbst Rechenschaft zu geben, oftmals Gelegenheit genommen, so scheint mir, daß ein jeder, der seine Gedanken auf diese Seite wendete, wo nicht zu fremder, so doch zu eigener Belehrung einige Schritte tun könne, die ihm eine Aussicht auf einen einzuschlagenden Weg eröffnen. Nehmen Sie einstweilen Gegenwärtiges als eine Versicherung meines Anteils auch an solchen Betrachtungen freundlich auf und fahren Sie indessen fort mit Eifer zu sammeln."

Lavater befolgte diesen Wink seines berühmten Freundes, auch in bezug auf die Bedeutsamkeit der Züge und Formen des menschlichen Antlitzes für die Charakterbeurteilung; er sammelte mit unendlicher Ausdauer nicht nur Handschriften, sondern auch Bildnisse, Stiche und Zeichnungen und trug endlich die ganzen Früchte seines Sammlerfleißes zusammen in seinem berühmten Werk: Physiognomische Fragmente. (Erschienen 1778.) Die vier Bände dieses Werkes machten ein großes Aufsehen in der damaligen gebildeten Welt. Heut sind sie längst überholt.

Ein besonderes Kapitel des Werkes ist der Handschriftenforschung gewidmet, welches mit den Worten schließt: „Und nun noch ein Wort zur Prüfung: Ich finde eine bewunderungswürdige Übereinstimmung zwischen der Sprache, dem Gange und der Handschrift der meisten Menschen."

Eine weitere Ausgestaltung dieses Gedankens finden wir in dem Buche: „De la Physiognomie", welches der französische Maler Delestre im Jahre 1866 in Paris veröffentlichte. Er widmet hierin der Handschrift ein langes und gründliches Kapitel, in welchem er die Beziehungen der Schrift zum Alter, zum Geschlecht, zu Charakter, zu den jeweiligen Anlagen, zur Schöpferkraft eingehend untersucht. Auf Grund der Zergliederung von einigen dreißig Handschriften läßt er zum Schlusse höchst bemerkenswerte und feinsinnige Betrachtungen folgen, die gegenüber den Lavaterschen Erkenntnissen einen bedeutenden Fortschritt darstellen. Nach Delestre ist die Handschrift der körpergewordene Ausdruck des Gedankens. Schreiben heißt: eine geistige Bewegung bildlich festhalten und darstellen. Er ordnet die Handschriften in drei Abteilungen:

1. Gleichmäßige Schriften in graden, gleichweit von einander entfernten Zeilen: Seelenruhe.
2. Flüchtige Schriftzeichen ohne Ordnung und Gleichmäßigkeit, bei nicht festgehaltener Zeilenführung: Heftigkeit, Aufgeregtheit.
3. Nachlässige, drucklose, langsame und schwerfällig-müde Schriftzeichen: Unempfindlichkeit, Gleichgültigkeit.

Man kann dieser Einteilung zustimmen, muß jedoch anmerken, daß sich längst nicht alle Schriften in diese Gruppierung unterbringen lassen. Immerhin liegt hier der erste Versuch einer Systematisierung vor. —

Im Jahre 1875 übergab der eigentliche Gründer der Graphologie und zugleich der Schöpfer ihres Namens, der französische Abbé Michon, sein grundlegendes Werk „Le Systeme de Graphologie" der Öffentlichkeit. In diesem Buche wird ein fertiges, durchdachtes System dargeboten, nach welchem man nach des Verfassers Meinung alle Handschriften untersuchen und beurteilen kann. Mit der größten Genauigkeit sind hier alle sogenannten „Zeichen" zusammengetragen, deren sich die alte Graphologie gleichsam als Schlüssel bediente, um den Charakter zu erschließen. Da ist keine Buchstabenform, kein Häkchen und Strichelchen, das nicht seine bestimmte Bedeutung hätte, welche nach des Verfassers Ansicht unumstößlich feststeht. Es ist die richtige Zeichendeuterei der alten Schule, welche heut weit überholt und verpönt ist. Damals jedoch wirkte sie wie eine Offenbarung.

Michons Errungenschaften wurden fortgeführt durch den französischen Graphologen Crépieux-Jamin. Er suchte bereits Befreiung aus der Zeichendeuterei, indem er in seinem Werke „Handschrift und Charakter" die Handschriften auf ihren Grundcharakter zurückführt und folgende Einteilung schafft: „Die runde, eckige, langsame, schnelle, scharfe, teigige Handschrift". In seinem Buche findet sich auch zum ersten Male der Rat, die zu beurteilende Handschrift nachzuschreiben, um auf diese Weise gleichsam von innen her ihren Geist zu erfassen; ein Gedanke, der grade von modernen Graphologen wieder aufgenommen worden ist.

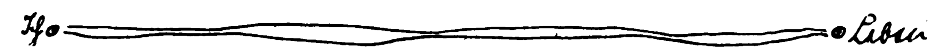
Nach diesen beiden namhaften Franzosen übernimmt Deutschland die weitere Durchbildung der neuen Wissenschaft. Das Land der Denker und Dichter bringt den ersten gelehrten Graphologen hervor, den Begründer der wissenschaftlichen Graphologie, Dr. Wilhelm Preyer. Er versucht in seinem ausgezeichneten, in die Tiefe gehenden Werk „Zur Psychologie des Schreibens" die Zusammenhänge der Schreibbewegung mit den entsprechenden Erinnerungsbildern des Gehirns aufzuzeigen und wissenschaftlich zu begründen. Für die Graphologie bedeutete dies nichts weniger, als von einer mehr gefühlsmäßig-geübten Kunst zu einer wissenschaftlich-ernstzunehmenden Forschung durch einen anerkannten Gelehrten erhoben zu werden.

Wir schließen diesen Überblick auf die Entwicklungsgeschichte der Graphologie mit einem Hinweis auf den führenden Graphologen der Gegenwart, den Münchener Forscher Dr. Ludwig Klages, dessen in den letzten Jahren erschienene Bücher „Handschrift und Charakter" — „Probleme der Graphologie" — „Prinzipien der Charakterologie" — die junge Wissenschaft auf ganz

andere Bahnen lenken. Klages ist vor allen Dingen Charakterforscher und geht bewußt den Weg von innen nach außen; d. h. er sucht zuerst den Charakter in seiner bestimmenden Eigenart zu erfassen und dann von diesem Punkt aus ihn in seinen verschiedenen Ausstrahlungen gleichsam fächerförmig auseinander zu breiten. —

Unternehmen wir jetzt — von den Forschungen eines Preyer und Klages ausgehend — einen Streifzug in das Gebiet der praktischen Graphologie! Überwältigend wird uns hierbei klar, welch eine großartige Symbolik in der Erklärung der Schriftzeichen zutage tritt.

Wir stellen uns vor, daß ein gedachter Punkt links von der Schreibzeile gelegen das Ich des Schreibers kennzeichnet. Ein gedachter Punkt rechts von der Schreibzeile gelegen kennzeichnet das Leben. Die Schreibbewegung (eine Linie, welche von dem Punkt „Ich" links zu dem Punkt „Leben" rechts geht) stellt die Art dar, wie ein Mensch zum Leben Stellung nimmt und mit ihm fertig wird.



Werfen wir nun zunächst einen Blick auf die Lage der Schrift! Man unterscheidet hierbei drei Schriftlagen, die rechtsschräge Schrift, die Steilschrift und die linksschräge Schrift

Bei der rechtsschrägen Schrift *rechtsschräge Schrift* neigen sich die Buchstaben nach rechts herüber, also gleichsam dem Leben entgegen. Die Erklärung der Rechtsschrägheit lautet dementsprechend: Hinneigungsfähigkeit. Je stärker die Schrift nach rechts geneigt ist, desto mehr nähert sich die Hinneigungsfähigkeit der Hinreißungsfähigkeit. Alle impulsiven, warmherzigen Gefühlsmenschen pflegen eine rechtsschräge Schrift zu haben.

Die Steilschrift *Steilschrift* zeigt eine Schriftlage, bei welcher die Buchstaben aufrecht stehen und gleichsam Halt und Festigkeit in sich selbst haben. Die Erklärung für diese Steilheit lautet demgemäß: Selbstbehauptung. Je gleichmäßiger die steile Lage durchgeführt ist, je energischer die Grundstriche der Längsbuchstaben geführt sind, *l l f f* desto mehr Widerstandsfähigkeit und Kampfkraft zeigt der Charakter des Steilschreibers.

Bei der linksschrägen Schrift *linksschräge Schrift* neigen sich die Buchstaben gleichsam hintenüber und stemmen sich gewissermaßen gegen rechts unten. Die Erklärung dieses Schriftzeichens lautet: Selbstverwahrung. Die Linksschrägschreiber sind gewöhnlich ichbetonte Menschen, welche sich vom Leben nicht fortreißen lassen wollen. Es kann dies ein Zeichen von Eigenkraft sein. Oft bedeutet jedoch die Linksschrägschrift direkte Selbstsucht und Neigung zur Verstellung.

Zusammenfassend können wir sagen, daß allen nach rechts gerichteten Schriftzügen eine Empfänglichkeit für das Leben darstellen, eine Bereitwilligkeit, den Menschen entgegen zu kommen, während alle nach links gerichteten Züge ein Zurückgreifen auf das eigene Ich darstellen, sei es im guten Sinne der Selbsteinkehr und Verinnerlichung, sei es im üblen Sinne des krassen Egoismus.

Gerade Klages ist es, der immer wieder betont, daß kein Schriftsymptom an und für sich gut oder schlecht sei, und daß jede Eigenschaft, welche wir wahrnehmen, ihre Lichtseite sowohl als ihre Schattenseite hat.

Von großer Wichtigkeit ist es, ob die Schreibbewegung regelmäßig oder unregelmäßig ausgeführt wird. Man halte das beschriebene Blatt etwa in Armeslänge vor sich hin und erfasse das Schriftbild im ganzen. Man prüfe, ob ein fester, führender Wille durch die Schreibbewegung geht, ob die Schrägheit oder Steilheit der Schriftlage gleichmäßig festgehalten wird, oder ob die Buchstaben schwanken, sich gegeneinander neigen oder durcheinander purzeln.

Erklärung: **Regelmäßigkeit** bedeutet eine Vorherrschaft des Willens und ein Zurücktreten der Gefühlsregungen. Festigkeit und Widerstandskraft sind die Vorzüge der regelmäßigen Schrift, ihre Nachteile zeigen sich oft als Mangel an Gefühlswärme, Nüchternheit und Selbstgerechtigkeit. Ungünstig beurteilt wird die Regelmäßigkeit der kalligraphischen Schönschrift; der Schönschreiber hat sich nicht von dem schulmäßigen Schriftbild befreit, er ist sicher nie ein origineller oder bedeutender Kopf, vielmehr oft eine trockene Schreiberseele.

Die **Unregelmäßigkeit** bedeutet eine Vorherrschaft des Gefühls und ein Zurücktreten der Willensstärke. Wenn die unregelmäßige Schrift zugleich noch dick und saftig erscheint, so haben wir leidenschaftliche Gefühlsmenschen vor uns, die dem Reiz des Augenblicks nachgeben, auf deren Beständigkeit nicht zu rechnen ist. Eine feine unregelmäßige Schrift mit schön geformten Buchstaben kann ein sensibles Naturell bedeuten, leicht hingerissen durch künstlerische Eindrücke. Immer aber bedeutet die Unregelmäßigkeit ein schwankendes, erregbares Innenleben.

Ziehen wir noch die Größe oder Kleinheit in Betrachtung! Man beobachte hierbei nicht die Größe der Gesamtschrift, sondern hauptsächlich die **Höhe der Kleinbuchstaben**. Eine Schrift mit hohen Kleinbuchstaben wird groß genannt, eine Schrift mit niedrigen Kleinbuchstaben erscheint klein.

Die hohen Buchstaben verraten uns, daß das Selbstgefühl des Schreibers eine starke Ausdehnung hat, daher finden wir oft bei aristokratischen Naturen die hohen Buchstaben. Zeigt die große Schrift außerdem einen raschen, vorwärtsdrängenden Zug, so haben wir es mit einer Natur zu tun, welche voll Tatendrang und Unternehmungsgeist dem Leben entgegeneilt. Enthält die große Schrift große Kurven, schwungvolle Anfangszüge, so können wir Begeisterungskraft und Gefühlsbewegtheit voraussetzen. Immer bedeutet die große Schrift eine bedeutende Ausdehnung der Persönlichkeit des Schreibers.

Umgekehrt erscheint in der **kleinen** Schrift die Persönlichkeit des Schreibers gleichsam zurückgehalten, wenn nicht zusammengedrückt. Das Ich steht bei dem Kleinschreiber gleichsam im Hintergrunde, daher hat er oft ein stärkeres Gefühl für die Persönlichkeit der anderen. Hieraus ergibt sich die Fähigkeit zur Ehrfurcht und Ergebenheit, Anspruchslosigkeit und Genügsamkeit. Der kluge Kleinschreiber ist oft ein scharfer Beobachter und Kritiker, er hat Wirklichkeitssinn, Sachlichkeit und Besonnenheit. Die Kehrseite dieser Vorzüge zeigt sich oft als eine gewisse Beschränktheit des Blickes (besonders bei dem nicht klugen Kleinschreiber). Je schwächer seine Natur ist, um so mehr neigt er zur Engherzigkeit, Bedenklichkeit und Pedanterie. Eine große Begeisterungskraft, einen vorwärtsdrängenden Willen werden wir selten bei den Kleinschreibern finden; sie sind von Natur nicht die führenden, sondern die beharrenden Geister, nicht die freiheitlichen, sondern die konservativen Naturen.

Eine letzte Beobachtung mag uns Aufklärung geben über die gesamte Strebensrichtung des Menschen, d. h. ob wir es mit einem geistig oder mit einem praktisch gerichteten Schreiber zu tun haben. Man betrachtet zu diesem Zwecke das Verhältnis der Langbuchstaben zu den Unterlängen. Ragen die Oberlängen der Langbuchstaben höher über die Zeile hinauf, als die Unterlängen unter die Zeile hinabreichen, zeigt überhaupt der ganze Schriftduktus die Neigung, sich nach oben über der Zeile auszubreiten, so haben wir einen Menschen voll geistigen Strebens vor uns. Hängt dagegen die Schrift lang unter der Zeile herunter, sind

die Unterlängen der Langbuchstaben kräftig entwickelt , so ist der Schreiber ein Mensch des praktischen Lebens, den die Wirklichkeit der Dinge mehr interessiert, als die geistige Welt. Zu beobachten sind hierbei auch die Übersetzungszeichen, die I-Punkte und die U-Bogen; sind diese hoch in die Luft gesetzt, fliegen sie dem Buchstaben, zu dem sie gehören in rechtsschräger Richtung gleichsam voran, so haben wir es mit einem idealistischen Geiste zu tun. Sind die I-Punkte und U-Bogen dagegen niedrig und genau gesetzt und von kräftigem Druck, so haben wir einen lebensklugen Realisten vor uns, der sich die Butter nicht vom Brot nehmen lassen wird.

Es würde zu weit führen, noch weitere Einzelheiten zu besprechen. Für unseren Zweck genügt es, wenn die angeführten Beispiele bewiesen haben, daß der Graphologie ein tiefer, symbolischer Sinn zugrunde liegt, und daß schreiben tatsächlich nicht geringeres bedeutet, als *eine geistige Bewegung bildlich festzuhalten.* Je schärfer nun der feinfühlige Beobachter diese geistige Bewegung nachempfindet, desto sicherer wird er in die Eigenart des Schreibers eindringen. —

Unsere schnellebige, auf reale Werte eingestellte Gegenwart begnügt sich jedoch nicht mit dem theoretischen Wert der Menschenkenntnis, sie will auch einen augenblicklichen Nutzen fürs praktische Leben davon haben.

Welches ist nun die Bedeutung der Graphologie fürs *praktische Leben*?

Sie vermag uns in großen Zügen ein wahrheitsgetreues Bild des Schreibers jeder beliebigen Handschrift zu entwerfen (ausgenommen sind verstellte Handschriften) und kann uns also unschätzbare Dienste leisten in Fällen, wo uns daran gelegen sein muß, über den Charakter eines Mitmenschen unterrichtet zu werden. Wenn es sich um eine wichtige Verbindung zwischen zwei Menschen handelt, z. B. um eine Heirat oder um eine dauernde geschäftliche Verbindung, so ist es von großem Wert, vorher zu erfahren, wie der Charakter der Betreffenden beschaffen ist. Ebenso ist es sehr wichtig, bei der Berufswahl zu wissen, was für Fähigkeiten vorhanden sind, welch ein Temperament der Berufsanwärter hat, und in welchem Berufe ihm Erfolg beschieden sein wird; bei jeder Anstellung einer Vertrauensperson im geschäftlichen oder häuslichen Leben ist es von Wert, Aufschlüsse über den Charakter der Bewerber zu erhalten.

Bei all solchen Fragen kann der Graphologe ein schätzenswerter Ratgeber sein. Es ist allerdings von großer Wichtigkeit, hierbei nicht Schwindlern in die Hände zu fallen, die von der wissenschaftlichen Graphologie nichts verstehen und deshalb unsichere oder falsche Behauptungen aufstellen, welche irreführend wirken können. Leider ist die graphologische Ausbildung heutzutage noch Privatsache des Einzelnen und entbehrt jeder staatlichen Aufsicht. Man kann den Forderungen des Ersten Graphologischen Kongresses, welcher im September 1924 in Leipzig tagte, nur beistimmen, die verlangen, daß jeder, der den Titel „Graphologe" für sich in Anspruch nimmt, eine zwei- bis dreijährige gründliche Lehrzeit bei einem Fachgenossen durchgemacht und eine berufliche Prüfung vor einem Kellegium von Fachgenossen bestanden haben muß. Erst dann werden wir dem Pfuscherwesen auf diesem Gebiete entgehen.

Es bleibe zum Schlusse nicht unerwähnt, daß der graphologische Beruf, sofern er ernst genommen wird, alles andere als eine Spielerei, vielmehr eine schwere und verantwortungsvolle Sache ist. Abgesehen von dem Fachwissen gehört dazu eine starke Intelligenz, ein scharfes Beobachtungs- und Kombinationsvermögen und eine ausgebreitete Menschenkenntnis. In moralischer Beziehung bedarf der Graphologe einer unbestechlichen Treue und Wahrhaftigkeit und zugleich einer großen Menschenliebe, um sich mit täglich neuer Frische und Teilnahmsfähigkeit in jede, auch die unbedeutendste Handschrift hinein zu versetzen. Nur wenn wir einen Stab wirklich guter, geschulter und zuverlässiger Kräfte für diesen Beruf zur Verfügung haben, können wir hoffen, daß die Graphologie in Zukunft die heilsame Bedeutung für den Verkehr der Menschen untereinander haben wird, welche sie ihrem Wesen nach gewinnen kann.

Vally Nagel, Graphologin in Dt. Lissa (Schlesien)

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Siegfried Wagner

Zu den „Deutschen Festspielen“ 1926 im Nationaltheater in Weimar, 22.—31. Juli

Im idyllischen Triebschen am Vierwaldstädter See, wo Richard Wagner nach der kampfesreichen Münchener Zeit eine neue Stätte für sein Schaffen gefunden hatte, das trotz des unseligen Mißverständnisses von 1848 stets seinem deutschen Volk gewidmet war: hier in Triebschen wurde dem Meister am 6. Juni 1869 sein Sohn und Erbfolger geboren, der einmal das große Werk seines Vaters weiterführen sollte. Ein goldener Sonnenglanz lag über der Kindheit des jungen Siegfried, die mit dem wunderlieblichen Siegfried-Idyll gleichsam eingeleitet wurde, das Richard Wagner am Weihnachtsmorgen des gleichen Jahres zum Geburtstag der großen Frau, die ihm Wegbegleiterin geworden war, Cosima Wagner, im Triebschener Hause aufführte, und dieser Sonnenglanz ist der Jugend des aufwachsenden Knaben treu geblieben. Die zahlreichen Reisen nach Italien, die die Gesundheit Richard Wagners notwendig machten, der stete Umgang mit Vater und Mutter, die Geselligkeit im Hause Wagner — ob man nun in Wahnfried oder in Italien war —, die ein stolzer Kreis bedeutendster Persönlichkeiten jener Zeit ergänzte (wir denken an Franz Liszt, an den Grafen Gobineau, an Hans von Wolzogen, an Joukowsky), die Stunden der Kunstpflege in Wahnfried, zu der der Knabe gelegentlich hinzugezogen wurde, wenn der Vater das behandelte Gebiet der Aufnahmefähigkeit seines Sohnes für angemessen erachtete, und nicht zuletzt die Erziehung durch Heinrich von Stein, den Malvida von Meysenbug dem Hause Wagner als Erzieher empfohlen hatte; dazu aber der wohlgewählte Erziehungsplan Richard Wagners, der jede einseitige Ausbildung seines Sohnes auf einem Sondergebiet vermieden wissen wollte, da er erkannt hatte, daß nur eine grundlegende Allgemeinbildung das Fundament für jedes weitere Schaffen bedeutet: das waren die Faktoren, die des Knaben Entwicklung bildeten.

Seine Erzieher bewunderten die bedeutenden Anlagen, die der Knabe schon früh an den Tag legte. Vor den Prachtbauten der italienischen Renaissance sah man den jungen Siegfried sitzen mit dem Bleistift und dem Zeichenpapier, die Linien seiner Vorbilder festhaltend. Aber ebenso oft überraschte ihn der Vater, wenn Siegfried über dramatischen Entwürfen dichtend daheim saß. Wie mögen ihn die Leseabende in Wahnfried, bei denen man häufig Sagen und Volksmärchen las und besprach, oder die Stunden bei seinem Lehrer Heinrich von Stein angeregt haben, seine eigene Phantasie spielen zu lassen und dabei auftretende Bilder festzuhalten! Wenn Richard Wagner es absichtlich vermied, diesen früh gezeigten Anlagen auf Kosten einer möglichst umfassenden Gesamterziehung nachzugehen, so wissen wir aus zahlreichen Briefstellen, wie groß seine Freude über die Produktivität seines Sohnes war, die ihn hoffen ließ, den Tag noch zu erleben, an dem „Fidi“ seine erste Oper vollendet hätte.

Der Meister sollte diesen Wunsch nicht mehr erfüllt bekommen. Der Vierzehnjährige hatte ihm wohl noch seine kleinen dramatischen Versuche vorlesen dürfen — dann aber sollte er seinen Weg ohne die führende Hand des Vaters weitergehen. Seine große Mutter blieb dem Grundsatze Richard Wagners in der weiteren Erziehung Siegfrieds treu. Der Knabe kam auf das humanistische Gymnasium in Bayreuth und absolvierte das Matur, um nun, seiner eigenen Neigung folgend, zunächst auf die technische Hochschule nach Charlottenburg zu gehen, und dort Baukunst

zu studieren. Hier wie später in Karlsruhe kam er mit den führenden Dirigenten jener Zeit zusammen und besuchte bald mehr die Konzerte und Opernaufführungen Hans von Bülows und Felix Mottls als seine architektonischen Kollegs, so daß neben dem Baumeister in seinem Inneren gar bald der Musiker stand, der sein Recht verlangte. Eine Reise nach Indien und China, die ihn aus seinen Studien fortführen und ihm Ruhe geben sollte, dieses Ringen nach Klarheit zu überwinden und sich selbst zu prüfen, nach welcher Seite er sich entscheiden wollte, bildete den Wendepunkt. Fern der Heimat, ganz auf sich selbst angewiesen, erkannte er, welchen Weg er gehen müsse, wenn er seinem Inneren folgen wollte: der Musiker hatte den Architekten besiegt.

Nun folgten Jahre ernsten Studiums. Bei Engelbert Humperdinck, dem bekannten Komponisten der entzückenden Märchenoper „Hänsel und Gretel" und der wundervoll melodischen „Königskinder", selbst einem Meisterschüler Richard Wagners, studierte Siegfried Wagner Kompositionsunterricht, Kontrapunkt und Instrumentation. Die Meisterschaft seines Lehrers hat sich später zumal in den kontrapunktischen Arbeiten Siegfried Wagners gezeigt, während dieser sich in seiner Instrumentation, auf Liszt und Richard Wagner aufbauend, eigene Wege geschaffen hat. Bei Julius Kniese, dem Lehrer der Stilbildungsschule in Bayreuth, fand er Unterweisung des Bayreuther Stils — und wir besitzen noch ein sehr interessantes geschichtliches Dokument in einem Programm der Stilbildungsschule, in der Siegfried Wagner zum ersten Male als Dirigent einer „Freischütz"-Aufführung der Schule im Bayreuther Opernhause, dem alten markgräflichen Prachtbau, als Dirigent auftrat, und sich so mit Breuer, dem späteren berühmten Bayreuther Sänger, die ersten Lorbeeren holte.

Die beste Führung aber fand er bei der Mutter selbst, die mit großer Kraft und einem unbeugsamen Willen das Bayreuther Werk des Meisters ganz in dessem Sinne fortgeführt hatte und nun ihren Sohn in die Bayreuther Welt einweihte.

Die Festspieljahre von 1893—98 waren die Lehrjahre Siegfried Wagners, in denen er, geleitet von sicherer Hand, sich allmählich das ganze Gebiet Bayreuths von Grund auf eroberte. Er ist Assistent bei den musikalischen und szenischen Proben, in den Requisiten-, Kostüm- und Dekorationskammern, bei den Bühnentechnikern und dem Orchester, um so Herr des Stofflichen zu werden, über dem er einmal als Leiter des Ganzen zu stehen hatte. Ganz allmählich übertrug der belebende Geist Cosima Wagners eine Verantwortung nach der anderen ihrem Sohne. Sie durfte es mit immer größerem Vertrauen tun, denn die Meisterprüfung des neuen Leiters von Bayreuth erfüllten die Erwartungen, die man auf ihn gesetzt hatte, und es mag keinen größeren Jubel bei den Festspielgästen gegeben haben als an dem Tage, da der „Erbe von Bayreuth" durch seine echt-bayreuthische Neuinszenierung des „Holländers" alle Sorgen verscheucht hatte, wer einmal der Träger des Festspielgedankens werden würde. Wir haben wertvolle Zeugnisse aus der Zeit der Jahrhundertwende, die solche Erfüllung der Hoffnungen freudig bestätigten.

Bis auf den heutigen Tag hat Siegfried Wagner erfüllt, was man von ihm erwartete. Als berufener Leiter der Festspiele, durch die strenge Schule der Arbeit gegangen, begnadet mit der Meisterschaft seiner Regie, fest verwachsen mit den Werken seines Vaters, so führt er Bayreuth, dessen fünfzigjähriges Bestehen als dem Ausdruck deutscher Kunst und deutschen Kunstwillens wir in diesem Jahre feiern können, in die Zukunft, über alle Klippen und Gefahren, die die Kriegszeit und die unselige Inflationszeit gebracht haben, da sie auch an Bayreuth nicht vorübergegangen sind, auf den Tag, der unserem Vaterlande wieder Frieden, Segen und Freude am deutschen Schaffen bringen soll.

Über das Leben Siegfried Wagners zu lesen ist Gelegenheit gegeben in den „Erinnerungen", die er selbst bei Engelhorn in Stuttgart hat erscheinen lassen. Hier schreibt Wagner von seiner Jugendzeit, von seinem großen Vater, von Liszt und vielen anderen Persönlichkeiten der 70er Jahre. Über das Leben Siegfried Wagners etwa bis zum Jahre 1914 hat Umfassendes C. Fr. Glasenapp, der berühmte Richard Wagner-Biograph, geschrieben in seinem wissenschaftlich wie künstlerisch bedeutenden Buche „Siegfried Wagner und seine Kunst", das bei Breitkopf und

Härtel erschienen ist. Wir verweilen nicht länger bei dem Menschen Siegfried Wagner, um uns seiner Kunst zuzuwenden, mit der er als eigenschaffender Dichter und Komponist im Jahre 1899 zum ersten Male an die Öffentlichkeit trat.

Damals nahm der „Bärenhäuter", sein erstes Bühnenwerk, seinen Siegeslauf über alle deutschen Bühnen. Ein frisches, kraftvolles Werk mit einer tiefen poetischen Anlage und einer meisterhaften musikalischen Ausführung! Man war um so mehr begeistert, als der Sohn Richard Wagners nicht in die Fußstapfen der Wagner-Epigonen trat, sondern sich völlig von dem heroischen Drama freihielt, um ein ganz anderes, liebliches, aber ebenso bedeutendes Gebiet neu zu entdecken und für das musikalische Theater zu gewinnen, das mit all seinen duftenden Wunderblumen und seinem beglückenden Zauber beinahe schon in Vergessenheit geraten war: es war das deutsche Volksmärchen und die Volkssage.

Wenn wir einmal an die dichterischen Entwürfe unserer Opern denken, so begegnen wir im allgemeinen einem durchaus nicht einwandfreien Libretto, das sich in keiner Weise der Musik des Werkes an Schönheit oder gar künstlerischer Vollendung an die Seite stellen darf. Dieser innere Widerspruch zwischen „Textbuch" und Musik, der so gar nicht angetan war, die angestrebte Einheit des dramma per musica herbeizuführen, war (von einigen Vorläufern abgesehen) zum ersten Male mit aller Deutlichkeit von Richard Wagner aufgedeckt worden, der gerade in der Unzulänglichkeit dichterischer Entwürfe der Textdichter, die die Opernkomponisten des 18. und 19. Jahrhunderts aufgriffen, den Grund sah, daß ein Genie wie Beethoven, dem es auf höchste Vollendung ankam, sich nie überwinden konnte, eine Oper zu komponieren. Der „Fidelio" bildet ja eine Ausnahme in dem rein musikalischen Schaffen Beethovens. Der große Klassiker zog es vor, den beschwerlichen, aber künstlerisch besseren Weg einzuschlagen und in seinen Symphonien mit seinen Tönen allein das auszudrücken, was kein Operntextschreiber mit ihm gleich tief und groß empfinden konnte.

Hier setzt Richard Wagners Reform ein. In ihm vereinigte sich Dichter, Dramatiker und Musiker. Er war dazu berufen, die immer lauter werdende Forderung der Romantiker — Wieland, Herder und Jean Paul — nach dem großen Kunstwerk, das Handlung, Dichtung und Musik in ein Ganzes vereinigen würde, zu erfüllen. Der große Dramatiker Richard Wagner schuf seine Dramen selbst für den dramatischen Komponisten Richard Wagner. Daß er dabei mit dem überkommenen Opernwesen brechen mußte, lag in der Natur der Oper selbst. Die künstlich zusammengebauten Libretti waren eben keine Dramen. Das Drama, das über dem Augenblick, über Zeit und Raum steht, ist kein nur dramatisch gestaltetes Geschehen, sondern die Veranschaulichung einer Idee in Geschehnissen. Hier ruht das Geheimnis der sich stets verjüngenden Kraft unserer wahrhaft großen Dichtungen, die eine Idee, allmenschlich und zeitlos, verkünden. Von der Odyssee, der Edda zu den Dramen Shakespeares und den Dichtungen Goethes führt der Weg weiter zu den Dramen Richard Wagners, die wie jene in die Welt des ewigen Mythos zurückgehen.

Der Mythos, der die ewigen Wahrheiten der Menschheit birgt, ist das Grundelement großer Werke der Kunst. Er trägt das Werk Richard Wagners über den Augenblick seiner Erscheinung in das Kulturleben der Jahrhunderte.

Und hier steht auch Siegfried Wagner mit seinen Schöpfungen. Den Mythos der Heldensage und der heroischen Welt hatte sein Vater in den gewaltigen Dramen vom „Holländer" an über den „Ring des Nibelungen" zum „Parsifal" neu aufleben lassen. Epigonen hatten versucht, es dem Meister gleich zu tun und waren, wie wir wissen, gescheitert, da ihnen die Schöpferkraft ihres Vorbildes gefehlt hatte. Der Sohn des Meisters war klug genug, solche Voraussetzungen zu erkennen, aber er fand, daß der Mythos des Volksmärchens und der Volkssage ihm ein Neuland gab, das ebenso fruchtbar sein konnte, sobald man es nur mit den richtigen Händen bestellte.

Wir kennen alle den Vergleich der Siegfried-Sage, die der Heldensage angehört, und dem

Märchen vom „Dornröschen“, aus dem Kreise des Volksmärchens. Beiden liegt der gleiche Sonnenmythos zugrunde. Die schlafende, untergegangene Lichtspenderin besiegt das Dunkel der Nacht, um am Morgen neu und schön zum Leben zu erwachen. Die gleiche Idee also in einer verschiedenen Form, die gleiche Bedeutung in einem verschiedenen Stoff. Der eine — die Heldensage — heroisch, machtvoll, der andere: lieblich-mild, freundlich.

Diesen Weg des Volkstümlichen ging Siegfried Wagner. Er erfüllte die Forderungen, die sein Vater an die Dichtung gestellt und durch die Tat bewiesen hatte, dabei einen eigenen, neuen Weg einschlagend, und schenkte seinem deutschen Volke einen reichen, kostbaren Schatz seines schier vergessenen Volksgutes und damit ein Stück des eigenen Volkslebens neu.

Wir haben also, wollen wir uns eine Stellungnahme zu den Bühnenwerken Siegfried Wagners auf Grund einer eigenen, durch kulturelle Erkenntnis geschulten Meinung verschaffen, vom Volksmythos auszugehen und werden dabei ein Reich der Schönheit und echter deutscher Volkstümlichkeit entdecken.

Wie uns die Werke Siegfried Wagners dies im einzelnen vermitteln, wie sie getaucht sind in das himmlische Reich der Musik, wie sie in den herrlichsten Melodien erklingen, dazu bedarf es einer besonderen Stunde entweder der eigenen Beschäftigung mit den Werken oder der Einführung in die Werke im einzelnen durch das Wort oder durch die Bühne selbst.

Wir müssen uns hier begnügen, einen Überblick über das Gesamtschaffen Siegfried Wagners zu erhalten.

Mit dem „Bärenhäuter“ trat er das erste Mal an die Öffentlichkeit. In einer geschickten Vereinigung der bekannten Volksmärchen von des „Teufels rußigem Bruder“ und vom „Bärenhäuter“ zeigt er uns einen jungen Soldaten, der aus dem 30jährigen Kriege heimkehrt und in seinem Heimatdorfe weder Mutter noch Jugendfreunde antrifft. Die Mutter ist gestorben — ihn behandeln die Bauern als Fremdling — und so, des Lebens auf der Erde überdrüssig, verschreibt er sich dem Teufel, um ihm die Hölle bewachen zu helfen. Den braven Kerl vor Höllengefahren zu schützen, macht sich der heilige Petrus selbst auf den Weg in die Hölle und überredet den spielfreudigen Hans Kraft, so heißt der Held der Dichtung, zum Würfelspiel. Petrus gewinnt das Spiel und mit ihm die zum Preis gesetzten Seelen, die in der Höllenglut schmachten. Die schwere Strafe, die der Teufel dem unvorsichtigen Bruder Leichtsinn verhängt, soll Hans Kraft tragen, als Strafe dafür, daß er mit dem Teufel Gemeinschaft machte, in der Gewißheit aber, daß seine Buße ihm die göttliche Verzeihung bringen wird. Drei Jahre muß Hans Kraft über die Erde ziehen, ungewaschen und ungekämmt, an Haar und Nägeln nicht beschnitten, nur mit einem Bärenfell behangen, zum Gespött der Menschen. Das hat ihm der Teufel ersonnen. Seine Erlösung kann er nur finden, wenn ihm ein Mägdlein in Liebe die Treue hält.

Nicht sein grimmiges Äußeres, sondern sein gutes Herz gewinnt dem fast Verzweifelten die Liebe eines holden Mädchens, das für ihn um seine Befreiung aus der Gewalt des Bösen bittet und, unbekümmert um die Scheltworte und Verspottung der Schwestern und des Vaters, treu den Ring, das Zeichen der Liebe, bewahrt und dadurch Teufels- und Höllen-Gewalt verjagt.

Erkennen wir in der Anlage der Handlung als Grundzug den Mythos vom Sonnenhelden, der als „finsterer Geselle des Teufels“ lange Zeit im Dunkel untertaucht, dann aber schön und rein aus der Finsternis hervorgeht, so finden wir bereits in diesem ersten Werke Siegfried Wagners eine Unmenge einzelner Schönheiten und Feinheiten, von denen hier nur kurz gesprochen werden kann.

Den Hintergrund der Handlung bildet die Zeit des 30jährigen Kriegs mit Kriegsgefahr, Plünderungen durch umherziehende Landsknecht-Banden, eingeschüchterten Bauern, die den Tag des Friedens herbeisehnen, die ihren Aberglauben haben und sich vor dem Teufel fürchten — die den vermummten Hans Kraft für den Teufel selbst halten —, Würfelspiel nach alter Landsknechtsart, und dahinein tritt der Held des Stückes, angetan mit allen Tugenden und Untugenden eines solchen Kriegsmannes.

Petrus und der Teufel als wichtige handelnde Personen: sie machen das Ganze zum Märchenspiel, das in seinen überirdischen Wesen nichts anderes als die sinnenfällige Veranschaulichung für innere Vorgänge geben will. So hat man diese beiden, von Siegfried Wagner übrigens prachtvoll ausgestatteten Märchengestalten als die gute und die böse Stimme im Herzen des Helden aufzufassen und wird von da aus schnell zur Erkenntnis kommen, daß das Ganze viel mehr will, als man von dem äußeren Eindruck der Handlung haben kann.

Diese Personifizierung von Ideen, Gedanken und Vorstellungen ist ein besonderes Kunstmittel, das sich Siegfried Wagner aus der Sage und dem Märchen zu eigen gemacht hat und in seinen späteren Werken mit Glück verwendet.

So erscheinen die Kobolde in dem dritten Bühnenwerk Siegfried Wagners „Der Kobold", die als unerlöste Wesen die Nächte über um Erlösung flehen, als Ausdruck der Schuld, die nach Sühne verlangt und nicht eher zum Schweigen gebracht werden kann, bevor nicht eine sühnende Tat die Stimme des gequälten Gewissens schweigen lehrt. So ist es mit dem „Schwarzschwanenreich", einem späteren Bühnenwerke, das man ja nicht veräußerlichen darf, will man nicht über den sinnenfällig dargestellten Erscheinungen die Tragik von Sinnenschuld und Vergehen und der Möglichkeit ihrer Überwindung übersehen. Und so ist es in der entzückenden Märchenoper „An allem ist Hütchen schuld", der wir leider noch immer viel zu wenig auf unseren Bühnen begegnen, wo zwei liebe Menschenkinder, der Frieder und das Katherlieschen, alle Not des bösen Schicksals überwinden müssen, ehe sie ihren einzigen Wunsch, die Hochzeit, in Erfüllung gehen sehen.

Doch verfolgen wir den Gang der geschichtlichen Entwicklung! Nach dem „Bärenhäuter" kehrte Siegfried Wagner in der Welt der deutschen Kleinstadt aus der Zeit des 18. Jahrhunderts ein, um in seinem zweiten Bühnenwerke „Herzog Wildfang" einen Fürsten zu schildern, der in der Verkennung seines hohen Amtes als ein recht willkürlicher, leichtsinniger Herrscher die Unzufriedenheit seiner Untertanen erregt, so daß es zu einer kleinen Revolution kommt, die aber, geführt von einem ehrgeizigen und noch dazu nicht einmal ehrlichen Ratsherrn, bald zusammenbricht, zumal der Herzog, geläutert durch die Liebe zu einem Bürgermädchen, von seinem allzu übermütigen Leichtsinn abläßt und nunmehr durch seinen Willen zum Besseren die Liebe seines Volkes gewinnt. Auch hier ist Siegfried Wagner ein Meister der Kleinmalerei — das fränkische Städtchen mit seinen bezopften Ratsherren, seinen Handwerkern und seinen Volksfesten, die Liebe zweier junger Menschenkinder und das anmutige Töchterlein eines ehrsamen, biederen angesehenen Bürgers — das alles lebt in einer Natürlichkeit auf, die durch die blühende, an Melodien reiche Musik noch ungemein gehoben wird. Über dem Ganzen aber steht die Wandlung des Fürsten vom kurzsichtigen absoluten Monarchen zu einem wahrhaften Herzog des Volkes.

Das dritte Werk, „Der Kobold", kehrt in das Gebiet der Volkssage zurück. Die Kobolde sind die Seelen kleiner Kinder, die durch die Schuld ihrer Mutter frühzeitig aus dem Leben scheiden mußten. So erzählt die alte Volkssage. Siegfried Wagner greift diesen Sagenstoff auf, um mit ihm die schwere Schuld auszudrücken, die nach Sühne verlangt. Verena, die Tochter der Schuldigen, fühlt die Sehnsucht der kleinen, unerlösten Wesen und ihren Schmerz um die verlorene Ruhe. Sie, die Schuldlose, nimmt die Schuld auf sich, um für die eigentlich Schuldige Sühne zu leisten. Ein großer dramatischer Entwurf, auf den hier nicht näher eingegangen werden kann, der jedoch von einer sehr schönen und melodischen Musik verklärt wird.

Im vierten Werke, „Bruder Lustig", behandelt Siegfried Wagner die Frage des absoluten Kaisertums, um zu zeigen, wie er Herrscher und Volk vereint wissen will, im fünften, dem „Banadietrich" lernen wir einen Helden kennen, dessen unbeugsamer Trotz gegen alle Welt, gegen den Teufel und den Tod, ja gegen Gott selbst sich auflehnt, der deshalb verdammt werden soll, aber durch die Liebe seines edlen Weibes erlöst wird, die den Trotz brechen und Banadietrich zur Umkehr bringen kann. Ein künstlerisch sehr schön geschlossenes Werk ist das sechste: „Sternengebot", in dem Siegfried Wagner die Macht des Herzensgebots, der Liebe, über das unbeug-



Parsifal reitet zur Gralsburg

Hermann Hendrich

same, durch die Sterne vorherbestimmte Schicksal siegen läßt. Hier wie in dem folgenden: „Schwarzschwanenreich“ ist Siegfried Wagner Dramatiker tragischen Geschehens. Musikalisch sind beide reich an melodischen Schönheiten und planvoll aufgebauter Thematik. Zweifellos ein ganz starkes Werk ist das in den „Sonnenflammen“ von ihm geschaffene Hohelied der deutschen Heimat, während im „Friedensengel“, der im März d. J. seine Uraufführung in Karlsruhe erlebte, mit dem erstarrten Gesetz und der leichtsinnigen Aburteilung nach veralteten Formeln gebrochen wird. Der Friedensengel, der Welterlöser Jesus, nimmt den Sünder, den die Welt verdammt, in Gnaden an. „Der Heidekönig“ führt uns in das Land der Ostgermanen, die um ihren Götterkult kämpfen, während den tragischen Werken dieser Jahre das entzückende „An allem ist Hütchen schuld“ folgte, das den deutschen Märchenzauber in neuer Form aufleben läßt. Das letzte der bekannten Werke (die zumeist bei Max Brockhaus in Leipzig, die letzten drei bei Gießel in Bayreuth erschienen) ist „Der Schmied von Marienburg“. Zwei Werke befinden sich noch im Manuskript, „Rainulf und Adelasia“ und „Wahnopfer“.

Soweit ein kurzer Überblick über das musikdramatische Schaffen des nunmehr siebenundfünfzigjährigen Meisters, der für den Konzertsaal eine Anzahl prächtiger Kompositionen schuf, von denen „Die heilige Linde“, die symphonische Dichtung „Glück“, das Scherzo „Und wenn die Welt voll Teufel wär“, das Flöten- und das Violinkonzert am bekanntesten geworden sind. Diese gleiche Pflege durch unsere musikalisch ausübenden Kreise verdienen noch seine Kompositionen für Männerchor „Der Fahnenschwur“ und „Wer liebt uns“ und die Märchenballade für mittlere Stimmen, das „Märchen vom dicken, fetten Pfannkuchen“.

Ein großes Schaffensgebiet, mit unendlichen Schönheiten und Tiefen, mit echter Empfindung, wahrhafter Tragik oder gemütvollstem Humor. Eine Aufgabe zugleich für Freunde unserer deutschen Kunst! —

Die „Deutschen Festspiele 1926“, die im Juli im „Nationaltheater“ in Weimar stattfinden, werden zwei Bühnenwerke des „jungen Meisters“ von Bayreuth in einer formvollendeten Wiedergabe zur Aufführung gelangen lassen („Bärenhäuter“ und „Sternengebot“) und sicherlich erneut den Beweis ihrer musikalischen wie poetischen Bedeutung erbringen.

Otto Daube

Ausländische Stoffe und Einwirkungen in Richard Wagners Dichtung

Franz Liszt, das europäische Weltkind, trug eine Zeitlang Sorge, die Werke seines Freundes, „der ganz speziell germanisch zur Welt gekommen“, würden eben ihres ausschließlich germanischen Wesens halber nur in wenigen deutschen Städten zur Aufführung gelangen. Allein in der Folge hat auch hier wieder die von der gesamten Kunstgeschichte von Homer und Phidias bis in unsere Tage nachweisbare Erscheinung Bestätigung gefunden, daß gerade aus tiefster völkischer Eigenart hervorgegangene Schöpfungen und nur solche dauernd unermeßliche Wirkung ausüben. Der mächtige Fruchtbaum versendet seine labenden Spenden weithin unbeschränkt durch Landesgrenzen und Zeiten. Zum höchsten Blühen und vollen Reifen vermag er sie aber einzig unter der Voraussetzung zu bringen, daß seine starken Wurzeln fest in gesundem heimischen Nährboden Grund gefaßt haben. Dann nur erfreuen sich an den köstlichen Gaben nahe und ferne Geschlechter der vielsprachigen Menschen. Dabei sind indessen naturgemäß Einwirkungen der Leistungen eines Volkes, eines Zeitabschnittes auf andere und folgende nicht ausgeschlossen. Und solcher Weise verlohnt es sich eben bei dem zweifellos deutschen Grund- und Gesamtcharakter von Richard Wagners dramatischem Kunstwerk und Absichten gar wohl, gelegentlich festzustellen,

wie weit auch er fremden Vorbildern, Stoffen und Formen Einfluß auf sein Schaffen Raum gegeben hat, als empfangender Dichter der vom alten Goethe verkündeten Weltliteratur zu Dank verpflichtet war. Die folgenden Andeutungen — denn mehr gestattet der Raum nicht — erheben jedoch keineswegs Anspruch, auch die Frage nach des Meisters auf den verschiedensten Gebieten weit sich ausdehnender Belesenheit und Reiseeindrücken zu eröffnen.

Er selber hat in der frühesten seiner großen Reformschriften „Die Kunst und die Revolution" 1849 das Bekenntnis abgelegt: „Wir können bei einigem Nachdenken in unserer Kunst keinen Schritt tun, ohne auf deren Zusammenhang mit der Kunst der Griechen zu treffen. In Wahrheit ist unsere moderne Kunst nur ein Glied in der Kette der Kunstentwicklung des gesamten Europa, und diese nimmt ihren Ausgangspunkt von den Griechen." (Georg Braschowanoff-Wrassiwanopulos, Von Olympia nach Bayreuth. Eine Geistesstadiodromie. 2 Bände. Leipzig, Xenien-Verlag 1911/12; Richard Wagner und die Antike. Ein Beitrag zur kunstphilosophischen Weltanschauung Wagners. Leipzig 1910. — K. Fr. Glasenapp, Richard Wagner über die bildende Kunst der Griechen. Riga, Verlag von W. Mellin, 1890.) Sollte doch das „Dramma per musica", wie die Florentiner im Ausgang des 16. Jahrhunderts zuerst es angestrebt, Gluck im 18. Jahrhundert wieder herzustellen versuchte, eine Erneuerung der antiken Tragödie werden.

Der Hinweis auf die griechische Kunst durchzieht Wagners ganzes Schaffen und theoretische Schriften. Selbst der Gedanke dramatischer Festspiele und die Gestaltung des Bayreuther Zuschauerraumes wurde durch das antike Theater angeregt. Die Parallele zwischen dem antiken Tragödienchor, an den wir vor allem im „Lohengrin" gemahnt werden, und der Stellung des neueren Orchesters würde dabei eine besondere Untersuchung erfordern. Der erste Teil von „Oper und Drama" (1852) ist geradezu beherrscht von der Sophokleischen „Antigone", wie die Forderung, statt historischer Stoffe nur Mythos und Sage als Inhalt des musikalischen Dramas zuzulassen, der unbedingten Verehrung der attischen Tragödie entstammt. Die Gewinnung des im heimischen Epos festgehaltenen Mythos für ein eigenartiges nationales Drama, wie sie im Nibelungenring vorliegt, verwirklicht des Äschylos' berühmten Ausspruch über die von der unerschöpflich reichen homerischen Tafel entlehnten Schüsseln der Tragiker. Gottfried Keller fand bereits 1856 als den Vorzug von Wagners Nibelungendichtung, daß in ihr ein Schatz ursprünglicher, gewaltiger urdeutscher Poesie „von antik tragischem Geiste geläutert" sei. Und ganz entsprechend dem Urteile Kellers rühmte der Germanist Konrad Burdach 1918, daß Wagners Werke wie aus dem Geiste altgermanischer und mittelalterlich romanisch-deutscher Sagenwelt, so auch aus den Errungenschaften der großen deutschen Musik und den Erinnerungen an die antike Bühne, an die Tragödien des Äschylos geschaffen seien. Von ihnen hat Wagner gelernt, daß Dichten ein „Verdichten", d. h. Zurückführung auf die großen Grundzüge unter Weglassung alles Nebensächlichen sein solle unter Beschränkung auf wenige Hauptträger der Handlung. Erzählt Wagner doch selber, er habe während seiner Dresdner Kapellmeister-Jahre sich so tief in die attischen Dichter eingelebt, daß in der Folgezeit eigentlich nichts Späteres ihn mehr vollständig zu befriedigen vermochte. Es hätte schwerlich je einen für griechische Mythologie, Sprache und Geschichte feuriger begeisterten Knaben und Jüngling gegeben, als er zur Zeit seines Besuches der Dresdner Kreuzschule gewesen sei. In der Tertia übersetzte er — wir wissen nicht in welcher Versart — die ersten zwölf Bücher der „Odyssee". Nach dem Muster der in antikisierenden Formen antike Stoffe behandelnden Tragödien des Leipziger Ratsherrn August Apel, dessen „Metrik" er noch 1857 neu herauszugeben gedachte, eines nahen Freundes seines grundgelehrten Oheims Adolf Wagner, wählte Richard für sein frühestes Trauerspiel „Telegonus" als Stoff nach der 127. Fabel des Hyginus den Tod des Odysseus, der hier gemäß einem verlorenen Stücke des Sophokles von seinem eigenen, mit Kalypso erzeugten Sohne erschlagen wird. Das von Lessing und Goethe, wie früher schon von Voltaire als besonders fruchtbar gerühmte Motiv der Erkennung Verwandter in tragischem Augenblicke hätte hier eine große Rolle gespielt. Mit

dem irrenden Odysseus hat Wagner seinen „fliegenden Holländer“ den „Ahasver der Meere“ verglichen, wie er bei der Übertretung von Lohengrins Frageverbot an den unzählige Male auftauchenden Mythos von „Eros und Psyche“ erinnerte. Der Kreuzschüler Wagner hat sich aber auch an ein Epos in Hexametern „Die Schlacht am Parnassos“ gewagt, dessen Stoff er der 1827 verdeutschten „Beschreibung Griechenlands“ von Pausanias entnahm. In das Jahr 1850 fällt der bedeutsame Plan eines Achilleus-Drama, im Winter 1870/71 schrieb er zur Verspottung der unausrottbaren deutschen Nachahmungssucht von Pariser Theaterstücken und Viktor Hugoschen Redeschwulstes das „Lustspiel in antiker Manier, Eine Kapitulation“ in unverkennbarer Anlehnung an Aristophanes.

Noch während der Schulzeit begann Shakespeare, dem zuliebe er Englisch lernte, den Griechen Wettbewerb zu machen. Romeos Monolog wurde in Verbesserung der Vossischen Verdeutschung metrisch übersetzt. Bei des Gymnasiasten Schauertragödie „Leubald“, von welcher ich 1907 im ersten Bande meiner Wagnerbiographie (Berlin, E. Hofmann & Co.) in Deutschland zum ersten Male Proben veröffentlichen konnte, stand Shakespeare mit Hamlet, Lear, Romeo und Macbeth Pate. Aus Shakespeares tiefernstem „Maß für Maß“ bildete der Magdeburger Kapellmeister, verführt durch die frivole Sinnlichkeitspredigt des „jungen Deutschland“, seine Oper „Das Liebesverbot“. Die von dem Meister selber verworfene „Jugendsünde“ hat in den letzten Monaten in Hamburg 25 Aufführungen erlebt. Den echten Shakespeare in seiner Größe dagegen beschwor Wagner in der Pariser Notzeit, als in seiner reizenden Novelle „Eine Pilgerfahrt zu Beethoven“ der Schöpfer des „Fidelio“ auf die Frage, wie man denn zu Werke gehen müßte, um ein musikalisches Drama zustande zu bringen, mit Heftigkeit antwortete: „Wie es Shakespeare machte, wenn er seine Stücke schrieb.“ Wie Wagner sich deren Entstehung dachte, das hat er in „Oper und Drama“ und anderen Schriften immer wieder erörtert.

Das Romeo- und Juliathema von altem Familienhaß und todgeweihter Jugendliebe spielt auch schon in Wagners frühesten Opernplan „Die Hochzeit“ hinein, in welcher mehrere Namen auf eindrucksvolle Lesung Ossians deuten. Daß für den „Rienzi“ Lord Eduard Bulwers Roman den bereits dichterisch geformten Stoff lieferte, ist ja allbekannt, weniger dagegen, daß in der ersten Fassung des „Fliegenden Holländers“ Schauplatz der Handlung nicht Norwegen war, sondern das durch Walter Scotts Romane poetisch verklärte Schottland. Gemahnt der dem Kreise der Vampyrsagen nahestehende bleiche Seemann an Lord Byrons düstere Helden, so versprach Wagner im Oktober 1847 Liszt einen Oratoriumtext aus Byrons „Heaven and Earth“ zu gestalten. Zur Ergänzung der englischen Beziehungen des jungen Wagner wäre noch seine Ouvertüre „Rule Britania“ zu erwähnen, während die Ouvertüre „Polonia“ (1836) daran erinnert, daß in der Zeit gemeinsamer Polenschwärmerei Heinrich Laube seinem damaligen Freunde (1832) einen Operntext „Kosciusko“ aufzudrängen wünschte.

Vollständigere Übersicht von Wagners Beziehungen zur englischen Literatur und den romanischen Dichtern geben zwei von mir veranlaßte Dissertationen aus dem Breslauer germanistischen Seminar von Kurt Reichelt und Georg Kaufnicht (1911 und 1923). Um den jugendlichen Blick nach „Italiens holden Auen und Wundern“ zu lenken, war ja der Oheim Adolf Wagner, der gründliche Kenner und Verdeutscher Dantes und Petrarcas, der nächste und ein ausgezeichneter Führer. Sein Neffe verlegte den Schauplatz des „Liebesverbotes“ von Shakespeares Wien nach Palermo, in Rom handelte und litt Rienzi, in Süditalien seine Staufenheldin „Die Sarazenin“, vor Nizza spielte die aus einem Romane Heinrich Königs gebildete Oper „Bianca und Giuseppe“. Daß die Märchenkomödien des venetianischen Grafen Carlo Gozzi, dessen „Turandot“ Schiller in Deutschland eingeführt hatte, sich zu Operntexten besonders gut eigneten, hatte des Oheims Freund Ernst Theodor Amadäus Hoffmann gelehrt, und ihm folgend, schuf Wagner aus Gozzis „La Donna Serpente“ seine romantische Oper „Die Feen“.

Als Wagner selber dann 1858/59 in der Lagunenstadt weilte, da ergötzte er sich, wie vor ihm Goethe und Platen getan, an dem venetianischen Volkstheater und der Vorführung Goldonischer



Possen. Die schwermütig melodischen Volksmelodien, auf welche die Gondoliere Torquato Tassos Stanzen aus dem „befreiten Jerusalem“ sangen, mußten wie früher Liszt, so nun auch den Musiker Wagner anziehen, der in Gedichten der Münchener Zeit, den bedeutendsten, welche überhaupt von ihm bis jetzt bekannt geworden sind, sich auch selber der italienischen Stanzenform (Ottaverime) bediente. Durch Liszt aber war ihm jener Italiener nahe gebracht worden, in dem er die größte dichterische Kraft verehrte, die jemals einem Sterblichen verliehen worden sei: Dante Alighieri. (Max Koch, Dantes Bedeutung für Deutschland. Mainz, Verlag von Kirchheim & Co., 1921.)

Als Wagner 1855 während des ihm so lästigen Aufenthaltes in London an der Vertonung der „Walküre“ arbeitete, las er, um sich in Stimmung zu versetzen, jeden Morgen „einen Gesang in Dante. Seiner Hölle Grausen begleiteten mich in der Ausführung des zweiten Aktes“, welchen Hans v. Bülow denn auch seinem italienischen Schüler Buonamici gegenüber als „propriamente Dantesco“ rühmte, während Nietzsche 1887 im „Parsifal“-Vorspiel eine Höhe von Mitwissen, Durchschauen und Mitleiden fand, dergleichen es einzig in Dante gebe. Wagner seinerseits erkannte in Liszts ihm gewidmeter Dantesymphonie mit Wonne die Beatrice-Lehre an, „die Anleitung zur Befreiung des persönlichen Egoismus durch die Liebe“. In den religionsphilosophischen Schriften seiner letzten Jahre kam Wagner wiederholt auf Dante und die ganze italienische Renaissance zu sprechen. Was ihm die Bildkraft italienischer Meister an Anregung bot, davon sucht Willy Steinbrechers Breslauer Dissertation „Richard Wagners Stellung zur bildenden Kunst“ (Breslau 1922) einen Überblick zu gewinnen. Das wichtigste auf diesem Gebiete bleibt freilich der Eindruck des für den Bayreuther Gralstempel vorbildlich gewordenen Domes von Siena. Auf Calderons religiöse Festspiele hat Liszt gelegentlich der Parsifalaufführungen vergleichend hingewiesen. Wagners eifrige Calderonlesung fällt aber in die Zeit der Entstehung von „Tristan und Isolde“, in deren zu tiefstschürfenden Seelenvorgängen wir wohl auch Einwirkung des erhabenen spanischen Dramatikers aufspüren könnten.

Seltsames Spiel des Schicksals ist es, daß Wagner wiederholt in die Zwangslage versetzt war, sich mit der ihm durchaus unsympathischen französischen Sprache näher einzulassen. In der erst vor einigen Jahren erfolgten Zusammenstellung sämtlicher von Wagner vertonter „Lieder“ finden wir nicht bloß Heines bekannte „Grenadiere“ auf französischen Wortlaut vertont, sondern auch fünf Gedichte französischen Ursprungs, darunter Bérangers berühmte „Adieux de Maria Stuart“. Die Übertragung des „Tannhäuser“ ins Französische erfolgte unter Wagners Mitarbeit und Leitung, wie er auch an der Übersetzung einiger seiner Prosaschriften mitwirkte. Viktor Hugos „Mazeppa“, dem er nur einen anderen Schluß wünschte, fand Wagner „furchtbar schön“. In des Grafen Gobineau Schriften und Dichtungen empfand er sofort durch den dünnen Schleier der französischen Sprache das ihm durchaus Verwandte und Zusagende.

Der Orient, in den Gobineau während seiner zweimaligen diplomatischen Tätigkeit in Persien sich liebevoll eingelebt, hatte Wagner bereits in Riga für seine komische Oper „Männerlist größer als Frauenlist“ oder „Die glückliche Bärenfamilie“ in der 194. Erzählung von „Tausend und einer Nacht“ die Grundlage geliefert. Wie er den Vorgang nicht bloß nach Deutschland verlegte, sondern ihn mit der eigenen Familiengeschichte humorvoll verwebte, habe ich 1912 im 4. Bande von L. Frankensteins „Richard Wagner-Jahrbuch“ nachgewiesen. Ein Ausblick in den Orient und seine Paradiese eröffnet sich in dem dramatischen Entwurfe „Die Sarazenin“. Aber als etwas ganz Neues entzückte Wagner 1852 die Lesung von Gg. Fr. Daumers Sammlung persischer Gedichte „Hafis“, den er im ersten Überschwang als den größten Dichter und erhabensten Philosophen, der jemals gelebt habe, feierte. Bald aber eröffneten sich ihm durch Vermittlung Artur Schopenhauers die unermeßlichen Weiten indischer Dichtung und religiöser Probleme. In E. Bournoufs „Introduction a l'Histoire du Buddhisme indien“ (Paris 1844), wo er vertiefende Auskunft über indische Weltanschauung suchte, fand er den Stoff zu seinem Drama „Die Sieger“, deren erste Skizze er am 16. Mai 1856 aufzeichnete und die ihn noch im April 1864 beschäftigte, freilich um dann endgültig dem „Parsifal“ zu weichen. Aber

selbst in seiner letzten Niederschrift „Über das Weibliche im Menschen“ im Februar 1883 zu Venedig leuchtet etwas von jener Buddha-Dichtung noch einmal auf. Das an König Ludwig II. 1865 gerichtete Indra-Gedicht beweist, daß es Wagner ernst war, als er nach Lesung des „Ramajana“ ein „neues herrliches Drama in der Seele emporsteigen“ fühlte. Dagegen hören wir nur in des Grafen Schack „Erinnerungen“, daß Wagner, angeregt durch die Lesung von Firdusis Epos 1851, daran gedacht habe, neben Siegfried und Achilleus auch den dritten der größten indogermanischen Heldenjünglinge „Rustem“ zum Helden eines Dramas zu wählen.

Aus der knappen Skizze „Die Sieger“ wie aus dem bis zur Gliederung gediehenen Entwurfe des „Jesus von Nazareth“ ist manches in den „Parsifal“ übergegangen. Neben den biblischen Quellen des in die Pyrenäen verlegten Bühnenweihefestspiels weisen Brünhildens Erlösung von Wiedergeburt wie die Seelenwanderung der Ruhe ersehnenden Kundry, der weiblichen Gegengestalt zum ewig wandernden Juden, auf indische Anregungen hin, und das Halten des Grals-Speeres über Parsifals Haupt ist unmittelbare Nachahmung der indischen Szene, in welcher die von dem bösen Mara gegen Buddha geschleuderte Metallscheibe über dem Haupte des Heiligen, der die sinnliche Versuchung wie Parsifal abgewiesen hat, schweben bleibt.

Reihen wir das Jesusdrama wie die ihm vorangehende biblische Szene „Das Liebesmahl der Apostel“ unter die fremden Stoffe, so müssen wir des Einwurfs gewärtig sein, ob denn nicht auch die keltischen Sagen von Tristan und der blondhaarigen Isolde, von dem Pfadfinder und Gralsucher Parsifal (Peredur) und die nordgermanischen Bestandteile des Nibelungenrings aus außerdeutschen Gebieten stammen. Jedenfalls hat indessen Wagner selbst alle diese Sagen und Sagenzüge nicht als etwas Fremdes empfunden. Während die französischen und welschen Originale heute zu Kuriosen von nur noch literargeschichtlicher Bedeutung geworden seien, erkennten wir in Gottfrieds von Straßburg und Wolframs von Eschenbach deutschen Nachdichtungen, wie in der vom Schwanritter in deutschen Reimen „poetische Werke von unvergänglichem Werte“. Wir hätten alle diese Sagen nicht als Fremdes anzustarren, sondern als deutsch zu verstehen. Im Siegfried der nordischen Sage fand Wagner im Gegensatze zu dem allzu höfisch gewordenen Helden des mittelhochdeutschen Nibelungenliedes das rein Menschliche, allgemein Gültige. Zwischen besonderem nordgermanischen und gemein deutscher Überlieferung wußte man nicht bloß in den segensreichen Tagen, in denen Klopstock die versunkene germanische Götterwelt zu neuem Leben aufrief, noch nicht zu unterscheiden, sondern sogar die Brüder Grimm waren sich im Beginne ihrer Tätigkeit noch keineswegs klar über die selbst heute nicht überall mit völliger Sicherheit erkennbaren Grenzen. Die in unserer nationalen Kampfzeit immer stärker hervortretende Neigung, die Kunstdichtung der „Edda“ irrigerweise als gemeingermanische Bibel zu feiern, zeigt wenigstens, daß Klopstock wie Wagner als Dichter des Nibelungenrings und des erfindungsreichen Schmiedes Wieland der völkischen Forderung nach Zusammengehörigkeit des gesamten germanischen Sagenkreises — einem freilich mehr gefühlten als gelehrt durchführbaren Verlangen — als echte deutsche Künstler entgegengekommen sind. Und so wollen wir ohne überkritische Quellensichtung der „Heldenwiege“ des Mittelalters entwachsene Sagen wie die von Lohengrin, Tristan und Parzival nicht minder wie die nordischen Götter- und Heldensagen grundsätzlich gerne, und noch ganz besonders in Richard Wagners dramatischer Neuschaffung, als Eingebornes, nicht als Fremdes mit schuldigem Danke begrüßen und als unser eigenstes fruchtbringendes Eigen rühmen.

Hat doch Ferdinand Lassalle (Nachgelassene Briefe und Schriften, 5. Bd., Berlin 1925), der Wagners Nibelungenring das wertvollste Buch seiner ganzen großen Bücherei nannte, nach wiederholter „mit verhaltenem Atem“ ausgeführter Lesung der Ringdichtung in ihr und ihrem Schöpfer ein Wahrzeichen dafür ersehen, daß „trotz des qualvollen Verfalls, der uns umgibt“ — und mit wie viel mehr Grund als Bülows Freund das 1862 niederschrieb, müssen wir heute solchen um uns sehen — „an den Germanen etwas ist, mehr als an jedem andern, wenn sich der germanische Genius in seiner reinen Größe erhebt“.

Prof. Dr. Max Koch

Die Persönlichkeiten um Siegfried Wagner

Es ist in der Geschichte stets so gewesen, daß sich ein wahrhaft wertvolles Kunstwerk erst allmählich durchsetzen konnte. Die Eintagsprodukte tragen den Reiz der Neuheit und der blendenden Äußerlichkeit. Sie fallen, innerlich hohl, in sich zusammen. Das wahre Kunstwerk trägt seinen Wert tief im Innern; der Weg dahin ist mühsamer: er verlangt eine größere Zeitspanne. Um so mehr gilt es daher, auf die Wegbereiter hinzuweisen, die das Ziel bereits gefunden haben.

An der ersten und obersten Stelle der Vorkämpfer für Siegfried Wagner steht die edle Lichtgestalt des getreuen Karl Friedrich Glasenapp. Sehr zu Unrecht hat ein nun auch schon am Ziele seiner Lebensarbeit stehender Bayreuth-Vorkämpfer erst in jüngster Zeit in einem ansonst schönen Buche die Verdienste Glasenapps zu schmälern versucht. Deshalb ist es unerläßlich, die schief gewordene Perspektive wieder auszurichten, wollen wir nicht Gefahr laufen, uns den Glauben an eine unbedingte Treue, wie sie Glasenapp bis an sein Lebensende im schönsten Sinne bewahrt hat, trüben zu lassen. Glasenapps Richard-Wagner-Biographie wird immer eine Tat bleiben, wenn ihm auch leichtsinnige „Moderne" eine gewisse Einseitigkeit vorwerfen wollen, ein Vorwurf, der um so weniger berechtigt ist, als gerade der größte Richard-Wagner-Biograph, als der er durch sein umfassendes Werk vor uns steht, aus eigenstem Schaffen, durch unermüdliche, wissenschaftlich gründliche Forschung und durch stetes Hinzutragen und Erweitern die Quelle für all die Nachschöpfungen späterer Wagner-Schriftsteller gegeben hat.

Wie er unter den Richard-Wagner-Biographen den Ehrenplatz einnimmt, so ist er auch in der Siegfried-Wagner-Forschung der Vater späterer bedeutender Vorkämpfer, die er selbst zum größten Teile angeleitet und unterrichtet hat. Schon das kennzeichnet ihn als einen ewig jungen Geist und einen mit seiner ganzen Liebe an Bayreuth hängenden und für dies sein großes Kunstwerk tätigen Getreuen, da er von der alten Generation um den Meister einer der wenigen war, die nicht an der Grenze des „Parsifal" stehenblieben, sondern in das Neuland des Sohnes weiterschritten, um auch hier Schönheiten und Reichtum vorzufinden. Er erkannte, welche neue Aufgaben dem „Bayreuther" erstanden waren und welche Schwierigkeiten sich einer solchen neuen Arbeit in den Weg stellen mußten. Deshalb vermochte er, der Gründliche, nicht nur dem 6. Bande seiner Richard-Wagner-Biographie an den zahlreich gegebenen Stellen auf die Jugendentwicklung des Sohnes mit großer Feinheit hinzuweisen, ohne dabei die Bedeutung seiner vorliegenden Arbeit zu beeinträchtigen, sondern in einem neuen Werk mit der ihm eigenen Tiefe die Erkenntnis des Siegfried-Wagner-Kunstwerks zu lehren. Aus einem ersten, an Umfang noch bescheidenen Büchlein, das bei Schuster & Löffler als eine Sammlung von gelegentlichen Einzelaufsätzen erschien, heut übrigens längst vergriffen ist, entwickelte sich wie aus einem fruchtbaren Samenkorn das umfassende erste und eingehende Werk einer Einführung in die Welt Siegfried Wagners. Wie bei Richard Wagner, so erkannte Glasenapp auch beim Meistersohne die primäre Kraft des Dramatischen, die auch sein Kunstwerk schuf, und so wurde das Siegfried-Wagner-Buch Glasenapps zum grundlegenden Baustein zur Erkenntnis dieser Kunstwerke, auf die jeder recht denkende Mensch, der sich eine aus eigener Überzeugung gewonnene Einstellung zu Siegfried Wagner schaffen will, zunächst zurückgreifen muß, will er nicht in den Fehler der allgemeinen und doch so grundfalschen Anschauung verfallen, in Vater und Sohn Opernkomponisten, womöglich in Pariser oder italienischer Manier zu sehen. Dabei vermittelt allein die Lektüre der Glasenappschen Schriften einen Genuß, wie wir ihn in stilistischer Beziehung unter Literaturhistorikern selten haben werden. Nicht etwa volkstümlich — Glasenapp stellt hohe Anforderungen an seine Leser —, aber klar und lauter, eine köstliche Schale für einen leuchtenden Kern!

Dem Lebenswerke wie dem Menschen K. Fr. Glasenapp hat seine Schülerin und Pflegetochter Helena Wallem, die ganz im Geiste ihres Erziehers weiterwirkt und schon dadurch in

den engen Kreis derer um das Kunstwerk Siegfried Wagners gehört, im Jahre 1924 in Bayreuth ein Denkmal geschaffen, das nicht tot und kalt, sondern lebendig wie der Geist Glasenapps selbst ist. Im Glasenapp-Gedenkzimmer, dem die bayerische Regierung und der Stadtrat von Bayreuth im „Neuen Schloß" eine würdige Stätte schufen, lebt der Wille zur Tat weiter, gehütet von der entschlossenen und begeisterten Frau, die unter Leiden und Gefahren das Glasenapp-Vermächtnis von Riga nach Bayreuth rettete und damit erneut bewies, was Treue zu leisten vermag.

Zum engsten Rigaer Kreis, gleichsam als ein Schüler des Gurnemanz-Glasenapp, gehört **Karl Waack**, leider auch viel zu früh von uns gegangen, der eine für die Siegfried Wagner-Forschung wichtige Schrift über das „Sternengebot" herausgegeben hat. In ihr finden wir nicht nur bedeutende Aufschlüsse über den Dramatiker Siegfried Wagner, sondern haben am Schluß des Bandes eine mit vielem Fleiß zusammengetragene Aufstellung der mannigfachen Urteile führender Musik- und Theaterschriftsteller über das gesamte Schaffen S. Wagners, die nicht nur deshalb so bedeutend ist, weil wir einen Leopold Schmidt vom „Berliner Tageblatt" unter denen finden, die den Wert S. Wagnerscher Kompositionen betonen, sondern besonders wertvoll wird durch die vielseitige Beleuchtung seines Künstlertums, ob des Komponisten oder des Dramatikers, des Regisseurs oder gar des Dirigenten.

Es hieße eine falsche Meinung verbreiten, wollte man aus der Folge der weiterhin angeführten Persönlichkeiten einen Schluß auf die Bedeutung ihrer Einstellung zum Kunstwerk Siegfried Wagners zulassen. Denn alle die Männer, die sich auf einem so edlen Gebiete trafen, vereinigt das gleiche, große Bekenntnis zum Idealismus und der erprobte Wille zur Tat. **Hans von Wolzogen**, durch sein reiches Lebenswerk heute der Oberste in der Bayreuth-Gemeinde, er, den Richard Wagner in der ihm gewidmeten Parsifal-Partitur sein „Alter ego" nannte, der „Wolfram" der „Bayreuther", der den Grund zu jeder weiteren Richard-Wagner-Forschung legte und in seinen eigenen poetischen und literarischen Werken sich eine Führerstellung in der deutschen Kultur geschaffen hat, er, dessen Bedeutung für „Bayreuth" eine so umfassende ist, daß es gar mancher unserer jungen Generation noch gar nicht erkannt hat: Hans von Wolzogen ist mit Glasenapp vorwärtsgegangen und zu allen Gelegenheiten in den Vorkampf für den Sohn seines Meisters eingetreten. Es sei hier besonders auf seine „Bärenhäuter"-Einführung hingewiesen, die als eine prachtvolle Ergänzung der Glasenappschen Abhandlungen gelten darf. Wohl uns, daß wir den „Wissenden" noch unter uns haben! Der Zauber, den seine Persönlichkeit ausstrahlt, der den Gast in Bayreuth gefangen hält, wenn dieser im Hause Wolzogens neben Wahnfried weilt, wird zur Mahnung für das kommende Geschlecht, das den „Altbayreuther" um so mehr nötig hat, als wir selbst in einer Welt des Scheins, der Heuchelei und der Wirrnis aufwachsen.

Unter dem Schutze solcher Männer war und ist Bayreuth wohlgeborgen. Er ist auf die beiden anderen übergegangen, die Schild und Schwert übernommen haben und heute als rechte Gralsritter des Heiligtums pflegen. **Paul Pretzsch**, den *πολύτροπον*, hat es seit nunmehr einem Jahre nach Bayreuth gezogen. Sein „echtes Land", sein „Heimatland" war von je „Bayreuth". Heut lebt er mit seiner Lebensgefährtin in einem selbsterbauten Hause auf dem „grünen Hügel" hinter dem Festspielhaus und hat mit jedem neuen Morgen von seinen Fenstern aus den Gruß der Stätte, die im August dieses Jahres fünfzig Jahre lang als Kulturheiligtum die deutsche Kunst auf Meisterhöhe gehalten hat. Auch er gehört zum Glasenappschen Kreise. Er übernahm es, was der Rigaer Kämpfer einem Kommenden zu tun ließ, in die Musik Siegfried Wagners einzuführen. Finden wir bei Glasenapp den Dramatiker betont, so führt Pretzsch zum Musiker, und das in einer Weise, die an Liebe und Gründlichkeit ihresgleichen sucht. Sein umfangreiches, für den Wissenschaftler wie für den Interpreten und den Laien geschriebenes Buch erschien wie das Glasenappsche bei Breitkopf & Härtel. Pretzschs Bedeutung ist mit seiner literarischen Tätigkeit nicht erschöpft. Nicht in zahlreichen gelegentlichen Aufsätzen allein, durch das lebendige Wort und die praktische Einführung am Klavier wirkt er noch heute für die Erkenntnis der Kunst



Siegfried Wagners, wie er in gleicher Weise das Richard Wagner-Werk vermittelt. Die Gründung des „Bayreuther Bundes" ist sein Werk. Seine Ziele liegen im Gegensatz zu den Richard-Wagner-Vereinen (die in der Beschaffung von Geldmitteln ihre oberste Aufgabe sehen) auf wissenschaftlich-künstlerischem Gebiete. Um Pretzsch hat sich infolgedessen eine neue „Schule" der Jüngeren gebildet, deren Namen in der Öffentlichkeit zwar nur teilweise bekanntgeworden sind, die aber unermüdlich weiterschaffen, in der Stille wie in ihrem Berufe, und die deshalb, gilt es, die Persönlichkeiten um Siegfried Wagner zu nennen, ebenso angeführt sein müssen. Alexander Spring, heute Oberspielleiter am Stadttheater in Aachen, Dr. Hans Schüler, vom nächsten Winter an Opernregisseur in Wiesbaden, und Hanns Beer, Opernsänger an der Wiener Volksoper, sind die Träger des „Bayreuther Bundes"-Gedankens, dem sie an jedem ihrer, durch ihren Beruf bedingten, neuen Tätigkeitsorte neue Anhänger schaffen. Die unter ihrer Leitung stehenden Siegfried-Wagner-Aufführungen besitzen „Tradition".

Nennen wir im Anschluß daran die Universitätsprofessoren Golther (Rostock), Sternfeld (Berlin), Arthur Prüfer (Leipzig) und Max Koch (Breslau), den jungen Badenser Dr. Otto zur Nedden und den Schweriner Generalmusikdirektor Professor Kähler, so haben wir etwa eine Zusammenstellung der bewußt tätigen Männer um das Siegfried-Wagner-Kunstwerk und können uns zuletzt mit besonderer Liebe einem bildenden Künstler zuwenden, der neben Hermann Hendrich besonders genannt werden muß: Franz Stassen.

Schon als junger Künstler, der deutschen Kunstrichtung zugewandt, empfing Stassen einen so tiefen Eindruck vom Kunstwerk Richard Wagners, daß er des Meisters Kunst in bildlicher Darstellung verherrlichen wollte. Seine „Ring"-Mappen, nunmehr bis zum „Siegfried" vollständig erschienen, während die „Götterdämmerungs"-Mappe im Werden ist, wurden mehr als nur Verherrlichungen — sie wurden neue Meisterschöpfungen, befruchtet vom Geist des Bayreuther Meisters. Stassen ist in seinen Schöpfungen Meister der Komposition, der Technik und der Ideen. Kein Illustrator, sondern als bildender Künstler ein tief empfindender, mit seinem Inneren schauender und mit seiner ganzen Liebe schaffender Dichter. Wie der Wortdichter den Empfindungen durch gesprochenes Wort Ausdruck gibt, so schafft der wahre Maler und Zeichner in Linien und Farben. Am höchsten im „Ring", am poetischsten in seinen Märchenbildern hat Stassen den wahren Ausdruck für seine Welt gefunden. Als ein solcher Meister trat er in den Kreis um Glasenapp, der ihn bald in das Innerste des Siegfried-Wagner-Kunstwerks geleitet hatte, so daß Stassen mit seinen „Illustrationen" zu den Werken Siegfried Wagners in die Reihe der Deuter trat. Mit Recht hat man behauptet, daß Stassens Zeichnungen gleichsam Schlüssel zum Verständnis der von ihm wiedergegebenen Werke aus Wort- und Tondichtungen seien. Seine Siegfried-Wagner-Zeichnungen in den Büchern Glasenapps und Pretzschs und zuletzt in dem Handbüchlein des Verfassers, wie seine in der „Eule" in Bayreuth oft bewunderten Pastellzeichnungen beweisen dies aufs neue. Kein festliches Ereignis in der Geschichte des Siegfried-Wagner-Kunstwerk wird begangen, ohne daß Stassens starke Persönlichkeit lebhaften Anteil an ihm nähme; sein Temperament und sein kernig-deutsches Wesen erscheinen wie ein starker Grundpfeiler am Bau der Siegfried-Wagner-Gemeinde. Wie denn die Naturen, die sich zu diesem Kunstwerke zusammenfanden, eine durch das Ideale geheiligte Gemeinschaft bilden mit dem durch keine Zeiterscheinung gebeugten Willen zu wahrer deutscher Kunst und Kultur.

O. D.

Vom heiligen Gral

Zu den Bildern von Hermann Hendrich

Die Parsifal-Sage, die vor mehr als siebenhundert Jahren der größte und tiefsinnigste der großen deutschen Ependichter des Mittelalters, Wolfram von Eschenbach, in seinem Hauptwerk behandelt hat, die uns heute Lebenden aber erst der tönende Zauberstab Richard Wagners in seinem herrlichen Schwanengesang, dem Bühnenweihefestspiel „Parsifal" ganz erschloß, taucht in ihren Urbestandteilen in die tiefste Vorzeit zurück.

Trägt doch „fal parsi", wie Wagner den Namen etymologisch erklärte („Törichter Reiner"), unbedingt in seinem sieghaft-sonnigen Wesen Züge des altgermanischen Lichtgottes Baldur, und mit der Gestalt seines Gegners, des teuflischen Zauberers Klingsor, haben sich Wesenszüge verwoben, die an den Götterfeind Loki gemahnen.

Auch der „Gral" selbst ist keine Urschöpfung der christlichen Romantik. Das Wort stammt aus dem Altkeltischen und bezeichnete ursprünglich ein Gefäß, das später zum Waschbecken der Göttin Ceridwen wurde, zugleich aber auch das „Erdschiff" bedeutete, das heißt das Grab, in dem die Seele wiedergeboren wird, weshalb es von allen Seelen gesucht werden mußte.

Das Christentum bemächtigte sich nach seinem Eindringen in Britannien bald der heimischen Volkssagen, und eine großzügige Phantasie machte aus dem „Gral" einen Diademstein des vom Himmel herabgestürzten Luzifer. Aus diesem Edelstein wurde eine Diamantschüssel, die beim letzten Abendmahl der Jünger von Mund zu Mund ging und in der Joseph von Arimathia bei der Kreuzigung Christi heiliges Blut auffing.

Die Sage wanderte dann von Land zu Land, überall erweitert und verändert, bis sie in Spanien ihre endgültige Gestalt gewann.

Nach der dortigen Fassung war „li san gréal" (woraus dann „sang réal": das heilige Blut wurde) von Engeln vom Himmel, wohin sie nach des Heilands Tod entführt war, zur Erde herabgebracht.

Die Engelsboten führten sie nach einem „wilden Berg" (mont sauvage), der dann den Namen Monsalwatsch erhielt (auch: mons salvatoris: Berg des Erlösers). Hier waren sie seine ersten Hüter in einer tempelähnlichen Burg, deren Obhut dann ein ihm geweihter Orden der „Templeisen" übernahm, an dessen Spitze Könige standen (Titurel, Amfortas, Parsifal und endlich dessen Sohn Lohengrin).

Das Heiligtum des Grals war von undurchdringlichem Wald umgeben, der jedem Fremdling den Zugang sperrte, so daß kein Ritter, der nicht vom Grale selbst erkoren war, zu ihm gelangen konnte.

Die Templeisen hatten eine strenge Ordensregel, sie mußten vor allem aller Frauenliebe entsagen und ohne Sünde sein.

Als das abendländische Rittertum in Weltlichkeit und Sünde versank, soll der Gral nach dem fernen Morgenland gebracht worden sein, aber niemand hat ihn jemals mehr gesehn. Von dem Werk eines französischen höfischen Dichters Chrestien de Troyes empfing Wolfram von Eschenbach bruchstückweise Kunde. Er verwob mit der ritterlich und weltlich ausgeschmückten Legende in besonders eingehenden romantischen Schilderungen aus der Artussage Gaweins Abenteuerfahrten und machte dadurch sein großes Gedicht breit ausmalend undurchsichtig und allzu episodenüberladen, aber er begriff andrerseits den tiefen, faustischen Sinn der Parsifalgestalt, die er durch Verwendung des keltischen Volksmärchens vom schönen Hans Naivus in ihrer seelischen Läuterung von der tumpheit durch den zwîfel zur Saelde führte und so zum ergreifenden Abbild des irrenden und suchenden Menschengeists machte.

Aber erst Richard Wagners Genius war es vorbehalten, diese Hauptidee des Wolframschen Epos von allen überwuchernden Ranken zu befreien und in großartiger Monumentalität zu gestalten.

Schon seit dem „Lohengrin“ war er mit ihr vertraut. Wundervoll klar und hell hat er dort das Wesen des Grals in der „Gralserzählung“ verkündet:

In fernem Land, unnahbar euren Schritten,
Liegt eine Burg, die Montsalvat genannt,
Ein lichter Tempel stehet dort inmitten,
So kostbar, als auf Erden nichts bekannt.
Drin ein Gefäß von wundertät'gem Segen
Wird dort als höchstes Heiligtum bewacht:
Es ward, daß sein der Menschen reinste pflegen,
Herab von einer Engelschar gebracht;
Alljährlich naht vom Himmel eine Taube,
Um neu zu stärken seine Wunderkraft:
Es heißt der Gral und selig reinster Glaube
Erteilt durch ihn sich seiner Ritterschaft.

* * *

Meister Hermann Hendrich, der berufene Gestalter und Maler der germanischen Göttersagenwelt, der aus Wagners Wunderborn schon so manchen Vorwurf für seine farbenfreudige Phantasie schöpfte, der Erschaffer der Nibelungenhalle am Rhein, in der alle Gestalten des Rings vor den Augen des Beschauers geheimnisvoll aufleben: Meister Hendrich hat sich seit Jahren in die romantische Zauberwelt der Parsifalsage und des Mysteriums vom heiligen Gral eingelebt. Er bietet in den hier zum Teil veröffentlichten Blättern seines Zyklus von Gemälden eine geschlossene Folge der Parsifal-Legende dem heute mehr denn je des Trostes und der inneren Erhebung bedürftigen deutschen Volke dar.

Auch hier wieder hat sich der Künstler nicht eng und unfrei an Wagners Bühnenwerk angelehnt. Im Gegenteil: Frei und eigen hat er die Gestalten des Parsifalmotivs gestaltet, natürlich stets im Zusammenhang mit dem Wagnerschen Werk. Aber er hat auch Wolfram mit zu Rat gezogen, und eins der schönsten unter den Blättern zeigt Parsifal vor den drei „Blutspuren im Schnee“ allein nach einem Motiv des Eschenbachers.

Im folgenden will ich versuchen, die motivischen Darstellungen Hermann Hendrichs kurz zu umreißen.

Blatt 1 zeigt „Titurel den Gral empfangend“. Vor dem in geheimnisvollem Dämmer liegenden Gralstempel bringen im Lichte eines von goldnem glorienglanzumspielten Mondes drei Himmelsboten dem andachtsvoll knienden Titurel den tiefrot glühenden Gralskelch.

„Ihm neigten sich in heilig ernster Nacht
Dereinst des Heilands selige Boten.“

Blatt 2. „Dem Heiltum baute er das Heiligtum.“ Schwer und wuchtig wölbt sich der mächtige Kuppelbau des Gralstempels, aus dessen Innerem mystisches Licht erglüht in den hohen sternbesäten Nachthimmel, ein Hort des Schweigens, der Erhabenheit.

Blatt 3. Von silberfahlen, hochstämmigen Bäumen umhütet schläft verschwiegen im Morgenlicht der Gralssee, an dessen Ufer die Gestalten der Tempeldiener sichtbar werden.

Blatt 4.

„Nach wilder Schmerzensnacht
Neue Waldesmorgenpracht;
Im heil'gen See
Wohl labt mich auch die Welle:
Es staunt das Weh,
Die Schmerzensnacht wird helle.“

Der an seiner Sündenwunde sieche Gralskönig Amfortas wird zum lindernden Bade getragen. Ernst und feierlich bewegt sich der Zug des Gefolges durch den strahlenden Frühsommermorgen.

Blatt 5. Jung-Parsifal, der törichte Knabe, der noch vom Weh und Leid der Kreatur nichts weiß, spannt seine Bogensehne, bereit, den wilden Schwan hoch in der Luft zu töten.

Blatt 6. In scharfem Gegensatz zu diesem lachend-hellen Bild zeigt dieses Blatt Parsifals verlassene Mutter Herzeleide auf wilder Aue verlassen. „Ihr brach das Leid das Herz und — Herzeleide — starb." —

Blatt 7. Gewitterstimmung. Wie ein unheimliches Fantom fegt Kundry, die Gralsbotin, auf ihrem hinstiebenden Rappen durch die Sturmlandschaft zur Gralsburg.

Blatt 8. In grelles, gleißendes Sonnenlicht getaucht erhebt sich wie ein Mittagszauber, gelbweiß, Klingsors Schloß. „Die Wüste schuf er sich zum Wonnegarten."

Blatt 9. Hier sitzt Kundry, dem Beschauer den Rücken zugewendet, das vollerblühte, wunderschöne Weib am Zaubersee und lauscht in das heiße, unbewegte Mittagsschweigen.

Blatt 10. Der Zauberer Klingsor ruft Kundry aus Nacht und Traum, sie folgt stumm, mit leidverhängten Mienen der magischen Gewalt.

Blatt 11. Klingsor, der teuflische Zaubermeister, beschwört „Gundrigia", die Höllenrose, aus Dämpfen der Tiefe zu seinem Dienst gegen den heiligen Gral.

Blatt 12. Klingsors Zaubergarten. Wie verwandelte Blüten schlingen schlanke Huldinnen den Reigentanz.

Blatt 13. Parsifal und Kundry. In Komposition und Farbe kommt hier der Gegensatz von Sinnlichkeit und Keuschheit klar und stark zum Ausdruck.

Blatt 14. Der heilige Speer. „Mit diesem Zeichen bann' ich deinen Zauber: In Trauer und Trümmer stürze die trügende Pracht."

Blatt 15. Parsifals Einfalt hat nach dem Sinn des Grals nicht gefragt. Verstoßen irrt er jahrelang durch die Welt. In tiefer, winterliche Öde bannen drei Blutstropfen den dunklen Reiter, sie gemahnen ihn an seine Schuld und lassen sein Sehnen nach dem verlorenen Heil neu entbrennen.

Blatt 16. Durch eine blühend-strahlende Frühlingslandschaft bei abziehendem Gewitter reitet Parsifal, über ihn spannt sich leuchtend der Friedensbogen.

Blatt 17. Karfreitagszauber. Im Hintergrund strahlt im überirdischen Glanz die hehre Tempelburg. Parsifal schreitet dunkel und trauervoll durch den blühenden Zauber, nicht ahnend, daß er seinem Heil so nahe ist.

Blatt 18. Den heil'gen, wiedergewonnenen Speer kühn aufgereckt, reitet der Held durch den wilden Wald der Gralsburg zu.

Blatt 19. Amfortas. Im magischen Dämmerlicht der Gralsburg liegt er stöhnend auf seinem Schmerzenslager und harrt des Erlösers.

Blatt 20. Das Gralswunder. Parsifal, der Retter, reicht der vor ihm knienden, verzückten Kundry die purpurn leuchtende Erlösungsschale. Aus mystischen Höhen schwebt im blauen Dämmerstrahl die heilige Taube segnend herab.

„Höchsten Heiles Wunder:
Erlösung dem Erlöser!"

Mit sicherer künstlerischer Intuition hat Hermann Hendrich die Magie der Landschaft und der Menschen der Legende in engster seelischer Anpassung an die Stimmung der Motive zu farbenleuchtendem Leben erweckt. Hehre Keuschheit und Innerlichkeit ringt mit südlich lockender Pracht. Eine romantische Welt ist aufgetan voll Ernst und Schönheit.

Paul Friedrich

Nachwort. Das Obige ist die Einleitung zu einer im Türmer-Verlag erscheinenden Hendrich-Mappe. Wir bringen in diesem Türmerheft vier der hier geschilderten Bilder. Der Sonderabdruck wird sieben dieser Blätter enthalten.

D. T.

Der Bärenhäuter

Bei der Münchener Uraufführung (22. Januar 1899) erzählte Siegfried Wagner einem Berichterstatter, wie er, anfangs unter Widerspruch der Seinen, zum Tondichter ward mit dem Ziele, eine Volksoper zu schaffen. „Mein Vater war ein großer Freund des deutschen Märchens in der Sammlung der Brüder Grimm. Den Bärenhäuter bezeichnete er als einen Stoff zu einer komischen Oper. Seitdem behielt ich das Märchen im Gedächtnis." Als er bei Humperdinck seine Lehrzeit durchmachte, sprach dieser ihm einmal von seinen Nöten nach einem passenden Operntext: „Im Bärenhäuter glaubte ich einen prächtigen Stoff gefunden zu haben, aber bis über den Titel und das Personenverzeichnis bin ich nicht hinausgekommen; ich weiß mit dem Märchen nichts anzufangen." Bei der Erwähnung des Bärenhäuters dachte Siegfried sofort wieder an die Vorliebe seines Vaters für dieses Märchen; er hielt das Gespräch mit Humperdinck für einen Fingerzeig. So verfiel er auf sein deutsches Märchenspiel, mit dem er sich zuerst auf der Bühne einführte.

Im Bärenhäuter begegnet das Grundmotiv der deutschen Sage, die Erlösung durch die Liebe einer reinen Jungfrau. Das verleiht der Dichtung die zu Herzen gehende trauliche Innigkeit. Zwei Grimmsche Märchen, „Der Bärenhäuter" und „Des Teufels rußiger Bruder" sind benützt: in der Hauptsache folgt die Handlung dem erstgenannten, in Einzelzügen dem zweiten. Da sehen wir den abgedankten Soldaten, der in der Hölle an den Kesseln, in denen nebst andern Sündern auch seine ehemaligen Vorgesetzten sieden, den Heizerdienst verrichtet. Da sehen wir weiter den mit Schmutz und Ruß bedeckten Wanderer im Wirtshaus einkehren, den diebischen Anschlag des Wirtes auf die vermeintlichen Schätze des Fremden, die Freigebigkeit des Bärenhäuters gegen einen alten Schuldner des Wirtes, seine Verlobung mit der jüngsten Tochter des von ihm Beschenkten, während die beiden älteren Schwestern spottend den unholden Freier verschmähten, und endlich des Bärenhäuters Rückkehr in verwandelter Gestalt zur treuen Braut, der er sich durch den Ring zu erkennen gibt. Aber die Ungestalt des Bärenhäuters ist im Märchen mangelhaft begründet: der Teufel bietet ihm Glück und Reichtümer, wenn er sieben Jahre jede Reinlichkeit verschwört. Hier knüpft Siegfried Wagner in glücklichster Weise die altfranzösische Novelle von St. Peter und dem Spielmann aus dem Spielmannsbuch von Wilhelm Hertz an. Zu einem Spielmann, der in der Hölle die Kessel heizen und die Seelen drin bewachen soll, kommt Petrus und gewinnt ihm beim Würfeln alle Seelen ab. Den leichtsinnigen Spielmann jagt der zornige Teufel zuletzt aus der Hölle. Hiermit begründet Siegfried Wagner die Handlung: Hans Kraft, der obdachlose Soldat, verdingt sich dem Teufel als Höllenheizer, verliert im Würfelspiel an den Fremden (Petrus) die ihm anbefohlenen Seelen und wird zur Strafe dafür in die Ungestalt verwünscht, bis ein Mädchen ihn durch ihre Treue vom Fluche erlöst. Endlich ist ein Bericht aus Bayreuther Chroniken über einen abgeschlagenen Sturm Wallensteins auf die Plassenburg bei Kulmbach verwertet, wodurch die allgemeine Märchenhandlung örtlich und zeitlich genau bestimmt und das Ganze dramatisch wirksam abgeschlossen wird.

Das Märchenspiel verläuft in drei Aufzügen: der erste Akt schildert, wie Hans Kraft vom Teufel als Heizer in der Hölle angestellt, vom Fremden im Würfelspiel besiegt und schließlich vom Teufel zum Bärenhäuter verwünscht wird. Im zweiten Akt kehrt der Bärenhäuter im Wirtshaus ein und verlobt sich mit Luisel, der Tochter des verschuldeten Bürgermeisters, durch den Ring. Im dritten Akt ist die Prüfungszeit um: Hans Kraft gewinnt seine menschliche Wohlgestalt zurück, zeichnet sich durch entschlossene Tapferkeit bei der Verteidigung der Plassenburg aus und findet durch das Wahrzeichen des Rings die ihm treu gebliebene Braut wieder.

Die einzelnen Gestalten sind anschaulich erfaßt und geschildert, namentlich Hans Kraft, Luisel, der Teufel und der Fremde. Bei den zwei letztgenannten treffen wir die humoristisch gemütvolle Vorstellung, die in deutscher Sage über den dummen Teufel und den launig-ernsten Heiligen herrscht. Auch alle Nebenrollen sind lebendig und eigenartig ausgeführt. Die Sprache der Dich-

tung ist frisch und natürlich, wie es dem Märchenton geziemt. Die Handelnden sprechen grad heraus mit mundartlich fränkischem Anflug, so daß alles wahrhaft, ursprünglich, unmittelbar und volkstümlich wirkt, ohne jedes falsche literarische Pathos. Und ebenso ist die Musik, die die verschiedenen Personen, ihr Fühlen und Handeln, und die einzelnen Vorgänge trefflich darzustellen weiß. Im kunstvoll vielstimmigen Vorspiel ziehen die wichtigsten musikalisch-poetischen Grundgedanken an uns vorüber. Siegfried Wagner hat folgende Erläuterung des thematischen Baus gegeben: „Die Ouvertüre gliedert sich in fünf Teile: 1. Schilderung des Bärenhäuters (Hans Kraft); voll munteren Trotzes zieht er in die Welt, keck den herausfordernd, der ihm etwas anhaben möchte (Hornruf). 2. Seinen Ruf erwidert einer, auf den Hans Kraft nicht gefaßt war: der leibhaftige Teufel selbst; zunächst schwirrt's in der Luft. Hans lauscht; er ruft nochmals; die Erscheinung wird deutlicher, schwächer erklingt der Hornruf, und dreist schlängelt sich der Teufel an Hans heran. 3. Da hält das Ewig-Weibliche schützend die Hand über den Harmlosen. Es folgt das Thema der Frauengestalt (Luise). Wonniges Entzücken des beglückten Hans, aus dem ihn 4. nur zu bald der frech sich einschmeichelnde Teufel stört (Holzbläser-Fugato; Durchführungsteil). Ein Kampf entspinnt sich zwischen Hans Kraft und dem Teufel. Hans droht zu erliegen, da greift als Schutzengel das Mädchen mit ein. Der Teufel, immer wütender und drohender sich gebärdend, wird schließlich durch die Kraft der Liebe besiegt. 5. Hans, von Dank und Freude erfüllt, geht geläutert und gestählt aus dem Kampfe hervor."

Zu diesen Motiven kommen im Verlauf des ersten Aktes noch zwei neue hinzu: die ernste, fromme, choralartige Weise des Fremden (Petrus) und das wunderliebliche Ringmotiv als Sinnbild der Treue. Im übrigen ist die Umwelt musikalisch trefflich gezeichnet: der Höllenspuk mit dem Teufelswalzer, die Muffelsche Kompagnie, die Pfingstfreuden der Bauern. Alles ist leicht verständlich, einfach melodisch und doch so schön und gehaltvoll, daß man immer von neuem den Weisen mit herzlicher Freude lauscht. Die Motive sind einerseits humoristisch wie beim Teufel, andererseits gemütvoll, wenn Hans seiner Mutter gedenkt oder wenn die erlösende Liebe eingreift. Die musikalisch-poetischen Höhepunkte liegen in den Liebeszwiegesängen des zweiten und dritten Aktes, wo Siegfried Wagner herzbewegende Töne findet. Der Bärenhäuter in seiner volkstümlichen Märchenweise erschien wie eine Verwirklichung des Wortes, das Richard Wagner über das Siegfried-Idyll schrieb: „die Heldenwelt uns zaubernd zum Idylle".

Die musikalischen Vorzüge treten schon im Bärenhäuter voll entwickelt hervor. Die Motive sind sanglich, ausdrucksvoll, selbständig ohne irgendwelche Anlehnung an besondere Vorbilder und durchaus dramatisch, nach den einzelnen Gestalten und Vorgängen geprägt. Als Schüler Humperdincks beherrscht Siegfried Wagner die Kunst des musikalischen Satzes und der Instrumentierung vollkommen, mühelos und natürlich. Kontrapunkt, Vielstimmigkeit, Fugen sind an den Partituren zu rühmen, deren schmiegsame und klangvolle Formung den Hörer fesselt. Alles, was an Richard Wagner erinnern könnte, ist grundsätzlich vermieden: Siegfried will seinen Vater nicht nachahmen, sondern ergänzen; er schreibt keine Festspiele, sondern schafft fürs deutsche Theater, dem er edle und reine Volkskunst bieten möchte. Und wenn dieses hochgemute Streben oft nur wenig Gegenliebe fand, so ließ er sich dadurch nicht entmutigen. Unermüdlich arbeitet er weiter und legt eine Partitur neben die andere in der Hoffnung, daß doch einst der Tag ihrer Auferstehung kommen muß! Das Wort des Vaters: „mein Sohn wird einst schwer an mir zu tragen haben", erfüllte sich, indem die meisten Zuhörer, Kritiker und Berufsmusiker nicht unbefangen an Siegfried Wagners Opern herantreten. Oskar Bie gönnt in seinem Buch über die Oper (1913) Siegfried Wagner nur wenige Sätze, die aber eine fast wider Willen abgenötigte Anerkennung enthalten: „Er möchte auf dem Boden der Popularität landen. Er war, zu Beginn, vielleicht der unwagnerischste von allen. Ein frischer, derber und natürlicher Ton bewegte seine Kunst. Seine Texte, nach des Vaters Lehre selbst verfaßt, litten unter einer germanistischen Neigung zu Sagenverknüpfungen. Seine Musik, begabter als man, durch ein wohlbegreifliches Vorurteil irregeführt, meinen könnte, hat Gefüge, Verstand und ein Gefühl, das nicht in die Bahnen

der väterlichen Schule zu gleiten brauchte, um glaubhaft zu sein.“ Und diese Fähigkeiten haben sich von Werk zu Werk gesteigert. Die quellende Frische der melodischen Erfindung und ihre überaus kunstvolle Verarbeitung zeichnet Siegfried Wagners Musik vor den gequälten, blassen und leblosen Linien und Flächen und gesuchten Mißklängen der modernsten Tonsetzer vorteilhaft aus.

Gleich nach dem Erscheinen des Bärenhäuter schrieb M. G. Conrad: „Ich fühle mich seitdem reicher, und eine Quelle des Frohsinns und herzlicher Erhebung fließt mehr in meinem Leben.“

Dem Bärenhäuter folgte als eigentliches Märchenspiel nur noch „An allem ist Hütchen schuld“, in Stoffgestaltung aber ganz und gar verschieden. Die übrigen Operndichtungen sind in der Hauptsache frei erfunden, in geschichtliche oder sagenhafte Umwelt versetzt, mit Volksbräuchen durchwoben, an geschichtliche oder sagenhafte Erzählungen angeknüpft, geheimnisvoll und tragisch gewendet, daher auch weniger leicht verständlich. Der Bärenhäuter wirkt unmittelbar, die übrigen Werke verlangen willige Hingabe und gründliche Beschäftigung mit dem Gegenstande.

Die beiden Erstlingswerke, „Bärenhäuter“ und „Herzog Wildfang“, erlebten ihre Uraufführung einst in München, das sich seither der Kunst Siegfried Wagners völlig und grundsätzlich verschloß. „Kobold“, „Bruder Lustig“, „Sternengebot“ wurden zuerst im Hamburger Stadttheater aufgeführt, das damals an denkwürdigen Festtagen den ganzen Kreis des Hauses Wahnfried und namhafte Vertreter des Theaters und der Presse als Gäste begrüßte. Dann nahmen sich Stuttgart, Darmstadt, Karlsruhe, Rostock der Uraufführungen an, immer mit unleugbarem Erfolg, weil sie, zumal in der zerfahrenen Gegenwart, doch mindestens als echt deutsche Schöpfungen der Beachtung würdig sind. Ich habe Gelegenheit gehabt, die zwei letzten Uraufführungen, den „Schmied von Marienburg“ in Rostock und den „Friedensengel“ in Karlsruhe, beide unter der trefflichen Spielleitung von Otto Krauß, zu hören und mich von der begeisterten Aufnahme zu überzeugen. Der Leitgedanke im „Schmied von Marienburg“ ist der innere Zerfall des deutschen Ordens, der 1410 durch Verrat bei Tannenberg besiegt wurde, und seine Wiederaufrichtung durch den neu gewählten Hochmeister Heinrich Reuß von Plauen. Das Vorspiel schildert eindrucksvoll diese Vorgänge, die in den Motiven des Ordens und seiner Feinde gestaltet sind. Feierliche glänzende Weisen malen das Bild der Ritterschaft und ihrer stolzen Burg; aber nach und nach verdüstern sich diese hellen Klänge, der polnische Erbfeind treibt sein Vernichtungswerk. Im Mittelsatz wird dieser Kampf geführt, aus dem am Schlusse der Orden verjüngt und neu gestärkt hervorgeht. Der „Friedensengel“ ist eine Mahnung gegen den unseligen, wahnvollen Haß, der die Menschen sogar über Tod und Grab hinaus verfolgt. Wiederum hebt das Vorspiel in breiter symphonischer Ausführung die Leitgedanken hervor, die Umrahmung einer an äußeren Ereignissen reichen Handlung aus dem 16. Jahrhundert. Die Friedensmahnung ist ein feierlich ernstes, mild erhabenes Fugenthema, dem sich das gesangsvolle Motiv des „Friedensengels“ anschließt. Auf dem glückverlangenden Menschenherzen lastet der Schmerz, dem der Glaube an einen gütigen Helfer, der ins ewige Lenzland geleitet, antwortet. Es ist das Bild vom Ringen des leidenden Menschen, von seiner Hoffnung auf Seelenfrieden, von der Erfüllung und trostvollen Verklärung durch göttliche Huld. Die großen Vorspiele Siegfried Wagners gleichen in der Anlage den symphonischen Dichtungen Liszts, indem sie aus besonderen Vorgängen, aus dem Drama, die allgemein menschliche Idee in Tönen gestalten.

Trotz des Erfolges in Rostock und Karlsruhe verlautet noch nichts davon, daß andere Theater diese Werke, die die Feuerprobe der Aufführung bestanden, zu wiederholen gedenken. Der „Heidenkönig“, „Rainulf und Adelasia“, „Wahnopfer“ harren noch der Uraufführung, ja sogar der Veröffentlichung durch die gedruckte Partitur. Die deutschen Theater halten sich noch immer scheu vor den Schöpfungen Siegfried Wagners, die nicht „zeitgemäß“ sind, zurück!

(Zum „Bärenhäuter“ verweise ich auf Hans von Wolzogen. Aus Richard Wagners Geisteswelt; Berlin und Leipzig 1908, S. 230 ff. [über die Quellen der Dichtung]; C. Fr. Glasenapp, Siegfried Wagner und seine Kunst; Leipzig 1911; Paul Pretzsch, Die Kunst Siegfried Wagners; Leipzig 1919.)

Prof. Dr. Wolfgang Golther (Rostock)

Türmers Tagebuch

Unsre Wirtschaft · Die Fürstenenteignung · Reparationen und Handelsverträge · Deutsch-Österreichische Zolleinheit · Unser Kolonialwille und Kolonialanspruch · Der Messias des Imperialismus · Houghton und Tschitscherin · Auf der Hut sein

Ein verderblicher Winter liegt hinter uns. Wandel und Handel erstarrten; Schmalhans wurde Küchenmeister in Millionen deutscher Häuser. Das einzige, worin üppiger Überfluß gedieh, das waren Bankerotte und Arbeitslosigkeit.

Reichsfinanzminister Reinhold meint jedoch, daß auch in der Wirtschaft die Tage schon wieder länger würden. Der Sonnentiefstand sei vorbei. Was wir erlebt, das sei mehr Selbstbereinigung als Verhängnis gewesen und laufe sich jetzt aus.

Mit dem frischen Mute des Optimisten hat er daher eine halbe Milliarde Reichssteuern abgebaut und erhofft von dem billigeren Gelde zunächst billigere Preise; in der Folge aber einen starken Auftrieb des Geschäftslebens.

Vielen Volkswirten ist das Herz noch nicht ganz so leicht. Wein- und Luxussteuer wurden aufgehoben, weil sie wirkten wie der Stein, den der Affe warf, um die Fliege zu töten auf der Stirne des schlafenden Herrn. Der Sturm der Moselwinzer auf das Landratsamt von Berncastel hat im Reichstag wirtschaftliche Einsichten geweckt. Einzelne Nahrungszweige werden so erleichtert; größere Kreise merken es kaum, denn wer hat jetzt noch Geld für Wein und Luxus? Die ermäßigte Umsatzsteuer hingegen bleibt im Zwischenhandel stecken. Kein Bäcker oder Krämer kann einen Nachlaß von sechzig Mark auf 20000 Ladenkasse in seinen Kleinpreisen fühlbar machen; selbst bei redlichstem Wollen nicht.

Man muß beim Anfang anfangen. Der Staat braucht Steuern nach dem Ausmaß seiner Ausgaben; je mehr er den Pfennig fuchst, desto weniger braucht er die Bürger zu drücken. Wie alle Republiken arbeitet aber auch die deutsche viel zu teuer. Drum soll gespart werden. Wenn nur nicht zu dem Verwaltungsabbau, wie ihn in der Theorie alle wollen, ein Diktator gehörte, wie ihn in der Praxis keiner will! Als Friedrich Wilhelm I. von der Beisetzung des gebehändigen Vaters heimkehrte, ließ er sich die Beamtenliste vorlegen und strich sie auf die Hälfte zurück. Die Ausgefallenen prophezeiten den Staatsuntergang. Aber der kam nicht, vielmehr wurde Preußen jetzt erst gesund. So was kann nur ein Selbstherrscher, nie ein Kabinett, das vom Parlament, und nie ein Parlament, das vom freiesten Wahlrecht aller Nutznießer je nach Willfährigkeit zusammen- oder niedergestimmt wird.

Die zielbewußte Linke wußte denn auch anderen Rat. Die Fürsten sollten enteignet werden. Das wäre ja noch schöner, wenn den Cidevants, zumal dem „gekrönten Deserteur in Doorn, auch noch Steuergelder nachgeworfen würden"! Die schlechtesten Triebe hat sie aufgewiegelt. Flugblätter verwiesen darauf, daß die Russen ihren Zaren mit fünf Gramm Blei abfanden. Hoftratsch und verjährte Potentatensünden mußten herhalten bis zu den Soldatenverkäufen an England im

achtzehnten Jahrhundert! Mit sichtbarem Erfolg, denn es brachte dem marxistischen Volksbegehren gegen anderthalb Millionen beschwatzter Zuläufer.

Die bürgerlichen Parteien hatten sich aufs Totschweigen verlegt. Das war falsch und schlug fehl. Die Massensuggestion wird jetzt wissenschaftlich erforscht. Gerade bei uns. Aber wir Meister ihrer Erkenntnis bleiben Stümper in ihrer Abwehr. Sie behielt daher freien Lauf mit dem listigen Anschlag auf Neid und Einfalt. Der Zwang half, und wer von den freien Gewerkschaftlern nicht durch Kontrollmarken nachwies, daß er sich eingetragen, dem ging es schlimm.

Vermutlich kommt es daher zum Volksentscheid. Um so mehr muß gerüstet werden zum Kampf wider das Schlagwort. Wenn es wirklich zu einem Milliardenraub käme, dann wäre es keiner der Fürsten am Volke, sondern der einer rechtsbrüchigen Volksmehrheit an den Fürsten. Denn diese verlangen nichts, was dem Staat gehört, lediglich einen Bruchteil dessen, was ihnen gehörte, aber der Umsturz beschlagnahmte.

Will Amerika jetzt etwa die Auslanddeutschen bereichern? Es denkt bloß, wie es einem Rechtsstaate ziemt, an die Freigabe ihres Eigentums, das der Kriegsausbruch unter Zwangsverwaltung gestellt hatte. Genau so verhält es sich bei uns mit den Fürstenvermögen.

Man streitet um einen Anspruch, den die Verfassung verbürgt. Als gewisse Kronberater damit Unfug trieben, bäumte das Taktgefühl sich auf, und niemand nahm Schaden als die Fordernden selber.

Hier geht es um das fundamentum regnorum. Würde das Recht des Eigentums gebeugt, dann wäre dies eine Bolschewisierung auf trockenem Wege. Wenigstens der Ansatz dazu an besonders tauglichen Punkte. Aber nach den Schatullgütern reizt die tote Hand, es folgen Bergwerke und Großgrundbesitz. Die Völkischen haben einen Antrag auf Enteignung der Neureichen und Ostjuden gestellt. Er ist kein Wille, nur ein Heimleuchten. Allein er lehrt, wie es verliefe, wenn erst einmal begonnen würde mit der so oft empfohlenen Erfassung der Sachwerte. Dann wäre kein Halten mehr. Wir bekämen Zustände wie im alten Rom vor dem Ausgang der Republik. Wer in die Macht stieg, ob Marius ob Sulla, Cäsar oder Pompejus, Octavianus oder Marc Anton, der beraubte die Anhänger des Gegners und ramschte deren Güter.

„Reparationszahlung“ nannte die rote Hetze den Fürstenausgleich. Ach, wenn doch jene richtigen so leicht abzubürden wären wie diese vorgeblichen! Alles Eigentum der alten deutschen Herrscherhäuser bis auf den letzten Heller erfaßt, bringt bei weiten noch nicht die Summe, die uns des vielgerühmten Herrn Dawes Weisheit von 1928 ab jährlich abzapft. Überdies gehen vier Fünftel davon in den Besitz der Länder. Was z. B. den Hohenzollern ein für allemal heimgezahlt werden soll, das muß dem Reparationsagenten auf unabsehbare Jahre hin alle drei Wochen aufs Brett gelegt werden. Darüber aber fehlt es der sozialdemokratischen Presse schlechterdings an der sonst so rotglühenden Entrüstung. Genosse Kulzynski begrüßte es neulich sogar, daß der bisher zu niedrige Anteil Frankreichs endlich eine halbwegs angemessene Höhe erreicht habe.

Wer bringt dies Alles auf? Die Reichsbahn, der Reichshaushalt, die Industrie,

und wenn diese versagen, die verpfändeten Einkünfte aus Branntwein, Bier, Tabak und Zucker. Sinnenhafter gesprochen heißt dies, daß dem Deutschen sein Pfeifchen, sein Dämmerschoppen, sein Stückchen Kaffeesüßung, seine Weihnachtsfahrt ins Elternhaus oder seine Ferienreise mit Abgaben an den Feind belastet sind. Was Transfer genannt wird, müßte Brandschatzung heißen und der Reparationsagent Fronvogt, wenn die deutsche Sprache nicht arm Sprak, plump Sprak wäre. Wie weit fremder Erfassungswille uns beherrscht, erhellt daraus, daß er Einspruch erhebt, weil der Reichstag die Biersteuer nicht erhöhte.

Mit der Zeit schwächt dies unsre Wirtschaft bis zur Aderleere. Wenn der rote Wühler von fürstlichen Blutsaugern lärmt, so muß man desto lauter betonen, daß auch die heillosesten Vertreter der schlimmsten car tel est notre plaisir-Willkür längst vermoderter Jahrhunderte nur Stechmücken waren im Vergleich zu den Riesenegeln der Versailler Erpresser-G. m. b. H.

Wir sollen zahlen auf Teufel komm raus. Darin sind sie alle gleichen Sinnes. Die Kriegslüge ist ihnen eine Geldfrage; der Verzicht auf sie wäre ja der Verzicht auf den Tribut. Die Moral hört dort auf, wo die Habgier anfängt.

Insofern denkt man ganz folgerichtig. Aber diese Logik zerbricht auf halbem Wege. Der Bauer füttert die Kuh, damit sie Milch gibt; er düngt den Acker, denn sonst trägt er nicht. Die Kurzsicht der Reparationsempfänger hingegen beharrt dabei, wir müßten tilgen können, auch ohne zu verdienen, und sperrt uns die Ausfuhr durch Zollschranken. Selbst bei Handelsverträgen fordert Jeder Gegenzugeständnisse, ganz wie einst, als Deutschland noch für sich und nicht für ihn arbeitete. So jetzt das aus Geblüt wie aus Notlage doppelt hungrige Frankreich. Es will deutsche Möbel nur einlassen gegen französisches Gemüse, Kraftmaschinen gegen Kali, Chemisches gegen Wein. Sprunghaft nähern sich die Dinge dem Nullpunkt; gar nicht lange mehr genießt General Dawes den Vorschußruhm eines weltwirtschaftlichen Kolumbus.

Der österreichische Bundeskanzler Ramek war in Berlin. Er erzählte, ihm sei gewesen, wie im Hause eines Vetters, wo man sich ohne Worte versteht. „Zwei Staaten, ein Volk“ sagte Stresemann. Aber ist es nicht das Naturrecht eines Volkes, auch ein Staat zu sein? In der Völkerbundsatzung steht so etwas wie von Selbstbestimmung.

Über eine österreichisch-deutsche Zollunion wurde geredet. Eine solche war bereits zu Jahresanfang von 1918 in Salzburg vereinbart. Gegen Jahresende jedoch wurde sie schon mit vielen anderen vernünftigen Dingen ein Opfer des Umsturzes. Allein Notwendigkeiten sind fleißige Maulwürfe, sie purren immer wieder an. Sämtliche österreichischen Handelskammern haben sich dafür erklärt. Eine große Umfrage soll demnächst das Gelände abstecken für den Bau des Einheitswerkes.

Reichsbankpräsident Dr. Schacht will den inneren Widerspruch des Dawesplans lösen durch deutsche Kolonialgesellschaften. Rein privatwirtschaftlich nach Art der Chartered companies sollen diese geeignete Überseegebiete erschließen und mit deutschen Volksteilen besiedeln, damit sie das Mutterland mit Rohstoff und Nahrungsmitteln versorgen, selber aber im Austausch Abnehmer werden für dessen Großausfuhr. Er fordert dafür nichts als das Wohlwollen der Gläubigermächte und

bei uns den freudigen Pionierglauben, der einst die ersten Pflanzer Nordamerikas beseelte: die Pilgerväter von der „Mayflower“.

Obwohl noch flüssig in den Umrissen, ist der Vorschlag umsichtig angelegt. Geschickt meidet er alle denkbaren Einwände jener gereizten Feindseligkeit, womit zu rechnen das Geschick uns nötigt.

Die alten Schutzgebiete sind uns abgezwickt. Wir hätten, so wurde behauptet, weil in Versailles jedes Raubgelüst in einem moralischen Samtmantel auftrat, uns der Teilnahme an überseeischer Siedelarbeit als unwürdig erwiesen. Diese koloniale Schuldlüge ist ebenso niederträchtig wie die europäische. Das haben sogar die englischen Sendgutachter festgestellt, die vor zwei Jahren Ostafrika bereisten. Lob hatten sie für die deutsche Leistung und nichts als Lob.

Der Heuchlerkonvent tat, als ob man sich nicht bereichern wolle an der deutschen Beute, sondern sie wie ein apportierender Hühnerhund redlich niederlege an der Schwelle des Welt-Clearinghouses. Da man jedoch selber Völkerbundsrat war, gab man sie sich sofort in der Form von Mandaten selber zurück.

Nach der Satzung hat jedes Bundesmitglied auf Mandate Anrecht. Wir machten daher ein solches, genau wie den Ratssitz zum Vorbeding unsres Beitritts. Die Antworten waren so, daß zwar der Frager sie als Zusage fassen konnte, der Abfasser hingegen als das Gegenteil. Der Bund ist bekanntlich „auf Freundschaft und gegenseitiges Vertrauen“ gegründet.

Die englischen Blätter werden schon auf Wink und Weisung unruhig. Sie warnen uns vor kolonialen Absichten. Anträge seien zwecklos; es gebe weder neue Mandate, noch würden alte frei. Das müsse gesagt werden, sonst entstünden Mißverständnisse.

Einige zeigen freilich ein weicheres Herz. Es gebe einige englische Kolonien, die nützten nichts und verschlängen nur Geld. Warum sollte man sie nicht abstoßen? Für das schwer enttäuschte Deutschland sei eine Aufmunterung am Platze. Wenn man ihm einen dieser überseeischen Vielfraße abträte, dann wäre dies zugleich ein Senf-Pflaster für seinen gekränkten Stolz und eine Befriedigung seines kolonialen Ehrgeizes.

Da steigt einem die Gestalt der reichen und mildtätigen Beate aus der Schulfabel vors Auge. Ein Bettler klopft an ihre Türe und klagt sein Leid. Mit vollem Erfolg. „Es jammert sie des Nächsten Not; sie weinte, ging und gab dem Armen ein großes Stück — verschimmelt Brot.“ Sollte Beate nicht angelsächsischer Abkunft gewesen sein?

Unsre Politiker streiten oft, ob uns die englische Anlehnung besser fromme oder die französische. Aber da wie dort lebt man der empirischen Weisheit, daß nur selber essen fett macht. Sowohl am Quai d'Orsay wie in Downing Street steht ein großer Sack mit Sand. Kellenweise wird er denen ins Auge gespritzt, die es nicht durch die Schutzbrille der nüchternsten Kritik zu wahren wissen. Man ist sehr freigebig: mit Worten, die nichts hinter sich haben. Sonst aber mit nichts.

Und Italien? Es ist wie sie, aber es heuchelt wenigstens nicht. Es prostet uns keinen Liebesbecher zu, sondern bekennt sich unumwunden zum sacro egoismo. Der Völkerbund ist ihm Schnurrpfeiferei, und die Knüppel, die uns jene hinterrücks in den Weg schleudern, die wirft es offen; fast möchte man sagen naiv ehrlich. Mussolini mag sonst sein wie er will: ein Bauchredner der politischen Moral war er nie, und

daher weiß man wenigstens, wie man mit ihm daran ist. Er fällt nie um, was der Brite fast stets tut. Auch jetzt will er den Anschluß Österreichs verbieten und Kolonien schlägt er uns rundweg ab; tapfer wie der Held, der einen angeketteten Hund mit Fußtritten mißhandelt.

Um so entschlossener geht er selber auf Kolonien aus. Seine Fahrt in See, auf dem Flaggschiff „Cavour", umheult von allen Dampfersirenen, umkreist von Flugzeugen, war ein Programm. Es wäre verstanden worden; auch ohne die Reden, die er an Bord hielt und in Tripolis auf feurigem Berberhengst, in strotzender Uniform, den wallenden Reiherstutz auf dem Haupte und den Annunciatenorden über der einst so sozialdemokratischen Brust. „Wir sind Menschen des Mittelmeers; unsre Zukunft lag auf dem Wasser und wird immer darauf liegen." Auch ohne den Kriegsruf des Altertums, womit er schloß, das gellende „Alala!".

Da hätten wir ihn: den Messias des größeren Italiens. Sein Reich ist von dieser Welt. Er predigt das Evangelium der Gewalt, und seine Jünger folgen ihm nach. Sein Wort schmettert wie die Tuba Cäsars beim Übergang über den Rubikon. „Wenn ich weiche, dann tötet, wenn ich falle, dann rächt mich!" Sie rächen ihn sogar schon, wenn eine irrsinnige Lady bloß seinen Nasenknorpel zerschießt. Die Möbel der „Vorwärts"-Vertreterin wurden auf die Straße gestürzt, und die Fenster des Sowjetgesandten erlitten klirrenden Bruch. Was haben die mit Violet Albina Gibson zu tun, der Schwester Lord Ashburnes? Vor der britischen Botschaft blieb es hingegen still.

In Paris hat man den Kopf voll neuer Sorgen. Sagte nicht Mussolini, nun nehme Italien das Wort, das anderthalb Jahrhunderte lang Frankreich geführt, und reiße alle Antriebe an sich? Bei Tripolis liegt Tunis, wo mehr Italiener wohnen als Franzosen, und bei Tunis Algier. Hier wie dort trifft man allenthalben „die unsterblichen Spuren Roms", auf denen zu wandeln der Faschismus entschlossen ist. Sogar die Ruinen Karthagos. Man sorgt daher, aber spricht nicht davon. Höchstens meint man, die Abrüstungskonferenz müsse verschoben werden, weil Tschitscherin bei Seeckt gefrühstückt hat. Seit der Kreml die Beschickung ablehnt, da Genf in der Schweiz liegt und in der Schweiz vor drei Jahren ein räterussischer Volkskommissar ermordet wurde, ist auch England jetzt offen für den Aufschub, wie es ihn verstohlen bisher immer schon plausibel zu machen versucht hatte. Es beweist jedoch seine opferfreudige Friedensliebe dadurch, daß es sein Kriegsamt in ein Verteidigungsministerium umbenennen will. Aber selbst die Liberalsten erklären, mehr lasse sich nicht tun, solange die übrige Welt in Waffen starre; solange insbesondere Frankreich sage, jedes große Volk müsse eine große Marine und namentlich viele U-Boote haben.

Auch die Deutschen sind ein großes Volk. Gleichwohl ist man allenthalben darin einig, daß wir selbst dann entwaffnet bleiben müßten, wenn es nie zu einer allgemeinen Abrüstung komme. Wurde die unsrige nicht als deren Anfang dargestellt und gefordert? Der Völkerbund macht die Erfüllung übernommener Verbindlichkeiten mit hohem Worte zur peinlichsten Pflicht.

Diese Nebelwolken der Heuchelei hat mit scharfem Blicke Mister Houghton durchdrungen: der Londoner Botschafter der Vereinigten Staaten. Sein Bericht an

Coolidge ist ein zeitgeschichtliches Verdienst und ein weltgeschichtliches Denkmal. Es macht dem Empfänger Ehre, daß er ihn, allen diplomatischen Üblichkeiten zum Trotz, an die Öffentlichkeit gab.

Die Staatsmänner Europas, so führt Houghton aus, hätten aus dem Kriege nichts gelernt. Sie würden es auch schwerlich, bevor das Verhängnis hereinbreche. Am wenigsten die Frankreichs, das jeden Fortschritt durchkreuze und der Urheber alles Übels bleibe. Die Abrüstungskonferenz sei nichts als ein trügerischer Rummel.

Der Bericht hat in Paris maßlos erbittert. Wer ärgert sich nicht, wenn er seine finstersten Hinterhalte entdeckt und vom Scheinwerfer überstrahlt sieht?

Scheintuerei und Übelwollen wirft auch Tschitscherin den Machern der Abrüstungskonferenz vor. Man lade ein und arbeite zugleich auf den Fehlschlag. Auch er hat's erfaßt. Es ist wohl keiner in Deutschland, der nicht mit ihm und Houghton übereinginge. Wie aber, wenn einmal unser Berliner Kabinett dergleichen schriebe? Sofort hätten wir wieder diplomatische Händel und Strafmaßnahmen Frankreichs auf dem Halse. Diplomat eines Machtstaates zu sein, das ist gar so schwer nicht, aber statt über Schlängeln und Schmiegsamkeit zu schimpfen, bedauere man vielmehr den, der unterhandeln muß, wo doch das wirksamste Mittel des Erfolges, der Appell an die Furcht, ihm zerbrochen zu Füßen liegt.

Dies unsre Lage, und danach müssen wir uns strecken. Es werden wieder Ränke aller Art gesponnen. Paul Boncour pries in Warschau den polnischen Soldaten als den Mauerwächter Europas, er erklärte die polnischen Grenzen für ewig und den polnischen Ratssitz für ein Gebot der Gerechtigkeit. Jules Sauerwein „enthüllt" deutsche Rückversicherungsabsichten mit Räterußland und meint, wenn nur Locarno bleibe, was brauche da Deutschland in den Völkerbund? Das ist, wie wenn ein Kaufmann zum andern spräche: „Du hast mir deine Ware verkauft, warum willst du denn auch noch dafür bezahlt sein?"

Man lebt heutzutage in einer Luft, wie einst im Italien der Borgias. Damals folgte man zwar den Einladungen des Gegners zu seinen Festen, aber man hütete sich vor Speise und Trank, sondern tat nur so, als ob man genieße und behielt die Augen auf.

Das gibt uns Fingerzeige. Solche Zeitläufte machen schlangenklug. Jeder Schritt sei sorgsam bedacht daraufhin, wen er mehr bindet, den Feind oder uns; wie er auf die neutrale Welt wirkt und wie er ausgelegt werden kann von den anerkanntesten Meistern der Verdrehungskunst.

Bisher ist diese Taktik nicht ohne Geschick geübt worden. Das zeigt das Urteil eines amerikanischen Diplomaten, der soeben von einer europäischen Studienreise heimkehrt. Deutschland, so erklärte er, sei die einzige Nation, die wirklich und tatkräftig auf Verständigung arbeite. Diesen Ruhm dürfen wir nicht durch Fehlgriffe verscherzen, wenn auch das gesunde Gefühl, das in uns allen pulst, sich gar oft den Einsichten eines in die Enge gezwängten, aber in die Weite schauenden Verstandes unterordnen muß. Manches Widerwärtige wird zu ertragen sein, wir wissen ja, mit wem wir es zu tun haben. Seien wir auf der Hut und warten wir ab!

F. H.

(Abgeschlossen am 22. April)

Auf der Warte

Keinen Pfennig den Fürsten?

Mit diesem Schlagwort sucht die vielgestaltige Sozialdemokratie ihre auseinanderlaufende Gefolgschaft wieder zu sammeln, freilich mit wenig Glück, wenn auch nicht überall, wie kürzlich in Nürnberg, die blutrote Aufschrift „Keinen Pfennig den Fürsten" den Zusatz erhält: „Sondern alles unsern Barmats!" Ein großer Teil des deutschen Volkes weiß heute schließlich doch endlich, daß, was einem einzelnen Deutschen genommen wird, nicht etwa dem Reiche bzw. dem Volke zugute kommt, sondern ganz anderen Leuten, die man ja wohl nicht erst namhaft zu machen braucht. Jeder, der die Vorgänge in der Großindustrie und Landwirtschaft verfolgt hat und noch verfolgt, wird unschwer erkennen können, daß alle diese nationalen Werte durch Liquidation usw. in fremde (nichtdeutsche) Hände übergehen. Es unterliegt also gar keinem Zweifel, daß alles, was den deutschen Fürsten von Staats wegen genommen wird, an genau dieselben Unbekannten verloren geht, die auch das übrige Volksvermögen an sich zu bringen verstanden haben. **Eine Enteignung der deutschen Fürsten ist eine Enteignung des deutschen Volkes**, eine weitere Verminderung des nationalen Kapitals. Will man für das deutsche Volk Sicherungen schaffen, wären sie auf anderen, zuverlässigeren Wegen zu suchen.

Aber das **deutsche** Rechtsgefühl steht wider den Staat, wenn er sich für befugt hält, die deutschen Fürsten nach irgend einem Schema zu enteignen. Denn ohne die Herrschertugenden der Fürsten, ohne ihre historisch beurkundeten Verdienste wäre Deutschland wahrscheinlich schon längst ein Sklavenstaat der Franzosen oder anderer Kulturbarbaren. Die Beweise liegen für das Reich und die Einzelstaaten allenthalben zuhauf. Hier sei nur auf ein Beispiel hingewiesen: **Weimar**. Was wäre Weimar ohne seine **Fürsten** geworden? Ich will an die frühesten Zeiten gar nicht erst erinnern, will von Friedrich dem Weisen und Johann Friedrich dem Großmütigen, den tapferen Beschützern Luthers, ganz schweigen, will die Fürsten und ihre Taten während des 30jährigen Krieges übergehen und ihre in Weimar ja noch heute bezeugte schöpferische Kraft als Kulturarbeiter unerwähnt lassen, nur an Anna Amalia und Carl August sei erinnert. Hundert Zeugnisse aus jenen Tagen bezeichnen Weimar als ein schäbiges, schmutziges Dorf, das Land als arm und unwirtschaftlich — und was stellt Weimar, Stadt und Land, beim Tode Carl Augusts dar! Nicht nur sein Ruhm, getragen von Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Falk usw., strahlt in alle Welt und zieht Tausende von Fremden an, nicht nur sein Theater ist ein Mittelpunkt deutscher Kultur, eine Wiege deutscher Zukunft, auch die Stadt ist wie neu erstanden, es blüht Handel und Gewerbe, die Straßen nach allen Himmelsgegenden sind fahrbar gemacht und von regem Verkehr belebt, der Tausenden Verdienst und Arbeit bringt. In Apolda, Weimar und zehn anderen Orten stehen zahlreiche Webstühle und Wirkmaschinen, in der Rhön blüht die Holzindustrie, während zuvor der Hunger und die bittre Not dort heimisch waren. Und alles hat **Weimars Fürstenhaus** geschaffen oder doch angeregt und herbeigezogen, in nimmerrastender Fürsorge für Land und Volk. Und welch zahllose Verbesserungen sind auf Anordnung Carl Augusts in der Forst- und Landwirtschaft, im Obst- und Gartenbau eingeführt worden! Immer wieder sucht er auf seinen oft sehr beschwerlichen Reisen das Beste für seine Landeskinder zu finden und zu erwerben, schafft Musterwirtschaften, um den Bauern kostspielige Versuche zu ersparen und zum Neuen Mut zu machen, schafft Obstbaumschulen und Gartenarbeitsschulen, um das Land mit den tauglichsten und besten Fruchtbäumen zu versorgen. Es brauchte dicke Bücher, wollte man auch nur lückenhaft aufführen, was von seiten unsrer weimarischen Fürsten für das Land getan worden, das kulturell und wirtschaftlich zu entwickeln stets zu ihren vornehmsten Pflichten und ersten Sorgen gehört hat.

Daß dabei nicht nur Staatsgelder verwendet worden sind, sondern auch in sehr erheblichem Maße die fürstliche Privatschatulle in Anspruch genommen wurde, ist ja allgemein bekannt und unschwer aus den Akten und Geschichtsquellen zu entnehmen.

Aber das alles sind die größten Verdienste unseres Fürstenhauses am Ende noch gar nicht einmal. Was hat, um von hunderten nur ein Beispiel anzuführen, unsre Herzogin Luise 1806 nicht alles für Weimar, Stadt und Land, getan! Wäre sie nicht gewesen, hätte Napoleon nicht nur Stadt und Land ausplündern und ausbrennen lassen, sondern Weimar auch kassiert und einem Jerome oder andern Halunken als Ausbeutungsobjekt zugeworfen. Nur ganz allein dank der hoheitsvollen, unerschrockenen Haltung unsrer herrlichen Herzogin dem Korsen gegenüber blieb der Stadt und dem Lande das Schlimmste erspart, und wenn es auch tiefe Wunden empfing, so blieb es doch lebensfähig und war, unter der tatkräftigen, fürsorglichen Regierung Carl Augusts bald wieder in Blüte, wozu freilich das Fürstenhaus nicht wenig beitrug, indem es Geld und Schmuck und anderes Gut opferte, damit die Armen gespeist und die grausigsten Schäden geheilt werden konnten.

Es liegt also doch für jeden rechtlich Denkenden auf der Hand, daß hier gewaltige Summen fürstlichen Kapitals ins Volk gewandert sind und dadurch eine persönliche Beteiligung am Aufblühen des Landes unbestreitbar ist. Nur dank der Geldopfer aus dem Privatvermögen der Fürsten und dank der vorbildlichen Dienstleistung dieser ersten Diener ihres Staates konnte Weimar werden, was es ist. Wenn das Volk dann durch Steuergelder am Aufbau und Ausbau des Landes mithalf, darf das Verdienst unsrer Fürsten nicht geschmälert werden, das eben darin lag, daß durch ihr vorbildliches Schaffen und Walten das Volk instand gesetzt wurde, von seinem Besitz und seinen Geldeinnahmen überhaupt eine Steuer zu zahlen.

Nun fand Weimar aber auch noch in der sehr reichen Zarentochter Maria Paulowna (1809 bis 1859) eine Erbprinzessin und spätere Großherzogin, die mit offenen Händen schenkte und immer wieder schenkte, Wohltätigkeitsanstalten schuf und Stiftungen machte, die in ihrer Fülle kaum zu übersehen sind. Und nach ihr tat die ebenso reich begüterte Großherzogin Sophie, eine holländische Königstochter, dasselbe, wo möglich noch in erhöhtem Maße. Was sind da nicht für Segensquellen aus fürstlichen Mitteln geschaffen worden! Was ist da nicht Großes und Fortwirkendes gepflanzt, gehegt und gepflegt worden! Krankenhäuser, Schwesternhäuser, Schulen, Kinderheime, Fürsorgeanstalten für Blinde, Taube, Blöde, Heilanstalten usw. usw. Wie viel Künstler haben im Inland und Ausland dank fürstlicher Unterstützung studieren können, sich und dem Lande zu Nutz und Frommen; wie viel Lehrer und Handwerker haben sich dank der fürstlichen Geldgeber eine Zukunft geschaffen! Man zähle die Familien im Lande nur einmal zusammen, die ohne die fürstliche Hilfe untergegangen wären oder doch nur ein sehr kümmerliches Dasein fristeten, während sie heute in hervorragenden Stellungen, weitverzweigt, ein sehr stattliches Leben führen, den Reichtum des Landes infolgedessen mehrend und ebenso an dem Reichtum des Volksganzen teilnehmend, wenn sie diese ihre Erfolge und Vorteile, wie das nicht selten geschieht, den eigentlichen Urhebern, unsern Landesfürsten, auch mit schnödem Undank lohnen.

Nein, deutsches Rechtsgefühl empört sich gegen den Versuch, unsern deutschen Fürsten nach einem Schema das Eigentum zu nehmen. Hat man uns Deutschen schon alles geraubt und gestohlen, so sollten wir uns doch unsere Ehrlichkeit und Rechtlichkeit und — Dankbarkeit nicht auch noch nehmen lassen.

Leonhard Schrickel

Der Niedergang der Kultur an den alten Fürstensitzen

Der allgemeine Verfall unserer Gesittung, insbesondere seit 1918: wer will ihn bestreiten? Die Verwilderung und Zügellosigkeit, die Vergnügungssucht und Tanzwut, die Fäulnis von Lichtspielhäusern und Schaubühnen, die der Sensation und Unsittlichkeit Vorschub leisten, die Verrohung der Massen,

die Zunahme des Lasters und der Verbrechen, die steigende Verbreitung der Geschlechtskrankheiten, die Abnahme der Geburten sprechen eine deutliche Sprache. Das Volk versinkt im Strudel von Mächten der Zersetzung; es bedarf der religiösen und sittlichen Läuterung, ehe es wert ist, das kostbare Gut der Freiheit wiederzuerlangen, um das es Feindestücke und eigne Verblendung gebracht hat.

Der Verfall der Kultur zeigt sich insonderheit an unseren alten Fürstensitzen. Kein Wunder! Kunst und Wissenschaft können nicht gedeihen ohne einen Rückhalt: ohne sichere wirtschaftliche Grundlage. Unser Theater bestand vormals aus Wandertruppen von Komödianten; erst die Fürsten haben die ständigen Theater geschaffen, und die Städte sind ihnen gefolgt. Der Hochadel gab das Beispiel des Mäzenatentums. Er war es, der Wien, München, Karlsruhe, Dresden, Weimar, Meiningen, Darmstadt zu Orten von europäischer Bedeutung machte. Er rief Wieland und Goethe, Herder und Schiller und schuf so, wie schon Landgraf Hermann auf der Wartburg, abermals einen Musenhof in Thüringen; er gründete, durch Gastspiele, den Weltruf der Meininger; er ermöglicht heut noch, in seltener Opferwilligkeit, das Bestehen von Kunstanstalten in Dessau, Gera und anderswo.

Die Revolution hat nicht nur den Staat zerstört, das Heer aufgelöst und dadurch Volk und Vaterland den Feinden preisgegeben, sie hat nicht nur den Mittelstand dem Verderben und der Proletarisierung überantwortet; sie hat auch, durch die Vertreibung der Fürsten und den Umsturz der Verfassung, die Kultur zerstört, die von den alten Fürstensitzen zum Heil und Ruhm unseres Volkes ausstrahlte. Überall ist, nach wenigen Jahren, infolge der Verarmung des Adels und des Bürgertums, als der wichtigsten Träger unserer geistigen Güter, der Niedergang offenkundig. Die fürstlichen Theater sind Landestheater geworden, die zu Provinzbühnen herabsinken, dauernd in Geldnot sind, weil die Zuschüsse der verjagten und bestohlenen Fürsten fehlen, und sich mühsam, durch Abstecher, über Wasser halten. Die Betriebe werden eingeschränkt und zusammengelegt; Gastspiele bedeutender auswärtiger Kräfte fallen als zu kostspielig fort. Die Leistungen vermögen mit denen der Großstädte nicht Schritt zu halten und sinken ins Mittelmäßige. Die ehemals fürstlichen, jetzt staatlichen Bibliotheken sind nicht mehr imstande, Bücher anzukaufen und gehen in ihrem Bestand und Wert ständig zurück. Die Musik erhält keine Anregung, die bildenden Künstler keine Aufträge. Es ist ja niemand mehr da, der für scheinbar Überflüssiges Teilnahme und Geld übrig hat; die Neureichen ziehen das Fahren in Kraftwagen und das Kabarett vor, und die untersten Volksschichten verderben ihren Geschmack durch die Schauerfilme der Lichtspielhäuser.

Das Vorbild der Fürstenhäuser, das Vorbild von Edelleuten, die selbstlos mit reichen Mitteln die Kulturinstitute ihrer Länder förderten, von edlen Frauen, denen das Gedeihen der Kunst- und Bildungsanstalten am Herzen lag, fehlt. Es ist unersetzlich. Was die Deutschen damit verloren haben, erkennen sie allmählich, da sie mit Schrecken die Folgen gewahr werden. Wenigstens in Weimar, in Meiningen und Sondershausen, in Altenburg und Gotha, wo die Thüringische Staatsregierung zwecks notwendiger Ersparnisse die Zusammenlegung großer Theater und musikalischer Betriebe plant, sehnt man sich nach der Zeit zurück, wo die wirtschaftliche Lage der Künstler gesichert war, wo die altberühmten Kunststätten geborgen waren unter dem sicheren Schutze der angestammten Fürsten, deren Verständnis und liebevolle Pflege ihr Gedeihen verbürgte.

Dr. Ernst Wachler

Ein Wort über die deutsche Schillerstiftung

Es liegt im Wesen der Deutschen Schillerstiftung, daß sie ihre heilsame Wirksamkeit in der Stille entfaltet und sich immer nur dann an die Öffentlichkeit wendet, wenn die Not es gebieterisch erfordert. Unter dem Druck der Gegenwart ist das freilich ein chronischer Zustand geworden. Es ist zwar oft neuerdings auf diese großartige Wohlfahrtseinrichtung für deutsche Schriftsteller hinge-

wiesen worden; aber das Wissen um sie hat noch nicht hinlängliche Ausbreitung gefunden. Die Deutsche Schillerstiftung ist aus einer Anzahl örtlicher Schillervereine entstanden, die, unter dem Vortritt Dresdens, seit 1855 allmählich ins Leben gerufen, sich im Herbst des Schiller-Jubeljahrs 1859 zu einem großen Verband zusammentaten. Jene Einzelvereine bildeten als Mitglieder der neugegründeten Hauptstiftung deren integrierende Bestandteile — nach den ersten Statuten so gut wie nach den heute gültigen. Die sogenannten Zweigstiftungen — 1921 waren es noch 25 — sind unter sich völlig gleichberechtigt; sie sind berechtigt, mit Sitz und Stimme durch einen Vertreter an der alle fünf Jahre stattfindenden Generalversammlung teilzunehmen, die für die folgende fünfjährige Verwaltungsperiode die Mitglieder des Verwaltungsrats zu wählen und den Vorort zu bestimmen hat. Es ist ein weitverbreiteter Irrtum, daß der Sitz der Deutschen Schillerstiftung notwendig in Weimar sein müsse. In der zweiten Verwaltungsperiode ist Wien, in der vierten Dresden, in der sechsten München (Paul Heyse zulieb) Vorort gewesen, und erst seit 1890 ist die regelmäßige Wahl Weimars erfolgt. Es müßten schon außerordentlich schwerwiegende Gründe dagegen sprechen, wenn es nicht auch in Zukunft dabei verbliebe; denn die Verpflanzung des stark angewachsenen Verwaltungsapparats in eine andere Stadt hat naturgemäß Unzuträglichkeiten aller Art im Gefolge.

Man könnte sich sehr wohl eine ähnliche Wohlfahrtseinrichtung wie die Deutsche Schillerstiftung auch ohne solche Zweigstiftungen denken; aber es würde dann doch etwas wesentlich anderes, und das Gepräge einer das gesamte deutsche Volk umfassenden Organisation könnte dann nicht in gleicher Weise und in gleichem Maße aufrechterhalten werden. Insbesondere müßte die Beschaffung der nötigen Geldmittel in andere Bahnen geleitet werden. Denn die Zweigstiftungen sind bisher das finanzielle Rückgrat der Hauptstiftung gewesen. Ein paar trockene Zahlen führen die beredteste Sprache. Im Jahre 1914 betrug das Gesamtvermögen 2428343 Mark, 319911 österreichische Kronen, wovon nur 621873 Mark der Zentralkasse gehörten, alles übrige den 25 Zweigstiftungen (weitaus das meiste Dresden). Zur selben Zeit führten diese bei Gesamteinnahmen von 80761 Mark nach Weimar 50582 Mark ab (Dresden allein 35389), wozu noch eigene Vergabungen der Zweigstiftungen in der Höhe von 18375 Mark und 8650 Kronen kamen. Diese Zahlen veränderten sich im Laufe der folgenden Jahre nur wenig, bis schließlich alles im Abgrund der Inflation versunken war. Nach Befestigung der deutschen Währung konnte die Deutsche Schillerstiftung für das Jahr 1924 nach ihrem Rechenschaftsbericht an Beiträgen sämtlicher Zweigstiftungen noch — 122½ Goldmark buchen! Im abgelaufenen Jahre 1925 sind (laut persönlicher Mitteilung des Generalsekretärs) von den Zweigstiftungen (Stuttgart und St. Louis) nur 724 Mark eingegangen.

Man wird nun verstehen, warum die Zukunft der Deutschen Schillerstiftung von der Reorganisation ihrer Zweigstiftungen abhängt. Wohl ist es den rastlosen Bemühungen des Vororts Weimar (Generalsekretär ist Dr. Heinrich Lilienfein, erster Vorsitzender: Prof. Dr. Friedrich Lienhard, zweiter: Oberbürgermeister a. D. Dr. Donndorf) gelungen, in den letzten Jahren neue Finanzquellen zu erschließen, die wenigstens in den dringlichsten Notlagen Abhilfe gestatteten. Aber man weiß nicht, wie lange und wie reichlich solche außerordentliche Mittel fließen werden.

Die Zweigstiftungen haben durch die Inflation ihre mühsam angesammelten, in mündelsicheren Papieren angelegten Vermögen verloren; und die Aufwertung wird ihnen nur in beschränktem Maß Genüge tun. Sie haben aber auch einen Teil ihrer zahlungsfähigen Mitglieder eingebüßt, und, wie es so zu gehen pflegt, die verzweifelte Finanzlage brachte da und dort das ganze Räderwerk in Verwirrung.

Wenn ich hier meine Stimme abgebe, so geschieht es auf Grund der Erfahrungen, die ich bei der Stuttgarter Zweigstiftung als deren Vorstandsmitglied seit zwanzig und erster Vorsitzender seit 25 Jahren gesammelt habe. Eine der größeren Stiftungen, ohne doch

die größte zu sein, eignet sie sich durch eine gewisse typische Bedeutung besonders gut dazu, auch anderwärts brauchbare Fingerzeige zu geben.

Das Vermögen belief sich im Jahre 1918 auf rund 60000 Mark Nennwert und 50000 Mark Kurswert. Die Zinsen daraus ergaben etwa 2500 Mark, wozu 1600 Mark Mitgliederbeiträge kamen, so daß mit einem Budget von 4100 Mark gerechnet werden konnte. Davon wurden 1200 Mark an die Hauptkasse abgeführt, der Rest — nach Abzug der geringfügigen Verwaltungskosten — teils zur Kapitalisierung, teils zu eigenen Vergabungen verwendet. Als die Beiträge 1924 zum erstenmal wieder in Goldmark statt in Papiermark geleistet werden sollten, ergab sich gerade unter den alten Freunden der Stiftung eine so weitgehende Schädigung durch die Kriegs- und Nachkriegszeit, daß sich viele von ihnen notgedrungen zurückziehen mußten. Es galt nun, Ersatz dadurch zu schaffen, daß leistungsfähigere neue Kreise für die Idee der Schillerstiftung gewonnen wurden. Anfang 1925 wurden umfassende Werbungen vorgenommen durch Aufrufe in den Stuttgarter Zeitungen, durch Versand von Formularen mit frankierten Antwortkarten an zahlreiche geeignete Persönlichkeiten. Der Anfangserfolg war in Anbetracht der schwierigen Wirtschaftslage recht günstig. 92 neue Mitglieder mit Jahresbeiträgen und 47 lebenslängliche mit einmaligen meldeten sich sofort an. Durch Ankauf von etlichen tausend Goldpfandbriefen konnte der Grundstock zu einem neuen Vermögen gelegt werden, der sich im laufenden Jahre durch Aufwertung der alten Kapitalien vermehren wird. Gleichzeitig wurden die Zahlungen an die Hauptkasse (für 1925 mit 600 Mark) wieder aufgenommen und einige Ehrengaben an württembergische Dichter oder Hinterbliebene solcher verteilt. Die jährlichen Mitgliederbeiträge sind künftig mit rund 2000 Mark in Aussicht zu nehmen, wozu noch ein solcher der vorbildlich handelnden Stadt Stuttgart im Betrag von 500 Mark tritt. Auch der württembergische Staatspräsident hat durch einen Zuschuß sein Wohlwollen für die Stiftung bekundet.

Warum sollte in andern Städten, die so groß wie Stuttgart sind oder größer, sich bei gutem Willen nicht dasselbe erreichen lassen? Man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß gerade in Stuttgart als Hauptstadt von Schillers Geburtsland und Mittelpunkt der Schillerverehrung die Teilnahme für die unter seiner Flagge segelnde Wohlfahrtseinrichtung ausgiebiger sei als sonstwo. Daran mag etwas Richtiges sein. Aber andererseits darf man nicht übersehen, daß der Wettbewerb mit dem Schwäbischen Schillerverein, der sich weit mehr an der Öffentlichkeit abspielt und seinen Mitgliedern greifbare Vorteile zu bieten hat, der Schillerstiftung abträglich ist. Verwechslungen zwischen den beiden Organisationen sind an der Tagesordnung, und viele meinen, wenn sie einer derselben angehören, ihre Pflicht gegen das Andenken des größten schwäbischen Dichters erfüllt zu haben — die Wahl fällt aber meist zugunsten des glänzenderen Schillervereins aus.

Die Geschichte der Deutschen Schillerstiftung enthält eine lange Reihe grausamer Lehren vom jähen Wechsel irdischen Glücks. Wir begegnen unter ihren Schutzbefohlenen Witwen von Männern, Kindern von Vätern, die sich als Lieblinge der Lesewelt niemals träumen ließen, daß die Ihrigen einmal in Notlage geraten könnten; wir stoßen aber auch auf hilfsbedürftige Dichter, die, einst gefeiert, ihren eigenen Ruhm überlebt haben. Ihre Schicksale sind voller ernster Mahnungen an die deutschen Dichter und Schriftsteller, sich, solange sie dazu in der Lage sind, nicht nur ihren Kollegen, sondern auch sich selbst zulieb für die Stiftung einzusetzen. Nächst ihnen sind alle Literaturfreunde: Gelehrte, Schriftleiter, Buchhändler beiderlei Art zur Mitwirkung an dem Werke bestimmt. Endlich ergeht der Ruf an die gesamten Nutznießer literarischen Schaffens, soweit sie nicht im Buche lediglich eine Ware unter Waren erblicken. Laßt eure Dichter nicht hungern! Unterstützt eine Wohlfahrtseinrichtung, die ihre geistigen Wohltäter vor Daseinssorgen bewahren soll!

Es wäre doch seltsam, wenn nicht in jeder großen deutschen Stadt (und solche kommen

ja nur in Betracht), nach Umständen unter Zuzug aus ihrem Hinterland, innerhalb der verschiedenen Berufe und Klassen Männer und Frauen geistiger Tätigkeit wie praktischen Wirkens in hinlänglicher Anzahl vorhanden wären, um noch feststehende Zweigstiftungen aufrechtzuerhalten, in Schlummer versunkene aufzuwecken, ja völlig neue zu begründen. Sie würden sich den wärmsten Dank nicht nur der deutschen Dichterwelt, sondern auch des deutschen Volkes verdienen. Wer sich für diese Frage interessiert, der wende sich an den Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung: Dr. Heinrich Lilienfein, Weimar, Schillerhaus. Geh. Hofrat Dr. R. Krauß

Der Plan einer Maifflur bei Eisenach

(Ein deutsches Olympia)

Nietzsche hat einmal gesagt: „Wir Thüringer suchen selbst die Wahrheit noch auf Umwegen.“ Man darf sich also nicht allzu sehr wundern, wenn der Plan eines „Deutschen Olympia bei Eisenach“ unter Thüringern zunächst auf lebhaften Widerspruch stößt.

Dr. Ernst Wachler, der verdienstvolle Vorkämpfer für eine aus der deutschen Heimat und dem germanischen Volkstum zu entwickelnden Kultur, der Begründer und langjährige Leiter des Harzer Bergtheaters, hat diesen Plan in einem längeren Aufsatz in den Thüringer Monatsblättern (Organ des Thüringer Waldvereins), Eisenach, veröffentlicht (im Februarheft).

Wachler wollte im Sinne und Geiste Wagners und Nietzsches den Weg zur „Wahrheit“ finden: er wies den Deutschen einen Weg zur Einheit im Geiste der Kunst und zur Ertüchtigung des schönen Leibes durch Wettkämpfe in der erhabenen Landschaft der Waldheimat. Das hohe Vorbild der Griechen schwebte ihm dabei vor, die ja auch ihre Kampfbahnen und Theater in die schönsten Landschaften ihrer Heimat verlegten. Seit Jahrzehnten hat Dr. Wachler den Platz für ein solches Olympia der Deutschen im Auge gehabt, ehe er mit seinem Plane an die Öffentlichkeit trat. Er fand zu Beginn unseres Jahrhunderts die von ihm jetzt öffentlich bezeichnete Bergwiese am Kleinen Drachenstein nahe der „Hohen Sonne“ bei Eisenach als den geeignetsten Platz für eine solche Gründung. Die Umstände bewirkten seinerzeit, daß Wachler die Gründung seiner ersten, schon oben erwähnten Festbühne unter freiem Himmel nach Thale, auf den Hexentanzplatz, verlegte. Beim Harzer Bergtheater handelte es sich aber nur um ein Landschaftstheater, zwar das erste und in seiner Eigenart einzige deutsche, nordische Felsentheater. Hier in Eisenach soll dagegen der in einem Menschenalter gereifte Plan einer Verbindung von Kunst (dramatischer Kunst als Schaubild vaterländischer Geschichte und Sage) mit dem blühenden Leben der Gegenwart, der körperlichen Ausbildung der Jugend verwirklicht werden. Dem Landschaftstheater am Drachenstein soll im Laufe der Zeit jenseits des Gebirgszuges im Wiesental drunten ein Kampfbahngelände angegliedert werden. Dann würde sich alles, was deutsch heißt, mit Fug und Recht, einst hier versammeln, zu Schauspiel und Wettkampf: ein Nationalheiligtum könnte entstehen, der Wartburg gegenüber, — aber doch weit genug von ihr entfernt, um durch das pulsende Leben der Gegenwart die Feierstille des Vergangenen nicht zu stören.

Hier nun setzt, kaum daß der Plan in der Idee bekanntgegeben wurde, der Widerspruch der Vereine und Einzelnen ein, die die Heimat, die Feierstille des Vergangenen, die Romantik des Berglandes um Eisenach gefährdet sehen.

Gefährdet? Wieso? H. Nebe erwidert Dr. Wachler in den „Thüringer Monatsblättern“ (Märzheft) auf seinen Aufsatz im Februarheft dieser Blätter mit einem Hinweis auf die Denkmale und Fabrikschornsteine, Villen und sonstigen Bauten innerhalb der Wartburglandschaft und warnt vor einer weiteren Verschandelung. Zudem sei das Klima auf den Eisenacher Bergen für Spiel im Freien sehr ungeeignet.

Ich hatte selbst im Februar d. J. Gelegenheit, mit Dr. Wachler das Gelände, das für die Bühne unter freiem Himmel in Aussicht

genommen ist, am Kleinen Drachenstein zu besichtigen. Es handelt sich um eine Wiese, die sich vom Gipfel — da wo ihn die Weinstraße überschneidet — herabsenkt in den Wald. Man brauchte nur hölzerne Sitzreihen dort aufzuschlagen und unten am Waldesrand ein natürliches Bühnenpodium zu planieren — und das Theater wäre fertig. Ankleideräume und kleinere Bauten würden (schon im Interesse des künstlerischen Eindrucks) in einer Talsenkung hinten im Wald verschwinden. Der Hallenbau auf dem Gipfel ließe sich später — für die Innenbühne, Büro, Wohnung — mit architektonischem Geschick dem Wald anpassen. Von einer Veränderung des Landschaftsbildes wäre nicht die Rede. Die Kampfbahnen sollen natürlich — später, wenn sich die entsprechenden Gruppen für ihre Anlage interessieren — ins Tal hinter die Drachensteine versenkt werden. Von der Weinstraße wären sie gar nicht zu erblicken — geschweige denn von der Wartburg! Die erhabene Burg liegt überhaupt so weit von dem Platz des Theaters und der Bahnen entfernt, daß sie nach meinem persönlichen Eindruck an Ort und Stelle gar nicht mit dem Plan in räumlichen Zusammenhang gebracht werden kann.

Das Klima: dieser Einwand wurde bei der Gründung des Harzer Bergtheaters genau so erhoben. Er dürfte aber durch eine zwanzigjährige Spielzeit dieser Geburtsstätte der deutschen, jetzt weitverbreiteten Freilichtspiele erledigt sein. (Übrigens sah man vor einem Vierteljahrhundert das entfernte Bodetal bei der Gründung am Hexentanzplatz gerade so „bedroht", wie heute die weit entfernte Wartburg bei Eisenach.)

Worauf es bei Wachlers Plan ankommt: die Idealität, die Vergeistigung des Lebens durch Kunst und Rhythmus, geboren aus der Heimat, dem Urquell der Kraft einer Nation, davon ist freilich in der entstandenen Erörterung nicht die Rede.

Noch immer stolpert man in Deutschland, wenn es sich um einen großen Plan handelt, über Zwirnsfäden — seien sie auch nur aus romantischen Spinnweben ...

C. Hotzel

Das Festprogramm der Siegfried-Wagner-Festspiele

in Weimar (Juli 1926) hat nun feste Gestalt erhalten, nachdem wir an dieser Stelle schon den Grundriß bekanntgegeben haben.

Am 1. Juli 1926 werden die Proben in Weimar beginnen, vom 15. bis 17. Juli finden die Abschlußproben, vom 18. bis 20. Juli die Bundesaufführungen statt („Bayreuther Bund deutscher Jugend"), zu denen sich die deutsche Jugend, soweit sie sich zum deutschen Kunstwerke im Sinne Weimar-Bayreuths bekennt, vereinigt. Die Anreise der Bundesmitglieder des „B. B. d. d. J." ist am 17. Juli nachmittags und am 18. Juli vormittags. Der Gesamtvorstand findet sich am 18. Juli zu einer Sitzung früh 9 Uhr zusammen, um 12 Uhr ist ein Festaktus im Nationaltheater, in dem führende Bayreuther Persönlichkeiten zur Jugend sprechen werden, danach Kranzniederlegung am Goethe-Schiller-Denkmal. Am Nachmittag 4 Uhr als erste Bundesaufführung der „Bärenhäuter" von Siegfried Wagner. Am 19. Juli, vormittags 12 Uhr, Hans von Wolzogen-Morgenfeier mit der Aufführung seines Bühnenspieles „Longinus", am Nachmittag ½5 Uhr „Münchhausen" von Friedr. Lienhard. Am 20. Juli, vormittags ab 10 Uhr, Führung der Bundesmitglieder durch die Gedenkstätten Weimars, nachmittags 4 Uhr Aufführung des „Sternengebot" von Siegfried Wagner.

Für Unterkunft der Bundesmitglieder, teilweise in Massenquartieren, und gemeinsame Mahlzeiten (mittags warm, abends kalt) wird zu billigen Preisen von der Bundesleitung gesorgt. Anmeldungen sind an die Bundesleitung nach Altenburg (Leipziger Str. 1) zu richten.

Abreise der Bundesmitglieder am 21. Juli. Auswärtige Ortsgruppen finden dann eine schöne Gelegenheit, die umliegenden Stätten (Wartburg, Lutherhaus, Rich. Wagner-Museum in Eisenach, Saaleck, Rudelsburg u. a.) zu besuchen.

Die öffentlichen Aufführungen beginnen am 22. Juli in folgender Reihenfolge: 22. Bärenhäuter, 23. Münchhausen, 24. Sternengebot.

Am 25. Juli findet, vormittags 12 Uhr, die Hans von Wolzogen-Morgenfeier, abends 7 Uhr ein Rich. Wagner-Festkonzert zur Erinnerung an das 50jährige Bestehen Bayreuths statt. 26. Bärenhäuter, 27. Münchhausen, 28. Sternengebot, 29. Sternengebot, 30. Münchhausen und 31. Bärenhäuter.

Die künstlerische Oberleitung führt Siegfried Wagner, Dirigent des Bärenhäuter ist Generalmusikdirektor Franz von Hoeßlin, des Sternengebot Kapellmeister Karl Elmendorff von der Staatsoper München. Die Bühnenleitung führt Alexander Spring vom Stadttheater Aachen. Als musikalische Assistenten sind verpflichtet die Kapellmeister Kurt Utz, Leipzig, Rudolf Wille, Altenburg, Fritz Jung, Lübeck, und Köhler, Dessau. Im Bärenhäuter wirken mit: Fritz Wolff (der Loge Bayreuth 1925) als Hans Kraft; Joseph Correck (Staatsoper Dresden) als der Fremde; Heinrich Schultz (Staatsoper Berlin) der Teufel; Kammersänger Alfred Kase (Leipzig) als Bürgermeister; Oberspielleiter Elschner (Hamburger Stadttheater) als Nikolaus Spitz; Priska Aich (Nationaltheater Weimar) als Luise; Hilde Sinneck und Inge Sarauw (Stadttheater Hagen und Landestheater Coburg) als Bürgermeister-Töchter; Dr. Bruno Voelcker (Stadttheater Görlitz) als Kaspar Wild; Rudolf Watzke (Staatsoper Wien) als Pfarrer.

Im Sternengebot singen: Kammersänger Franz Egenieff (Berlin) als Salierherzog; Kammersänger Eduard Habich (Staatsoper Berlin) als Kurzbold; Anton Maria Topitz (Berlin) als Helferich; Joseph Correck (Dresden) als Adalbert; Hanns Beer (Volksoper Wien) als Heinz; Priska Aich (Weimar) als Julia; Hilde Sinneck (Hagen) als Agnes; Inge Sarauw (Coburg) als Hiltrud; Elli Sendler (Berlin) als Seherin; Dr. Bruno Voelcker (Görlitz) als Christoph.

Für die Titelrolle im „Münchhausen“ wurde der Berliner Hofschauspieler Hans Mühlhofer, für die seines Neffen Edgard Hellwald (Berlin) gewonnen.

Während der Festspielzeit findet eine Franz Stassen-Ausstellung statt, die einen Überblick über das gesamte Schaffen dieses deutschen Meisters der bildenden Kunst geben wird. Den Mittelpunkt der Ausstellung bilden seine Ölgemälde (u. a. Johannes-Evangelium, die Lebensalter, die Kreuzabnahme) und die Ring-Mappen, dazu seine Federzeichnungen und sein Buchschmuck (Götter- und Heldensagen, Siegfried Wagner-Werke, Grimmsche Volksmärchen).

Zu den Festspielen erscheint im Verlage der Hofbuchhandlung Nierenheim-Bayreuth ein Festspielführer mit Beiträgen von Geh. Rat Prof. Dr. Sternfeld, Prof. Dr. Prüfer, Frl. Prof. Lipsius (La Mara), Dr. Dürre, Intendanzrat Ehlers, Regierungsrat Dr. Ochß, Paul Pretzsch, Bergrat Hundt, Ernst Daube, Rosa Eidam, Günther Wahnes, Herbert Müller, Otto Daube und Geleitworten von Siegfried Wagner, Friedrich Lienhard und Hans von Wolzogen. Die Aufsätze bringen Einführungen in Leben und Werke der zur Aufführung gelangenden Meister, Einführungen in die Aufführungen selbst, Berichte über Bayreuth, H. St. Chamberlain, Franz Liszt, über die Geschichte des Nationaltheaters, den Deutschen Festspielgedanken, die erste Bärenhäuter-Aufführung in Weimar, Wanderungen in und um Weimar u. a.

Der wirtschaftlichen Notlage unseres Volkes angemessen sind die Preise verhältnismäßig niedrig gehalten. Nähere Auskunft und Kartenbestellungen durch den Verlag W. Härtel & Co. Nachf., Leipzig, Johannisgasse 30.

Vom ewigen Gral

So nennt Wilhelm Müller-Walbaum ein Buch, das sich mit tiefen Gegenwarts-Problemen geistvoll beschäftigt (Erfurt, Verlag Kurt Stenger). Auf dem Titelblatt steht ein Leitwort Laotses: „Reinheit und Stille sind der Welt Richtmaß“ — ein bedeutsames Wort in unsrer nervös aufgeregten Zeit. Und dann setzt, von einer ganz seltsamen Ecke her, das Buch mit seinem ersten Teil fesselnd und fordernd ein: „Vom magischen Abweg“, dem die zweite Hälfte gegenübersteht: „Vom Weg zur Erlösung“ (S. 151). Das erste Kapitel wird überraschen, aber es führt sofort in den Kern der Gedankengänge dieses von Otto

Weininger angeregten Denkens: es heißt „Kundry und Klingsor". Hier wird sofort eine Polarität aufgestellt: zwischen „tierhafter Instinkt- und Triebanlage" einerseits und andererseits der eigentlichen persönlichen Tiefe, dem „Herzstück unsres Wesens, aus dem alle freie und moralische Vernünftigkeit sich herleitet". Kundry als die „Verkörperung der in die Natur- und Triebmächte verstrickten Menschheit", auch als „Verkörperung des Sexualtriebes" bezeichnend und in ihrer Abhängigkeit von Klingsors schwarzer Magie schildernd, steigt dann der Verfasser zum Kapitel „Volk und Masse" auf, um sich hernach im bedeutendsten Kapitel dieses ersten Teiles geistvoll zusammenzufassen: „Das Judentum". Wie man auch zur Einstellung des Verfassers selber stehe, diese vierzig Seiten gehören zum Geistvollsten, was in neuerer Zeit über das Judentum gesagt wurde. Jeder, der sich mit dieser schweren Frage beschäftigt, sollte sich mit diesen tiefschürfenden Ausführungen befassen. Wobei dieser Denker gelegentlich bekennt: „Nicht der Jude hat im Grunde schuld, sondern wir selbst sind die Schuldigen" — was uns, offen gestanden, zwar anspricht, aber doch das biologische Problem noch zu sehr im Bereich des Moralischen läßt (überhaupt bei diesem philosophisch bedeutenden Buch eine leise Gefahr). So formuliert der Verfasser sein Ergebnis (S. 110) schließlich folgendermaßen: „Bis die Stunde der Befreiung kommt, muß das Judentum seinem Auftrag treu bleiben, die Völker schuldig werden zu lassen und an sich selbst zu mahnen. Er ist der Prüfstein, das trennende Ferment für das Völkerleben, die Scheidekraft, die tötet oder über sich selbst erhebt. Wer am Judentum zugrunde geht, der ist vielleicht wert, zugrunde zu gehen, und auch für Deutschland liegt hier die Entscheidung für seine gesamte Zukunft . . ." So stellen sich dann dem ersten Teil die Kapitel des zweiten aufbauend gegenüber: „Vom Held zum Heiland", „Das Schulderlebnis", „Sinn der Keuschheit", „Heiligkeit und Erlösung" und endlich „Religion und Kunst", ausklingend in ein Bekenntnis zum Bayreuther Gedanken: „Möge Bayreuth wie der heilige Gralstempel, den es von neuem offenbaren will, zu einem Symbol, zu einem Mysterium der Wandlung und Wiedergeburt werden!"

Neben diesem schwer befrachteten philosophisch-ethischen Werke muß sofort ein zweites genannt werden, das uns der Rostocker Germanist und Freund Bayreuths Wolfgang Golther vorlegt: „Parzival und der Gral" (Stuttgart, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung). Hier sieht man einen germanistisch geschulten Mann an der Arbeit; hier bietet sich uns ein wissenschaftlich zuverlässiger, zusammenfassender Überblick über die gesamte Überlieferung, soweit uns Quellen zugänglich sind. Es ist überaus anziehend, auf solchen Spuren zu wandeln und durch die Jahrhunderte zurück diese durch Richard Wagner so leuchtend wiedererstandene Parsifal-Sage in ihrem Werden und Wachsen und in all ihren Schattierungen an der Hand eines zuverlässigen Führers zu verfolgen. Golther vertritt die Ansicht: „Nach meiner Überzeugung beruht die gesamte Überlieferung auf den drei Gedichten von Kristian von Troyes, Robert von Boron und Wolfram von Eschenbach, aus denen alle späteren ohne verlorene Zwischenglieder abgeleitet werden können." Demgemäß ist das Buch mit seinen 372 Seiten gegliedert, beginnend mit Kristians Geschichte vom Gral, die französischen Prosaromane, den welschen Peredur und den englischen Sir Perceval berücksichtigend, hernach Wolframs Nachfolger ebenso wie den großen Dichter selber, auch den niederdeutschen Gral und die englische Gralsdichtung, endlich auf fast 60 Seiten die „deutsche Gralsdichtung der Neuzeit" (Immermann, Stucken, Hauptmann, Vollmöller u. a., wobei freilich nicht sehr viel Wertvolles zutage tritt, besonders nicht bei Hauptmann). Das überaus wichtige, durch weite Gebiete führende Werk gipfelt dann in einer Betrachtung von Richard Wagners Parsifal. Es ist für jeden Forscher auf diesem Gebiete unentbehrlich.

Nennen wir zuletzt noch die soeben erschienenen „Werke Wolframs von Eschenbach", im Geiste des Dichters erneuert von Theodor Mathias (2 Bände, Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt), so haben wir

hier ein Stoffgebiet beisammen, das wahrlich nachdenksame Gemüter reichlich beschäftigen kann. Wir wagen über diese neueste Übersetzung (die bekannteste Parsifal-Bearbeitung ist wohl die von Wilhelm Hertz) kein Urteil. Der Verfasser fordert „Allgemeinverständlichkeit für den heutigen Leser, Verzicht auf die Französelei der Rittersprache, Einkleidung in den Sprachschatz unsrer Tage", während gleichzeitig Wolframscher Geist nebst Kunstmitteln, Satzgestaltung, Sprachbewegung möglichst geschont werden sollen. Darüber wäre denn doch manches zu sagen, was aber schließlich mehr in ein literarisches Fachblatt gehört.

Konfuzius

In der bekannten Sammlung von „Frommanns Klassikern der Philosophie" hat soeben Richard Wilhelm ein Werk über Kung-Tse erscheinen lassen. Ich bin überzeugt, daß man diejenigen, die in Deutschland dieses Werk kritisch zu beurteilen vermöchten, an den Fingern einer Hand herzählen könnte. Ich selber gehöre, wie ich offen bekenne, nicht dazu. Dieses Bekenntnisses brauche ich mich ja wohl auch nicht zu schämen, weil Kung-Tse (oder wie wir ihn gewöhnlich nennen: Konfuzius) „kein Philosoph im europäischen Sinne" ist. Gerade darum dürfte es freilich anmaßend erscheinen, daß ich hier mit einigen Sätzen auf das Werk Wilhelms überhaupt hinzuweisen wage. Aber ich wage es trotzdem; und ich wage es auch gerade deswegen, weil ich von vornherein nicht als Kritiker des Werkes auftreten will. Und ich wage es weiter darum, weil ich dem ersten Bekenntnis meiner Inkompetenz als Kritiker das zweite hinzufügen kann: daß ich mich dem Werke Wilhelms gegenüber nur als Lernender verhalte, und daß ich aus allem, was ich bisher über Kung-Tse gelesen habe, nicht so viel gelernt habe, wie gerade aus diesem Buche. Und so viel glaube ich doch grundsätzlich von der wissenschaftlichen Arbeit überhaupt zu verstehen, um sagen zu können, daß dieses Werk in ausgeprägtester Gründlichkeit, mit wahrem Eindringen in die Tiefe aus dem Vollen schöpft.

Gerade weil Wilhelm es versteht, den Helden seines Werkes auch dem Nicht-Fachmann nahe zu bringen und sympathisch zu machen, darum möchte ich weitere Kreise darauf nachdrücklichst aufmerksam machen. In ungemein anziehender Weise gibt uns der Autor zunächst eine Darstellung des Lebens dieses Großen. Im Anschluß daran behandelt er sein Werk und seine Lehren. Wie Wilhelm selbst betont, ist Kung-Tse „kein Philosoph im europäischen Sinne. Nicht die theoretische Besinnung über die Gründe des Seins hat ihn zu dem gemacht, was er ist. Sondern er ist eine praktisch-schöpferische Natur". Man dürfte darum auch schon seine „Einheitslehre" nur im uneigentlichen Sinne zur theoretischen Philosophie (Erkenntnislehre, Metaphysik, Ontologie) in unserem Geiste parallel setzen. Hinter den praktischen Zielen und Aufgaben tritt sie dabei so zurück, daß diese auch in der Darstellung Wilhelms den weit umfassenderen Raum einnehmen. Das zentrale Problem ist darum „die Organisation der menschlichen Gesellschaft", das uns das Werk in der ganzen Fülle seiner Verzweigungen und Verästelungen aufdeckt und nahebringt, um es, so möchte ich wenigstens sagen, im Problem der Sitte gipfeln zu lassen. In wie umfassendem Sinne das freilich gefaßt wird, das wird daran deutlich, daß sich von ihm aus auch das Verhältnis von Natur und Kultur, wie durch die Sittenkritik die Bedeutung des Gemeinschaftslebens und schließlich auch die Probleme von Staat, Volk, Recht und Regierung aufrollen. Um die Darstellung der konfuzianischen Weltanschauung vollständig zu gestalten, schließt das Werk mit einer Behandlung der esoterischen Lehre ab. Vielleicht dürfte man ihr Problem kurz als das des Heiligen bezeichnen.

Mit diesen kurzen Andeutungen muß und will ich mich hier begnügen. Gerade weil ich selber dem Werke eine überaus reiche Belehrung verdanke, möchte ich die Leser dieser Zeitschrift auf dieses hinweisen und veranlassen, sich in seine Ausführungen zu vertiefen und mit diesen Zeilen auch den Dank für das, was mir das Werk geboten hat, zum Ausdruck bringen.

Prof. Dr. Bruno Bauch

Der Gordische Knoten

Die Lage Europas und der damit zusammenhängenden Welt — es ist heutzutage so ziemlich die ganze — wird immer verzwickter, verwickelter. Die Interessen stehen für- und widereinander nicht nur von Land zu Land, sondern auch innerhalb jedes Landes von Klasse zu Klasse, Gruppe zu Gruppe. In jedem Lande sind es zunächst im großen und ganzen zwei Interessen, die einander feindlich gegenüberstehen: auf der einen Seite die Interessen des Landes und des schaffenden Teils seiner Bewohner in deren Gesamtheit (abgesehen von vergleichsweise sekundären Gegensätzen zwischen einzelnen Klassen), auf der andern Seite die des raffenden Teils seiner Bewohner, die wieder mit denen des internationalen Finanzkapitals zusammenhängen.

Die Interessen der ersten Art sind in jedem Lande anderen Ländern gegenüber dieselben. Die Schaffenden eines Landes und Volkes könnten also zum mindesten in der Außenpolitik zusammengehen, wenn ihre verschiedenen Klassen nicht mit Blindheit geschlagen wären und in dieser Blindheit nicht von den Vertretern der anderen (raffenden) Art sorgfältig erhalten würden. Von Land zu Land und Volk zu Volk freilich sind die Interessen der Schaffenden in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht oft mehr oder weniger zuwiderlaufend, wenn auch nur selten in dem Maße, daß sie friedlich nicht ausgeglichen werden könnten und es sich heutzutage lohnte, darum Krieg zu führen.

Die zweite Art von Interessen, die des raffenden Banken- und Börsenkapitals oder — wenn man ganz deutlich reden will — die der Geldwucherer sind nicht nur in jedem Lande dieselben, sondern es bestehen auch von Land zu Land keine Gegensätze, soweit nicht etwa in den verschiedenen Ländern noch verschiedene selbständige Wuchererkonzerne bestehen, d. h. Wall Street sie noch nicht von sich abhängig gemacht hat.

Wenn also in politischer oder wirtschaftlicher Beziehung von einem Lande und Volke die Rede ist, so muß man sich vorher immer fragen, ob die Schaffenden oder die Raffenden damit gemeint sind. Das ist oft schwer zu erkennen, denn die Raffenden nutzen nicht nur die nationalen Leidenschaften und Vorurteile mit ihren Zu- und Abneigungen, sondern auch die materiellen Landesinteressen für ihre Zwecke aus, oder lassen es absichtlich unklar, ob ihre oder des betreffenden Landes Interessen in Betracht kommen. So geht denn Wünschen und Wollen, Denken und Tun der politisch, oder wirtschaftlich, oder zugleich politisch und wirtschaftlich Interessierten meist heillos durcheinander. Das eine hebt das andere auf. Jeder glaubt zu schieben und wird meist geschoben. Eine Klärung wird erst dann mit sozusagen naturgesetzlicher Notwendigkeit eintreten, wenn Wall Street wenigstens die Interessen der Raffenden, der Geldwucherer unter einen Hut gebracht, d. h. die schaffenden Klassen — Arbeitgeber sowohl wie Arbeitnehmer — überall versklavt hat und die Versklavten ohne Rücksicht auf ihre besondere völkische Eigenart, ihre besonderen Lebensbedürfnisse auch nur materieller — geschweige denn kultureller — Art arbeiten oder nicht arbeiten, leben oder sterben läßt, je nachdem es das Wuchererinteresse der Bankgewaltigen von Wall Street zu einer Zeit und an einem Orte vorteilhaft erscheinen läßt. Die ganze Kulturwelt — soweit von „Kultur" dann überhaupt noch die Rede sein kann — ist dann eine einzige Sklavenkolonie mit gut bezahlten Sklavenvögten und schlecht bezahlten Sklaven. Herren sind dann nur noch die Bankgewaltigen von Wall Street und ihre Vasallen in den verschiedenen Ländern. Eine Börse, wenigstens eine solche mit freiem Angebot und Nachfrage, ist dann nicht mehr nötig, da die Preise und Kurse von den Bankgewaltigen in Wall Street diktatorisch bestimmt werden. Auch die Geschmacksrichtung werden dann dieselben Herren den Käufern von Kunst- und Gebrauchsgegenständen vorschreiben.

Wenn dabei nicht so viele Menschen, Völker und andere unersetzliche Werte zugrunde gingen, könnte man fast wünschen, daß es dahin kommen möchte, weil dann wenigstens unbedingte, volle Klarheit herrschte und

sich dann leicht eine Einheitsfront der Sklaven gegen die Sklavenvögte und deren Herren bilden könnte. So aber glauben immer noch eine Anzahl von noch nicht völlig Versklavten des einen Landes gegen die in derselben Lage Befindlichen eines anderen Landes, ja, sogar ihres eigenen Landes ihre angeblichen „Lebensinteressen“ durchsetzen zu müssen. Daß beide Teile dadurch nur ihren raffenden Gegnern Gelegenheit geben, sie gegeneinander auszuspielen und in Schach zu halten, — daran scheinen die Schaffenden nicht einmal innerhalb ein und desselben Landes, geschweige denn von Land zu Land zu denken.

So z. B. glaubt ein bestimmter Teil der Bewohner Frankreichs — es sind wohl nur die militärischen Kreise und ihr unmittelbarer Anhang —, Herr in Europa werden zu können und dadurch von seinen Schulden an England und Amerika, die den Frankenkurs niedrig halten und seinen Haushaltsplan nicht ins Gleichgewicht gelangen lassen, los zu kommen. Diese Kreise scheinen nicht zu wissen oder nicht wissen zu wollen, daß auch heutzutage, ja heutzutage mehr als jemals, Kriege nicht ohne Geld geführt werden können, und daß die heutigen Beherrscher des Geldes ihnen die Kriegskosten nur dann vorschießen werden, wenn der Krieg in ihrem eigenen Interesse geführt wird. So widerspricht also hier eins dem andern. Auch scheinen jene Kreise dabei zu vergessen, daß ihnen die afrikanischen Kolonien, die Frankreich für seine Machtpolitik weder militärisch noch wirtschaftlich entbehren kann, nur dann unter allen Umständen zur Verfügung stehen, wenn Frankreich das Mittelmeer im Westen und Osten (bei Gibraltar und Suez) hermetisch abschließen kann, was wiederum die Engländer und Amerikaner, gegen die sich ja der Krieg richten müßte, niemals erlauben werden. England kann nicht auf die Bezahlung der französischen Schulden verzichten, weil ihm dann die Bezahlung seiner Schulden an Amerika zu schwer würde. Auf einen Krieg mit Amerika kann es aber weder Frankreich noch England, noch beide zugleich zurzeit ankommen lassen. So widerspricht auch hier wieder ein Interesse dem andern; denn auch Amerika kann nicht England und Frankreich wirtschaftlich und politisch zugrunde richten, solange es noch eine Bezahlung von ihnen erhoffen kann. Diese Bezahlung hängt aber wiederum davon ab, daß Deutschland wenigstens wirtschaftlich hinreichend leistungsfähig bleibt. Auch könnte Frankreich seine politische Hegemonie auf dem Kontinente und gleichzeitig seine wirtschaftliche Unabhängigkeit von England und Amerika nicht ohne mindestens wirtschaftliche Hilfe Deutschlands erreichen, dürfte also dieses Land nicht völlig zugrunde richten, ja, es nicht einmal in allen seinen Teilen (Parteien) zugleich verstimmen. Es müßte sich sogar mit gewissen Parteien direkt verbünden und diese an seiner Herrschaft über Europa teilnehmen lassen, was wiederum England und Amerika niemals gestatten können.

So gehen die Interessenkreise heillos durcheinander, teils für-, teils widereinander, und es scheint hoffnungslos, das eine zu fördern, ohne das andere zu hindern. Man kann sogar sagen, der gordische Knoten sei im Vergleich damit noch eine einfache Sache gewesen, denn er konnte von einem Alexander wenigstens noch mit dem Schwerte zerhauen werden. Das wäre aber hier, selbst wenn der Alexander da wäre, nicht ohne ungeheures Risiko für alle möglich. Sollte der Knoten vielleicht von innen heraus sich durch Fäulnis oder Explosion selbst auflösen? Oder müssen innere und äußere Kräfte zugleich wirken, um ihn so oder so zu entwirren und wieder erträgliche Zustände zu schaffen?

Dr. Schmidt-Gibichenfels

Herausgeber: **Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard.** Verantwortlicher Hauptschriftleiter: **Dr. Konrad Dürre.** Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten **An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4.** Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Der verlorene Sohn — E. v. Gebhardt



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h.c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

28. Jahrg. | Juni 1926 | Heft 9

An Oberlin

Verwildert, seinen Wäldern zu vergleichen,
Trafst du dies Volk in seines Steintals Mitten,
Als du, ein Bote Gottes, kamst geschritten
Den Allverlass'nen deine Hand zu reichen.

Aufpflanztest du des Kreuzes heilig Zeichen,
Wo dumpf hinbrütend rohe Kräfte stritten;
Da mußte bald im Schirme milder Sitten
Das Elend, der verjährte Starrsinn weichen.

Tatkräftig sah man dich und ohne Zagen
Dem Trotz obsiegen und den Hindernissen,
Daß keine Spur von aller Trübsal bliebe.

Wohl mochten manche weit dich überragen
An Scharfsinn und an umfangreichem Wissen:
Wo aber kam dir einer gleich an Liebe?

Friedrich Otte
(elsäss. Dichter, geb. 1819, gest. 1872)

Zu Oberlins Gedächtnis

Von Prof. Dr. Georg Wehrung

Am 1. Juni dieses Jahres werden es 100 Jahre, daß drüben im Elsaß in einem Vogesendorf ein Mann seine Augen schloß, dessen Name auf christlichem Boden unvergeßlich ist und in der weiten Welt heute noch mit Ehren genannt wird: Johann Friedrich Oberlin, der Pfarrer des Steintals. Der breiteren Öffentlichkeit ist er erst wieder durch Lienhards gleichnamigen Roman bekannt geworden; Kunst und Liebe haben dort von ihm ein Bild gezeichnet, das sich jedem Leser unauslöschlich einprägt, ja selber beruhigend und stärkend auf die Seelen zu wirken berufen ist. Auch uns pocht wohl wie dort einst dem unreif suchenden und verworrenen Kandidaten Hartmann das Herz, als der Reisewagen oben an den Berghängen von ferne Oberlins ansichtig wird, wie er mit einer Schar Bauern der Ausbesserung des Weges hingegeben ist. Nichts Auffälliges stellte die Erscheinung dar — so lesen wir —, aber eine ruhige Selbstverständlichkeit ging von ihr aus; nichts von Rhetorik und Pathos, doch edle Natürlichkeit war hier verkörpert. Reines Vertrauen flößte er ein, das zu rückhaltloser Aufgeschlossenheit den Mut verlieh.

Das war in der Tat der lautere Eindruck des seltenen Mannes. Gerade die hervorgehobenen Züge scheinen mir das Elsässische in Oberlins Charakter trefflich auszusprechen. Rhetorik und Pathos sind überhaupt dem elsässischen Grundwesen fern; eher eignet ihm eine gewisse sachliche Nüchternheit; wahre Natürlichkeit ist immer noch das Schönste an ihm (weshalb stets die welsche Ziererei als etwas Fremdes empfunden worden ist). Der Elsässer ist nicht leicht zu begeistern, aber tief haftet in seinem Gemüt, was ihn einmal innerlich gefaßt hat. Dieser Art entspricht es, wie wir Oberlin seinen Pfarrerberuf auffassen sehen. Eine völlige Freiheit von Ansprüchen: er stellt sich schlicht in Reih und Glied. Er will keine Sonderstellung, er hat nur den reinen Willen zu dienen. Es ist gewiß das Christlichste, aber es ist zugleich echt elsässisch und dort stets als vorbildlich empfunden worden.

Oberlins Wesen tritt uns heute noch in seinem Bildnis anschaulich entgegen: die hohe Stirn, die scharfen Linien der Nase, die geschlossenen Lippen, das feste Kinn, alles verrät die hohe Energie, die sich in ihm gesammelt hat. Dabei berichten die Zeitgenossen, wie mild sein Auge geleuchtet und wie wohltuend seine Stimme geklungen. Eine ganz und gar geläuterte Persönlichkeit, so steht er uns vor Augen, das ist das Geheimnis des großen Einflusses, der ihm in einer zerrissenen Zeit auf viele gestattet war. Wunderbar ist auch seine Treue im Kleinen. Seine Tatkraft, seine Gaben hätten ihn wohl auf einen weithin sichtbaren Platz auf der Bühne des Lebens gewiesen; er aber wandte alle Kraft an die ärmlichen Dörfer des Steintals, denen er sich für sein Leben lang verpflichtet wußte.

Es ist ja merkwürdig, wie mitten im Zeitalter der Aufklärung und des Rationalismus, also der Herrschaft des Denkens auch in Fragen der Religion und des Glaubens, hie und da Oasen aufsprangen, in denen sich ein neues und starkes religiöses Gefühl ans Licht rang. Lavater im Süden, Hamann im Norden, um nur die äußersten Enden zu nennen, wirkten im gleichen Sinn erwärmend, belebend auf das geistige und religiöse Leben jener Zeit. Oberlin reicht ihnen die Hand. Das ist seine besondere

Bedeutung für das Elsaß. In ihm befreit sich das selbständige religiöse Gefühl aus der Kühle des im Lande herrschenden praktischen Moralismus. So steht er seinen Straßburger Zeitgenossen, den Moralisten Stuber und Blessig, gegenüber. Es ist nicht von ungefähr, daß er mit Männern wie Lavater oder Jung-Stilling oder Oetinger im Briefwechsel stand. Theosophische Stimmungen verbanden ihn mit Swedenborg. Aus seinem Umgang mit der Geisterwelt der Verstorbenen machte



Joh. Friedr. Oberlin Pf.
1804.

er keine starre Lehre; zarte Zurückhaltung hat er in diesen Dingen stets geübt. Aber die höhere Welt mit ihren mannigfachen Sphären war ihm unerschütterliche Wirklichkeit, der Tod der Durchgang zu einer neuen Werdestufe.

Durch die ganze Geschichte des elsässischen religiösen Lebens sehen wir einen bemerkenswerten Zug zur Innerlichkeit und Unmittelbarkeit. Tiefe Segensspuren hat auf der Höhe des Mittelalters der Mystiker Tauler hinterlassen; dort in der Stadt am Oberrhein waren die Gottesfreunde daheim. In der Reformation wirkten hervorragende Geister zusammen. Vom Elsässer Spener ging die pietistische Gegenbewegung gegen ein veräußerlichtes Kirchenwesen aus. Und als in der Revolutionszeit die ersten starken Erschütterungen über den bürgerlichen Moralismus aus dem

Grund tiefer und häßlicher Leidenschaften hereinbrachen, war es Oberlin, der die innerlichen Kräfte des Gefühls und des Christentums aus Bibel und Herz herausholen und lebendig machen durfte. Man kann die Frage aufwerfen, ob es für das ganze Land nicht besser gewesen wäre, wenn dieser ungewöhnliche Mann, statt seitab in schwer zugänglichen Gebirgstälern, zu Straßburg selbst in den Ereignissen gestanden und stärker die Jugend bestimmt hätte. Seine Saat wäre später vielleicht besser aufgegangen. Als aber die Napoleonischen Stürme vorübergebraust waren, blieb wohl die Erinnerung an Oberlin, aber in den Herzen doch der alte intellektualistische Moralismus, der dem Protestantismus des Elsasses im 19. Jahrhundert in der Hauptsache sein Gesicht geben sollte. Für Schleiermachers Anregungen und die Erweckungsbewegung waren infolge der politischen Verfestigungen die Tore verschlossen; man mußte lediglich vom eigenen Kapital leben, und es war dürftig genug. Erst Jahrzehnte später zeigt der Gründer des Diakonissenhauses, Pfarrer Härter, Berührungen mit Oberlin und den neuen Strömungen in Deutschland, auch das in der Folge neuerwachende herzlichere Luthertum ist nicht ohne deutsche Einflüsse denkbar.

Eigenartig verbunden mit der religiösen Innigkeit war in Oberlin ein praktischer Sinn, der die Anforderungen der Wirklichkeit sicher erkannte. Gewiß half ihm dabei sein Elsässertum. Sein praktischer Dienstwille hat sein Werk jedenfalls besonders gefördert. Er ertrug nicht die Beschränkung auf eine rein geistlich-seelsorgerliche Aufgabe. Zu deutlich erkannte er den Zusammenhang von Leiblichem und Seelischem, sah er, daß die Seele in der Entfaltung gehemmt bleibe, wenn die äußeren Verhältnisse zu sehr darniederziehen, daß sie vom Druck der Not und der Dürftigkeit gegen das Wort des Heils abgestumpft werden müsse. Sein Wirken veranschaulicht die religiöse Bedeutung sozial helfender Tat. Das Christentum, das er predigte, deutete er als Hilfsbereitschaft und Liebe, aber er predigte es nicht nur, er ging mit dem Beispiel voran. Wundervoll ist es, wie er umsichtig zugreifend diese an Leib und Seele verwahrlosten Menschen zum Licht emporhob, wie in den schweren und reichen Jahren seines Wirkens die Gemeinden nach innen und außen aufblühten. Der zarte Geist des Glaubens adelte auch einfache Menschen, die, von ihm ergriffen, ihm zur Seite traten und Hand mit anlegten, junge Mädchen und Frauen vor allem, die z. B. seinen Gedanken der Kinderhorte aufnahmen und verwirklichen halfen. Es gehört zum Schönsten, zu sehen, wie sein Vorbild einen Wetteifer an Liebe entfachte. Wie rührend ist der Brief, den seine Magd und treue Helferin Luise Scheppler ihm nachmals schrieb, worin sie ihn bittet, auf Lohn verzichten und ihn als Vater ansehen zu dürfen, vor den sie kindlich treten wolle, wenn irgend ein Wunsch sie bewege.

Vom Äußersten bis zum Innersten ging die Fürsorge dieses seltenen Mannes. Um durch Wege und Brücken die kleinen Täler mit Verkehr und Kultur zu verbinden, legte er selbst inmitten seiner Bauern Hand mit an; das gute Beispiel allein konnte Mißtrauen und falsche Besorgnis überwinden. Um die Hebung des Ackerbaues und Pflege der Obstbäume, um größere Reinlichkeit in den Höfen und Straßen, um Ausbildung tüchtiger Handwerker, um Herbeiziehung industrieller Unternehmungen zur Ernährung der wachsenden Bewohnerzahl kümmerte er sich.

Zugleich ließ er sich das Schulwesen angelegen sein. Ganz neu war sein Gedanke der Fürsorge für die Kleinsten, die noch keine Schule besuchen konnten und, da die Erwachsenen in mühsamer, langer Arbeit den kärglichen Boden bestellten, verwahrlost daheim ohne Aufsicht die Tage verbrachten. Von dort aus ist dieser Gedanke in alle Welt gegangen und längst Gemeingut geworden. Gleich seinem Vorgänger Stuber suchte er auch Lehrerstand und Schulen zu heben. Wie mühsam war es schon, die Steintäler von der Notwendigkeit eines rechtschaffenen Schulhauses zu überzeugen! Wiederum seiner Zeit vorauseilend, gab er den Schulen eine Verfassung, die auch die Schüler zur Selbstverantwortung für das Ganze erzog und ihr freies Mitwirken ins Auge faßte. Man kann es verstehen, daß gerade diese praktische Seite seiner Berufstätigkeit seinen Namen bis nach Amerika hin bekannt machte, daß drüben im Lande der großzügigen Praxis ihm zu Ehren Institute und Städte seinen Namen tragen. Es war ja, um es nochmals zu betonen, eine einheitliche Wirksamkeit, die alles unter die Forderung der Liebe um Christi willen stellte und alles dem Innersten der Seelsorge dienen ließ. Der Segen, der von ihr ausging, ist bis in unsere Tage hinein sichtbar geblieben. Jedesmal, wenn ich in einer glücklicheren Vorkriegszeit zu dem ebenfalls im Steintal waltenden Urenkel Oberlins hinaufsteigen durfte, fiel mir die natürliche Anmut dieser Bewohner, der saubere Charakter der Dörfer und ihr freundlicher Wohlstand auf. Kein Wunder, daß bis zum heutigen Tage das Gedächtnis des „Vaters" Oberlin dort in Ehren gehalten wird.

Daß seine bei aller Zartheit doch tatkräftig angreifende Wirksamkeit ihm auch Feindschaft zuzog, wird man ohne weiteres vermuten. Zumal in den ersten Jahren war er oft von Gefahren umringt. Er hat aber seine Gegner stets durch seine mutige Wehrlosigkeit beschämt und entwaffnet. Indem er dem Übel nicht widerstand, hat er es überwunden, hat er höchste Tatkraft bewiesen.

Wie tief eingewurzelt sein Wirken in den Herzen des Steintals war, hat die Revolutionszeit offenbart. Sie widerstanden der Versuchung, die Hand nach dem Pfarrgut auszustrecken und hielten treulich zu ihm, auch als die Religion öffentlich abgeschafft war. Die sonntäglichen Klubsitzungen boten Raum der Predigt und dem Gebet des Bürgers Oberlin, auch der Gemeindegesang verstummte nicht. Für alle Zeit vorbildlich ist Oberlins Verhalten selbst in dem Chaos jener Tage. Er legte es gegen die gottfeindliche Revolutionsherrschaft nicht auf versteckten Widerstand an, er beugte sich im Namen Gottes den neuen Gewalten. Hier offenbart sich die edle Lauterkeit seines Wesens, die uns gerade von den Wirren des letzten Jahrzehnts aus in ihrer Größe aufgehen kann. Ihm wäre es unmöglich gewesen, zuerst entfrembete Schichten des Ungehorsams gegen die Regierung anzuklagen und selber dann nach der Umkehrung der Verhältnisse sich der früher getadelten Haltung zu nähern.

Als Sohn einer dem deutschen Sprachgebiet angehörenden Familie ist Oberlin aus Straßburg ins französisch sprechende Steintal gegangen, um jenen Gemeinden zu dienen. Er ließ sich die Reinigung ihrer Muttersprache angelegen sein, um ihnen die ganze Fülle der biblischen Wahrheiten aufschließen zu können. Es war ein rückhaltloser Dienst. So gehört er tatsächlich den Deutschen und den Franzosen an, für

die er gleichmäßig mit seinen Gemeinden betete. Er kann uns zeigen, worin die wahre Versöhnung der Völker besteht. Es erfüllt uns mit Befriedigung, daß bis zum Krieg die deutsche Regierung den Schulkindern des Steintals außer den französischen Religionsstunden neben der Unterweisung im Gebrauch der deutschen Sprache einen guten, täglichen Unterricht in ihrer Muttersprache angedeihen ließ. Niemals wäre in deutscher Zeit ein Lehrer ins Steintal geschickt worden, der nicht seine Sprache gesprochen, der nicht beider Sprachen mächtig gewesen wäre.

In einem Gedicht, das er am Grabe des vielbetrauerten Mannes vorlas, sagte der Rechtsanwalt Stöber:

„Darf ein Sterblicher schon hier auf Erden
Als ein Heiliger gepriesen werden,
Edler Oberlin, so warst es du!“

Erscheint uns auf protestantischem Boden ein Leben heilig, das, obschon in menschlicher Begrenztheit, in allen Dingen die Beziehung auf das Ewige zum Ausdruck bringt und in Wort und Tat ein Zeugnis der heiligen Gottesliebe ist, so dürfen wir in erster Linie dem stillen und treuen Waldpfarrer aus der Revolutionszeit diesen Ehrennamen beilegen.

Was ist Gott?

Von Emil Doernenburg

Das ist Gott! — Ein nie gestilltes Sehnen!
Ewiger Kräfte urgewaltig Dehnen!

Rastlos wie des Meeres Purpurschäumen!
Ahnungstief wie junger Frauen Träumen!

Wie wenn Hörner waldestief verzittern!
Kühles Wehn nach Sommernachtgewittern!

Frühlingsduft in weichen Kinderhaaren!
Gletscherfirn im See, dem spiegelnd klaren! — —

Aller Erdenbilder Sein und Wille
Ruht in Ihm, vereint in höchster Fülle,

Um begnadet reich von Liebeshänden,
Sich in tausend Strömen zu verschwenden.

Und sein Auge, tief an Einsamkeiten,
Schaut Dich segnend an aus Sternenweiten.

Das Hungertuch im Münster zu Freiburg

Erzählung von Wilhelm Kiefer

1.

Ebenbürtig unter seinen vornehmen Genossinnen, mittelalterlichen Bürgershäusern in strengen, einfachen Maßen, dem Renaissancebau des Kaufhauses, dessen Erker und Türmchen fröhliche Lebenslust verraten, steht das Haus zum „Schönen Eck" auf dem Münsterplatz zu Freiburg im Breisgau. Ja, sein Giebel überragt an Kühnheit seine ganze Umgebung, und das gewaltige Dach ist so fest auf die Mauern gesetzt, als müsse es geheimnisvolle Dinge decken. Der gemessene weiße Ton seiner Fassade ist ein seltsamer Gegensatz zu seinem erhabenen Gegenüber: dem gotischen Dom, einem Meisterwerk in rotem Sandstein. So offenbar der Sinn und der Zweck des Münsters ist, so unbestimmt wird dem fremden Beschauer das weiße Haus in jenem eigentümlich schweren Rokoko sein, der, in Freiburg wenigstens, nur in alten Grabmälern auf dieselbe Weise vertreten ist. Das gewichtige Portal, von einem Balkon mit zierlichem Gitterwerk gekrönt, ist rechts und links von drei Fenstern flankiert, denen ihr Erbauer selbstherrliche Fenstergitter wie eiserne Körbe vorgehängt hat.

Kein Geringerer als Meister Wenzinger selbst hat das Haus in seiner heutigen Gestalt erbaut, und sich viel Mühe gegeben, Heiterkeit über sein Werk auszubreiten. Denn im Innern, das von einem feierlichen Treppenhaus im Oval beherrscht wird, zieren fliegende Engel die Decke und umranken deren figurenreiches Gemälde. Aber innen und außen umweht geheimnisvolle Düsterheit das Ganze; die grinsenden Männer und die lachenden Mädchen und Frauen, die als Fresken auf den Münsterplatz herunterschauen, schrecken den Beschauer mehr, als daß sie ihn erheiterten. Wie Käfige sind auf das Dach, dem Münster zu, zwei Fenster in ovalem Ausschnitt aufgesetzt.

Lange ehe Meister Wenzinger mit dem Geiste des Rokoko in die Metropole der oberrheinischen Gotik einzog, stand das Haus zum „Schönen Eck" in seiner gebieterischen Haltung und selbstbewußten Gebärde. Wie es im einzelnen damals aussah, ist ungewiß; überliefert ist nur die machtvolle Gestalt des Ganzen, die durch die Jahrhunderte hindurch unverändert geblieben ist in ihren Grundmauern. Der große Garten, der hinter dem Hause lag und durch jenes und riesige Mauern, von der Stärke eines befestigten Werkes, umschlossen wurde, ist verschwunden. Aber heute noch, ebenso wie im 15. Jahrhundert, eilen an den beiden freien Seiten des Hauses jene flüchtigen Boten des Schwarzwaldes, zwei Bächlein, vorüber. So hat, im Grunde genommen, Meister Wenzinger die äußere Gestalt des Hauses kaum verändert; es atmet wenig von dem Geiste des Rokoko, der über Fassade und Dach, wie ein Rauhreif über den winterlichen Wald, hinübergegangen ist.

Ausgezeichnet, wie durch sein Äußeres, ist das Haus zum „Schönen Eck" durch seine Bewohner geworden. Meister Wenzinger, der es beseelte und dessen Eigentum es war, ist darin nur einem viel Größeren zweieinhalb Jahrhunderte später gefolgt: Meister Hans Baldung-Grien. Dessen Bruder, der Doktor beider Rechte Kaspar Baldung, erwarb es um das Jahr 1500. Und das Geschlecht der Baldung,

ausgezeichnet durch besondere Gaben des Geistes und großen Wohlstand, hat es über ein Jahrhundert hindurch bewohnt.

2.

Auf der Höhe seines Ruhmes stand das Geschlecht der Baldung, als Meister Hans berufen wurde, den Hochaltar am Münster zu Freiburg zu bemalen.

Wohl war der Ruf des Namens Baldung hoch gestiegen, als der junge Maler einige Jahre zuvor unter Albrecht Dürers Rat und Leitung die Glasgemälde der Stürzelkapelle im Chorumgang des Münsters schuf und als die Kunde ging, daß der große Nürnberger Meister den jungen Hans Baldung besonders an sein Herz geschlossen habe. Nun aber, als die Wahl auf ihn gefallen war, das große Werk des Münsterbaues gleichsam durch die Bemalung des Hochaltars zu krönen, war Hans Baldungs Ruhm und Name in Jedermanns Mund. Ist nicht der Hochaltar das Herz dieses erhabenen Körpers? Richten sich nicht die Blicke aller Gläubigen auf dieses Herz, welches das kostbarste Sinnbild des christlichen Glaubens, Kelch und Hostie, im Tabernakel birgt?

Wie aber — das war Hans Baldungs Qual — konnte sein Werk ebenbürtig werden dem Ganzen, ja, da es die Seele dieses Körpers sein sollte, jene gewaltige Wärme ausstrahlen, die von dem großen Baue selbst ausging? War in diesem Münster nicht die Einmütigkeit, die Frömmigkeit und der Opfersinn eines ganzen Zeitalters vereinigt, und legte sein gewaltiger Mahner, der Turm, das Wunderwerk Deutschlands, nicht ebenso Zeugnis ab von der Größe der Bürgerschaft wie von der Ehre Gottes, zu der es geschaffen war? Hatten die Pfleger des Münsters nicht die größten Meister der Zeit zum Beginn, zur Fortsetzung und Vollendung des Werkes berufen und war es so nicht das gemeinsame Meisterwerk der größten Meister des ganzen Mittelalters geworden?

Hans Baldung wußte, daß er nur aus seinem Innersten heraus das zu schaffen vermochte, was von ihm erwartet wurde. Hier galt es eine wahrhaft heilige Aufgabe zu erfüllen. Die vier Münsterpfleger hatten ihm freie Hand gelassen und besonders der älteste der Vier, Ägidius Has, hatte ihn geradezu ermuntert, sich die Freiheit zu nehmen, die ihn allein aus seinem Tiefsten heraus zu Großem befähigen könne. Nur der Junker von Blumenegg, ein etwas eitler Herr, der seine Bildung und seine Kenntnisse zur Schau trug, wollte ihn belehren, zu malen bald wie Albrecht Dürer selbst, bald in der Gehaltenheit der Italiener, von denen er besonders Montegna kannte, dessen Stiche damals nach Deutschland gelangt waren. Allein von Grünewald, den er in seiner gigantischen Berauschtheit für formlos und wahnwitzig hielt, wollte Junker Blumenegg nichts wissen, dessen Art schien seinem bigotten Wesen nicht weihevoll genug. Aber Hans Baldung hatte ihm erwidert, daß er weder wie Meister Dürer, aber auch nicht wie der große Kolmarer, noch viel weniger wie die Italiener malen werde und malen könne. Von Meister Dürer, den er seinen Vater nannte, habe er zwar alles, nämlich das Wesentliche gelernt, dieses, daß die Kunst in der Natur liege und der sie habe, der mit kühnem Griff sie ihr entreiße. Meister Grünewald verdanke er eine Ahnung dessen, wie die Idee sich in Farben auflöse; allein ihn selbst bewege nicht jener leidenschaftliche Geist des Kolmarers,

der in seinem Isenheimer Altar das ganze Chaos unsres ewig rätselhaften Daseins in Farben und Gestalten zu bannen suchte.

Junker Blumenegg, dessen Selbstgefühl sich dagegen auflehnte, daß ein junger und ungelehrter Mann dieses ihm wohlgeordnet erscheinende Dasein als rätselhaft bezeichnete, wollte eine Einwendung machen, aber Hans Baldung, von einem aneifernden Blicke des ehrwürdigen Pflegers Has dazu ermuntert, fuhr fort: „Ich will das schwere Werk mit alemannischer Nüchternheit bezwingen und in die Tafeln nicht mehr Feierlichkeit hineinlegen, als ich in mir selbst erlebe. Auch der Maler darf dichten und erfinden, soviel ihm seine Phantasie eingibt, aber er muß in dem Ausdruck seines Gefühles wahr sein. Die Kunst liegt in der Wahrheit.“

Nachdem also alles mit den Pflegern des Münsters verabredet und geordnet war, ging Hans Baldung nach Straßburg zurück, um seine Übersiedlung nach Freiburg vorzubereiten.

Es war im Frühjahr des Jahres 1512, als er im Breisgau wieder einzog, um dort sein Schaffen mit einem Werke zu krönen, von dem er wußte, daß es sein Meisterwerk werden müsse. Nicht allein auf der Höhe seines Ruhmes, auch in dem vollen Glück seines Lebens, zog er in seine neue Heimat ein. Von weitem lockte ihn der Blütenschmuck des Breisgaus; vom Rheine, bei Breisach, bis an die ersten Höhen des Schwarzwaldes, lag das Land vor ihm wie ein unbegrenzter Garten, worin die Stadt mit ihrem Dome eingebettet ist. Im Innern seines Gemütes und außer ihm, in der Natur — alles war vor ihm ausgebreitet reich und verheißungsvoll, wie sein eigenes Leben. Denn Hans Baldung brachte seine junge Frau, die geborene Margarete Herlin, mit in das Haus seines Bruders am Münsterplatz.

Mit wahrhaftigerer Gebärde hat kein Meister die Flucht Maria und Josephs nach Ägypten gemalt als Meister Baldung auf dem Flügel des Hochaltares zu Freiburg. Hans Baldung gab damit ein Bildnis seiner eigenen Reise, die zwar keine Flucht, aber eine Reise zu dritt war, weil Margarete freilich kein Christuskind, aber ihr Töchterchen auf dem Arm trug. Zwar hat sich der Meister in der Gestalt des Joseph selbst verleugnet, aber seine Maria heißt Margarete.

Hans Baldung hielt Wort: er malte nichts, was er nicht selbst erlebt, empfunden und gefühlt hatte. So auch das Mittelstück des Hochaltares, die Krönung der Himmelskönigin. Geburt oder Tod, beide krönen eine Mutter gleichermaßen. Meister Baldung hatte die freudenreiche Krönung der Mutter an seinem jungen Weibe erlebt, aber Maria, die Mutter Gottes, war dreifach gekrönt worden durch Geburt und Auferstehung unseres Heilandes und zum dritten, — das Leid liegt mitten inne, — durch den Tod. In unendlicher Gelassenheit, jener leidenschaftslosen Verzückung, die gleich weit entfernt ist von sinnlichen Freuden, wie von erdgebundenen Schmerzen, sitzt Maria zwischen den himmlischen Herrschern, die ihr mit weihevoller, aber natürlicher Gebärde die Krone auf das Haupt setzen. Um diese göttliche Gruppe herum aber ist des Jubilierens kein Ende; tausendfaches Leben gab Meister Baldung seinem Kinde in dem Chor der Engel, der Gott Vater, Gottes Sohn und die Himmelskönigin umrankt. Lieblicher und wahrhaftiger haben weder die Italiener, noch Meister Dürer oder der große Kolmarer eine so fröhliche Engelschar auf eine leblose Tafel von Holz gezaubert.

Ununterbrochen kann nur ein Heiliger in frommer Übung verharren; und diese Arbeit an einem, durch Sinn und Zweck geheiligten Werke, war stetiger gläubiger Andacht gleich zu achten. In den Tagen der Erholung gedachte der Meister der Welt außer ihm, die er, als ein halber Gefangener seines Auftrages, kaum noch sah.

In dem Hause seines Bruders Kaspar war ein junges Mädchen, eine Verwandte, die ebenfalls den Namen Baldung trug. Meister Baldung liebte das Mädchen um ihres Geistes und ihrer Schönheit willen und begann nach ihr jenes Bild der Venus mit dem auf einer Kugel zu ihren Füßen sitzenden Amor zu malen. Ein Meisterwerk ohnegleichen, voll des Zaubers anmutiger Bewegung, das er, durch ein ebenso unbegreifliches als denkwürdiges Ereignis verhindert, erst in späteren Jahren vollendete.

Noch ahnte der Künstler nicht, Anwandlungen der Schwermütigkeit bis dahin fremd, in dem zwiefachen Glücke einer beseeligenden Ehe und würdigem Schaffen vollkommen aufgehend, welch eine Bedeutung dieses Mädchen gewinnen sollte. Ihre Schönheit war zu edel, um natürlich wirken zu können, denn sie war der Ausdruck eines außerordentlichen Geistes. Wie ein edler Stein, bis zur Vollendung geschliffen, durch seinen Glanz das Auge weniger entzückt, als es blendet, so strahlte dieses so vollkommene Mädchenantlitz eine seltsam verwirrende Kälte aus. Wie leicht, wenn nicht die Demut des Gemütes oder die Einfalt des Herzens herrschen, werden Geist und Schönheit Attribute der Eitelkeit. Wieviel mehr aber noch ist ein solches Wesen, von Gott geschaffen, zu lieben und geliebt zu werden, in den Netzen dieser Welt gefangen, wenn äußere Unabhängigkeit seinen Hochmut befestigen und der Übermut der Jugend sich demütiger Einsicht fest verschließt. Solche Gefahren umlauerten das schöne Mädchen, ja, sie hatten bereits Besitz von ihm ergriffen. Hans Baldung, des Mädchens Neigung zu geistreich hochmütigem Spott wohl erkennend, bemerkte dennoch, von seinen großen Aufgaben ganz ergriffen, die ihr drohenden Gefahren nicht.

An einem Abend — die Amseln, deren zitternder Schlag den Menschen Freiheit kündet nach des Winters quälender Haft, hatten soeben ihren jubelnden Gesang beschlossen, langsam neigte sich der Schleier der Dämmerung über die Stadt — saß Meister Hans vor dem Bilde der Venus und überlegte, was daran noch zu bessern sei und wie er fortschreiten wolle mit der Arbeit. Mit wohlerwogener Absicht hatte er die Gestalt der Venus auf einen dunklen Hintergrund gesetzt; weder ein Effekt der Beleuchtung, noch der Reiz einer Landschaft sollten ablenken von der einzigen Schönheit der Gestalt, die für sich allein wirken mußte. Wie er in die Betrachtung des Bildes immer mehr versank, entzückte ihn in zunehmender Weise die Schönheit dieses Mädchens. Er wäre wohl noch lange davor gesessen, wenn nicht plötzlich der Arm eines Gerippes nach dem schlanken Körper des Mädchens gegriffen und ihn eine Sekunde lang umfaßt hätte! Dann war die fürchterliche Gestalt wieder verschwunden.

Wie versteinert saß der Meister.

War das eine Vision? War es in Wahrheit geschehen? Sind Visionen nicht Wahrheiten, die, ungeborenen Kindern gleich, im Schoße der Vorsehung schlummern? Oder war es eine Mahnung höherer Mächte, weil der Meister mit seinen Augen

und Sinnen zu sehr die Reize des schönen Mädchens in sich aufgenommen hatte, so daß seinen heiligen Aufgaben Gefahr drohte? Besinnlich und tief erschrocken schritt Hans Baldung in die Nacht hinaus ...

3.

Um diese Zeit begab es sich, daß das Fest des heiligen Lambertus zu Ostern des Jahres 1514 gefeiert wurde. Zum ersten Male sollte das Reliquar des Heiligen, eine siberne Büste, seine Hirnschale bergend, in feierlicher Prozession um das Münster getragen werden.

Die verebbenden Morgenwinde trugen den schweren Klang der Glocken vom Turme des Münsters über die Stadt und die nahe gelegenen Dörfer. Am Tage des Festes der Auferstehung sprechen die feierlich, väterlich mahnenden Töne eindringlicher zu menschlichen Herzen. Die Karwoche mit ihren strengen Fasten, die kirchlichen Übungen, das Grab des Herrn, endlich aber die Tage, da die Glocken verstummen und ihr Schweigen wirkt, als sei der Herr am Kreuze auf ewig von uns geschieden, lösen ein Gefühl der Beklemmung und Bedrückung aus. Da verkündigen in befreiender, beglückender Sprache die Glocken: „Der Herr ist erstanden!“ Nun erst erfüllt den Menschen mit der ganzen Natur der Zauber ihres neuen Erwachens; es war, als habe ein unsichtbarer, doch fühlbarer Schleier die seit Wochen grünenden und blühenden Gefilde verdeckt. Mit dem ersten Sonnenstrahl beginnt eine neue Welt zu erwachen, und kein Bettler ist so arm, daß er sich in dem Glanze dieses Ostertages nicht reich und beglückt fühlen dürfte.

Auf allen Straßen strömte das Volk der Umgebung nach der Stadt, deren Tore schwerlich zuvor, außer den Tagen, da der Mönch Bernhard von Clairvaux zum Kreuzzug predigte und Tausende von christlichen Herzen entflammte, einen solchen Ansturm friedlicher Heerscharen erlebten. Das Münster vermochte die Menge der Gläubigen, die dem Hochamte beiwohnten, kaum zu fassen. Welch ein durch fromme Pracht und Zahl gleich mächtig wirkender Zug verließ das große Portal des Münsters! Welch ein allmächtig wogendes Gefühl erhob alle Herzen!

Voran eine unendliche Schar weiß gekleideter und geschmückter Mädchen. Sie hatten die Fluren ihrem Heiligen zuliebe des ersten Schmuckes beraubt; und der gütige Vater, der die Lilien auf dem Felde bekleidet, hatte, um ihnen Freude zu machen, den grünen Teppich der Erde reicher als sonst zu dieser Jahreszeit mit Blumen übersät. Kaum hörbar auf dem mit Tannenreisern bedeckten Boden, gingen sie dem feierlichen Zuge voran. Keine lieblicheren Boten und Künder seines Ruhmes kann ein Heiliger finden, als solch eine Schar jugendlicher Mädchen. Reinen Herzens, sorglos und in ihrer Seele erfüllt von kindlichem Glauben, arglos und unschuldig, barmherzig sind sie und erfüllen dergestalt die Gebote, die ein Heiliger selbst zu erfüllen hat. Die Knabenchöre sangen unter der Führung von Mönchen fromme Gesänge. Farbenprächtig war der Aufmarsch der Zünfte, ein festes, beinahe starres Selbstbewußtsein und eine wohlbetonte Erdhaftigkeit ging von diesen Männern aus; ein klar fühlbarer Gegensatz zu den Reihen der Ordensleute, denen ihre geistlichen Übungen und ihr allgemeines Lebensgefühl einen allen gemeinsamen Zug der Entsagung auf ihre Gesichter geschrieben hatte.

Mitten in der Prozession aber wurde die Büste des Heiligen getragen. Der

klare Frühlingstag erhöhte den Glanz des edlen Metalles und die demutsvollen Züge in dem Angesicht des Heiligen Lambertus schienen Leben zu gewinnen unter den Strahlen der Sonne; ihre ganze Glut spiegelte sich wider in dem Ebenbild des Heiligen, das, von überirdischem Glanze umgeben, über den Häuptern der andächtigen Menge schwankte.

Hinter der Geistlichkeit, die dem Reliquar des Heiligen folgte, schritten die Räte der Stadt, an ihrer Spitze der Bürgermeister Balthasar von Tegelin, ein gebieterischer Herr von kriegerischem Aussehen; in der Reihe der Münsterpfleger fiel die ehrwürdige Gestalt Ägidius Has' auf, wie ein Apostel aus der Menge des Volkes, so ragte er selbst in diesem Zuge der ehrsamsten Bürger hervor. Ihm zur Seite aber ging ein junger Mann von eigenartig fremdem Aussehen. Die Züge seines Gesichtes waren scharf geschnitten, von außergewöhnlicher Höhe die gewölbte Stirne, seine Augen groß, klar und kühn. Dieser Fremde, der neben seinem Gönner ging, war der junge Meister des Hochaltares: Hans Baldung-Grien.

Die Prozession wandte sich, so wie sie das Münster verlassen hatte, nach rechts und durchzog zuerst den nördlichen Teil des Münsterplatzes. Als aber der feierliche Zug einbog in den südlichen Münsterplatz, da geschah etwas Seltsames ... Es verstummten die frommen Gesänge der Chöre; es begann ein Tuscheln, ein verwundertes und entrüstetes Wenden der Blicke nach dem Hause zum „Schönen Eck". Es wogte gleich einem Windschauer vor dem Gewitter über den feierlichen Zug. Ein Murren erhob sich und schwoll an ... und immer mehr Gesichter und endlich alle, auch aus den dichten Reihen des Volkes, das der Prozession nicht folgte, sondern in Ehrfurcht ihres Kommens gewartet und sich eben in Erwartung des Allerheiligsten auf die Kniee geworfen hatte — alle wandten ihre Köpfe nach rückwärts, nach dem Hause zum „Schönen Eck". In diesem Augenblick bog auch der Teil der Prozession, in dem Meister Hans schritt, hier ein.

Hans Baldung hatte sich im Geiste widerwillig, doch gleichsam von etwas Übermächtigem bezwungen, mit dem Bilde des schönen Mädchens beschäftigt. Dieses hochmütige, verführerische Geschöpf bei so viel Anmut! Es war ihm ein Rätsel; er kam in seinen Gedanken nicht los davon. Da — ward er auf das drohende Gemurre, auf die finsteren Gesichter aufmerksam und folgte jäh den Blicken der Menge. Was war das? Wahrlich, auf dem Balkon seines Bruders saß die schöne Baldung wie eine Göttin der Antike, sie erhob sich nicht, sie kniete nicht, sie bezeugte keinerlei Ehrfurcht ... sie lachte. Sie lachte ein so verächtliches, hochmütiges Lachen, als ob sich Kinder bei törichtem Spiel unter ihr tummelten; sie lachte ein heidnisches, teuflisches Lachen! Und dabei saß sie, entzückend zu schauen. In ihrem wundervollen Haar spielte der Glanz der Strahlen, die das Reliquar des Heiligen herüberwarf. Und zu dem Ebenbilde der Schöpfung diese Lästerung! Hans Baldung stand gelähmt vor Entsetzen.

Wirklich und wahrhaftig, sie saß über einer Stickerei, als ob sie dies alles da unten gar nichts anginge! O, unbegreiflicher Satan, der du dieses Mädchen verführtest und Ärgernis gabst durch ein so schönes Wesen, das den Menschen zur Freude geschaffen war.

Mächtiger jedoch als das Unheilige, zog das Allerheiligste die Menschen dennoch

in seinen Bann, ihm wandten sich Herzen und Blicke wieder zu und die Prozession zog vorüber, um unter dem schwellenden Klange des festlichen Geläutes wieder einzuziehen durch die Pforten, die sie vor einer Stunde etwa verlassen hatten.

Aber noch ehe das feierliche Tedeum beschlossen war, ballte sich vor dem Hause Kaspar Baldungs eine drohende Menge zusammen, man rief und schalt, man wollte das Mädchen ergreifen. Denn nicht weit entfernt von dem Glauben pflegt sich bei derartigen Anlässen der Aberglaube einzunisten; das Volk, geängstigt durch die Furien der Pest, fürchtete, Gott könnte Rache nehmen für den Frevel, der an dem Heiligen geschah. Und die Menschen glauben bei irgend einer Untat, die geschieht, so dunkel ihre Zusammenhänge ihnen auch sein mögen, Gottes Gerechtigkeit selbst vertreten zu müssen. Auch zu denjenigen, welche das frevelnde Mädchen auf dem Balkon des Hauses nicht wahrgenommen hatten, drang unterdessen die Kunde ihrer Untat. Als, das Gotteshaus verlassend, die Oberhäupter der Stadt den Münsterplatz betraten, kamen sie eben noch recht, um dem gegen das Haus der Familie Baldung drohenden Aufruhr Einhalt zu gebieten. Der offene Unwille des Volkes legte sich zwar nach und nach; aber an seine Stelle trat das Gespenst des schleichenden Gerüchtes, das die schöne, wenn auch sündige Gestalt in ein giftiges Ungeheuer verwandelte.

Dem feierlichen Umzuge folgten die Belustigungen des Volkes, wie sie zu Ostern gebräuchlich waren; heute, zu dem Feste des Heiligen Lambertus war vorgesehen, die Jugend mit Naschwerk zu beschenken und sie mit Spielen bis zum Abend zu erheitern.

So wogte den ganzen Tag über, sonnig wie der prangende Frühling am Oberrhein, eine buntbewegte Menge Volkes durch die Straßen der Stadt. Vor den Toren waren die Spiele der Jugend; die verwegenen Knaben, die der Aufsicht der Mönche, welche sonst Ordnung hielten, entronnen waren, suchten im Klettern auf den Ruinen des Schloßberges ihren Übermut auszulassen. In den bekränzten Schenken herrschte buntes, lachendes Treiben; und die Stillen, die sich als die feineren Genießer solcher Feste erweisen, berauschten sich an der Pracht der Farben, die den bunten Frühling in wogenden Gewändern und wallenden Fahnen zu überbieten suchten. Klingend und rauschend ging der ereignisreiche Festtag zu Ende.

4.

In einem schroffen Gegensatz zu dem allgemeinen Treiben der Stadt stand die düstere Stimmung im Hause zum „Schönen Eck". Sobald das gotteslästerliche Verhalten des Mädchens bekannt geworden war, eilte man auf den Balkon, um es in Sicherheit zu bringen vor dem drohenden Volke. Empörung über sein Tun und Besorgnis um seine nächste Zukunft hielten sich die Wage. Die Schöne hatte sich aber, ehe die Ansammlungen vor dem Hause Besorgnis erregen konnten, bereits selber entfernt und in ihr Zimmer eingeschlossen. Hans Baldung, den schwerer als einen anderen seines Geschlechtes die Folgen treffen würden, konnte die allgemeine Entrüstung der Familie nicht teilen. Nicht daß er in der Tat selber das Geringste gefunden hätte, das sie in seinem Empfinden hätte mildern können, begriff er doch, daß hier ein rätselhafter Vorgang in dem Gemüte des Mädchens die Ursache sein

müsse. Er fand auch an diesem Tage zuerst Zugang bei ihr, und erblickte sie in einem Zustand offenkundiger, aber unerklärlicher Zerrüttung. Sie lag mit aufgelöstem Haar, noch völlig bekleidet, auf ihrem Ruhebett. Ihre Augen heftete sie starr und unbeweglich auf den Eintretenden, der es, entgegen seiner ursprünglichen Absicht, unterließ, eine Frage an das Mädchen zu richten. Mit einem Male kam eine völlige Erkenntnis über ihn. Aus ihrem Stolz allein, aus ihrem lebenshungrigen Sinn, den sie ja mit den übrigen Baldungs teilte, ließ sich ihr Handeln nicht erklären. Nahm man auch hinzu, daß das Mädchen, wie es zuweilen erklärte, eine abgrundtiefe Abneigung gegen alle äußeren rituellen Handlungen empfand und sie als Mummenschanz verspottete, so genügte das alles nicht, um das Unbegreifliche begreiflich zu machen. Denn, so sehr sie allen Äußerlichkeiten abhold war, ebenso verschmähte es sonst ihr Frauenstolz, sich überhaupt, geschweige denn auf eine solche Weise, zur Schau zu stellen. Sie empfand weder Liebe, noch überhaupt irgend eine Neigung für das Volk; sie ging ihm auf jede Weise aus dem Wege und wäre nicht imstande gewesen, der Menge in einer derart herausfordernden Art entgegen zu treten. Mochte man auch zugeben, daß sie die Keime einer solchen Tat alle in ihrem stolzen und übermütigen Herzen trug, niemals aber hatte böser Wille, der diese Keime hätte zur Reife bringen können, eine Wohnstätte in ihrer Seele, noch Macht über sie.

Das Alles erkannte der Meister so klar, wie er es zuvor schon überdacht hatte; und eine andere furchtbare Klarheit kam über ihn: eine dämonische Macht hatte diesen Geist in ihren Bann geschlagen und das Mädchen mit schwerer seelischer Krankheit überfallen.

Es schien, daß sie sich der Folgen ihres Tuns bewußt geworden war; als sie sah, daß Hans Baldung voll verzeihender Liebe sich ihr näherte und ihre Hand ergriff, da löste sich ihr starrer Blick, und ihre Augen umfingen ihn mit einem unbeschreiblichen Lächeln überirdischer Schwermut.

Die Aufregung, die in dem Hause herrschte, suchte der Meister fernzuhalten von dem kranken Mädchen. Im Laufe des Nachmittages waren zwei Abgesandte des Rates erschienen, der, um unangenehmer Untersuchungen enthoben zu sein, darauf drang, daß die Übeltäterin die Stadt verlasse. Nur der Ehre des Namens Baldung war es zu danken, wenn nicht ein anderes Verfahren zur Sühne der Tat ergriffen wurde; aber auch der Rat konnte nicht verhindern, daß sich immerzu wieder Empörte oder Neugierige oder auch solche, denen es Befriedigung verleiht, sich an dem Schmerze oder dem Unglück anderer Menschen zu weiden, vor dem Hause versammelten und nach dem Balkon starrten, als erwarteten sie jeden Augenblick, daß das geschmähte Mädchen sich dort wieder zeige.

Dringlicher als alles andere erschien es Hans Baldung, einen Arzt rufen zu lassen. Als dieser kam, erklärte er, daß er etwas Besonderes an der Dame nicht finden könne; ihre Aufregung sei angesichts dessen, was sie angerichtet habe, wohl begreiflich und werde sich schon wieder legen. Am selben Abend noch wurde in der Familie beschlossen, dem Mädchen nahe zu legen, den Schleier zu nehmen; eine andere Wahl schien nicht mehr möglich und sie selbst willigte, mit ihrem Geiste bereits in weiten Fernen schweifend, in alles ein, was man ihr vorschlug. Auch Hans Baldung hielt

eine solche Wahl für das Beste; im Kloster würde sie Verzeihung und Beruhigung finden, aber in dieser Welt mußte sie ihr ganzes Leben hindurch gebrandmarkt bleiben. Er selbst wollte sie nach dem Kloster Lichtental bringen, wo seine Schwester Nonne war und er, der Meister, durch seine Bilder am Altar der Klosterkirche berühmt und geehrt, ihren Weg ebnen konnte.

Allein, die nächsten Tage mit ihren bedrückenden Sorgen machten alle guten oder wohlgemeinten Absichten und Pläne überflüssig. Das Mädchen verfiel in eine tiefe Bewußtlosigkeit, aus der es immer seltener und auf stets sich verkürzende Augenblicke erwachte. Und das schöne Wesen starb, in ihren Leidenstagen von Meister Hans Baldung wie ein Kind betreut, am siebten Tage ihres Krankenlagers.

5.

Das Volk sagte, daß die Gottlosigkeit dieses Mädchens einen Schatten werfe auf das lichtvolle Werk des Meisters am Hochaltar und es verdunkle.

Hans Baldung saß düsteren Sinnens vor dem strahlenden Bilde der Venus, das er, bezaubert von der Schönheit der Toten, mit der Lust des Künstlers über einem beglückenden Entwurfe begonnen und nahezu vollendet hatte. In so anmutsvoller Gestalt wandelte sie vor Wochen noch neben ihm! Und wie er nun in das Bild, sein eigenes Werk, das ihm als solches gänzlich fremd war in diesem Augenblick, starrte, als müsse das anmutige Mädchen daraus hervortreten, da schien es ihm, als greife wiederum, aber diesmal nicht bloß eine Hand, sondern ein ganzes Gerippe nach der Gestalt. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte ihn die Erinnerung: zum erstenmal seit jenem Abend, da ihn die erste Vision erschauern ließ, ward ihm wieder das Gesicht zu Teil. Eine Vision? War es nicht schon bitterste Wahrheit geworden? Ach, nicht allein war das Mädchen dahingerafft, auch wider die Lebenslust des Meisters hatte jener ungerufene Sensenmann einen beinahe tödlichen Hieb geführt. Wer vermöchte es, in dem Alter, in dem Hans Baldung damals stand, diese seelischen Erlebnisse zu ordnen und zu sagen, dies geschieht zu jenem und jenes geschieht zu diesem Zweck? Wen, wie unsern Meister, Gott begnadete, den ergreift eine geheime und tiefe Andacht über so heftigen Schlägen des Geschickes und er lächelt über diejenigen, die, wie ein Krämer, Schuld oder Unschuld abwägen und Buch darüber führen wollen.

Ihn hatte eine Ahnung unserer Sündhaftigkeit erfüllt und der Mächte, die uns heimlich bedrohen. Auch in dem Leiden des Mädchens las er die Qual ihrer Sünden. Wie hatte dieser Kampf ihre blendende Schönheit gedemütigt und die Züge des Stolzes verwandelt in den flehentlichen Ausdruck um Gnade! Mit der Sterbenden litt der Meister, der ihr in seinen Werken Leben gab und nach diesem Leiden das erste, wahrhaftig erlebte Passionsbild, jene Beweinung Christi, die er 1515 vollendete, schuf. Mit der flehenden, reuemütigen Magdalena, die des Herrn Hand küßt, bat Hans Baldung selbst um die Barmherzigkeit Gottes für die Tote.

Jene Vision aber hat ihn nie wieder verlassen. Der Tod, ein gieriger Geselle, der frech nach dem beglückenden, blühenden Leben greift, kehrt in den Bildern dieser Jahre immer wieder. Es ist das ewige Geheimnis, um das soviel Klage von Frauen und Müttern, Kindern, Männern und Vätern geht.

6.

Das Geschlecht der Baldung erfüllte das Haus zum „Schönen Eck“ über ein Jahrhundert noch mit seiner Lebenslust; Reichtum und Heiterkeit schienen ihm ein unerschöpfliches Vermächtnis zu sein. Aus dem Garten hinter dem Hause drang, obwohl er von hohen Mauern umgeben und derart abgeschlossen war gegen die übrige Welt des Leidens, an den schönen Sommerabenden das Klingen der Gläser und das ausgelassene Gelächter der Gäste und der Gastgeber. Zum Ruhme des Namens Baldung, zu dem seine gelehrten Träger als Lehrer an der Universität und als hochgeehrte Ratsherren der Städte Freiburg und Straßburg beitrugen, hatte Meister Hans die Unsterblichkeit hinzugefügt. Das Gerippe, dem einen ein Erlöser, dem andern ein grausamer Räuber, das er in seiner ganzen Schreckhaftigkeit dargestellt, hatte auch ihn, es war im Jahre 1545, ergriffen. Jenes kostbare Bild der Venus, in dem das Mädchen in seiner ganzen Anmut weiterlebte, hatte er 1525 so vollendet, wie er es begonnen hatte. Jetzt hing es in einem Zimmer des Hauses zum „Schönen Eck“. Die Geschichte von der Freveltat der schönen Sünderin aber lebte fort und der Aberglaube verunstaltete ihr Andenken.

Bald nach ihrem Tode ging ein Gerücht, daß des Abends, um dieselbe Stunde etwa, da sie von hinnen geschieden, ein schweres Stöhnen in dem Hause, besonders deutlich aber in dem Zimmer, in welchem sie gestorben, zu vernehmen sei. Gewisses ist davon nicht überliefert, aber es mag wohl ein Grund dafür gewesen sein, daß Hans Baldung, der die Stadt und ihre Umgebung liebte, sie verließ, sobald er sich seines großen Auftrages entledigt hatte. Niemals in den folgenden Jahren beschwor er die Gestalt des Mädchens in eine Zeichnung oder in ein Bild. In der Tat wollten auch Menschen, die das Gerücht selbst verachteten, dieses Stöhnen an ruhigen Abenden vernommen haben; schleppend und mühsam, wie der Wehlaut eines Menschen, dessen Seele ein grausamer Traum bedrückt, ganz aus den Tiefen des Unterbewußtseins, klang das beklemmende Seufzen.

Es war um das Jahr 1600. In dem Hause zum „Schönen Eck“ wohnte eine bejahrte Dame, die den Namen Baldung, als die Letzte dieses Geschlechtes in Freiburg, trug. Sie liebte das Mädchen, ihre Ahnin, dessen Geschichte sie kannte und deren Bildnis sie vor Augen hatte; liebte sie um so mehr, wenn sie sich selbst mit dem Mädchen verglich, und sie einen Abglanz dieser Schönheit in ihrem eigenen Zügen zu finden glaubte. Das erfüllte sie mit Stolz und Mitgefühl. Und diese Ähnlichkeit, nicht allein in den Zügen des Gesichtes, sondern auch in ihrer ganzen äußeren Haltung war wirklich auffallend. So mußten sie wohl auch Charakterzüge gemeinsam haben. Vielleicht sogar unterschieden sich diese beiden Baldungschen Frauen nur in den Graden ihrer Leidenschaftlichkeit. Während jenes unglückliche Mädchen ihre Empfindungen weder beherrschen, noch zurückdrängen konnte, bewahrte die letzte Baldung in allen Situationen die Haltung einer Dame von Bildung. War bei der ersteren in ihrer Schönheit vollendete Natur, so bei der letzteren Vollendung der Sitten. Diese freilich nur im weltlichen Sinne. Sie hielt einen großen Hausstand, wozu ihr Reichtum sie befähigte; Wagen und Pferde, darunter zwei auserlesene Schimmel. War sie wohltätig, so gab sie den Armen, weil es Brauch war, ihnen zu geben. Und, wenn sie auch glaubte, Gott zu geben, was Gottes, und dem Kaiser,



Christus und der reiche Jüngling **E. v. Gebhardt**

(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München)

was des Kaisers war, bemaß sie, ohne sich dessen freilich bewußt zu sein, das, was Gottes, kürzer als das, was des Kaisers war. Das heißt: auf der Wagschale ihres Lebens neigte die Schale der Lebenslust umsoviel tiefer, als die Schale der Frömmigkeit leichthin nach oben hinausschlagen konnte.

Der Kunstsinn ihres Geschlechtes war auch in ihr lebendig; sie hütete mit sorgsamem Fleiße die Schätze ihres großen Ahnen, trachtete darnach, sie zu vermehren, und in ihrer Liebe zur Kunst zeigte sie jene Innigkeit, die man sonst in ihrem Wesen missen mußte. Wie eine Relique verehrte sie eine Locke des großen Albrecht Dürer, welche als letzten Gruß der Meister bei seinem Tode seinem geliebten Schüler Hans Baldung überbringen ließ. Dieses Andenken an den großen und erlauchten Nürnberger Meister kam zwei Jahrzehnte nach dem Tode Hans Baldungs in ihre Hände. Sie trug das doppelt geheiligte Vermächtnis in einer kostbaren Kapsel an einer goldenen Kette.

Der Ruhm des Hauses und die geistreiche Anmut seiner Bewohnerin wirkten wie ein Magnet, der gleichgerichtete Geister, Lehrer und Studierende der Universität, Künstler und Verehrer Meister Baldungs anzog und das Haus der letzten Baldung zu einem Mittelpunkt der Stadt machten. Selbst wer aus diesen Kreisen von Straßburg oder Basel die Stadt besuchte oder sie auf einer Reise bloß berührte, fand sich in der Gesellschaft des Baldungschen Hauses ein. Die geistlichen Herren des Baseler Domkapitels, das nach seiner Flucht vor der Reformation in Basel, sich in dem österreichischen Freiburg niedergelassen hatte, waren ständige Gäste.

An einem Herbstabend, als sie eine große Gesellschaft erwartete, befiel sie ein heftiges Unwohlsein; sie ließ sich durch ihre Dienerschaft bei den Gästen entschuldigen, und, als ihr alter Diener von einem Gang zurückkehrte, fand er seine Herrin entseelt in einem Sessel sitzen. Die Tote wurde in der Kapelle des Friedhofes aufgebahrt.

7.

Zeiten, in denen der Mensch hinweggerafft wird, wie Ungeziefer oder wie Blüten im Froste einer Frühlingsnacht, machen das Leben des Einzelnen nicht wertvoller. Die Gewohnheit stumpft ab, und große Seelen allein bewahren sich Andacht vor dem Tode auch dann, wenn sie täglich mit ihm zu tun haben. Der Totengräber, welcher den Dienst auf dem Gottesacker versah, in dessen Kapelle die Tote lag, war ein kalter, heuchlerischer Geselle. Wehe ihm, wenn die Toten hätten sprechen können, die in seine Obhut geraten waren; auf ihren Schmuck, ihre Ringe hatte er es abgesehen, und in den Jahren, da die Pest ihm täglich ihre und seine Opfer in sein Revier brachte, hatte er sich einen förmlichen Schatzkasten zusammengeraubt. Denn in den Tagen der großen Seuche wurden oft Menschen eingebracht, die irgendwo auf der Straße hingefallen waren, wie ein fauler Apfel von einem kranken Baume; niemand mochte diese Toten näher berühren, da man fürchtete, sich anzustecken. Ängstlichkeit ist dem Teufel fremd, und er ist gegen gemeine Gefahren gefeit. Dieser Mensch erschien selbst wie ein Abbild des Bösen. Widerlich war es anzusehen, wie er ging, schleifend bewegte er sich vorwärts, und drehte sich dabei, wie in einem Kugelgelenke, selbstgefällig in seinen Hüften. Seine Hände glichen den Fängen eines Raubvogels, und seine Finger waren, wie dessen Krallen, stets gekrümmt.

Als es finster war, schlich er nach der Kapelle. Es war eine kalte Nacht; der Nebel hing in nassen, wolkigen Schwaden zwischen den Bäumen und der Erde, so dicht und so schwer, daß er das sterbende Laub, das sich noch wie in Todesangst an den Zweigen festhielt, unbarmherzig zur Erde drückte. In gleichförmigem Takte fielen die Blätter raschelnd zu Boden.

Jetzt war er an ihrer Bahre. Und da ... hob sich nicht die Brust der Toten? Er zog seine Öllampe höher empor. „Unsinn!“ murmelte er. Wollüstig betrachtete er die Ringe an den Fingern der Toten. Viel gewichtiger aber erschien ihm eine goldene Kette, die sie um den Hals trug und an deren Ende sich in schwerer Fassung kostbare Steine befinden mußten. Sogleich begann er an dieser Kette zu nesteln und versuchte, sie aus der Brust der Toten herauszuzerren. Der Widerstand, den das Ende der Kette verursachte, reizte seine räuberische Gier; er zog fester, er sah nicht, wie die Gestalt unter ihm ihre Augen aufschlug, fühlte nicht, wie durch ihren Körper ein schweres Erschauern ging. Nein, er sah nur die Ringe, fühlte die Kette in seiner Hand, zog an ihr mit einer Gier, in einer schon unbewußten Angst, daß ihm dieser Raub entgehen könnte. Noch einmal zerrte er, da — richtete sich die Gestalt jählings vor ihm auf! Wie von allen Teufeln getrieben, fuhr der schänderische Totengräber zurück und schlug, vom Schrecken getötet, rücklings dröhnend zur Erde.

8.

Sie aber, die Totgeglaubte, von Schauern geschüttelt, doch in einem Zustande wie zwischen Traum und Erwachen, eilte nach dem Ausgange der Kapelle, wo das Armenseelenlicht, das in einer Säule auf dem Friedhof durch die dunkle, neblige Nacht leuchtete, mit seinen Strahlen ihre Augen traf und sie in das volle Bewußtsein zurückrief. Der erste Gruß dieser Erde aus dunkler Grabesnacht! Sie eilte, ohne einem Menschen zu begegnen, nach ihrem Hause.

Dort angekommen, zog sie die Glocke am Portal. Ihr alter Diener, der seine Herrin, hätte er sie noch unter den Lebenden gewußt, an dieser Art zu läuten erkannt haben würde, erschrak auf das Heftigste. Die Glocke, wie sie in diesem Augenblick das Haus mit ihrem aufschreckenden Klang erfüllte, klang dem Manne wie ein Gruß aus der Welt der Abgeschiedenen. Er öffnete die Türe zum Balkon, und rief den nächtlichen Besuch an. „Öffnet, ich bin es, die Frau des Hauses!“ antwortete ihm die wohlbekannte Stimme seiner Herrin. Auch für den ergrauten Diener war das eine Nacht des Schreckens. „Unmöglich,“ gab er von der Türe des Balkons zurück, „die Frau des Hauses ist gestern gestorben und ruht drüben in der Kapelle“. — „Ich bin es, so wahr die Schimmel zu den Fenstern des Daches herunterschauen, öffnet!“ erwiderte ihm die Totgeglaubte — und es hätte keines Wunders bedurft, um den alten Diener zu überzeugen, dennoch trat er auf den Balkon hinaus, blickte unwillkürlich nach dem Dache und sah, wie über ihm links und rechts je ein Schimmel seinen Kopf hinausstreckte. Nun eilte er mit zitternden Knien, die Füße trugen ihn kaum noch, von den Gefühlen des Entsetzens und der Freude geleitet, nach dem Tore, um zu öffnen, begrüßte die Erstandene und geleitete sie in ihr Gemach.

9.

Hat der Herr die Tote auferweckt wie das Töchterchen des Obersten, welches der Heiland bei der Hand nahm und rief: „Kind, stehe auf!“? War sie nur scheinbar tot

gewesen und durch den Schrecken, der durch den nächtlichen Räuber verursacht worden, wieder zum Leben erwacht? Oder was war es sonst, das die Tote nicht schlafen ließ? Und wäre es nach einem so schrecklichen Erwachen nicht besser gewesen, wenn sie selbst, anstatt des Totengräbers, gestorben wäre?

Die auf so wunderbare Weise Wiedererwachte lag die ganze Nacht auf den Knieen in heißem Gebet. Sie erkannte die Hand Gottes und überhörte seine Mahnung nicht. Und als die mahnende Stimme der Betzeitglocke vom Turme des Münsters herüberklang, den heranbrechenden Tag, der Betenden aber ein neues Leben verkündigte, da rief sie, zum ersten Male in diesem Erdendasein sich der Schuldhaftigkeit alles Menschlichen bewußt: „Herr, oh Herr, was soll ich tun?"

In dem dämmernden Morgenlichte fiel ihr Blick auf das Bild ihrer schönen Ahnin, welche der Tod hinweggerafft hatte in ihrem sündigen Hochmute. Und was ihr einst zum Stolze gedieh, das gereichte ihr heute zur Demut. Sie beschloß, ein Leben der Buße, nicht allein zu ihrer eigenen Seligkeit, sondern auch zur Erlösung dieses armen Mädchens führen zu wollen, dankte für die Gnade dem Herrn, der sie dazu auferweckte, und erhob sich.

Die Stadt war voll der Rede über die wunderbare Heimkehr der Totgeglaubten. Ihre Freunde ließen sich bei ihr anmelden. Sie empfing aber keinen und kümmerte sich nicht um das Aufsehen, das sich über sie erhoben hatte. Auch lud sie keinen ihrer Bekannten zu Tische, noch hielt sie sich Gesellschaften anders als nach dem Worte des Herrn; dieses aber lautet: „Wenn du ein Mittags- oder Abendmahl machest, so lade nicht deine Freunde noch deine Brüder noch deine Gefreunden noch deine Nachbaren, die da reich sind, auf daß sie dich nicht etwa wiederladen und dir vergolten werde. Sondern wenn du ein Mahl machest, so lade die Armen, die Krüppel, die Lahmen, die Blinden." So wurde ihr Haus, das reich war, und einst nur die Reichen und Vornehmen gesehen, eine Heimstätte der Armen und Erniedrigten.

Dann aber ging sie hin und nahm aus einer Truhe jene Stickerei, welche einst am Tage des heiligen Lambertus zum Gespött des Heiligen dienen sollte (sie war zum Andenken an das Mädchen aufbewahrt worden) und verfertigte daraus ein Fastentuch, an dem sie sieben Jahre hindurch ununterbrochen wirkte. Sie war bei ihrem bußfertigen Werke, welches sie für das Münster bestimmte, nahezu erblindet, sprach und aß dabei nur das Notwendigste, gebot ihrem Diener, Gutes zu tun und Barmherzigkeit zu üben allerwege, und starb, nachdem sie es kaum vollendet hatte, um diesmal, weder durch die Hand eines Frevlers, noch sonstwie aus ihrem Schlafe aufgestört, einzugehen in die Herrlichkeit der ewigen Gnade.

10.

Das Volk sagte einst, daß die Gottlosigkeit jenes schönen Mädchens einen Schatten werfe auf das lichtvolle Werk des Meisters am Hochaltar.

Ja, es ist wahr, aber in ganz anderer Art als die Meinung des Volkes ging. Denn nun hängt zur Zeit der vierzigtägigen Fasten am Triumphbogen des Münsters das in siebenjähriger Buße gewirkte Fastentuch. Es wirft nicht allein einen Schatten auf den Hochaltar, es verdunkelt ihn nicht nur, nein, es verhüllt ihn ganz. Aber ist er nicht schon seines Schmuckes entkleidet worden? Wenn das gewaltige Gotteshaus,

sonst eine Quelle des Lichtes und der Farben, verwandelt wird in eine Stätte der Trauer, und nicht allein die frommen Werke Meister Baldungs, nein, alles, was zu frommer Andacht und zum Schmucke des Gotteshauses geschaffen wurde von Menschenhand, verdeckt und verhüllt ist, dann spricht mit ungestörter Eindringlichkeit dies Werk der Buße zu Sündern und Gerechten.

Christus aber sprach, daß im Himmel mehr Freude sei über einen reumütigen Sünder als über neunundneunzig Gerechte. Wie groß nun muß des Himmels Freude gewesen sein über die Frau, die aus ihrem Hochmut erwachte und sich ihres sündigen Ebenbildes, des schönen Mädchens, erbarmte und sieben Jahre Buße tat für jene, die in den sieben Tagen ihres Leidens nicht Buße zu tun vermocht hatte! Ja, sie gedachte dabei des Leidens unseres Herrn und Heilandes selbst und gab der Menschheit ein Beispiel seines Todes.

So endet diese Geschichte in der gläubigen Gewißheit, daß nicht allein, wie wir alle wissen, Christus, der Herr, für uns am Kreuze gestorben ist, um uns von der Last unserer Sünden zu erlösen, sondern, daß durch seine Gnade und sein Beispiel ein jeder Sünder seinen Erlöser findet.

Die frühen Propheten

Von Friedrich Frye

Aus dem literarischen Nachlaß des allzufrüh dahingegangenen vielverheißenden Osnabrücker Lyrikers

Hoch leuchtet uns der Propheten Wort
Aus fernen vergessenen Zeiten,
Bestimmt, auf der Wand'rung zum Menschheitshort
Labyrinthischen Weges zu leiten.
Gewalt'ge Gestalten, in Lichtscharen dicht,
Stiegen herab zu ihnen, die Götter.
Sie gingen mit ihnen im Frühlingslicht,
Mit ihnen im Tosen der Wetter.

So zogen sie lehrend durchs grünende Feld,
Die Völker der Erd' zu erlösen,
Sie wollten befreien die blühende Welt
Aus eisernen Klammern des Bösen.
Sie wiesen die Wege, so golden und hehr,
Wo entflohen des Schicksals Geister.
Sie gaben dem Menschen die heilige Wehr
Und sprachen: Du bist der Meister.

Sie starben an Kreuzen durch Bruders Hand,
Sie sangen als Skalden und Barden,
Die Söhne des Geistes unbekannt
Sie wohnten in dunklen Mansarden.
Ihre Taten und Worte, sie reichten aus,
Um das Paradies zu finden.
Ihre Gräber, zerstreuet landein, landaus,
Sind verwehet von Sturm und Winden.

Oberlin als Vorbild

Von Karl König

Wir geben neben dem Gedächtnisartikel Wehrungs noch einem andren ausgewanderten Elsässer das Wort: dem Schulrat König, der einst selber im Steintal gewirkt hat. D. L.

Wer durch Friedrich Lienhards Roman „Oberlin“ diese Lichtgestalt in sich hat aufleben lassen, der wird immer wieder bewundernd emporschauen zu diesem an sich so schlichten Helden der Innerlichkeit und der Tat, der, das gewöhnliche Menschenmaß weit überragend, überzeitliche Geltung gewonnen hat. Sein wundervolles Leben und Streben könnte heute beim Wiederaufbau unseres Vaterlandes bedeutsames Vorbild sein. Solche Führer müßten wir haben — und es stünde gut um Deutschland.

Wunderbar geradlinig ist der Gang der äußeren Lebensschicksale Oberlins. Als Sohn einer alten Straßburger Familie erblickt er in Straßburg am 31. August 1740 das Licht der Welt, wächst im Kreis von sechs Brüdern und zwei Schwestern in beschränkten Verhältnissen auf, wird Schüler des protestantischen Gymnasiums in Straßburg — der Schöpfung von Johannes Sturm in Sturm v. Sturmecks großer Zeit —, studiert Theologie an der alten Straßburger Universität, wirkt nebenbei im Hause des Chirurgen Ziegenhagen als Hauslehrer und siedelt am 30. März 1767 nach Waldersbach als Pfarrer vom Steintal über, dem er bis zu seinem Tod am 1. Juni 1826 treu bleibt.

Das ist das enge Bett, in dem ein so reichquellendes Innen- und Tatleben dahinströmt, daß es unmöglich ist, seine Wirkungstiefe und Wirkungsweite auch nur annähernd zu erfassen. Trotz ihrer tieferfühlten Wahrheit ist die Inschrift auf dem schlichten Grabmal aus rotem Vogesensandstein in Fouday zu eng. Er war und ist mehr als der Vater des Steintals, er gehört zu den Meistern der Menschheit.

Zwei sonst selten zusammengehende Eigenschaften haben sich in ihm in seltener Kraft und Harmonie geeint und ihn zu jener Schöpferpersönlichkeit geformt, die Wasser aus Felsen schlug, Ödland in Fruchtauen umwandelte. Diese Eigenschaften sind das Streben nach Verinnerlichung, nach Reifung, und der Wille zur opferfrohen Tat. In ihm verschmolzen zu wesenhafter Einheit Tauler und Spener, Bucer und Sturm v. Sturmeck, seine großen Landsleute, in ihm flossen zusammen die beiden Haupteigenschaften des elsässischen Wesens, die Liebe zum waldstillen Sinnieren, zur Mystik, und der wirklichkeitsstarke Wille zum tatfrohen Schaffen und Gestalten, der Formungswille.

Der Wille zur Innerlichkeit blüht schon in früher Jugend in ihm auf. Diese Sehnsucht nach dem Sonnenland der Schönheit, der Wahrheit und der Güte ist wohl ein Erbstück der Mutter, deren Lieblingsdichter Gellert und Klopstock waren, die heimisch war in der Gedanken- und Liebeswelt Speners und die früh schon die Samen pietistischer Frömmigkeit in den aufnahmefrohen Gemütsgrund des jungen Oberlin einsenkte.

So sehr auch echte und rechte Jugendfreude die Kindheitstage Oberlins durchglutete und durchwaltete, so regte sich doch früh schon in ihm der Wille, ein Christ im Vollsinne des Wortes zu werden. Dieser Wille spornte ihn zur Selbstbeobachtung

an und schenkte ihm durch sie, da jede Halbheit und Heuchelei seinem Wesen fern lag, willenantreibende Selbsterkenntnis. Sorgfältig führte er Buch über sein inneres Wachsen und Werden, sein Unterliegen und Siegen. Hierin zeigt sich bereits früh jener starke Tatwillen, der das als recht Erkannte in sich und um sich verwirklichen will. Und zwar allseitig.

So z. B. auf dem Gebiet der Geistesbildung. Ein Christ muß nach seiner Überzeugung in allen Lebenslagen restlos seine Pflicht tun. Zu diesem Zweck muß er alle Anlagen und Kräfte zu voller Entwicklung bringen, muß er an Bildungsgütern das individuell Mögliche zu gewinnen suchen. Da Oberlins Gedächtnis ihn in seiner Schulzeit zuweilen arg im Stiche ließ, so legte er sich nachts Holzscheite unter das Kopfkissen, um früher aufzuwachen und durch Fleiß zu ersetzen, was ihm die Natur versagt hatte. Die Folgen blieben nicht aus. Bald zählte er zu den Besten seiner Klasse.

Dieser stählerne Bildungswille blieb ihm auch über die Schulzeit hinaus treu. Als echter Ahne des Hungerpastors trug er sein ganzes Leben hindurch unstillbaren Bildungshunger in sich. Trotzdem er als Student den Haushalt seiner Eltern durch Erteilung von Hilfsstunden und durch Annahme einer Hauslehrerstelle zu entlasten suchte, versäumte er nicht das Geringste an dem Riesenmaß seiner Studien, das im Geist jener Zeit Universalismus als Ziel aufstellte. Durch Ausnützung seiner vollen Zeit und Kraft und jeglicher guten Gelegenheit erweiterte er bedeutsam Tiefe und Weite seiner Bildung.

Der Wille der Jugend aber wurde dem Manne und Greis zur unentbehrlichen Gewohnheit. Die Fülle von Auszügen aus Büchern, bald in gedrängter, bald in ausführlicher Form legt ein beredtes Zeugnis ab von der Summe und Mannigfaltigkeit der geleisteten Bildungsarbeit. Natürlich stehen an erster Stelle seine theologische Vertiefung und die Lesung der mystischen Studien seiner Freunde und Gesinnungsgenossen: Jakob Böhme, Lavater, Jung-Stilling, Svedenborg, Frau von Krüdener u. a. Aber neben den Werken dieser mystischen Führer kam das pädagogische Schrifttum der Rousseau, Basedow, Rochow, Pestalozzi nicht zu kurz. Und wie gern vertiefte er sich in literarische Werke! Aus Klopstock hat er große Stücke abgeschrieben. Aber auch philosophische, geschichtliche, naturwissenschaftliche, politische und wirtschaftliche Schriften fanden frohe Aufnahme im einsamen Pfarrhaus in Waldersbach. Wenn man bedenkt, daß diese Eroberungszüge ins Blüten- und Fruchtland der Kultur neben einer beruflichen Tätigkeit einherging, die die Leistungen einer normalen Manneskraft weit überragt, so wächst die Bewunderung für diesen ungewöhnlichen Mann ins Ungemessene. Zumal Oberlin in seinem Verinnerlichungsdrang jede Oberflächlichkeit haßte. Tiefe suchte er, Erkenntnis erstrebte er, Wesenhaftigkeit war sein Ziel. Dies bezeugt die Auswahl der von ihm gelesenen Bücher, dies bezeugen die Randbemerkungen in seinen Büchern, dies bezeugen seine Predigten, dies bezeugen sein Tagebuch und sein Briefwechsel. Aus allen gelesenen Büchern, ja aus irgendwie wertvollen Briefen machte er sich Auszüge und nahm oft genug schriftlich entschiedene Stellung zu allen Fragen, die ihm in Büchern, Briefen, Gesprächen entgegentraten. Kein Wunder daher, daß aus allen Berichten über Begegnungen mit Oberlin rückhaltlose Bewunderung der Tiefe und Weite seines Wissens spricht.

Oberlins Wesenhaftigkeit wurzelt in jener Gottessehnsucht, die so ergreifend aus dem Gelübde des Zwanzigjährigen spricht: „Höret ihr Himmel, Erde nimm es zu Ohren! Heute bekenne ich, daß der Herr mein Gott ist. Heute erkläre ich, daß ich sein Kind bin, daß ich zu seinem Volk gehöre. Vernimm meine Worte, o Gott, und schreibe in dein Buch, daß ich hinfüro ganz dein sein will. Im Namen des Herrn der Heerscharen entsage ich heut allen andern Herren, die früherhin mich beherrscht haben, den Freuden der Welt, denen ich mich überlassen hatte, den Begierden des Fleisches, die in mir lagen. Ich entsage allem Vergänglichen, damit mein Gott mein Alles sei. Dir weihe ich alles, was ich bin und habe, die Kräfte meiner Seele, die Glieder meines Körpers, mein Vermögen, meine Zeit. Hilf du selber mir, o barmherziger Vater, daß ich alles nur zu deinem Ruhm anwende und zum Gehorsam gegen deine Befehle gebrauche. Dir anzugehören, soll mein demütiges, heißes Verlangen in alle Ewigkeit sein . . .“

Dieser Geist Taulers und Speners, der so leuchtend aus dem Gelübde Oberlins hervorbricht, durchdringt und adelt all sein Dichten und Trachten. Sein Willen will untergehen im Gotteswillen. Auch hier wieder ergänzt sich in Oberlin zu wundervoller Einheit, was sonst so häufig als Gegensatz auftritt: Völlige Willenshingabe und höchste Willensbehauptung. Oberlin ist eine eiserne Willensnatur, Wirkung teils der Anlage, teils der Erziehung, und zwar hauptsächlich der Selbsterziehung. Von unablässiger Selbstzucht zeugt seine straffe Haltung bis ins hohe Alter. Und wer Oberlins Silhouette im Sinne der Lavaterschen Physiognomik, der ja Oberlin restlos zugetan war, studiert, den überzeugen auf den ersten Blick Stirn, Nase und Kinn von Oberlins Willensstärke. Aber auch sein hartnäckiges Ringen um die innere Reifung mit seinem vielfach schroffen Verzicht auf jede Form von Bequemlichkeit, auf Lebensfreuden und Lebensgewohnheiten, die ihm den Gang zur Wesenhaftigkeit erschweren könnten, seine Verneinung selbstischer Wünsche, sein fast übermenschlicher Kampf um das leibliche, geistige und seelische Wohlergehen seiner Steintäler kennzeichnen ihn eindeutig als stählerne Willensnatur. Hören wir das Gelübde des Fünfundzwanzigjährigen: „Ich will mich bemühen, immer das Gegenteil von dem zu tun, was eine sinnliche Neigung von mir verlangen könnte. Ich werde darum nur wenig essen und trinken und nie mehr als ich zur Erhaltung meiner Gesundheit bedarf. Was meine Lieblingsspeisen anbelangt, so werde ich von ihnen weniger essen als von andern. Ich will mich bemühen, den Zorn zu dämpfen, der sich meiner oft bemächtigt. Ich will mich aller schimpflichen Ausdrücke enthalten. Ich will die Pflichten meines Standes mit der höchsten Genauigkeit und größten Pünktlichkeit erfüllen; soviel als möglich will ich meinen Unterricht mit Glockenschlag beginnen, und falls dies nicht möglich ist, werde ich um so länger nach Schluß der Stunde bleiben. Ich will alle verfügbaren Augenblicke zum Studium ausnützen, um so früh als möglich zum Amt des Predigers geschickt zu sein. Ich will mich mit einem Mindestmaß an Kleidung und Möbeln zufrieden geben, damit ich nicht eine zu große Zahl von Unterrichtsstunden zu erteilen brauche: ich werde mich dann denen, die ich geben werde, um so besser widmen können und meine Studien werden weniger unterbrochen werden.“ Was er hier gelobte, das hielt er dem Sinne nach sein ganzes Leben hindurch. Sein stählerner Wille schloß die Tat in sich.

Also ein Willensmensch war Oberlin. Trotzdem wäre sicherlich das von vielen als weichlich empfundene Lied „So nimm denn meine Hände" sein Lieblingslied geworden, wenn es damals schon gelebt hätte; gerade weil das Lied, sofern die in ihm nach Ausdruck ringenden Gefühle Wahrheit sein wollen, Kraft und nicht Schwäche bedeutet. Restlos unterwirft Oberlin seinen Willen dem seines Gottes. Er wollte Offizier werden; aber er vernimmt den Ruf Gottes und wird Theologe; er will Armeegeistlicher werden, erkennt aber in der Aufforderung Stubers den Willen Gottes und übernimmt die Hungerpfarre im Steintal; sein Drang, in die Weite zu wirken, macht ihn geneigt, dem Rufe zu folgen, der einmal von der russischen Brüdergemeine in Sarepta, ein andermal von den vertriebenen Salzburgern in Pennsylvanien ausgeht; aber bedeutsame Weltereignisse bestärken ihn in der Gewißheit, daß Gottes Wille für ihn „Steintal" heißt. So unterbreitet er stets den sprudelnden Reichtum seiner großzügigen Pläne zur inneren und äußeren Hebung des Steintales seinem göttlichen Freund und Berater, lauscht gespannt auf dessen Stimme und fügt sich ohne Murren seinem Willen. Was er dann aber als Gottes Wille erkannt hat, das führt er gegen alle Widerstände seines Ichs, der Menschen und der Dinge durch. Da fühlt er sich als Soldat, der die Befehle seines Vorgesetzten selbst gegen den eigenen Willen durchzuführen hat. In dieser Willensgemeinschaft mit Gott liegt eine Hauptwurzel seines beispiellosen Erfolgs in seinen Unternehmungen.

Eine Willensform verdient noch besondere Beachtung, weil sie so machtvoll aus allem seinem Reden und Handeln hervorleuchtet: Sein Mut. Unter den militärischen Spielen seines Vaters geweckt und erstarkt, bekundet sich sein Mut bereits im Verhalten des Kindes. So wenn er scharf das rohe Verhalten eines Polizisten gegenüber einem unglücklichen Bettler tadelte und am nächsten Tag, als er in einem schmalen Gäßlein dem Rohling begegnet, nicht flieht, sondern unerschrocken an ihm vorbeigeht.

Diese frühgeübte Tugend fand im Steintal viel Gelegenheit zur Betätigung. Seine Bauern stehen anfänglich seinen Reformplänen durchaus ablehnend, ja feindlich gegenüber. Sie bedrohen ihn mit Schlägen, mit dem Tod. In Seelenruhe erklärt er von der Kanzel herab, daß er wie bisher so auch fernerhin waffenlos und allein Nacht und Tag seinen Pflichten nachgehen werde, auch durch die Einsamkeiten der Berge und Wälder. Ja, er tritt in einer Nacht in die geheime Versammlung seiner feindlichen Dorfgenossen, in der, wie er weiß, eine Verschwörung gegen ihn angezettelt werden soll.

Ohne Furcht geht er auch seinen Weg durch die Revolutionsjahre. Die Ideen der Revolutionsmänner sind ihm ja vielfach aus dem Herzen gesprochen; aber ihre Bluttaten und ihren Verfolgungswahnsinn geißelt er ohne Scheu und offen lehnt er alle Forderungen ab, die gegen sein Gewissen streiten. Seinen Gottesdienst formt er so, daß die Schreckensmänner daran keinen Anstoß nehmen können — was sind ihm äußere Formen —, aber unerschütterlich bekennt er seinen Gottesglauben und mutig setzt er in gefahrvollster Zeit Freiheit und Leben aufs Spiel, wenn seine Nächstenliebe ihm vorschreibt, Verfolgten Obdach zu gewähren, Gefährdete durch Rat und Tat der Guillotine zu entziehen. Mut zeigt er aber auch einzelnen hoch-

gestellten Persönlichkeiten gegenüber. So wenn er der Brotvergeudung seines Gastes, des von ihm hochverehrten Präfekten des Unter-Elsaß Lezai-Marnesia scharf entgegentritt.

Mut zeigte er vor allem in seiner rückhaltlosen, keine Schranken anerkennenden Wahrheitsliebe. Er wußte, der Weg zur Wesenhaftigkeit geht nur durch Wahrheit. Unerbittlich wahr ist er gegen sich selbst. Trotz alles Selbstbewußtseins, das seine Erfolge und die vielfachen Anerkennungen im Lauf der Jahre in ihm heranreifen ließen, reißt er in seinen Tagebüchern, Briefen, Predigten, Unterredungen allen falschen Glorienschein herunter, den er selbst oder andere um sein Denken, Reden, Handeln legen möchten. Er kennt und bekennt freimütig seine Schwächen; denn nichts ist ihm verhaßter als Schein ohne Sein. Darum schwingt er über Hoch und Niedrig die Geißel der Wahrheit, wenn ihm Lüge oder Heuchelei im Reden und Handeln seiner Nebenmenschen entgegentritt. Und wenn seine Bauern, Verwandte und Besucher Ohr und Herz vor seinen Worten verschließen und sich verdrossen von ihm abwenden wollen, dann redet er um so eindringlicher, bis ihre Ohren gellen und ihre Herzen sich zur Wahrheit bekennen. Der Eifer um die Wahrheit verzehrt ihn.

So arbeitet er vorbildlich von seiner Kindheit an bis in sein Alter an seiner inneren Vervollkommnung, an seiner Reifung. Bitter ernst nimmt er das schwere Christuswort: „Ihr sollt vollkommen sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Reifung zur Wesenhaftigkeit, das ist das leuchtende Hochziel, das seinen Willen unbeirrbar in seinen elektrischen Stromkreis bannt. Auf dem Hochaltar der Wesenhaftigkeit lodert, sich selbst verzehrend, täglich sein Ich empor und geläutert, bereichert, sonnendurchglutet gewinnt er es täglich wieder. Er wird reif zum herrschenden Dienen, zum dienenden Herrschen.

So wie über Pestalozzis Leben mit großen Goldbuchstaben das Wort Liebe glüht, so auch durchwaltet Liebe das ganze Sein und Wollen Oberlins. Seinem Streben nach Selbstvollendung gesellt sich ebenbürtig und ebenwürdig der Wille zum Selbstopfer zu. Diese innige Verkoppelung der beiden Edelmächte wahren Menschen- und Christentums reihen ihn ein in die Meister der Menschheit; denn nur wenn diese beiden polaren Sehnsüchte sich im gleichen Lebensstromkreis innig einen und einander gegenseitig durchdringen, reifen sie zu Hochmächten der Menschheitsläuterung. Ohne den Willen zur Opferung artet das Streben nach Selbstvollendung häufig in engbrüstigen, niederziehenden Egoismus aus, während der Wille zum Opfer ohne das Streben nach allseitiger, tiefführender Verinnerlichung zur Oberflächlichkeit und Fruchtlosigkeit führt.

Wie untrennbar fest sich in Oberlin zum Streben nach Reifung der Wille zur Opferung gesellt, dafür ist das ganze Leben und Wirken Oberlins ein ununterbrochener Beweis. Bekannt sind die Erzählungen vom Opferwillen des Knaben Oberlin, der heimlich einer armen alten Frau das mangelnde Geld zum Kaufe eines Kleides bei einer Trödlerin zuschießt, und der einer Bäuerin die Eier ersetzt, die mutwillige Knaben ihr auf dem Markt zerbrochen haben. Die gleiche Opferwilligkeit bestimmt den Studenten Oberlin, den elterlichen Haushalt, wo oft Kargheit und Mangel als ungebetene Gäste zu Tische saßen, durch Selbstverdienen seines Lebensunterhaltes zu entlasten.

Und nun erst sein Wirken im Steintal! Er sieht das graue Elend der Steintalbauern, und ohne langes Besinnen opfert er die schönsten Aussichten auf eine ehrenvolle und sorgenfreie Zukunft, um in selbstloser Hingabe die düstern Gestalten der Not aus dem Steintal zu bannen. Wie sein großer älterer Zeitgenosse Friedrich II., wird er, der geborene Herrscher, zum Diener.

Weil er überzeugt ist, daß Außennot eine Folge der Innennot ist und jene nur durch Befreiung des Geistes und der Seele von den Sklavenketten der Unwissenheit, von der erschlaffenden Hoffnungslosigkeit des Willens, von der hin- und herzerrenden Ziellosigkeit des Strebens behoben werden kann, so geht sein Hauptstreben auf eine geistlösende, kraftmehrende, willenrichtende Bildung und Erziehung. Oberlin wird zum Pädagogen. Mit offenem Blick und warmem Herzen versenkt er sich in das Schrifttum Rousseaus, Basedows und Pestalozzis. Und auch A. H. Franckes Bestrebungen und Ideen sind ihm, dem Pietisten, wohl vertraut gewesen.

Der wachsenden Einsicht zur Seite schreitet die Tat. Im Jahre 1769 entsteht die Kleinkinderschule, der ganzen Welt zum Vorbild und Antrieb. Die Volksschulen des Steintals, die schon sein Vorgänger, Pfarrer Stuber, aus dem Tiefstand krassester Unwissenheit und Wirkungslosigkeit herausgerissen hatte, führt Oberlin durch den Bau von Schulhäusern, durch vertiefte Sach- und Fachbildung der Lehrer, durch nachdrückliche soziale Hebung des Lehrerstandes, durch eine mustergültige Organisation, durch Schaffung von Lehrplänen, durch Erprobung und Durchführung zielsicherer Methoden, durch Darbietung von Lehrstoffen, durch Einführung guter Lese- und Lernbücher und durch anderes mehr zu einer Höhe empor, die das Durchschnittsmaß der Volksschulen jener Zeit, nah und fern, weit überragt. Um ihren Erfolg zu sichern, schließt er an die Volksschule obligatorischen Fortbildungsunterricht für Knaben und Mädchen an, wie ihn heute noch nicht alle deutschen Staaten kennen. Noch mehr, in Volksbildungsvereinen setzt er das Erziehungswerk fort. Sie versammeln regelmäßig Sonntags viele Erwachsenen zum gemeinsamen Lesen und Besprechen von Büchern, um die Tiefe und Weite ihrer Bildung zu mehren und die Theorie in die praktische Tat umzusetzen. In wieviel deutschen Bauerndörfern finden wir heute diese Einrichtung, und zwar in solcher Vollendung? Und doch von welch weittragender Bedeutung könnte sie für unser Volk in Not werden!

Diese Leistung auf dem Gebiet des Bildungswesens allein wäre eine Großtat, die ihm dauernden Nachruhm gesichert hätte. Doch Oberlins tatfroher Geist führte sein Werk weiter. Wie er's für seine Person hielt, so sollte es auch im Steintal sein: der Innengewinn sollte, wenn er rechter Art und keine Scheinfrucht sein wollte, auch nach außen hin durch Formung des Alltags ins helle Tageslicht treten. Zudem war Oberlin zu sehr blickbegabt für den unleugbaren Einfluß der Wirklichkeit auf die Innengestaltung. Er sah die Kanäle, die von der Innenwelt befruchtend zur Außenwelt führen; aber er erkannte auch die bedeutsame Rückwirkung der Wirtschaft auf die Wesensausprägung. So fern auch seiner so fest im Jenseits verwurzelten Geistesrichtung materialistische Deutung der Lebensvorgänge war, so erstrebte er doch unter Einsetzung seiner ganzen Kraft die wirtschaftliche Hebung des Steintals, weil er darin ein Mittel der geistigen und seelischen Gesundung und Gesund-

erhaltung sah. Ein Mittel neben andern. Und vor allem: Ihn jammerte des Volks!

So machte er sich alsbald an die Arbeit.

Zunächst galt es, den Blick der Steintäler für ihre Not zu öffnen, in ihnen den Glauben an die Möglichkeit der Änderung zu wecken, ihren Willen zu größerer Wirtschaftlichkeit zu bestimmen und sie dann mit den Mitteln, die wirtschaftlichen Kräfte des Steintales zu heben, vertraut zu machen. Eine Arbeit von solcher Schwierigkeit, daß wohl jeder andere vor der scheinbaren Unmöglichkeit dieser Aufgabe zurückgeschreckt wäre. Der Geist der Steintäler schien so unempfänglich zu sein wie ihr Grund und Boden und ihr Wille so hart wie die Felsblöcke, die ihre Äcker bedecken. Für Oberlins Liebeswille gab es aber kein Unmöglich. Er setzte durch, was er als gut erkannt hatte.

Was ein im tiefsten Wesensgrund wurzelnder uneigennütziger Wille zu leisten vermag, das zeigt die weit und breit hochgepriesene Wunderleistung, die der Nimmermüde vollbracht hatte, als er am 1. Juni 1826 zur Ruhe einging. Die halbzerfallenen, menschenunwürdigen Hütten hatten schlichten, aber wohnlichen Häusern Platz gemacht, die Steine und Felsblöcke waren aus Gärten, Feldern, Wiesen und Wegen verschwunden, die besten Ackerbaumethoden hatten in allen Dörfern des Steintals Eingang gefunden, neu eingeführtes wertvolles Saatgut brachte erstaunliche Ernten auf dem kargen Gebirgsboden, von den einst so öden Bergweiden ertönte das frohe Geläut edelrassiger Bergkühe, stattliche Hühner bevölkerten die Höfe, und in den Gärten und auf den Feldern trugen gut ausgewählte und sorglich gepflegte Obstbäume köstliche Frucht. Tüchtige Handwerker, die Oberlin jenseits der Berge ihre Kunst hatte erlernen lassen, besserten den Bauern ihr Gerät aus oder lieferte ihnen neues. Und ein Netz gutgepflegter Straßen verband jetzt die Dörfer des einst unwegsamen Tales untereinander und mit der Außenwelt, und da trotz aller Mühe und Neuerung der Boden nicht zur Befriedigung aller Bedürfnisse ausreichte, so hatte Oberlin die Industrie im Steintal heimisch gemacht, indem er Legrand, den Freund und Förderer Pestalozzis, den Bewunderer Basedows, den einstigen Präsidenten der helvetischen Republik, bewog, sich im Steintal anzusiedeln.

Und die Mittel, mit denen dieser einzigartige Mann ein so gewaltiges Werk schuf? War es die Macht der Belehrung, die den spröden Geist der Steintäler zur Selbstbesinnung brachte? Sicherlich haben die Schulen einen guten Grund gelegt, indem sie den Geist aufhellten und durch Arbeitskunde — hierin auch schon den heutigen Bestrebungen um mehr als ein Jahrhundert vorauseilend — den Alltag zu erkennen und zu beherrschen suchten. Sicherlich hat seine Volksbildungsarbeit durch die landwirtschaftlichen Vereine seine Ideen in den Mitgliedern lebendig werden lassen, indem sie nicht nur durch die Lesung neuerer landwirtschaftlicher Schriften die Einsicht in einen gutgeleiteten Betrieb läuterten, sondern auch durch Anstachelung des Ehrgeizes die Umsetzung des als gut Erkannten in die Tat förderten. Aber mehr als dies alles wirkte sein Vorbild. Ja, diese Bildungsarbeit konnte erst wirkungsvoll einsetzen, nachdem das aufrüttelnde Beispiel Oberlins eine Bresche in die Festung der Gleichgültigkeit, des stumpfsinnigen Unterwerfens unter die Macht der Verhältnisse geschossen hatte. Bei der verlebendigenden Durchsicht der

zeitgenössischen Berichte über die Geistes- und Gemütsverfassung der Steintäler in der Zeit, als Oberlin seine Pionierarbeit begann, wächst die Leistung im Geist des Beschauers ins Riesengroße. Stumpf hörten die Bauern den mahnenden Worten Oberlins zu, hoffnungslos schüttelten sie die Köpfe, wenn er ihnen eine bessere Zukunft vor Augen malte, mit Spott und Hohn, ja mit Bedrohungen beantworteten sie seine Aufforderung zu kraftvoller Tat. Alle Belehrung und Mahnung war vergebens, bis Oberlin selbst in seinem Garten Obstbäume pflanzte und hegte, bis Oberlin selbst anfing, die löcherichten Straßen auszubessern, bis Oberlin selbst den Spaten schulterte und hinauszog die Wege auszubessern, Straßen und Brücken zu bauen, bis Oberlin selbst neue Ackergeräte, Kartoffelsorten kommen ließ und in Gebrauch nahm, bis Oberlins gleichgesinnte Frau selbst für die neueingerichtete Fabrik zu arbeiten anfing. Berge von Stumpfsinn, von Widerwille, von Vorurteilen mußten versetzt werden. Und das erfolgreiche Mittel hieß: Vorbild. Vorbild nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet, sondern auch auf religiösem, sittlich-sozialem, politischem Gebiet.

Was aber diesem Vorbild tief- und fortwirkende Kraft verlieh, das war der Geist der Liebe, der Oberlin beseelte. Einer Liebe, die nicht müde wurde im Warten, im Geben, im Vormachen. Einer Liebe, die ihre Kraft aus der innigen Verbindung mit der ewigen Kraftquelle zog. Sein unwandelbares Sein und Leben im Ewigen befähigte ihn zum Herrschen und Dienen, nährte seinen Willen zur Reifung und Opferung, reihte ihn ein in die Meister der Menschheit.

Wenn solcher Oberlinsgeist und Oberlinswille unser deutsches Volk beseelte, dann fielen bald die Ketten, dann bräche bald die Sonne durchs Gewölk. Im vorigen Jahrhundert schuf dankbares Erinnern in Amerika die Oberlin-Hochschule, die bis heute im Sinn und Geist Oberlins wirkt und wesentlich zum Innenausbau der Vereinigten Staaten beigetragen hat. Und im gleichen Jahrhundert entstand in Berlin-Nowawes der Oberlinverein, der durch seine Wirksamkeit an zahllosen Kranken und Siechen, vor allem an vielen Tausenden von Kleinkindern dem deutschen Volk reiche Segens- und Kraftquellen erschlossen hat. Wie, wenn jetzt am hundertsten Gedenktag des Todes Oberlins aufs neue sein Geist machtvoll in unserm Volk und Vaterland erstünde?

Frühsommer

Von Maria Mathi

Die Drossel rief, als alle Vögel schwiegen,
Ihr Abendfreuen in die stille Welt;
Schon hing der Mond am silberblauen Zelt,
Und müde Herzen suchten ihre Wiegen.
Sie rief, die ungestüme, lange Zeit,
Dann schwieg sie jäh — und süßer troff der Friede,
Und zag begann mit ihrem tiefsten Liede
Die Nachtigall, die Braut der Einsamkeit.

Vom Erleben Gottes

Ein Gespräch. Von Albert Sexauer

1.

Der Vortrag des Professors X. über das Wesen der Mystik war zu Ende. Mit beneidenswerter Geschwindigkeit sich wieder in die Sphäre ihres gewohnten Geschwätzes umstellend, verließ die zahlreiche Hörerschaft in geräuschvollem Gedränge den Saal. Die zwei Freunde waren unter den letzten, die ins Freie traten. In den nahegelegenen öffentlichen Garten einbiegend, gingen sie eine Weile nebeneinander her in nachdenklichem Schweigen, das schließlich der eine (wir wollen ihn A. nennen) unterbrach, indem er, mehr fast zu sich selber als zu seinem Begleiter, sagte:

„Glänzend. Natürlich. Wie immer. Ich wüßte nicht, wie das einer besser machen könnte. Wie er den Stoff beherrscht! Wie klar er das, was er den Kernpunkt aller Mystik nannte, hervortreten ließ: jene Unio mystica des alten Plotin, des Meisters der neuplatonischen Schule. Wie er die Fäden bloßlegte, die sich da aus dem Heidentum her bis mitten ins katholische Dogma hineinziehen! Das alles war einfach unübertrefflich. Und doch —"

„Nun," unterbrach ihn der Freund, den wir E. nennen; „und doch scheinst du nicht befriedigt?"

„Es ging mir," erwiderte A., „wie es einem in Vorträgen so oft geht: man lernt eine ganze Menge Neues; aber gerade über den Punkt des Problems, der einen am meisten interessiert, schweigt der Redner sich aus. Was kein Vorwurf sein soll. Denn selbstverständlich kann kein Vortrag sein Thema erschöpfen, am wenigsten ein so vielseitiges Thema. Überdies ist bekanntlich in geistigen Dingen hungern besser als satt sein. Und somit habe ich doppelten Grund zur Dankbarkeit unserm guten X. gegenüber: dafür, daß er mir viel gegeben, und dafür, daß er mir meinen Hunger nicht genommen hat. Hat er ihn mir doch sogar neu geweckt und erheblich verstärkt, wie ich glaube."

„Hunger wonach —?" fragte E.

A. lächelte: „Es gab eine Zeit, da hätte ich auf diese Frage ohne Zaudern geantwortet: danach, Gott zu erleben. Denn in der Tat hatte ich, seit ich auf dieses Wort stieß, eine — Sehnsucht ist vielleicht zu viel, Neugierde ist sicher zu wenig gesagt — also sagen wir einmal: ein gewisses Verlangen danach, zu erfahren, was da nun eigentlich erlebt werde. Aber wir haben ja vorhin gehört, daß der alte Plotin in seinem ganzen langen Leben jenes geheimnisvoll-erhabenen Eins-Werdens mit dem Urgrund alles Seins nur viermal gewürdigt wurde, und Porphyrius, sein Lieblingsschüler, sogar nur ein einziges Mal. Das mahnt zur Bescheidenheit. Zumal wenn man, wie ich, im Laufe der Jahre zu der Überzeugung gekommen ist, daß man des zu einem solchen Erlebnis doch zweifellos erforderlichen inneren Überschwanges — oder wie ich das nennen soll — entbehrt und also dieses Erlebens einfach unfähig ist."

„Unfähig?" fiel E. dem Freund lebhaft ins Wort; „unfähig ist in dieser Beziehung überhaupt niemand. Gott zu erleben — um bei dem Ausdruck zu bleiben — hat,

seinem Wesen nach, jeder Mensch die Fähigkeit; muß sie haben. Wie könnten wir sonst Gottes Werkleute auf Erden sein, wir alle? Und darüber sind wir nun doch schon mehr als einmal klar und einig gewesen, daß wir letzten Endes nichts anderes sind als dies: Hände, die ihn bauen; Herzen, die ihn tragen; Stimmen, die ihn singen, — jedes auf seine, und also jedes auf andere, und freilich keines auf vollkommene Weise. Von Unfähigkeit kann da also keine Rede sein. Auch bei dir nicht. Trotz des nüchternen Wissenschaftlers, hinter dem du für gewöhnlich den Schuß Metaphysik zu verbergen suchst, der so gut wie jedem andern Menschen auch dir im Blut liegt."

„Warum aber habe ich ihn dann nicht erlebt? Denn darüber bin ich außer allem Zweifel, daß das nie geschehen ist."

„Vielleicht war dein Verlangen danach nie so stark, so ausschließlich, daß es deine ganze innere Kraft vollständig von allem andern abzog und einzig und allein auf diesen Punkt sammelte. So etwa wie du dich, unter Fernhaltung jeder irgend möglichen Störung, auf eine Aufgabe im Gebiet der höheren Mathematik konzentrierst, deren Lösung deine Arbeit fordert."

„So intensiv allerdings," gab A. zu, „war mein Verlangen wohl nie."

„Siehst du," lächelte E., „ich dachte es mir. Ohne das geht es aber nicht. Es bedarf wirklich und wahrhaftig des vollen Einsatzes der eigenen Kraft zu solcher Eroberung. Das darfst du nicht übersehen. Und dazu kommt noch etwas, was da eine Rolle spielt. Ich wette, wenn du an das Erleben Gottes oder gar die unio mystica denkst, so tut sich dir im Geist ein ganzes Theater auf: magisches Licht, und Engelchöre, und Stimmen von oben und was dergleichen schöne legendenhafte Dinge mehr sein mögen. Das alles hat für dich heute noch den alten, sozusagen dogmatischen Beigeschmack, in dem man es uns in unserer Jugend beigebracht hat: den flammenden Dornbusch des Moses; die Vision des Saulus vor Damaskus; das ‚nimm und lies' des heiligen Augustinus im nächtlichen Garten zu Mailand. Habe ich recht?"

„Ich habe mir," sagte A., „darüber eigentlich nie Rechenschaft gegeben; aber ich glaube wohl, du hast recht. Es ist eben mehr oder weniger der Stil, in dem einem früher — in Haus, Schule und Kirche — alles dargestellt wurde, was man Offenbarung nannte."

„Offenbarung. Ganz recht", sagte E. „Und dieser falsche Stil sitzt nun so fest in dir, daß die zahllosen wirklichen Offenbarungen, die du inzwischen erlebt hast, dir darüber gar nicht als solche zu Bewußtsein gekommen sind."

„Offenbarungen —?" fuhr A. auf. „Ich — Offenbarungen? Da wäre ich nun aber wirklich neugierig."

„Jawohl. Gewöhne dich nur an das Wort", sagte E. „Gerade du bist ja doch mit deiner Arbeit in einem Gebiet daheim, auf dem es in den letzten Jahren Offenbarungen förmlich geregnet hat. Was sind denn alle eure chemischen, elektrischen, physikalischen Entdeckungen und Erfindungen? Wie kommt denn beispielsweise die Lösung einer wissenschaftlich-technischen Aufgabe zustande? Du bist ja selbst glücklicher Inhaber verschiedener Patente; kannst also aus Erfahrung mitreden. Gewiß gibt es Erfindungen, die ihren Vätern sozusagen im Schlaf geschenkt worden sind. Aber das dürften die wenigsten sein. In den meisten Fällen, denke ich mir, geht die

Geschichte etwa so: da ist irgend eine Aufgabe, deren Lösung irgend jemandem — sagen wir: dir — dringend notwendig scheint und die infolgedessen dich nicht mehr losläßt. Du plagst dich redlich damit herum. Tagelang; wochenlang; bis in den Traum hinein geht sie dir nach. Mehr als einmal glaubst du dich der Lösung ganz nahe, und wenn du einen kleinen Schritt weiter gehst, so war alles eine Täuschung. Mehr als einmal vielleicht bist du auch nahe daran, zu verzweifeln und die ganze Geschichte aufzugeben. Eine Art von Hoffnung hast du ja freilich ständig, die Lösung zu finden; aber eine Hoffnung ist nichts Gewisses, und diese Ungewißheit reibt auf. Da steht eines Tages — wer weiß wie? — in einem Moment plötzlicher Erleuchtung die Lösung vor dir, nicht bis in alle Einzelheiten hinein klar, aber doch in den entscheidenden Punkten. Und nun ist die Schlacht gewonnen. Nun gibt es keine Zweifel mehr. Nun hast du Gewißheit und Klarheit, und in freudig gespannter Arbeit gehst du Schritt für Schritt dem Ziel entgegen. Dergleichen hast du doch sicher erlebt?"

A. nickte mit dem Kopf: „Gewiß habe ich das. Und ich erinnere mich recht wohl, daß gerade die Tage solcher — sagen wir: gehobenen Arbeit mir immer als etwas ganz besonders Schönes, Glückliches erschienen sind."

„Und wem verdankst du sie? Einem einzigen Moment der Offenbarung. Du schüttelst den Kopf? Also stößt dich das Wort immer noch? Und doch ist das eben Offenbarung, was du in solchen Augenblicken erlebst. Und es ist in tausend ähnlichen Fällen nichts anderes. Das ganze menschliche Leben, ob du's nun in der Geschichte oder am einzelnen verfolgst, ist gekennzeichnet durch eine endlose Kette sich ergänzender und steigernder Offenbarungen. Sieh wohin du willst: auf den einfachen Taglöhner, dem ein neuer Handgriff einfällt oder die Möglichkeit der Verbesserung seines Werkzeuges; oder auf den Künstler, dem sich erschütterndste, tiefsinnigste Dinge in Rhythmen, Klängen, Formen, Farben, Worten darstellen —; es ist überall das Gleiche: Offenbarung, d. h. offenes Hervortreten einer Kraft, die bis dahin verborgen war und die nun aus einer bloßen Möglichkeit zur Wirklichkeit, d. h. hörbar, sichtbar, greifbar, faßbar wird."

„Das ist freilich eine Auffassung von Offenbarung, die mir bisher nicht geläufig gewesen ist", sagte A. „Und nun meinst du, wenn ich dich recht verstehe, daß zwischen solcher Offenbarung und dem, was wir vorhin Erleben Gottes genannt haben, eine gewisse Ähnlichkeit bestehe?"

„Nicht nur eine gewisse Ähnlichkeit, mein Lieber, sondern ich meine allen Ernstes, daß das eine vom andern sich seinem Wesen nach in gar nichts unterscheide, daß es wesentlich der gleiche Vorgang ist, nur auf einer andern Ebene. Ja ich gehe noch weiter. Nicht nur unser menschliches Leben, alles Sein überhaupt beruht im Kern darauf. Was wir beispielsweise in den Instinkten und Spielen der Tiere, was wir in dem neuerdings mit ebenso viel Glück wie Recht sogenannten Seelenleben der Pflanzen, und selbst darüber noch zurück: was wir in dem Kristallisationsprozeß der Gesteine so gut wie in den kosmischen Vorgängen des Weltenraumes vor uns sehen, das alles ist Offenbarung, nichts anderes."

„So hätte schließlich das alte heilige Buch doch recht, das den Einzigen rühmt, der sich in allem so herrlich offenbare —?"



„Gewiß hat es recht. Du mußt nur alle Züge, die sein Wirken als ein ins Übernatürliche gesteigertes menschliches erscheinen lassen, daraus streichen. Diese Brücke war nötig für primitive Zeiten und Völker. Das heißt: für Menschen, die nur Gottes Möglichkeit ahnen, seine Notwendigkeit fühlen, aber nicht seine Wirklichkeit kennen oder, mit andern Worten: die ihn noch nicht erlebt haben. Und für solche ist derlei auch heute noch nötig. Wer Gott erlebt hat, ist ein- für allemal über das alles hinaus.“

„Und somit,“ sagte A. nachdenklich, „stünden wir, wie der selige Robinson, glücklich wieder an dem Punkt, von dem wir ausgegangen sind: dem Erleben Gottes. Und immer noch bin ich im unklaren darüber, was es denn nun damit für eine Bewandtnis habe. Daß es nicht jedesmal eine jener legendenhaft-visionären Erscheinungen sein müsse, die wir aus unzähligen Geschichten wirklich und vermeintlich Begnadeter so gut kennen, tröstet mich. Denn offen gestanden, bei aller meiner aufrichtigen Ehrfurcht etwa vor einem Paulus oder Franziskus, waren mir die auf solche Weise Erweckten, Eingeweihten, Begnadeten, denen ich da und dort begegnet bin, mitsamt ihrem größeren oder kleineren Anhang durchweg höchst unsympathisch. Dieses aufdringliche Bewußtsein der Auserwähltheit, das den meisten von ihnen als Hauptergebnis ihrer Heilserfahrung geblieben zu sein schien, und noch mehr ihre laute, um nicht zu sagen vorlaute Weltverachtung machte mir die Gottähnlichkeit dieser Herrschaften allemal äußerst verdächtig.“

„Und das mit gutem Recht“, stimmte E. lebhaft bei. „Denn das steht sicherlich fest: alle diese esoterische Geheimniskrämerei mit ihrem unvermeidlichen Hochmut und Fanatismus hat weder ihren Ursprung bei Gott noch führt sie zu ihm, mag sie im übrigen christlich oder buddhistisch, spiritistisch oder theosophisch oder wie immer sonst aufgemacht sein. Gott wird erlebt — wirklich rein und frei und tief erlebt — nicht auf dem Wege sakraler Vermittlung oder magischer Beschwörung oder geheimwissenschaftlicher Schulung, sondern auf dem Weg stillen, stetigen, durch Sehnsucht, Not und Kampf reifenden inneren Wachstums. In allen Fällen, die unbedingt erhaben sind auch über den leisesten Verdacht des Betrugs oder Selbstbetrugs handelt es sich um einen vollkommen natürlichen Vorgang, der viel weniger dem freilich weitverbreiteten und aus durchweg recht unsauberen Motiven genährten Bedürfnis nach sogenannten Wundern entgegenkommt als vielmehr jener tiefsten menschlichen Lebenssehnsucht, die der Quellpunkt aller wahren Frömmigkeit und reinen Glaubens ist. Oder was hältst du schließlich für das Entscheidende an dem Erlebnis der ganz Großen auf diesem Gebiet, eines Paulus, Augustinus, Franziskus, Luther? Daß sie irgend etwas gesehen oder gehört haben, wovon am Ende doch kein Mensch sagen kann, ob sie's nicht doch nur zu sehen und zu hören glaubten? Darauf kommt es doch nicht an. Sondern darauf: daß sie in jener Stunde eine innere Kraft, Ruhe, Klarheit und Gewißheit gewannen, die allem vorangegangenen Kampf und Leiden ein Ende machten und sie zu dem erst befähigten, was sie wurden und schufen. Das ist das Entscheidende. Lösung innerer Spannungen; Befriedigung; Erleuchtung; unbeschreiblich beglückende Befreiung von jahrelang getragenem Leid; erschütternde Erhebung über uns selber; mit einem Wort: ein Stück Erlösung, das ist der Kern des Gotteserlebens. Und du verstehst ja wohl: wenn das auch nur für



Christus stellt seinen Jüngern ein Kind als Vorbild hin **E. v. Gebhardt**

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München)

einen einzigen Augenblick geschieht, so ist es doch etwas so unvergleichlich Erfüllendes, daß es tiefsten bleibenden Wert für ein ganzes Leben hat."

„Und solche Augenblicke hast du erlebt?" fragte A. hastig und setzte sogleich wie entschuldigend hinzu: „Denn du redest, wie mir scheint, aus Erfahrung."

„Solche Augenblicke," erwiderte E. langsam und leise, „habe ich erlebt. Jetzt kann ich's ja wohl wagen, davon zu reden. Denn nach unserm ganzen bisherigen Gespräch wirst du nun kein Recht mehr haben, enttäuscht zu sein, wenn ich dir eine Geschichte erzähle, in der weder himmlische noch höllische Geister noch gar die Gestalten der Trinität in Person vorkommen, und die dir doch zwar nicht die, aber wenigstens eine Antwort auf deine Frage geben wird, was es heiße: Gott zu erleben. Nur möchte ich dir einen Vorschlag machen. Wir sind wenige Schritte von meiner Wohnung entfernt. Begleite mich vollends dahin. In meinem Arbeitszimmer reden wir ungestörter als hier. Natürlich nur, wenn es dir recht ist —."

„Aber selbstverständlich ist es mir recht", entgegnete A., und mit rascheren Schritten verließen die zwei Freunde den von abendlichen Spaziergängern reichlich belebten Garten.

2.

Kaum eine halbe Stunde später saßen sie behaglich einander gegenüber in einem mäßig großen Raum, den die hereinbrechende Dunkelheit mit jenem unmerklich sich vertiefenden Dämmer füllte, wie es beschaulichen Unterhaltungen so günstig ist. Das Schweigen, in dem sie den kurzen Weg zurückgelegt hatten, hielt eine Weile an, bis E., mit merklichem Willensaufwand, es unterbrach, indem er sagte:

„Es hilft nichts. Wie ich's drehe und wende: wenn ich mein Versprechen halten will, muß ich von Dingen reden, die höchst persönlicher Natur sind; Dingen, über die ich bis heute noch mit keinem Menschen geredet habe. Und das ist so leicht nicht, wie man's meinen sollte. Aber wie dem nun sei! Je schwerer einem etwas fällt, je weniger soll man an die Schwierigkeit denken. Packen wir also die Sache an. Es wird sich ja wohl schon geben.

Ich sagte vorhin: jedes Erleben Gottes sei ein Stück Erlösung. So habe ich es wenigstens in allen Fällen erfahren. Und den bedeutsamsten, aufschlußreichsten dieser Fälle will ich dir, so gut ich's vermag, erzählen; einen Fall, der dir, wie jedem Menschen, verständlich sein wird, denn es handelt sich um ein Leiden, oder besser: um Erlösung von einem Leid, das keinem Menschen völlig fremd bleibt, der nicht ganz und gar nur an der Oberfläche lebt. Oder erinnerst du dich nicht mehr jenes merkwürdig gespannten Verhältnisses, in das uns gewisse, ziemlich frühe Jugendjahre zu unserer Umgebung brachten? Die heutige Jugend pflegt davon ein großes — viel zu großes! — Geschrei zu machen, und gefährliche sogenannte Führer bestärken sie darin. Wir haben dergleichen in uns selber ausgetragen, ohne Zeitschriften, Tagungen und Resolutionen. Ich meine jene ihrem Wesen nach durch und durch revolutionäre Stimmung und Haltung der Jugend dem Bestehenden, Überlieferten und seinen Trägern gegenüber. Aus dem Überschwang innerer Hochspannung heraus mißt man die Welt, in die man sich anschickt eben die ersten Schritte zu tun, mit viel zu großem Maßstab und findet infolgedessen alles unsagbar klein, häßlich und lächerlich. Voll Ehrgeiz und Drang sich zu betätigen und hervorzutun,

kann man sich doch nirgends in die gegebenen Verhältnisse schicken, die so wenig den Idealen gleichen, von denen man träumt. Eine maßlose Enttäuschung, die einem schließlich alles, einschließlich des Lebens selber, höchst fragwürdig erscheinen läßt, lähmt und hemmt einen auf jedem Schritt und macht einen bald unfähig, ein Spiel mitzuspielen, das man beim besten Willen nicht ernst zu nehmen vermag. Reibungen, Zusammenstöße, Katastrophen sind die Folge davon, und das Ende eben jene bekannte, zwischen Massenmord- und Selbstmordplänen, zwischen bissigstem Zynismus und heulendem Elend schwankende Stimmung, die man mit dem Namen Weltschmerz zu bezeichnen pflegt."

A. lächelte und sagte: „Ich erinnere mich wohl, davon einen freilich recht bescheidenen Hauch seinerzeit auch verspürt zu haben. Ich habe mich aber, wie mir ebenfalls noch erinnerlich ist, dessen immer ein wenig geschämt, weil ich merkte, daß die Erwachsenen sich über diese Stimmung und ihre Äußerungen gern lustig machten."

„Das tun sie allerdings gern," sagte E.; „aber sie tun Unrecht damit. Und du hattest nicht den mindesten Grund dich zu schämen. Denn diese Stimmung, einerlei, ob sie sich nun mehr revolutionär äußert oder mehr sentimental, ist der Jugend eigentliches und bestes Teil. Es ist die Wirkung des ersten und deshalb so erschütternden Stoßes, den uns der Mangel der Wirklichkeit an Idealität, die Gottferne der Welt, oder wie man das nennen mag, versetzt. Es ist dasselbe, was der Apostel Paulus meint, wenn er von der göttlichen Traurigkeit spricht. Es ist das tiefste und allgemeinste Leid, das uns treffen kann, denn es rührt aus der Natur unseres Menschseins, aus unserer Unvollkommenheit her. Ich glaube nicht, daß es einen Menschen gibt, der das nie empfunden hat. Nur vergessen es freilich die meisten recht bald wieder. Die einen verfallen auf dem Umweg über ein paar besonders unerfreuliche persönliche Erfahrungen, zu denen einer in dieser Zeit und Verfassung nur zu leicht kommen kann, einem ewig absprechenden, maulhängerischen sog. Pessimismus, der natürlich mit philosophischem Pessimismus herzlich wenig zu tun hat; andere bleiben in einem spielerischen Skeptizismus hängen und nehmen es bis an ihr seliges Ende weder mit dem Leben noch mit dem Sterben sonderlich ernst; und die besten retten sich in eine mit mehr oder weniger Resignation betriebene Geschäftigkeit, die ihnen in dem Bewußtsein ehrlich erfüllter Pflichten eine immerhin achtenswerte Befriedigung gibt. Alle aber betrachten sie ihr Abbiegen vom Wege ihrer Jugend als ein Reiferwerden und ziehen daraus das Recht, über die nachfolgende Generation, die derselben Not verfällt, zu lachen oder gar zu schelten, während diese selbst den ‚Alten' ihr Kompromiß als einen kläglichen Verrat vorwirft und dagegen Sturm läuft, mit mindestens ebenso gutem Recht. Denn wenn es auch gewiß immer wieder des Verstandes bedarf, der, auf die Wirklichkeit schauend, haltmacht, um Errungenes mit Überkommenem zu verschmelzen; nicht minder gewiß bedarf es erst recht immer wieder des Geistes, der, auf die Idee gerichtet, weiterdrängt und keine Tradition gelten lassen will. Verstandesmäßiges Kompromiß und geistgeborene Unbedingtheit heben einander nicht auf, sondern sie ergänzen einander wie das Ein- und Ausatmen. Und so wird der Kampf zwischen jung und alt wie bisher durch die Jahrtausende weitergehen, und immer wieder werden

jugendliche Gemüter sich eine Zeitlang mehr oder weniger revolutionär gebärden, bis — so oder so — das Philisterium sie verschlingt.

Nun stell' dir aber einmal einen Menschen vor, dem diese Auflehnung nicht nur eine vorübergehende Angelegenheit bedeutet; einen Menschen, dem es seinem innersten Wesen nach einfach unmöglich ist, irgend einen der üblichen Wege in das gelobte Land des Philisteriums zu gehen. Er braucht deshalb durchaus kein Übermensch oder gar ein Heiliger zu sein. Im Gegenteil. Er ist vielleicht von Haus aus noch eitler und ehrgeiziger als die andern. Aber er kommt nun einmal über die Fragwürdigkeit der Dinge nicht weg. Er sieht zu scharf, wie weit alles, was ist, hinter dem zurückbleibt, was es sein könnte und sollte. Die Halbheiten, die Widersprüche, die Sinnlosigkeiten, denen er auf Schritt und Tritt begegnet, quälen ihn zu stark. Seine Sehnsucht nach einem tieferen, reineren Sinn und Zusammenhang des Lebens ist zu heftig, als daß er sich mit den Unzulänglichkeiten der Wirklichkeit abfinden könnte. Er versucht, sich gewaltsam darüber wegzusetzen, da ohnedies seine unerträgliche innere Gespanntheit eines Ventils bedarf. Also gebärdet er sich zeitweise skeptisch bis zum schroffsten Zynismus, dabei sich selber so wenig schonend wie seine Umgebung; dann wieder ist er Pessimist bis zum ausgesprochenen Welt- und Menschenhaß. Er macht aber dabei nur die Erfahrung, daß er zu beidem so wenig taugt wie zum naiven oder sentimentalen Philister. Der Bruch mit der Umwelt, der in der Jugend eines jeden wirklich lebendigen Menschen eine Rolle spielt, bleibt also bei ihm bestehen. Und daraus folgt alles Weitere mit einer gewissen Zwangsläufigkeit. Die Umwelt wehrt sich gegen ihn. Sie lehnt ihn ab. Die Geschäftigen können keinen dulden, der ihre Geschäfte nicht ernst nimmt. Das darf man ihnen nicht verübeln. Was wären denn sie selber, wenn sie ihre heiligsten Güter ungestraft für fragwürdig erklären ließen? Der Einspänner ist in ihren Augen unbedingt gerichtet; er ist entweder Verbrecher oder Narr. Muß es sein, wenn sie nicht an sich selber irre werden wollen. Daß er sich unter diesen Umständen immer mehr in sich selber zurückzieht, ist ebenso selbstverständlich, wie die Einstimmigkeit, mit der man ihm das erst recht auslegt als ein crimen laesae maiestatis, begangen aus purer hochmütiger Selbstüberhebung. Wie ganz anders die Dinge in Wahrheit liegen, ahnen die braven Richter nicht, und der Verurteilte hütet sich ängstlich, ihr Urteil anzufechten. Kein Mensch gibt gern seine letzten Hintergründe preis. Am wenigsten, wenn sie schmerzhaft sind. Und die seinigen sind das. Es liegt ein Widerspruch gegen die menschliche Natur darin: der Mensch *ist* angelegt auf Gemeinschaft. Das alles ist ihm unerbittlich klar. Und so gibt er innerlich denen recht, die ihn verurteilen. Nicht ihrer Deutung, aber ihrem Spruch: der Einsame ist immer irgendwie schuldig. Wie aber soll er aus seiner Einsamkeit herauskommen? Er sieht nur Wege, die er nicht gehen kann: zur Geschäftigkeit vermag er sich so wenig zu zwingen wie zur Güte; er empfindet solchen Zwang zu sehr als Mache, als Komödie, als Lüge. Wo sollte er also die Kraft finden, deren es bedarf, um die Mühe bewußter Selbststeigerung auf sich zu nehmen? Dem Kreise ist er längst entwachsen, in dem der heilige Wille eines außerweltlichen Gottes zu solcher Bemühung verpflichtete. Das ist sein Stolz und seine Not. Die Not und der Stolz eines jeden ernsthaft ringenden Menschen unserer Tage. Immer drohender, immer höhnischer steigt vor ihm ein

quälendes ‚Warum‘ auf. Warum mehr sein wollen als man nun einmal ist? warum über unfruchtbaren Gedanken die Kraft naiven Lebens verlieren? warum nach einem höheren Sinn und Zusammenhang des Daseins suchen, den es am Ende gar nicht gibt —?

Ich weiß nicht, ob du dich in all das hineindenken kannst. Was ich dir davon sage, sind ja nur Andeutungen. Trotz allem magst du mir ruhig glauben: wem es auferlegt ist, das zu durchleben, der ist geistig und seelisch in einer Weise belastet, die fast dauernd an die Grenze des nicht mehr Ertragbaren reicht. Er erfährt ein Martyrium, das neben dem eines jeden Kalenderheiligen mit Ehren bestehen kann. Und das geht nicht Stunden und Tage, sondern Jahre hindurch. Lange furchtbare Jahre! Nur eines hält ihn: daß er trotz allem und allem an die Möglichkeit einer Antwort glaubt auf seine Frage nach dem wahren Sinn des Lebens; daß auch die schwärzesten Stunden ihm nicht auf die Dauer das Gefühl der Verheißung rauben können, das unverlierbar in seiner Seele liegt. Deshalb wird auch der grundsätzliche Pessimismus der Philosophen nie seine Sache. Dafür erwächst ihm freilich am Ende seines Weges, als schneidendste Verschärfung seines Leides und zugleich als abstumpfender Trost, die Überzeugung, selber eben nicht fähig zu sein, diese Antwort zu finden, und wohl auch dessen nicht würdig.

Und nun laß in dieses Dunkel einer unsagbar schmerzlichen Resignation, ganz plötzlich vielleicht, aus irgendwelchem ganz unscheinbaren Anlaß, eine Stunde hereinbrechen, die jene nie verlorene Verheißung über alles Maß erfüllt! Versteh mich recht! Keine Fahrt in den offenen Himmel auf feurigem Wagen! Keine Engelchöre und göttlichen Donnerworte! Keine Verklärung oder Verzückung in mystischem Schauer und Dunst! Nichts von alledem. Etwas ganz Einfaches, im wörtlichsten Sinne Sonnenhelles. Stelle dir vor: das Leben — deines und fremdes, Völker und Zeiten, ja mehr: Welten und Weltensysteme —, das alles liegt in einem dich bis ins Innerste erschütternden Augenblick vor dir, so klar durchsichtig im innern Zusammenhang und in der Notwendigkeit der äußeren Form, daß aller Zweifel am Sinn des Seins von dir wegschmilzt wie Märzenschnee vor der Sonne. Was dir bisher bloße Sehnsucht und Ahnung war, nun mit einemmal ist es vollkommenste Erfüllung, zweifellose Klarheit. Als ob du's mit Händen griffest, so deutlich begreifst du: alles, auch was dich da und dort verletzt und abgestoßen hat, muß so sein wie es ist; und alles ist so, wie es sein muß. Du fühlst dich mit dir und allem in einem vollkommenen, durch nichts getrübten Einklang; du begreifst alles, du billigst alles, du liebst alles. Was dir je unzulänglich erschienen war, enträtselt sich dir nun als Stufe an dem ungeheuren Pyramidenbau des Werdens. Jede dieser Stufen bedeutet ein Stück überwundener Tiefe und zugleich eine Mahnung zu weiterem Steigen. Keine ist an sich gut; keine schlecht; gut ist nur das Steigen; nur das Stehenbleiben oder gar Zurückfallen ist von Übel. Denn auch dies wird dir in diesem Augenblick wunderbarster Erhöhung deines Selbst vollkommen klar: der letzte und eigentliche Sinn deines — wie allen menschlichen — Lebens besteht darin, unter bewußter Einsetzung aller Kräfte zu steigen, von Stufe zu Stufe, über das Tiermenschliche hinaus, aus dem du kamst, dem Göttlichen entgegen, das dir aus der Höhe winkt. Das uralte ‚eritis sicut deus‘ leuchtet vor dir auf. Nicht als Motto blinden Hochmuts, sondern

als heiligste Verpflichtung. Und das bleibt dir aus jener Stunde zurück als höchster Gewinn. Deine alte böse Not hat ein Ende. Nicht als ob du nun unter die leibhaftigen Halbgötter erhoben wärst. Davon ist keine Rede. Die Welt hat nach wie vor auch für dich Rätsel und Schwere und Dunkelheit genug; und du bist durchaus nicht jetzt, wie durch ein Zaubermittel, instand gesetzt, alles mit rechnerischer Verständigkeit in Gleichungen mit lauter bekannten Größen umzuwandeln. Und noch weniger bist du ein Heiliger. Im Gegenteil. Deine Fehler und Schwächen sind die alten, und du siehst sie so scharf, eher noch schärfer als bisher. Soweit ist alles beim alten geblieben. Aber die Schwere des Lebens erdrückt dich nicht mehr; seine rätselhafte Dunkelheit schreckt dich nicht mehr. Du weißt: es gibt ein Licht, in dem alles durchsichtig und gelöst erscheint; gibt eine Harmonie, in der alle Widersprüche und Gegensätze aufgehoben sind. Und das ist dir nicht so ein zugestecktes Wissen, das du aus den Händen irgend einer Autorität blind entgegengenommen hast; nein, das hast du erlebt. Verstehst du nun das Erlösende, das darin liegt? Daß dir das Leben sinnvoll ward; daß du weißt, es geht um ein Höchstes, das der Anspannung aller deiner Kräfte würdig ist, das bedeutet schon Erlösung; das aber vollendet sie erst: daß du dich dieses Höchsten selber würdig und fähig fühlen darfst. Und das darfst du. Einmal hast du das All mit den Augen Gottes gesehen, mit dem Herzen Gottes empfunden. Nicht als ein von draußen Hereinglühendes oder -drohendes hast du ihn erlebt, sondern als den Aufbruch deines eigenen Innern. Dein Innerstes also ist mit dem Höchsten wesensverwandt. Gott und deine Seele sind eins.

Du siehst, wir stehen an unserem Ausgangspunkt: dem Kernpunkt aller Mystik. Daß da nun — gewiß auch für dich — erst recht tausend Fragen aufspringen, weiß ich sehr wohl. Aber wir wollen sie ruhen lassen. Was ich dir versprochen habe, glaube ich gehalten zu haben. Und damit mag es genug sein."

Die Nacht war vollends hereingebrochen. Keiner der beiden Freunde vermochte mehr das Gesicht des andern zu erkennen. Und doch meinte der Gast ein Lächeln um den Mund des soeben Verstummten zu sehen, als dieser sich nach einem ganz kurzen Schweigen an ihn wandte mit den Worten:

„Und nun habe ich auch eine Bitte, auf deren Erfüllung ich bestehe. Du weißt, wie gern ich Musik höre. Spiel mir ein Scherzo von Beethoven."

Nun selber lächelnd, schritt der Freund, vertraut mit dem Raum, hinüber zu dem Klavier, griff im Dunkeln ein paar Akkorde und begann zu spielen.

Durch die offenen Fenster aber rauschte der Wind und strahlten die ewigen Sterne.

Läuterung

Von Gustav Schüler

Eh' du nicht die nahen Wonnen
Lärmend durchgefühlt,
Keine Flut jenseitiger Bronnen
Dein Gestad' bespült.

Am Unreinen dich verbüßen,
Bis du willst, was rein,
Bis sie dich von drüben grüßen:
„Tritt getrost herein."

Rundschau

Das Tote Meer

Vom Ölberg aus, Jerusalem gegenüber, sieht das Auge nach Südosten zu am Horizonte eine hohe Kette von Bergen. Sie schimmert in zartestem, altem Elfenbeintone, und an ihrem Fuße scheint, in leichten Dunst gehüllt, ein lieblicher blauer See zu ruhen. Das sind die wilden, schaurigen Berge des Moabiterlandes, und der liebliche See ist das Tote Meer.

Der Ölberg reckt sich bis 818 Meter über das Mittelländische Meer empor. Die Luftlinie von ihm zum Toten Meer beträgt nur 21 Kilometer. Das Tote Meer aber liegt fast 400 Meter unter dem Mittelländischen Meere. Der Weg fällt also auf 21 Kilometer um mehr als 1200 Meter. Und da hinunter saust man heutzutage, den größten Teil der Strecke auf guter Straße, mit dem Auto. Man kommt trotz des Sausens aber erst in zwei Stunden ans Tote Meer wegen der vielen Windungen der Straße und wegen des schwierigen Fahrens in der weglosen Wüste, sobald die Straße aufhört. Dafür hält man sich höchstens zehn Minuten am Toten Meere auf, rast schnell weiter zur Taufstelle am Jordan, nimmt dort fünf Minuten Aufenthalt und fegt durch Jericho nach Jerusalem zurück. In einem halben Tage ist alles abgemacht.

Doch das Auto hat trotzdem auch etwas Gutes. Man kann den Weg zum Toten Meere öfter machen und kleine Abwechslungen in ihn bringen, indem man ihn etwas weiter ausdehnt oder jedesmal an andern Stellen haltmacht. Zu sehen gibt es überall etwas. Die Straße, im Weltkrieg durch die Deutschen und Türken ausgebaut, ist tadellos, macht aber Wendungen und Windungen, daß einem im dahinstürmenden Kraftwagen manchmal das Grausen kommt. Festhalten muß man sich sowieso schon oft genug. Auf der einen Seite der Straße ist meist tiefer Abgrund, auf der andern hohe Felsenmauer, und um keine der scharfen, plötzlichen Biegungen herum auch nur die geringste Sicht. Dabei herrscht reger Verkehr auf der Straße, Kraftwagen, kleine Kamel- oder Ziegentrupps, Reiter, Wagen, Packesel und manchmal sogar ein Mensch zu Fuß. Es ist ein wahres Wunder, daß es nicht alle Augenblick zu einem Unglück kommt. Doch die Fahrer sind die Straße gewohnt. Ab und zu finden sich Stellen neben der Straße mit dürftigem Grase und ein paar silberigen Disteln. Dick in ihr Fell gemummte Fettschwanzschafe oder hängohrige Ziegen weiden daran, und stumm, finster und hoch aufgerichtet steht der magere Hirte, trotz der Hitze in seine Decke gehüllt, über dem schwarzen Gesicht sein schmutzigweißes Turbantuch. Blendend sticht dazu der weiße Kalk der kahlen, wasserlosen Berge in die Augen.

Nur 21 Kilometer ist, wie gesagt, das Tote Meer von der Landeshauptstadt entfernt, und trotzdem wurde es erst vor ungefähr hundert Jahren für die Neuzeit wieder neu entdeckt. Fast der erste europäische Reisende, der bis zu ihm gelangte, war der Deutsche Seetzen, der als Derwisch verkleidet einen Monat an ihm zubrachte und seine Beobachtungen veröffentlichte. Schließlich wurde er aber von Beduinen totgeschlagen. Bis zu seinen Aufklärungen war das Tote Meer noch vom gleichen Sagenkranz umgeben, wie zur ersten Zeit der Christenheit: Rauchwolken verfinstern die Luft. Nichts von der Sonne ist zu sehen. Nur rotglühende Dämmerung herrscht, und alles ist erfüllt von einem dumpfen Hauch von Hölle, Pest, Asphalt und Schwefel. Ein Vogel, der es wagt, den Meeresstrand zu überfliegen, sinkt tot in den dunkeln, zischenden Wogenbrei. Haushohe Massen von „Judenpech“ (Asphalt) schwimmen auf dem zähen Wasser und an den toten Ufern hausen giftige Schlangen, deren Biß so furchtbar ist, daß auch der Reiter stirbt, wenn nur sein Pferd gebissen wird. Tief unten auf dem Grunde aber sieht man durch allen Tod und Moder hindurch, weiß überkrustet vom vieltausendjährigen Meeressalz, die Trümmer von Sodom und Gomorrha im Banne ihres Fluches liegen ...

Erst im Jahre 1837 erkannte ein anderer Forscher, wiederum ein Deutscher, Schubert, die

Tiefenlage des Toten Meeres. Kein Mensch wußte bis dahin, daß es unter dem Spiegel des Mittelländischen Meeres liege. Verwundert hatte er, am Strand des Toten Meeres angekommen, sein Barometer betrachtet, in dem die Quecksilbersäule so hoch gestiegen war, daß ihr keine weitere Bewegung möglich blieb. Die Glasröhre war zu kurz für sie geworden. Zunächst glaubte der Forscher, sein Barometer sei in Unordnung. Erst als er es bei näherer Untersuchung in Jerusalem vollständig in Ordnung fand, kam ihm der Gedanke, daß das Tote Meer am Ende gar tiefer liegen könne als das Mittelmeer. Zu weiteren Feststellungen mußten aber erst eigene Barometer für Tiefenmessungen konstruiert werden, die es bis dahin noch gar nicht gegeben hatte.

Noch aus dem Jahre 1867 finde ich in einer Schrift über das Tote Meer eine Buchhändleranzeige: „Karte nach Flav. Josephus, wie nach den neuesten Forschungen von Kippert, Raumer usw. bearbeitet." Flavius Josephus aber lebte zur Zeit der Zerstörung Jerusalems durch die Römer. So wenig war die Gegend, 21 Kilometer von Jerusalem, im Jahre 1867 noch erforscht!

Jetzt hat man gute Karten. Die meine zeigt bei unserem Weiterrasen an einer etwas freieren Ausbiegung der Straße nur noch 300 Meter Höhe, und bald nachher biegen wir ab von unserem bisherigen guten Wege auf eine echte alte türkische Straßenspur, die man kaum „Feldweg" nennen kann und die fast senkrecht abwärts führt. Man hat dabei nicht das Gefühl, als ob man tiefer käme, sondern als ob die Berge schnell nach oben wichen. Trotz des Gegenwinds der Fahrt wird die Hitze stärker und stärker, und ein eigentümlicher Druck beengt die Brust. Alles rings umher ist weißgrau in Gelb. Wie ungeheure Sandhaufen liegen die Berge. Ihre Umrisse verschwimmen in schwachem Rauche, und die Luft scheint zitternd in dumpfer Glut zu stehen. Der Wagen hopst und stößt. Bald haben wir nur noch 60 Meter Meereshöhe.

Plötzlich öffnet sich das wilde Bergland wie ein weites Tor. Vor uns liegt in der Tiefe ausgebreitet das Jordantal; weiß und wüste; bloß in der Mitte, am Fluß entlang, ein grüner Streifen. Rechts aber von ihm grüßt der herrliche, große, blaue See mit seinem Hintergrunde senkrecht abstürzender gelber, hoher Berge. Wir sehen das Tote Meer bereits ganz nahe. 7 bis 8 Kilometer mögen es noch sein.

„Herrlich!" — Bums! — Es gelingt mir gerade noch im letzten Augenblick, mich festzuklammern. Mein Begleiter aber sitzt vor mir auf dem Boden statt auf dem Sitze und reibt sich schimpfend sein Knie. Wir fuhren über einen breiten Graben. Dann kommt gleich noch einer und wieder einer. Lauter einstige Wasserrinnen. Manchmal geht es auch zur Abwechselung ganz schräg über einen Haufen Steine. Wir sind von allen Wegen abgebogen. Denn zum Toten Meer führt nicht einmal ein Pfad. Wagengeleise aber wischt der nächste Frühjahrsregen oder eine Sturmflut aus.

Ringsum ist alles öd und totenstill und einsam und ausgedörrt und grau, wie weltenweit entfernt von allem Erdenleben. Steine, Steine und wieder Steine und Felsblock an Felsblock decken die weiße Fläche. Alles scheint in einer längst erstorbenen Welt zu liegen, verwittert und zerbröckelnd. Selbst die Luft scheint ohne Atem. Merkwürdig glitzert oft der Boden einstiger Wassertümpel, die der See bei seinen Stürmen bis hierher geworfen hat, und die nun mit der Zeit zu festem Salz geworden sind. Weiter vorwärts sieht man grauweiße, sonderbare Äste, und ganze Bäume mit ausgestreckten, todesstarren Armen, salzüberzogen sich aufwärtskrümmen, so fremd und altertümlich, als ob sie noch aus Sodoms Zeiten stammten. Der Jordan hatte sie ins Tote Meer geschwemmt, und dieses sie mit ihrer weißen Kruste wieder ausgeworfen. Sie sind zum Teil noch gar nicht lange hier; ein paar Monate oder Wochen vielleicht. Aber das Tote Meer läßt alles, was es faßt, erstarren.

Schwer und langsam, humpelnd, einsinkend, bald schräg von einem großen Steine rutschend, bald mit hartem Schlag durch eine alte Regenrinne fallend, schiebt unser Wagen sich dem Strande zu. Niederen weißen Zelten gleich stehen kreisrunde kleine Hügel, die das quirlende Hochwasser der Springflut gebildet, in ihren Mänteln von Salz wie frierend umher. Wir steigen aus und gehen bis zum Wasserrand.

Stumm stehe ich mit meinem Begleiter am Ufer und schaue über das schweigende, tote, starre Bild. — Totenstarr? — Im Gegenteil! Still, friedlich wie ein Alpensee, bläulich schimmernd und lieblich-sanft, im Kranze seiner Berge! Wie von Milliarden kleiner Edelsteine glitzert das Wasser von lauter Silberpunkten, und dazwischen funkelt es manchmal rot wie Gold. Aber wenn man länger hinsieht, wird es einem doch sonderbar fremd und schaurig. Das ist nicht golden, wie es leuchtet, sondern kupferrot in hellem Grün und von unten scheint es blauschwarz aufzuquirlen. Das leise Plätschern der kleinen Wellen ist nicht frisch und lustig-jung, wie an unseren stillen, deutschen Seen, sondern kurz und hart, fast klirrend wie Metall. Die kleinen Wellen sind so träg und schwer, wie flüssiges Blei. Unfern von uns liegt, gebleicht und salzig weiß, ein von Hitze geborstener, längst verlassener Nachen; vielleicht noch von der Kriegszeit her. In jetziger Zeit verkehrt kein einziges Fahrzeug mehr auf diesem weiten, stummen See, obwohl er ungefähr die Ausdehnung des Genfer Sees hat.

Die Schiffahrt auf dem Toten Meere wurde schon vielfach angefangen, aber immer bald wieder aufgegeben. Einmal, weil die konzentrierte Lauge von schärfstem Salz das Holz sowohl wie das Metall der Schiffe stark angreift und allmählich ganz zerfrißt. Ferner, weil die Schiffe fast gar keinen Tiefgang auf dem öligschweren Brei des Wassers haben und deshalb bei den oft plötzlich wild entfesselten Stößen eines Sturmes leicht kentern, zumal die Wellen schwer wie Hammerschläge mit lautem Dröhnen auf sie niederklatschen. Endlich aber auch deshalb, weil die Schiffersleute, wenn die salzige Lauge, die sechsmal dicker ist als das Wasser des Atlantischen Ozeans, mit ihren Spritzern längere Zeit die Hände oder gar die Augen trifft, unfähig zu jeder Arbeit werden vor lauter Schmerzen. Dazu kommt die Höllenglut, mit der so häufig der Schirokkowind langsam, schwer und stickig über das Tote Meer ins Ghor („Ghor" heißt der Tiefeneinschnitt des Jordantals) hereinfegt. Da taumelt einer plötzlich und bricht mit keuchendem Atem und ängstlich Hilfe suchendem Blick zusammen, nachdem er kurz zuvor noch guter Dinge war. Oder ein anderer setzt sich hin, irgendwo in einen vorgetäuschten Schatten — denn die Sonne steht über dieser Tiefe senkrecht und Schatten gib es nicht — und will ein wenig ruhen. Versucht man ihn dann aufzurütteln, sinkt er langsam und besinnungslos zur Seite. Kopfweh, Atemschwere hier unten, in diesem luftlosen Abgrund ohne Weg und Steg und weit von allem Leben, sind gefährlicher als manche schwere Krankheit dort oben auf der Welt, in der es Menschen und Häuser und Schatten und Wasser gibt. Von den Forschern, die in den letzten hundert Jahren auf ihren Booten das Tote Meer durchkreuzten, sind die Hälfte bei ihren Fahrten umgekommen oder kurz nach diesen durch den Schaden, den ihnen die Strapazen an der Gesundheit brachten, gestorben. Ein Dampfer, der eine Zeitlang auf dem Toten Meere fuhr, um den Verbindungsweg Jerusalems mit der Stadt Kerak im Moabiterland abzukürzen, war lange vor dem großen Krieg schon wieder außer Dienst gestellt. Ebenso sind auch die Boote, die zu Frachtzwecken während des Krieges hier fuhren, alle wieder weggeführt.

Unser arabischer Kraftfahrer war am Ufer entlanggegangen. Nun kommt er wieder und hält in der Hand einen toten Fisch. Dieser ist steif und hart wie ein aufgepumpter Autoreif. Völlig von Salz durchtränkt. Der Jordan hatte ihn ins Tote Meer geschwemmt, und dessen tötlicher Salzbrei konservierte ihn und warf ihn dann ans Land.

Der Salzgehalt des Toten Meeres ist, wie schon erwähnt, sechsmal größer als der des Atlantischen Ozeans; an der Jordanmündung am schwächsten, erreicht er an anderen Stellen 27,8 Prozent. Die spezifische Schwere des Wassers ist ebenfalls nicht überall gleich; ihr Höchstgewicht 1,256. Außer Salz enthält das Wasser unter anderem viel Chlornatrium und Chlormagnesium. Ersteres macht es so ungemein ölig, letzteres gibt ihm seinen abscheulichen Geschmack. Der Jordan führt dem Toten Meere jeden Tag von neuem sechs Millionen Tonnen frischen süßen Wassers zu und diese ganze ungeheure Menge verdampft auch wieder täglich, bei der glühenden Hitze und der trockenen Luft, eingeschlossen zwischen den glutströmenden, senkrechten Bergeswänden. Die jetzige größte Tiefe des Toten Meeres beträgt etwa 400 Meter.

Stechmücken summen in Menge. Sonst ist immer noch nichts Lebendes zu sehen. Von Skorpionen und Schlangen soll es zwar hier wimmeln, aber es zeigen sich keine. Die Augen wollen mir zufallen. Mein Bekannter liegt behaglich im Sand und duselt schon ein wenig. Der Fahrer bosselt in einiger Entfernung an seinem Wagen herum. Halb wie im Traume sehe ich die schroffen, 1000 Meter hohen Bergesmauern, die manchmal an den Königssee erinnern, aber unendlich viel wilder und öder sind. Nach Süden zu springt in der Ferne eine Ecke oder Halbinsel vor und verdeckt das Ende des Meeres. Merkwürdig! So nahe ist diese Gegend dem pulsierenden Leben der weltberühmten Stadt und doch schwieriger zu durchforschen als mancher See in Mittelafrika. Hier hausen Wilde, wie dort. Aber hier sind sie gefährlicher. Eine Wanderung um den See, wie einfach wäre sie irgendwo anders! Aber hier! Allein schon der Mangel an trinkbarem Wasser und die unbeschreibliche Hitze machen es unmöglich. Was sind die 50 Grad Celsius im Schatten, die man in Oberägypten beim Wehen des Chamsins manchmal hat, gegen diese dumpfe, drückende stickige Glut hier unten, wenn sie auch an Graden viel weniger beträgt. Dazu kommen aber noch die Beduinen und in neuester Zeit auch die Tscherkessen, die vom Kaukasus aus allmählich ins Ostjordanland einfiltrierten. Die Beduinen hier herum sollen den wildesten Blick von allen Naturvölkern der Erde haben. Ich glaube es gerne! Der Ruf „Beduinen!" allein genügt, um eine ganze bewaffnete Bedeckungsschar zum Davonlaufen zu veranlassen. Nach dem Südende des Sees kann man überhaupt nur von Hebron her gelangen, in zwei mühseligen Tagesreisen, mit Beduineneskorte. Es gibt aber selbst unter den Einheimischen nur wenige, die schon das Südende des Toten Meeres sahen. Der bekannte moderne Forscher und Gelehrte Blankenhorn war mehrfach dort. Er malt die Aussicht, die man beim Marsche von Hebron her auf der letzten Stufe des Gebirges vor dem Abstieg hat, wie folgt: „Dicht unter sich erblickt man wilde, furchtbare Talschluchten, die kañonartig in den Gebirgsrand einschneiden, weiter entfernt den von Dünsten verschleierten Spiegel des Toten Meeres und dessen südliche Fortsetzung, das breite wüste Wadi Araba bis zum Berge Hor, der bläulich schimmernd sich in der Ferne erhebt."

Am Südostufer des Toten Meeres liegt die Halbinsel El Lisan. Zwischen ihr und dem am Südwestende des Meeres sich erhebenden durchlöcherten und in unzählige Riffe zerrissenen Dschebel Usdum (Sodom), dem großen Salzberg, hat das Wasser nur noch eine Tiefe von sechs Metern. An sein Südufer schließt sich die Sebcha an, ein breiter Salzsumpf, den eine weißglitzernde Kruste bedeckt. An dem Ostrand der Sebcha hausen in ihren niedrigen schwarzen Zelten an der Stelle, wo einst das biblische Zoar lag, die Ghowarneh-Beduinen. Blankenhorn schildert sie als meist ganz nackte, dunkelfarbige, mit Schildern und Spießen auf die Fremden anstürmende Wilde, die wegen ihrer Räubereien übel berüchtigt seien. Sie sind ganz so geblieben, wie sie vor vier- oder fünftausend Jahren waren, als Sodom und Gomorrha noch standen. Ebenso sieht man noch die sonderbaren Salzsäulenformen, in deren eine der Sage nach Frau Lot verwandelt wurde. Auch sie waren einst mit Lehm überzogene Salzhügel, wie der Usdum ein Salzberg ist. Durch Verwitterung und atmosphärische Einflüsse bekamen sie dann mit der Zeit mehr oder weniger Ähnlichkeit mit einer in Tücher gehüllten Frauengestalt. Sie wechseln im Lauf der Jahrzehnte. Während die einen langsam zerfallen und zugrunde gehen, bilden sich aus dem Überzug von Lehm und Mergel heraus wieder neue. — — —

Plötzlich fahre ich aus meinem Sinnen empor. Jemand schüttelt mich an der Schulter. „Nicht einschlafen hier! Das ist gefährlich!" Unser brauner Wagenlenker hat die Worte gesprochen; in fließendem Deutsch, mit schwäbischem Anklang. Er war in der Deutschen Schule Jerusalems. Schwerfällig stehe ich auf. Auch mein Begleiter wird emporgerüttelt. Mit blinzelnden Augen sehe ich über das metallische Wasser. Deutlich ist ein leichter Geruch von Teer und Schwefel zu verspüren. Denn wenn auch von hier aus nicht zu sehen, sprudeln doch an vielen Uferstellen und auch mitten in der großen Wasserfläche Schwefelquellen und Asphalt zutage. Und diese Hitze und der harte Druck, der fast die Brust zersprengt! „Ein Bad!" sage ich unwillkürlich, mehr zu mir als zu meinem Bekannten. Sofort ist dieser munter und schnell sind wir entkleidet, indessen



der schwäbisch sprechende Araber wieder zu seinem Wagen geht, ihn vollends fahrbereit zu machen.

Solange wir langsam in das Wasser hineinwaten, das heiß ist wie die Luft, merken wir nichts Besonderes. Deshalb wird mein Partner übermütig und trabt, die Beine hochziehend wie ein Pferd, weiter hinein in die Wasserfläche. Schon ist er bis über den Unterleib darin verschwunden. Auf einmal lacht er laut auf. Aber es ist ein Lachen, das nicht so „voll und ganz" auf restlose Glückseligkeit schließen läßt, sondern sie nur vorzutäuschen sucht. „Ein Wunder!" ruft er mir zu. „Ich kann wie Petrus frei auf den Wassern schreiten." Im nächsten Augenblick liegt indes der Nachfolger Petri auf der Nase. Das heißt von dieser und dem ganzen Seehelden ist nichts mehr zu sehen als in der Luft ein paar zappelnde Beine. Er kommt allerdings schnell wieder empor, doch mit dem Schwimmen ist es ebenso schnell vorbei, wie mit dem Schreiten auf den Wassern. Die Beine als das Leichteste steigen hoch und der Oberkörper samt dem Kopf gehen abwärts. Endlich kommt mein lieber Genosse auf den glücklichen Einfall, sich auf den Rücken zu legen. Da ist dann etwas anderes als der Kopf das Schwerste und wirkt gewissermaßen als „Kiel". Patteln erreicht mein Freund glücklich wieder das Ufer. Auch ich steige an Land und frage ihn mit teilnehmender Stimme, ob das Wasser des Toten Meeres wohlschmeckend sei. Er würdigt mich indes keiner Antwort, sondern räuspert sich und spuckt. Als ich ihm erzähle, daß auch ich etwas von dem köstlichen Tranke habe genießen dürfen, möchte er schadenfroh lachen. Doch sein Lachen klingt dieses Mal wie die „Trompete von Vionville". „Nur ein Schrei voll Schmerz" entquillt seinem Munde. Man macht sich keinen Begriff davon, wie widerlich diese Salzbrühe schmeckt und auf der Zunge und im Gaumen brennt. Tagelang spürt man sie noch. Dazu ist die Haut nach dem Bade eigentümlich steif, wie wenn sie mit Leim überzogen wäre. Die Wissenschaftler schreiben, daß ein frisches Ei, ins Tote Meer geworfen, nicht untergehe. Der Mensch sinkt ebensowenig unter. Aber für schlechte Schwimmer ist das Baden in ihm doch nicht ungefährlich. Denn die metallischen kurzen, harten Wellenschlager haben die Eigenschaft, einen vom Uferwasser weg mit in den See hineinzutreiben. Dazu juckt und brennt noch lange nachher die Haut. Deshalb sind wir froh, als der Wagen wieder anfährt und uns zum Jordan bringt, wo wir in einem zweiten Bade das erste wieder abspülen wollen.

Das Tote Meer hat seinen außerordentlich großen Salzgehalt nicht davon, daß es ein in der Tiefe zurückgebliebener Rest eines einstigen Urmeers ist, wie man vielfach behaupten hört. Es hing nie mit einem Meer zusammen, sondern verdankt sein Dasein gewaltigen Erdumwälzungen, die gegen das Ende der Tertiärzeit stattfanden und eine Reihe von ungeheuren Spalten in die Erdkruste bersten ließen, wie den Tanganjikasee und das Rote Meer. Unter allen solchen Spalten war die des späteren Toten Meeres die tiefste. Ursprünglich enthielt dieses fürchterliche Loch in der Erde überhaupt kein Wasser. Erst die großen Regen-Erdzeiten nach dem Tertiär füllten es mit diesem an, und zwar so gewaltig, daß der entstandene See bei seiner größten Ausdehnung viermal so groß war wie das heutige Tote Meer und sein Spiegel um dreißig Meter höher stand als der des heutigen Mittelländischen Meeres. Noch jetzt findet man in solcher Höhe an den Bergeshängen versteinerte Fische, und man braucht nur die tiefen Schluchten der „Wadis" anzusehen, die von den Wassern ausgehöhlt wurden und die hochgetürmten Wälle uralten Schuttes an den Wänden der Täler, um sich von jenen Flutenmassen ein Bild zu machen. Auch aus dem Inneren der Erde sprudelte dem gigantischen Ursee Wasser zu, warme und mächtig dampfende heiße Quellen. Die Stoffe, die sie mit sich brachten, wurden in riesigen Massen auf dem Grund des Sees abgeladen. Gegen das Ende der Diluvialzeit, der letzten Erdperiode vor der unsrigen, müssen infolge neuer Erdbeben die Ergüsse aus dem Inneren der Erde noch einmal besonders stark gewesen sein. Vor allem am heutigen Südende der Wasserfläche, wo gewaltig strömende Thermen große Mengen von Schwefel, Erdharz und anderen Kohlenwasserstoffmischungen absetzten. Aber immer noch war das Wasser des ausgedehnten Sees in der Hauptsache süß. Erst als zu Anbruch unseres heutigen Erdabschnittes das Klima trockener wurde, minderten sich die Zu-

flüsse und die Verdunstung des Wassers nahm zu. Je länger aber die Verdunstung zwischen den glühend heißen, gelben Kalkfelsen weiter fortschritt, desto mehr konzentrierte sich der See, verdickte er sich sozusagen und wurde laugenartig, ganz durchsättigt von den Salzen, die das Wasser aus den Schichten des Bodens und der Wände des Sees löste.

Unser Auto ist am Jordan angelangt, und vor uns liegt der Ort der heiligen Taufe und zugleich wahrscheinlich auch die Stelle, an der die in das Gelobte Land eindringenden Hebräer und Israeliten den Fluß überschritten. Der Jordan macht zunächst den Eindruck eines lieblichen deutschen Flusses aus der guten alten Zeit, in der unsere Flüsse noch nicht in Fabrikkanäle umgewandelt waren. Dichtes Busch- und Baumwerk säumt seine malerischen unregelmäßigen Ufer, und das trotz seiner scheinbaren Ruhe lebhaft fließende Wasser schimmert in freundlichem Grün. Vögel singen unter dem dichten Dache der bewegungslosen Blätter, und die Sonne malt goldene Streifen zwischen die Schatten, die von den beiden grünen Pflanzensäumen auf den leise gluckſenden Wasserspiegel geworfen werden.

Erst wenn wir sie näher betrachten, werden uns die Büsche und Bäume fremd. In hohem Schilfe ein dichtes Gewirre von Lianen, Tamarisken, Lorbeer und Oleander. Nur die dazwischen aufragenden, hell-freundlich glänzenden Silberpappeln erinnern uns an die Heimat. Wirklich ein paradiesisches Plätzchen ist das hier, mitten in dieser flachen Wüste des breiten, toten Tales. Friedlich liegt die Hütte eines Arabers bei dem Bade. „Hier können Familien Kaffee kochen", wie einstens in den Wirtschaftsgärten um das alte Berlin. Ein umfangreicher Backofen steht bei dem Häuschen im Schatten einiger hoher Bäume, und ein oder zwei Tische und Bänke sind unter diesen aufgeschlagen. Nur daß die Außenwände des Häuschens völlig mit Wildschweinfellen bedeckt sind, wirkt wieder fremd; und der Gedanke, daß früher kaum fünf Schritt weit von hier entfernt in den Uferbüschen Löwen hausten und weiter auf und abwärts heute noch zahlreiche Raubtiere sich verbergen, und daß gleich über den dreißig Metern drüben, die die Flußbreite ausmachen, auch jetzt noch völlige Wildnis und Machtlosigkeit der Gesetze herrscht, erinnert uns daran, daß wir in Asien sind. Im übrigen ist das Baden hier herrlich. Es sind mehrere Furten in der Nähe; sonst ist das Wasser drei Meter tief. Auch das mitgenommene Mittagessen schmeckt vortrefflich, bis auf einmal mein Begleiter in die Höhe fährt: „Mein Staubmantel liegt noch am Toten Meer!" Schnell wird berechnet, was mehr wert sei, der Mantel oder das Kanister Brennstoff, das wir in dem etwas abseits vom Rückweg liegenden Jericho kaufen müssen, wenn wir überhaupt noch nach Jerusalem zurückgelangen wollen. Endlich entscheiden wir uns für den Mantel. Ich soll hier sitzen bleiben und warten, bis das Auto wiederkehrt. Aber das Tote Meer zieht mich mehr an als die halbe Flasche Wein, die noch da ist, und als die Ruhe im Baumesschatten. Ich fahre ebenfalls mit zurück. Es liegt etwas Stillredendes in der uralten Welteneinsamkeit dieses geheimnisvollen Erdenflecks, das manche Deutsche immer wieder zu ihm hinzieht. Ein urhaftes Sehnen dringt aus seiner Tiefe zu uns auf. Ein Sehnen wonach? — Der ölig glatte Meeresspiegel schweigt. Er liegt stumm und ruhig wie die Sphinx.

So schnell als möglich geht es quer durch die Wüste nach dem Meer zurück. Durch Dorngestrüpp und Disteln zuerst und dann durch Lehm und Salz. Aber als wir wieder an unserem Badeplatz stehen, ist vom Mantel nichts zu finden. Da erinnert sich unser Fahrer, daß, als er das letztemal am Toten Meere war, etwas weiter nördlich von hier einer von den herumziehenden verkommenen Einzelbeduinen seine Zweighütte aufgeschlagen hatte. Sicher sei dieser der Manteldieb. Das Auto rattert deshalb dorthin; aber ohne mich.

Ich bin froh, allein zurückzubleiben bei den hohen, stummen Bergen und dem tiefen, schweigenden Meere. Jetzt darf ich mit beiden in Verbindung treten. Nichts fühle ich mehr von Sonnenglut und dumpfer Tiefenluft. Das Wasser rauscht mir leise zu und die dunkeln Urzeitfeuerspuren an den Bergesschroffen scheinen von neuem aufzuleuchten und die Ecke dort, weit im Süden des Meeres, scheint sich einzuziehen in die Felsen, um dem Blick das Tor zu öffnen.

Ich schreite am Meeresstrande weiter nach Süden zu. Ab und zu springt unter meinen Füßen

ein Stein zur Seite. Sonst ist alles Einsamkeit und Größe. Und ich sehe im Geiste weit dort drunten im Süden das Ende des Wassers. Eine hohe Barre schließt es ab, von der in unserer Gegenwart nur noch als Rest die Halbinsel El Lisan geblieben ist und südlich des späteren Durchbruchs der Salzberg des Dschebel Usdum. Hinter der Barre aber breitete sich vor meinen geistigen Augen weiter nach Süden zu ein üppig sprossendes Frucht- und Weidetal, ähnlich wie heute noch im Norden das Fruchtland an den Jordanufern. Das Tal Siddim hieß es und zog sich von der Barre über das Gebiet des jetzigen großen Salzsumpfes El Sebcha bis weit in die heutige Wüste El Araba hinein. Heiße Erdpech- und Schwefelquellen sprudelten dort zischend mit grauem Dampfe zwischen den blütenschweren Bäumen und dem duftenden, blumenleuchtenden Grase, und trieben durch ihre kochende Glut die feuchte Schwüle des Tales in die Adern und Poren der Menschen zu Sinne aufpeitschender, rasend machender Reizbarkeit und Gier.

Vor viertausend Jahren war es. Umspannt von dunkeln Lehmziegelmauern lagen im schwülen Glast der Abendsonne die Hütten von Sodom und Gomorrha da. Durch das weit geöffnete Tor aus dickem Zedernholz strömten niederstirnige, schwarzhäutige, schweißriechende Männer, und zwischen sie schoben sich schwarzhäutige, wippend schreitende, heißaugige Frauen. Tief sogen alle mit Mund und Nase die Luft in sich ein, suchend, ob nicht doch vielleicht auch nur ein kleiner Hauch von Frische darin zu spüren wäre.

Vor dem Tore aber saß auf einem Stein ein Greis. Hochgewachsen, schlank und edel, mit heller Haut und schmalem, scharf geschnittenem Kopfe. Er hatte das müde Haupt in seine Hand gestützt und dachte mit Sorgen der Söhne und Töchter seiner Sippe. Frisch, rein und stolz war er als junger Mann eingezogen in diese Stätte des Höllenpfuhles, und alle, alle die Seinen sah er in diesem Pfuhle zuschanden werden und untergehen. Denn sie trieben das Schlimmste, was sie treiben konnten. Sie mischten sich mit dem schwarzen eingeborenen Tiervolke, dem diese Stadt gehörte und machten ihm, dem stolzen Bruder Abrahams, des Hebräers, die alte reine Rasse schmutzig und vertiert.

Leise schütterte der Boden zu den Füßen des Greises, und lauschend hob dieser das Angesicht. Wie von fernem Gewitter grollte dumpf die Tiefe. Die Menge des Stadtvolks aber merkte nichts. Sie lauschte nur ihren niederen Trieben. Sie merkte es auch nicht, daß aus den stärker sprudelnden Quellen stinkende Dünste und schwere Wolken funkenstäubenden schmutzigen Rauches quallten. Schon einmal war der greise Lot in den letzten Tagen von dem großen Gotte seines Volkes, Ilu Habiru, durch das dumpfe Grollen seiner heiligen Stimme und durch sein Schütteln der Erde gewarnt worden, daß er fliehe von dieser Stätte des Fluchs.

Er stand auf von seinem Steine, eilte in die Stadt und seine Hütte und sandte sein Weib und die letzten beiden ledigen Töchter, die er im Hause hatte, bei seiner ganzen Sippe herum, daß sie mit ihm auszöge aus der Stadt, die der Herr mit seinem Zorne strafen müsse. Doch alle lachten nur und niemand folgte ihm. So zog er denn allein mit seinem Weib und den zwei Töchtern und dem Nötigsten der Habe fort, dem Berge zu, auf dem das Städtchen Zoar lag. Vor dessen Tor erstellte er sein Zelt.

Als es aber gegen Morgen ging und er niederkniete vor dem Zelt mit Weib und Töchtern und sie die Arme hoben gegen Osten, wo Ilu Habiru die Himmelssonne täglich zuerst der Erde zeigte, da wuchs die sonst so klare Sonne trüb und blutigrot empor. Und wieder und stärker rüttelte der Gott den sündbeschwerten Boden. Trüb und dickig war die Luft und ganz von Dunst erfüllt. Kein Vogel sang, wie sonst am frühen Morgen. Nur dumpfes Grollen tönte aus der Erde. Lot aber wurde von Grausen erfaßt. Fort keuchte er, die Seinen hinter sich, den steilen Hang hinan. Plötzlich fing der Berg an sich zu biegen und schien zu schwanken, und brüllend und krachend dröhnte das ganze Tal und dröhnte und krachte weiter, ohne Pause, immer weiter. „Herr, hilf den Kindern deines Volkes!" rief Lot zum Himmel auf und taumelte vorwärts, dem Bergesgipfel zu, an nichts als an die Rettung denkend. Ihm folgten seine Töchter.

Sein Weib dagegen zögerte mit dem Schritt, stand still und wendete den Blick zurück, in Her-

zensorgen um die Ihren, dort unten in den Städten des Tales. Was kümmert's eine Mutter, wenn sie die Kinder in Nöten weiß, ob sie Teufel oder Engel oder Halbtiere oder Menschen sind! Ihre Kinder sind es, Blut von ihrem Blute! Schaudernd stand die Mutter, bewegungslos und starr vor Schmerz. Nur ihre Augen lebten noch und schauten:

Dort unten bäumten sich die Städte und die Fluren aufwärts wie angeschossenes Wild, und „kehrten sich um" und sanken mit allen Einwohnern und allem, was auf dem Lande gewachsen war, hinunter in einen Schlund, den die Hölle geöffnet hatte. Und der Dschebel Usdum zerriß in seiner Mitte und die eine seiner Hälften stürzte mit in den weiten Schlund. Aus der Erde aber schossen spritzende Säulen von Dampf und Feuer und „ein Rauch ging auf vom Lande wie ein Rauch vom Ofen". Und ein Brausen erscholl vom großen See im Norden, wie wilder Sturm. Langsam, haushoch kamen seine Wogen angeschritten und stürzten sich auf die Flammen, die dort wallten, wo vorhin noch das blühende Tal von Siddim lag. Und Wasser und Flammen kämpften um den Sieg. Bis zum Himmel sprühten die Funken. Schlag auf Schlag dröhnte dumpfes Donnerknallen. Dunkelschwarz war die Luft und rot durchglüht und voll von stinkenden Dämpfen. Und „der Herr ließ Feuer und Schwefel regnen vom Himmel herab", und die Tiefen der Erde und der ganze neue, quallende See schwammen in einem Meer von Flammen. Hoch oben, auf dem Gipfel des Berges, lagen Lot und seine Töchter in einer Höhle auf dem Angesicht und murmelten Gebete.

Bewegungslos auf halbem Bergeshange stand immer noch die Mutter, das Angesicht dem Untergang der Ihren zugewandt; doch schmerzenlos für immer — — —

„Chowâdja, bakschisch!" Ich schrak zusammen und erwachte aus meinen Träumen. Wie aus dem Boden aufgetaucht standen plötzlich zwei mittelgroße, schwarze Weiber vor mir; jung noch und üppig, doch finster und hart die Gesichter, wie rings die Berge, und negerhaft, wie einst die Weiber Sodoms und Gomorrhas. Aus den Zügen der einen, etwas größeren, mit der Adlernase, schimmerte noch, wie fernes verschwimmendes Land am Horizont, ganz schwach die längst vergangene Zeit einer edleren Rasse. Die kleinere, am meisten negerhafte, trug auf ihrem Arm ein Kind, das ebenso ernst und alt wie seine Mutter blickte. „Chowâdja, bakschisch!" — „Herr, ein Trinkgeld!" Ich faßte das Kind am Händchen und drückte ihm ein Geldstück hinein. Doch weder in sein Gesicht noch das der Frauen kam auch nur das geringste Zeichen eines Lächelns oder des Dankes. Dieses Meer des Todes scheint mit seiner Höllenglut auch alle Freude auszulaugen. Ich ließ die Frauen mit dem Kind sich niedersetzen und machte eine Aufnahme von ihnen. Rings der steinübersäte Strand und im Hintergrund das Anschwemmungsgebiet mit seiner Barre von Ästen und Bäumen. Plötzlich reckten die Weiber die Köpfe wie ängstliches Wild, schnellten, ohne die Arme als Hilfe zu gebrauchen, aus ihrer Hockstellung empor und waren im nächsten Augenblick hinter der Erdwelle verschwunden.

Ich ging weiter, ohne etwas zu bemerken, was ihren Schreck erregt haben könnte. Auf einmal aber hörte ich leichte, regelmäßige Schläge auf dem Boden. Im nächsten Augenblick galoppierte ein schlanker Beduine auf prächtigem Grauschimmel um eine Ecke vor. Leise klirrten die silbernen Halbmonde an seinem Zaume und die langen bunten Quasten an seinem Sattelzeug flogen im Winde, den der schnelle Ritt erzeugte. Als er mich sah, legte er die Hand auf die Brust, verbeugte sich und rief mir mit heller, freundlicher Stimme zu: „N'hârak said!" — „Dein Tag sei glücklich!" — „Nehârak said, wemubârak!" antwortete ich, „Glücklich und gesegnet sei dein Tag!" — Eine helle, sonnige Jugendstimme in all dieser toten Starrheit! Und unter der „Keffîje" ein hell kaffeebraunes, jugendfrisches Antlitz mit Augen, die leuchteten von Jugendlust. Wie ein Sonnenstrahl schoß der schlanke Reiter an mir vorbei. Mir aber kam blitzschnell der Gedanke: „Den mußt du im Bilde haben!" — „Stopp!" rief ich also. Denn mein ganzer arabischer Wortschatz, der in die Sachlage paßte, war mit meinem vorhin erwähnten Gruß erschöpft. Der junge Beduine hob den Arm zum Zeichen, daß er mich verstanden hatte, und kam in elegantem Bogen zurückgesprengt. Ich bat ihn auf englisch, sich knipsen zu lassen und lobte sein Pferd. Er verbeugte sich lächelnd in

liebenswürdig vornehmer Art, riß mit einem Ruck seinen Karabiner vom linken Schenkel vor und warf ihn gewandt in Achtungsstellung auf den rechten. Dann sagte er: „Ready!" Das Knipsen ging schnell. Nur schade war es, daß mein neuester Bekannter dem Gaul dabei den Kopf hochzog, weil das im Morgenland als schön gilt. Ich dankte, reichte ihm meine Tabaksbüchse, und wir rauchten eine Friedenszigarette. Er entschuldigte sich, daß er so wenig englisch sprechen könne, und ich antwortete mit ernster Miene, gerade deshalb würden wir uns um so leichter unterhalten, denn ich könne es noch weniger. Ein lustiges Lachen, so herzlich, wie ich es von einem Beduinen noch nie gehört, war die Antwort, und nun frug er, ob ich kein Engländer sei. „Nein, ein Deutscher." Da streckte er mir die Hand her und antwortete mit etwas stolpernder Zunge: „Kreß von Kressenstein." — Wieder dieser Name des bayrischen Kommandanten während des Weltkriegs! Er muß außerordentlich beliebt gewesen sein. Ich hatte ihn schon mehrmals voller Hochachtung von Eingeborenen nennen hören. Dann aber erkundigte sich der junge Reiter — er mochte 22 bis 24 Jahre alt sein —, wie ich so allein hierher käme. Das sei gefährlich. Ich erzählte ihm die Geschichte vom verschwundenen Mantel. „Den werde ich schnell haben!" meinte er, und grüßend jagte er weiter, daß die Steine flogen. Langsam folgte ich ihm nach, auf unseren alten Badeplatz zu, und als ich dort ankam, sah ich schon das Auto von der andern Richtung kommen. Der des Diebstahls verdächtige Beduine hatte alles abgeleugnet, und mein Bekannter wollte gerade unverrichteter Dinge wieder abfahren, als der Reiter auf den schon triumphierenden Beduinen angesprengt kam. „Her mit dem Mantel!" — „Ich habe ihn nicht!" — „Wer hat ihn dann?" — „Was weiß denn ich?" — Patsch! Ein Kolbenschlag ins Kreuz. „Wo ist der Mantel?" — „Der dort oben hat ihn." — Hinter der nächsten Sandwelle stand noch eine Hütte. Der Reiter sprengt hin. „Her mit dem Mantel!" Und zugleich hebt er wieder den Kolben hoch. Doch der zweite Beduine gibt sofort klein bei und holt den Mantel aus einem Versteck. Und nun kam etwas echt Asiatisches. Der junge Reiter frug meinen Bekannten, was der Mantel wert sei. — „So und so viel." — „Dann geben Sie dem Manne drei Schilling als Finderlohn!" Sagte er, und sprengte weiter, dem Jordan zu.

Wir aber wenden unseren Wagen direkt nach Norden. Denn es wird Zeit, daß wir nach Jericho kommen, wenn wir vor Nacht wieder in Jerusalem sein wollen. Ludwig Diehl

Vom Vogelzug u. a.

Dem aufmerksamen Beobachter der Natur fällt schon gegen Ende des Erntemonds, im August, eine gewisse Unruhe in der Vogelwelt auf: kleinere Trupps von Staren ziehen von Kamp zu Kamp, von Viehherde zu Viehherde, und haben offenbar vergessen, wo sie während der Frühlings- und Sommerwochen zu Hause waren. In den ersten Tagen des Scheiding, des September, sammeln sich auch die leichter beschwingten Segler der Lüfte, die wieder geschwätzig gewordenen Schwalben, zu ganzen Reihen auf den Häuserfirsten und Telegraphendrähten: gegen Mitte des Monats sind sie aus Nord- und Mitteldeutschland — wie fast alle zarteren Insektenfresser — beinahe restlos verschwunden, nach Süden abgezogen. Höchstens daß hier und da ein Nachzügler, der zur Zeit des allgemeinen Aufbruchs krank oder noch zu schwach gewesen, auftaucht und suchend durch die Landschaft streicht — umsonst verklingt sein Jammerruf: die Mutter gehört im September nicht mehr dem einzelnen Kinde, sondern der größeren Gemeinschaft. Die „Zugmoral" ist eine andere als die „Brutmoral", nach welch letzterer es nicht selten vorkommt, daß im Mai oder Juni eine selber stark verpflichtete Vogelmutter oder gar ein rauhbeiniger Vogelvater ein verwaistes Nest aus der Nachbarschaft auffüttert.

Nach Mitte Oktober finden wir auf den heckendurchsetzten kahlen Feldern ganze Heere von Finken aller Art in buntem Gemisch: Buchfinken, Hänflinge, ja selbst Goldammern und Spatzen

als Zaungäste. Nur die Stieglitze als die feineren Herrschaften (buchstäblich!) halten sich abseits — ob's wirklich nur das Distelsamenfutter ist, daß sie, wie die Vogelbeere die Simpel, zu besonderen Bataillonen formiert? Gar der dickköpfige und großmäulige Kirschkernbeißer zieht bis fast in den Schneewinter hinein seine Straße allein — man begreift warum: Kirschbäume mit hängengebliebenen Kernen am Stil pflegen nicht in Massen beisammenzustehen ...

Vom November ab haben wir nur noch die Spatzen, die Meisen und Drosseln, hier und da auch die Goldammern und Haubenlerchen als allesfressende Proleten bei uns — sie sind durch Not und Bequemlichkeit zu halben Haustieren geworden. In harten Wintern freilich kommt über sie, falls nicht planmäßige und vorsichtige Fütterung durch den Menschen einsetzt, ein großes Sterben. Was das zu bedeuten hat, empfinden wir dann im nächsten Jahre an der Zunahme der Insekten und dementsprechend an der geringeren Obst- und Gemüseernte — selbst der Spatz ist während der Brutzeit ein ausgezeichneter Garten-Schupo.

Es erscheint uns ganz selbstverständlich, daß die edleren Vögel — der Nahrung wegen — nach dem wärmeren Süden in Mittel- und Südafrika ziehen (wo sie trotz der überreichen Nahrung nicht etwa nisten!); aber die wenigsten Menschen denken darüber nach, warum auch Kraniche, Wildgänse, Raubvögel u. a. dem allgemeinen Zuge folgen, da gerade sie doch auch im Winter Nahrung genug im Norden fänden. Von der richtigen Beantwortung dieser Fragen hängen auch andere des Menschengeschlechts ab: wie es kommt, daß in der Nähe eines ganz bestimmten Längengrades — des 10. östlich von Greenwich — und entsprechend seiner Schwingung zwischen dem Ostpol auf Sumatra (Sunda-Insel), dem Westpol in Ecuador (Südamerika) alles Leben auf Erden kulminiert, in regelmäßigen Schlägen auf- und niederpendelt, derart, daß man auch von einem ständigen „Menschenzug“ nach dem Süden und einem Rückfluten nach dem Norden, ja, von einem rhythmischen Süd-Nord-Wellenschlag der Kultur sprechen kann. Freilich bedarf gerade dieses interessanteste Kapitel der ganzen Menschengeschichte noch der vom Entdeckergeist gelenkten Hand des Wissenschafters; aber über die Ursache und den Sinn des Vogelfluges — der, wie alles Geschehen auf Erden, nur ein Gleichnis ist — besitzen wir seit etwa zwanzig Jahren, seit Universitätsprofessor Dr. Simroth in seinem großen Werk über die „Pendulationstheorie“ (die nichts zu tun hat mit dem „siderischen Pendel“) darüber geschrieben, besitzen wir seit den Entdeckungen der Ingenieure Kreichgauer, Reibisch und Mewes einigermaßen gründliche Kenntnis.

Schon früher habe ich darauf hingewiesen, daß unsere alte Erde ewig jung und frisch in ihren Bewegungen ist und daß sie gerade in diesem wechselnden Spiel des Drehens und Wendens das vielgestaltige sichtbare und unsichtbare Leben garantiert. Wir wissen, daß sie sich täglich um sich selber, einmal im Jahre um die Sonne, in 25200 Jahren mit ihrem Frühlingspunkt einmal durch den ganzen Tierkreis bewegt. Was wir aber noch nicht genau wissen, ist, in welcher Spanne der Nordpol auf der Schwingungslinie, dem 10. Grad östl. v. Gr., über Westskandinavien, Westdeutschland, Italien, Afrika bis nach der Sahara hin „herunter“-, dann zurück- über den Pol nach den Berg(Insel-)spitzen des untergegangenen Erdteils Polynesien im Großen Ozean pendelt. Man spricht von 365000 Jahren; aber man kann diese Zahl wissenschaftlich noch nicht belegen, ebensowenig wie die nächstgrößere von der Dauer eines gemeinsamen Umlaufs mit der Sonne durch je eine Spirale unserer Milchstraße. Die alten Inder haben allerlei darüber in ihren hl. Schriften der Veden („Wissen“) niedergelegt — mag sein, daß das einigermaßen stimmt: wir Menschen von heute, wir Pioniere des Fern- und Nahrohrs, des Fernbilds und Nahfunks, des Logarhythmus und anderer Geheimschlüssel der immerwährenden Schöpfung, wir wollen mehr, wir wollen „exakt“ wissen.

Wir also wissen nur, daß auf unserer „Linie“ in bestimmten Zeiträumen die Polgegend südlich nach dem Gleicher zu, die Äquatorgegend nördlich nach dem Pol hin gehoben wird, mit anderen Worten: daß wir bald in den Tropen, bald unter Eisesmauern liegen. Das Buch der Erde erzählt ganze Bücher von dieser Tatsache und überschreibt die einzelnen Kapitel mit den Stich-

worten: Eiszeit, Steppe, Zwischeneiszeit, Wüste, Eiszeit usw. Die Beweise für die Richtigkeit dieser „Überschriften" liefern die Knochenfunde insbesondere aus dem Sande (Urweltmeeresboden) der Mark — da liegen Tiere der Eiszeit und solche der Trope friedlich in Schichten übereinander gebettet. Diese Schichten bringen auch die Beweise für das von Schöpfungstag zu Schöpfungstag sich höher gestaltende pflanzliche und tierische Leben bis herauf zum alles begreifenden und schließlich mitschaffenden Menschen ...

Was wir im Herbst und im Frühling in der Vogelwelt beobachten, ist ein Ergebnis aus diesem Schöpfungs-Tag- und Zeitenwechsel auf Erden. Es ist halt doch nicht bloß die Futterfrage — wie wir bei Kranichen, Wildgänsen und Raubvögeln sahen —, die unsere gefiederten Frühlings- und Sommergäste abwechselnd süd- und nordwärts treibt. (Selbst die Zurückbleibenden geben zu denken: sie „ahnen" die neue Tropenzeit für unsere „Breite" und akklimatisieren sich, bereiten sich als Gemischtfresser für die wiederkehrenden wärmeren Lebensbedingungen vor. Vielleicht ist auch die Zunahme der Weltanschauung des Vegetarismus und der Enthaltsamkeit eher unter diesem Gesichtswinkel als unter dem der Gesundheitspflege und der Moral, der Religion zu beachten: es bereitet sich alles Leben unserer Zone vor auf den neuen „südlichen" Schöpfungstag mit seinen neuen Bedingungen. Unsere Wintergäste der Vogelwelt sind wie die Obstkostler unter den Menschen der gemäßigten Zone die Vorboten des morgenden „Schwingtags".)

Wenn wir uns doch mit diesen Vorgängen der „Ewigkeit" eingehender und liebevoller beschäftigen wollten als mit den Neuigkeiten der politischen Tageszeitungen! Das gäbe uns wahrlich besseren und sichereren Frieden als die noch so fein und vorsichtig gefädelten Dinge vom Diplomatentag zu Locarno und Genf. (Übrigens, wie interessant: auch diese Orte liegen wie Helgoland, der Sammelpunkt der südlich ziehenden Vögel, unter der Schwingungslinie — Locarno ist wie Helgoland Schicksalsort für alles Leben in Europa!)

Wer diesen Gedankengängen so weit nachdenklich folgte, wird alles andere am Globus oder an der Weltkarte seines Atlas selber nachprüfen können. Er wird sich sagen, daß Geschöpfe, die durch die Polpendelung aus der Trope nach der Arktis gehoben werden, zugrunde gehen müssen, wenn sie nicht rückwärts wandern (was gefährlich ist wegen der Anhäufung und Stauung) oder seitlich ausbiegen, um unter gleichen oder ähnlichen Lebensbedingungen weiter existieren zu können. Und wir stellen fest, daß Tiere, die unter der Schwingungslinie entstanden sind, in ihren Verwandtschaftsarten beinahe gleich weit von der Hauptlebenslinie westlich oder östlich, in Amerika oder Asien leben — dazwischen aber nicht: wir finden das Krokodil am Nil, am Mississippi und Ganges bis zum Hoangho: dazwischen ist es nicht mehr vorhanden. U. a. m.

Die großen und kleinen Säugetiere konnten nicht beim alljährlichen Klimatenwechsel hin- und wiederwandern: sie bürgerten sich in der neuen Heimat „dauernd" ein. Mit den jährlichen Gezeiten ziehen konnten allein die Vögel. Und es ist wundersam, wie sicher sie dem Pendelgang der Erde folgen: sie ziehen im Frühling fast genau auf der Schwingungslinie nordwärts und biegen unterwegs westwärts oder östlich ab. Im Herbst aber kommen sie vom Schnittpunkt der Bewegung in Asien, von der Taymirhalbinsel (auf der das Nordkap Tscheljuskin liegt) an der Küste Sibiriens und Rußlands entlang auf Helgoland zu, von wo der Zug (vorläufig) in drei großen Linien südwärts geht, über Frankreich, Spanien südwestlich, über Italien rein südlich, über den Balkan, Kleinasien, Palästina (Wachteln!) südöstlich nach Afrika. Zurück werden die Seitenlinien im Brutendrang möglichst gekürzt ...

„Wenn ich dies Wunder fassen will..."

Und dabei wiederholt es sich alljährlich, und immer neue Lichter gehen uns auf...

Wilhelm Schwaner

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Der wissenschaftliche Okkultismus

Wir bezeichnen als Spiritualismus eine Weltanschauung, in der das Materielle nicht als das eigentliche, wirkliche, zum mindesten nicht das ganze Geschehen gilt, sondern das Nachaußentreten, Ausdruckgewinnen und Erscheinungwerden eines geistigen Geschehens ist.

Es sieht so aus, als wenn wir in einer Zeit lebten, in der diese Auffassung zur herrschenden Weltanschauung werden will. Wissenschaftlicher Okkultismus ist jedenfalls, gewollt oder nicht, in den Dienst dieser Weltanschauungsbildung getreten.

Sofort aber fragt menschliches Denken: „Läßt sich das auch alles beweisen?“ — Nun, Beweise gibt es nur im Bereich des sinnlich Erfahrbaren und im logisch formalen Denken darüber; im Reiche des Seelisch-Geistigen gibt es statt dessen nur inneres Erleben.

Aber dieses unmittelbare Erleben ist eigentlich nicht einmal von Mensch zu Mensch mitteilbar. Ja, mir selbst kann ich es eigentlich nur dadurch mitteilen, daß ich fast Unaussprechliches in etwas gleichsam Vorstellbares verwandle. Erst dann, wenn es Symbolbild geworden ist, wird es auch zur Spiegelung im Intellekt, und damit erst erfahrbar und mitteilbar.

Psychologisch gesprochen müßten wir also sagen: unsere Bewußtheit habe ein doppeltes Gesicht. Einmal sei sie gerichtet auf das gesonderte Dasein im Einzeldinge, sei also Außenbewußtheit, tagwach und klar. Andererseits aber könne sie auch nach innen gerichtet sein auf die Zusammenhänge im Allhaften hin.

So wie sie nach außen hin alles in Einzeldinge zerlegt (disjunktives Denken), so fließt ihr auf der Innenseite alles im Grenzenlosen zusammen. Das Innen selbst hat keine Grenzen. Das gesonderte „Ich“ hört hier auf. Das Reich des großen „Es“ beginnt, und unmittelbar geht es dort grenzenlos zum Absoluten hinüber.

Kein Wunder, wenn die Bewußtheit dort in Reiche eintaucht, die umfassender als der Bezirk des Einzel-Ichs, die also überpersönlicher, überindividueller Natur sind.

Aber das eine merken wir unbedingt. Der Befehlsbereich, aus dem wir in letzter Linie leben und sind, ja aus dem heraus wir in bestimmter Richtung zu handeln getrieben werden, der liegt auf der Innenseite und nicht im tagwachen Vorstellungsbezirk. Dort äußert er sich nur.

Damit verschiebt sich der Lebensakzent von Sinnlichem auf das übersinnlich Geistige hin, und die alte Rätselfrage hebt wieder ihr Haupt: was sind wir eigentlich, wenn wir von Leben sprechen? Der Materialismus meinte: „Nun, das sehen wir ja, was wir sind.“ Unsere Zeit aber sagt: „Keineswegs ist dem so, denn was wir sehen, ist nicht wirklich, sondern ist nur Bewirktes.“ Das aber setzt voraus, daß etwas da sein muß, durch das es bewirkt wird — also Kräfte — und etwas, von dem es bewirkt wird, also ein wesenhaft Geistiges, das als zielbewußter Wille lebendig ist.

Auf einmal dünkt uns das Wort „Leben“ einen anderen Gehalt zu bekommen. Dinge sind nicht mehr wirklich, denn sie wirken ja nicht selbst, sie sind eben dinglich. Im Ding und durch Dinge wirkt Geist. Dinge sind nur bewirkt; wirkend ist nur das geistige Sein, wirkend vermittelst der Kräfte. „Wirklichkeit“ hat also nur das Leben des Geistes, und darum heißt eigentlich auch dieses nur, das geistige Sein, „Leben“, wirkliches Leben. Das Johannesevangelium nennt es deshalb schlechthin alaetheia, die Wahrheit.

Und solches Leben hat nun Ewigkeitswert, während das dingliche Dasein im Stoffe nur eine endliche vorübergehende Erscheinung ist, also ebenso grundsätzlich sterblich ist, wie Geist grundsätzlich unsterblich, nämlich lebendig ist. Die Welt des Dinglichen dagegen ist nur belebt.

Ewiges Schweigen? — Ich meine, hier schweigt es schon nicht mehr; hier beginnt es zu reden.

Aber beweise mir all das! — Das wird schwer sein, denn was mir selbst zu innerster Gewißheit erwuchs, von dem kann ich nicht logisch oder exakt beweisen, daß es nicht doch nur irgendwie ein schönes Traumbild ist, das sich in meiner Vorstellung spiegelt.

Ja gibt es denn nichts, was uns außerhalb unseres selbsteigenen Bewußtseins Kunde von dort drüben bringt? Wie ist es mit dem Spiritismus?

Mein Gott, ja, den hielten schon viele für einen unumstößlichen Beweis, und sie glauben, das Rätsel des Todes und damit das Rätsel des Menschenlebens darin gelöst zu sehen. Aber so emsig wir auch medialen Spuk wissenschaftlich untersuchten, ja gerade seitdem wir dieses tun, desto klarer wird uns, welche ungeheuerlichen Möglichkeiten für rein subjektive Bildungen hier vorliegen. Vom Hellwissen in jeder Hinsicht bis zum Doppelgängertum und zur ausgebildeten Fremdmaterialisation stehen wir vor Tatsachen, die die geradezu unheimliche schöpferische Macht des menschlichen Mediums offenbar werden lassen.

Das Hellwissen z. B. lehrt uns, in welchem Umfange die menschliche Psyche auf jener Innenseite der Bewußtheit in ein Lebensbereich eintauchen kann, wo die Grenzen von Ich und Du verschwimmen, denn das tun sie im Bereich des Umfassenderen und des gleichsam gemeinsamen Vorpersönlichen. Mit Recht sagt daher der in okkultistischen Kreisen bekannte Schriftsteller Joh. Illig: Der sogenannte Identitätsbeweis, selbst wenn er völlig gelingt, beweist noch nichts dafür, daß eine Erscheinung tatsächlich das Gespenst des Verstorbenen war. Was sie auch kundgeben konnte, noch so ausschließlich Persönlichstes: Hellwissen konnte es sich zugänglich gemacht haben. Für mediale Gegenwartserweiterung hellwissender Kundgebungen stand es offen, auch wenn es niemand bekannt war, als dem Verstorbenen selber. Denn einmal sind solche Gespenster als Schöpfungen von Medien nachgewiesen worden, und zweitens gibt es eben das erwähnte Hellwissen, und beides zusammen kann also gelegentlich eine echte spiritistische Erscheinung vortäuschen. Also auch der bestgelungene Identitätsbeweis muß seiner Natur nach nicht unbedingt stichhaltig sein, so überzeugend er auch im einzelnen wirken mag.

Nun, wir werden sehen, daß gehäufte und kombinierte Identitätsbeweise in einem Ausmaß auftreten können, daß dieser Einwand zur Kinderei ausartet.

Sehen wir uns diese Bemühungen einmal an der Hand bahnbrechender Veröffentlichungen an.

Grundlegend sind erstmal die bekannten Versuchsreihen, die allenthalben festgestellt haben, daß es bestimmten Medien gelingt — meist im Trancezustand, also in Bewußtlosigkeit — bis zu voller Sicht- und Tastbarkeit gedeihende Gebilde und Gestalten auszuscheiden, die sich dann als Ausdrucksformen lebender Intelligenz darstellen, und die auch zu recht erheblichen Kraftleistungen an allerhand Gegenständen fähig sind, dann allerdings meist jenseits der Sichtbarkeit bleiben.

Bahnbrechend hiefür sind in Deutschland die oft so töricht und leichtfertig verleumdeten Forschungen von Schrenck-Notzing (Experimente der Fernbewegung [Telekinese]; Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1924) geworden, eines Mannes, der sich dafür im Ausland, das uns darin weit vorausgeeilt ist, desto größerer Achtung erfreut. Ein Gelehrter von dem überragenden Range eines Professor Richet hat das kürzlich mit sehr schmeichelhaften Worten anzuerkennen gewußt.

Diese Forschungen werfen zunächst unsere Anschauungen vom Wesen der lebenden Materie gründlich über den Haufen und lehren uns endgültig, die Entstehung der Lebewesen als ein psychogenes, geistbedingtes Geschehen anzusehen. Unsere eigene Körperlichkeit erscheint uns auf einmal auch nur als eine solche Materialisation, wenn auch von etwas dauerhafterer Bildung; die Körperlichkeit wird zu einem Instrument des Geistigen und dient der Selbstverwirklichung unseres eigentlichen Ich-Kerns.

Damit ist das Wesen des Lebens im Sinne der spiritualistischen Denkweise erkannt, und uralte religiöse Vorstellungen sehen ihren Wahrheitswert aufs neue bestätigt; denn selbstverständlich gilt es, auch hier aus den Forschungsergebnissen die weltanschaulichen Schlußfolgerungen zu

ziehen. Die Welt des Stoffes erfährt dabei ihre Erweiterung in das feinstofflich Übersinnliche hinein, gewissermaßen als psychische Ergänzung der Elektrodynamik und der Radiotelephonie.

Ihrerseits taucht aber auch die Welt des Geistes von oben her mit ihren schöpferischen Impulsen herab, und das sinnlich Erfahrbare wird zur gewollten Ausdrucksform.

Nun ist der Boden bereitet, auf dem wir weiterbauen, weiterfragen können. Auch die Frage, die immer wieder die brennendste ist: Gibt es ein Fortleben jenseits der Grenzen des Todes?

Dies nun ist das Problem, das Illig sich in seinem bereits in zweiter Auflage vorliegenden Werke: Ewiges Schweigen? — Ein Blick in die Tiefe der Menschenseele und ein Versuch zur Deutung ihrer Rätsel gesetzt hat. (Erschienen Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart 1924.)

Hat Illig den Schleier zu lüften vermocht? Trotz aller Vorsicht und aller Zurückhaltung muß ich hier sagen, ich glaube, es ist ihm gelungen. Denn er ging einen Weg, auf dem alle die Einwände, die ich jetzt hier vorweggenommen habe, nicht mehr erhoben werden können. Er verzichtete grundsätzlich auf mediale Kundgebungen und stützte sich ebenso grundsätzlich nur auf Tatsachenmaterial, das unabhängig von Medien vorliegt und das er als „örtlich gebundenen Spuk" bezeichnet. Sein eigenes Leben hatte ihn zufällig mit solchen Erscheinungen in Beziehung gebracht, und sein umfangreiches Werk enthält dementsprechend selbst beobachtetes Tatsachenmaterial und stützt sich keineswegs lediglich auf schon bekannte Tatsachen und fremde Berichte. Das erhöht den Wert seiner Forschungen selbstverständlich beträchtlich.

Illig geht nun davon aus, daß eine Erscheinung, die durch Jahrzehnte hindurch an ein und denselben Ort gebunden immer wieder auftritt, die von den verschiedensten Menschen stets in gleicher Weise beobachtet wurde, ja die gelegentlich mehrere Generationen von Menschen überdauert, gänzlich von allen medialen Einflüssen unabhängig sei.

Hier müsse die Forschung einsetzen, denn hier handle es sich nicht mehr um Subjektivitäten, sondern um Objektives.

Diesen Weg der Forschung hat Illig eingeschlagen und seine Beweisführung „durchweg an bekannte naturwissenschaftliche und psychologische Tatsachen angeknüpft". Sie erhält dadurch etwas merkwürdig Zwingendes, zumal sich auch noch der Nachweis eines jeweilig geschichtlichen Ursprungs der örtlich gebundenen Spukerscheinungen hinzugesellt und diese damit eine innere Logik erhalten, der man sich schwer entziehen kann.

Ein großes Stück Aberglauben ist dadurch für das Gebiet wissenschaftlicher Forschung erschlossen worden, und auch unser psychologisches Erkennen erfährt eine entsprechende Erweiterung. Das ganze Verhältnis des Leiblichen zum Geistigen, also des Hirnhaften zum Seelischen, wird dadurch klarer. Das Hirnhafte wird zum Instrument des Geistigen und ist nicht mehr sein Schöpfer, wie die Materialisten es dachten. Umgekehrt, der Körper erscheint als eine Art Materialisationsbildung. Das Geistige muß vor ihm dagewesen sein, hat Vorrang und Vorangang, und wir erkennen in Schlaf und Trance usw. Zustände, in denen wir den Körper, unsere eigene Schöpfung, ganz oder teilweise im Stiche lassen können, als wenn er unwesentlich wäre für unser wirkliches Leben.

So meint Illig z. B., daß der Schlaf eine Rückkehr des Ichs in den Zustand des „Vor-Ichs" und des „Ungeborenen" bedeute (S. 37) und damit seine ichhafte Zuspitzung einbüße, die es voll nur im Wachbewußten hat. Der Tod geht damit nur noch etwas gründlicher zu Werk.

Auch auf die Beziehungen von Mensch zu Mensch fällt bei solcher Betrachtung neues Licht. Nur im Ichhaften sind wir zur Einsamkeit verurteilt, im Geistigen aber gibt es eine Gemeinschaft, die Ich und Du in einem Gemeinsamen verschmelzen läßt, etwas, das dem Verstande ebenso unfaßbar wie dem Gefühlsbewußten Selbstverständlichkeit ist.

Wo Illig im Anfang den Versuch macht, mancherlei okkultes Geschehen auf materialistische

und physiologische Weise zu erklären, da ist er sicher nicht immer glücklich verfahren. Solche Hinweise müssen ihrer Natur nach geschraubt sein und unwahrscheinlich wirken. Ganz anders dort, wo er mit Kühnheit, doch ohne die Tatsachen zu vergewaltigen, an die parapsychischen Bekundungen und Betätigungen Sterbender und Gestorbener herangeht. Mit einer Erweiterung sinnesphysiologischer Fähigkeiten kann man parapsychischen Erscheinungen eben nicht beikommen.

Es kann hier nicht meine Sache sein, das große Beweismaterial aufzuzählen. Wenn es sich um so wesentliche Dinge handelt und um Weltanschauungsbildungen, dann muß man sich schon selber die Mühe geben und nachlesen und nachprüfen. Ich darf dem Leser aber versprechen, daß es keine „Mühe" bedeuten wird, hat er erst die ersten Kapitel hinter sich gebracht. Ich glaube vielmehr versichern zu dürfen, daß die Lektüre dieses Werkes ein fesselnder Genuß auch für die Denker verschiedenster Richtung sein wird; denn nicht nur Tatsachen und ihre Verarbeitung, sondern auch die Rückwirkung des Erkannten auf unser ganzes Denken und Fühlen, auf unsere ethische und religiöse Persönlichkeit werden in diesem Werke immer wieder vermittelt.

Psychologisch waren mir, wie gesagt, am wertvollsten die Darlegungen, wie die Spukerscheinungen einem traumhaften Zustande des Verstorbenen zu entsprechen scheinen. Das Nachtwandlerische daran wird unter Illigs Händen geradezu zum Schlüssel für tiefgehendes Verständnis. Dies und das Loslösen örtlich gebundener Spukerscheinungen von allem Medialen scheinen mir die wissenschaftlich wichtigsten Errungenschaften seiner Beweiskette zu sein.

Wir sehen an Illigs Werk, auf welche Höhe der Gesichtspunkte der Okkultismus sich in den Händen derer erhebt, die mit tiefem wissenschaftlichen Ernst an seine Probleme herantreten und sich der Größe und Erhabenheit des Stoffes bewußt bleiben, auch wo es sich um lächerlichen Aberglauben zu handeln scheint. Denn hinter den Dingen liegt die Welt des ewigen Geistes offen für den, der mit Ehrfurcht den Schleier zu lüften wagt. So setzte Illig mit Recht ein Fragezeichen hinter den Titel seines Buches. Ewiges Schweigen? — nein, es beginnt, sich zu lichten.

Und nun zu einem anderen Werk, zu den nüchternen Berichten des Engländers Bradley, eines kalten, klaren Skeptikers, dem der Schleier unerwartet mit jähem Ruck vor den Augen zerriß. Ahnungslos wurde er von der Wucht der Tatsachen überfallen. Nun gibt er der Wahrheit die Ehre, auf daß sie Wahrheit werde für viele. Dem Wissenden nichts Neues, aber der Welt Ungeheures, das unserem ethischen Denken und Handeln eine Verantwortung ohnegleichen aufbürdet.

Um zwei Pole schwingt das menschliche Denken. Beherrschung der Naturgewalten, bis sie uns dienen lernen, das ist der eine Gesichtspunkt — Sinneserfassung der andere. Da handelt es sich also um die Frage: was soll das Ganze, was will es — und was ist dieses Es, das hier zu wollen scheint? Wir sind es doch augenscheinlich nicht, die es gewollt und ins Dasein gerufen haben. Also sind wir Werkzeuge in höheren Händen.

Beide Gesichtspunkte, Naturerkenntnis und Naturbeherrschung, stützen einander in dauernder Wechselbeziehung. So außerordentlich wichtig in praktischer Hinsicht die Erkenntnis der Naturgewalten und ihrer Gesetzmäßigkeiten erscheint, das Rätsel des Lebens selber dünkt doch den meisten denkenden Menschen noch wichtiger. Es liegt darin eine Ahnung von der Wahrheit jenes eigentümlichen Unterschiedes, den der griechische Urtext des Johannesevangeliums z. B. zwischen Zoä und Psychä macht, zwischen der ewigen Lebendigkeit des unvergänglichen Seins und den rasch vorübergleitenden Formungen der beseelten Erscheinungswelt. Und tatsächlich alles, was wir mit dem Namen Religion umfassen, hat praktisch hier seinen Schwerpunkt liegen und nicht etwa in der reinen Gotteserkenntnis. Dürften wir davon überzeugt sein, daß das menschliche Leben als solches mit dieser irdischen Entwicklungsphase erledigt sei, gäbe es zwingende Gründe für die Ansicht, daß mit dem leiblichen Tod alles zu Ende sei, was nützte uns dann ein noch so gewisses Wissen um Gott? Sinnlos wäre dieses sinnliche Leben, es sei denn, man betrachte es lediglich vom Standpunkte des sinnlichen Genießens, und dann bekommt die Erforschung der

elementaren Naturgewalten natürlich eine Bedeutung, die den Wert aller religiösen Weltanschauungsbilder weit überragt. Wer so denkt, dem kann es tatsächlich ziemlich gleichgültig sein, ob eine Göttlichkeit als letzter Seinsgrund hinter allem lebendig ist oder nicht. Und so sehen wir denn auch, daß materialistische Naturwissenschaftlichkeit sich am leichtesten mit atheistischer Glaubenslosigkeit paart.

In dem Augenblick aber, wo die Lehre von der Vergänglichkeit des Lebens ein Loch bekommt, wo auch nur der geringste Zweifel sich regt, da ist der Mensch aus seiner ruhigen Selbstgenügsamkeit herausgestört. Der allzu behagliche Gegenwartsgenuß verträgt es nicht, daß Ewigkeitswerte daneben zu Wort kommen wollen. Darum gibt es für die entgottete Welt des materialistischen Denkens keinen gefährlicheren Feind als die Unsterblichkeitslehre. Und wenn die Unsterblichkeitslehre sich anschickt, mit objektivem Beweismaterial auf den Kampfplatz zu treten, wenn abergläubige Behauptungen und schwärmerische Sentimentalität über Nacht auf einmal echte Naturwissenschaft wird, und wenn nicht mehr Meinungen, sondern Tatsachen sprechen: dann wird die Gesamtlage der materialistischen Weltauffassung mehr als bedenklich, sie wird unhaltbar.

Sie ist unhaltbar geworden. Schon seit einer Reihe von Jahrzehnten beobachten wir nun diese Erweiterung naturwissenschaftlicher Forschungen in das Gebiet des geheimnisvollen okkulten Geschehens hinein. Was man seit Jahrtausenden raunte und tuschelte, hier und da auch wirklich wußte, es wurde zum ersten Male mit den Mitteln der exakten Laboratoriumsforschungen angegangen. Der Materialismus erwies sich demgegenüber als Unwissenheit.

Ich darf darauf aufmerksam machen, daß nicht nur zahlreiche wissenschaftliche Gesellschaften unter der Führung anerkannter Naturwissenschaftler die okkulten Geschehnisse an allen Bildungszentren der Welt sorgsam verfolgen und untersuchen, sondern auch unsere offiziellen Hochburgen wissenschaftlichen Denkens, unsere Universitäten, beginnen bereits wissenschaftlichen Okkultismus offiziell in ihre Lehrpläne aufzunehmen, so in Amerika, so in Leipzig, in der Hochburg der deutschen Psychologie, die ein Wundt gegründet hat. Zwei Wege werden dabei beschritten.

Die eine Forschungsweise geht von der physiologischen Seite aus und erforscht die sogenannten physikalischen Phänomene des Mediumismus, die spukhaften Geschehnisse um uns herum, die von unsichtbaren, oft auch von sichtbaren Materialisationsgebilden hervorgerufen werden. Sie erforscht diese Materialisationen selber und eng damit verbunden auf psychologischem Gebiete die Phänomene des Hellwissens und Verwandtes.

Diese Richtung versucht Schritt für Schritt vorsichtig vorgehend mit den bisherigen Mitteln der naturwissenschaftlichen Erkenntnis auszukommen, solange sie nicht doch gezwungen wird, diesen Standpunkt aufzugeben und ins Lager jener Weltanschauung überzugehen, der nicht die Materie als solche die Grundlage allen Geschehens ist, sondern der sie nur die Ausdrucksform und Lebensäußerung eines geistigen Seinsgrundes bedeuten.

Es ist nur natürlich, daß fortwährend aus diesem Lager Überläufer nach der spiritualistischen Seite hin abbröckeln; denn wer sich längere Zeit mit diesen Erscheinungen beschäftigt, der wird schließlich, mit vollendeter Skepsis beginnend, dort enden müssen, wohin ihn unwiderlegliche Tatsachen hindrängen. Stutzig aber werden wir, wenn ein ausgekochter Skeptiker, der seiner ganzen Natur nach nüchtern und scharf, ja areligiös in seinem Denken ist, dabei von umfassender Bildung und klarem Verstand, plötzlich von Ereignissen überwältigt und völlig aus seiner bisherigen Weltanschauung herausgeschleudert zu einem Bekenner spiritistischer Wahrheit wird, zumal wenn es sich dabei, wie bei Bradley, um einen Mann von öffentlich bekannter und anerkannter Bedeutung handelt.

Die zweite Sturmkolonne neben dem wissenschaftlichen Okkultismus ist dieser Spiritismus. Ich meine selbstverständlich nicht die höchst unerfreuliche Sektiererei unkritischer Schwarmgeister, die mit ihrer sentimentalen Leichtgläubigkeit jeden ernsthaften Forscher zur Verzweiflung treiben muß, sondern ich meine damit ausschließlich jene Kreise, die mit schärfster Kritik geladen zu wis-

senschaftlich begründeter Überzeugung gezwungen wurden, weil sie sich der Wucht der Tatsachen nicht mehr entziehen konnten. Und solcher Männer kennen wir nun schon eine ganze Reihe. Die Namen Lombroso, Bozzano, Flammarion, Oliver Lodge, Myers, Hyslop — lauter Ausländer, wie man sieht — sind uns hierin geläufig und vorbildlich geworden. In Deutschland ist die wissenschaftliche Erforschung in dieser Hinsicht zurückgeblieben und infolgedessen noch ungenügend von laienhafter Schwarmgeisterei gelöst, was im übrigen nichts daran ändert, daß die Tatsachen, auf die sich z. B. ein Ohlhaver („Die Toten leben." Ohlhaver, Revalo-Bund, Hamburg) stützt, auch sogenannter wissenschaftlicher Untersuchung standgehalten haben würden.

Das alles sage ich, um die außerordentliche Bedeutung hervorzuheben, die in einer Veröffentlichung liegt, welche jetzt auch in einer übrigens ausgezeichneten deutschen Übersetzung allgemein zugänglich wurde. Ich meine das Buch „Den Sternen entgegen" von Dennis Bradley (Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart, geb. 7 ℳ), der im Bereich der englischen Sprache seit der kurzen Zeit seines Erscheinens ungeheures Aufsehen erregt hat.

Bradley ist der Typus eines scharfen witzigen Schriftstellers, völlig frei von jedem Anflug irgendwelcher Sentimentalität, vorurteilsfrei bis zur Ehrfurchtslosigkeit vor allem, was Menschen sonst kritiklos macht: Staat, Regierung, Kirche, Bürgerlichkeit — kurz alles, was Autorität heißt. Furchtlos und unabhängig sagt er seine Meinung, furchtlos auch in der Bloßstellung seiner eigenen Persönlichkeit, wo er der Wahrheit und dem Recht dienen will. Aus dem, was er erlebt hat, hätte ein anderer einen dicken Band schwülstiger Schwärmerei herausstellen können. Statt dessen hat er vorgezogen, uns in knappen, harten Zügen vor ein Tatsachenmaterial zu stellen, vor dem es kein Ausweichen gibt. Wem irgend aus innerem Grunde daran gelegen ist, sein Wissen, seine Kenntnisse zu bereichern, wer im Kampfe der Weltanschauungen nicht bloß ein autoritätswilliger Nachsprecher sein will, wer sich eine eigene Meinung zu bilden für sittliche Pflicht hält, wem daran liegt, mitzuhelfen, daß dieser entgottete Materialismus weggefegt werde von der Bühne der Gegenwart, wem daran liegt, Ewigkeitswerte des Lebens aus einer Welt hinter den Wolken herunterzuholen und mit festem Band an die Tatsache des Erdendaseins zu knüpfen: der darf gerade an diesem Buch nicht vorübergehen.

Bradley kam durch einen liebenswürdigen Zufall mit der Welt des Spiritismus in Berührung. Er wollte nicht unhöflich sein, und so folgte er außerordentlich gelangweilt der Aufforderung seines amerikanischen Gastgebers. Zwei Stunden danach hatte seine unbestechliche Ehrlichkeit vor den Tatsachen die Waffen gestreckt. Fast eine halbe Stunde lang hatte er mit seiner Schwester sprechen können, allen andern deutlich hörbar — mit seiner Schwester, die zehn Jahre vorher hinübergeangen war aus dem leiblichen Dasein in das Reich, das für uns Menschen die nächste Entwicklungsstufe nach dem Tode bedeutet.

Es ist selbstverständlich hier nicht meine Aufgabe, das Überzeugende und Beweisende gerade dieser Berichterstattung zum Bewußtsein zu bringen. Solche sogenannten Identitätsbeweise sind schon beim Lesen eines Originalberichtes, eines Sitzungsprotokolles, ein außerordentlich schwieriges Ding, geschweige denn, daß sie aus einer Besprechung zu gewinnen wären. Es ist eben nicht möglich, die hinreißende Wucht eines persönlichen Erlebens irgendeinem Dritten mit derselben Überzeugungskraft zu vermitteln, die dem eigenen Erleben innewohnt.

Also subjektives Erleben ohne Beweiskraft? Das sieht zunächst wirklich so aus. Aber eben darum läßt dieser Engländer mit zäher Beharrlichkeit nicht los, sondern er reist inkognito von Medium zu Medium und macht, sorgsam und unerbittlich auch die Spreu vom Weizen sondernd, dieselben Erfahrungen. Immer wieder begegnet er dieser seiner Schwester, der sich sehr bald ein anderer naher Verwandter zugesellt. Immer wieder gelingt es ihm, stundenlange Gespräche stenographisch festzuhalten, die ihrem Inhalt nach hoch über den läppischen Dingen stehen, die man sonst von solchen Kundgebungen des Offenbarungs-Spiritismus gewohnt ist. Dabei haben die Medien untereinander keine Ahnung davon, daß sie immer wieder denselben Erscheinungen zur Kundgebung dienen.

Doch nicht allein, daß dieselben geistigen Individualitäten sich bei verschiedenen Medien einstellen, sie geben auch bei jedem Auftreten eine erdrückende Fülle von Identitätsbeweisen, denen man sich auch bei nüchternster Kritik nicht entziehen kann. Das Endergebnis lautet: das Fortleben unseres geistigen Ich-Kerns ist nicht mehr Glaube, sondern unumstößlich erwiesene Tatsache, ist Wissen geworden, nicht logisch erschlossen, nicht gutgläubig hingenommen, sondern sinnenfällig erlebt.

Um das, was ich hier nur andeutend erwähnen kann, rankt sich eine Fülle von weiteren Erscheinungen, zu denen man irgendwie Stellung nehmen muß; vorbei an diesen Berichten geht der Weg nicht. Wesentlich an ihnen ist, daß das Auftreten dieser jenseitigen Erscheinungen stets für alle Sitzungsteilnehmer in gleicher Weise sinnlich vorhanden war. In der Regel handelte es sich um die lauten, deutlichen Stimmen unsichtbar bleibender, nur selten auch fühlbarer Gestalten, richtiger um Gespräche von klarem vernünftigen Inhalt, teilweise auf einer außerordentlichen wissenschaftlichen wie philosophischen Höhe stehend. Die Geister erzählen dabei auch viel von ihrer Lebensform da drüben, und wie sie dauernd bemüht sind, den Menschen hier unten zu helfen. Sie belehren auch darüber, was wir unter geistiger Führung und Inspiration tatsächlich zu verstehen haben. Sie lehren die unendliche Stufenfolge der geistigen Entwicklung in alle Ewigkeit vorwärts. Sie lehren uns auch das Wesen der Medialität begreifen und das Wesen des Sterbens und hundert anderes mehr, was zu wissen wert ist.

Es ist, als ob die Geisterwelt dort drüben mit derselben Leidenschaftlichkeit an den trennenden Schranken zwischen Jenseits und Erde rüttelt, wie wir hier auf unserer Seite. Man gewinnt den Eindruck, daß das Bemühen, endlich eine allen erkennbare Verbindung zu schaffen, nicht erfolglos bleibt. Die Geister sagen selbst, daß es ihnen darum zu tun ist, den Materialismus auf Erden vernichten zu helfen und den Glauben an die Ewigkeitswerte des Lebens für uns in unverwischbares Wissen zu wandeln.

Die erschütternde Wucht des eigenen Erlebens deutet Bradley immer nur an, denn er will nur die Tatsachen sprechen lassen und niemals sein subjektives Empfinden. Aber die Wirkung solchen Erlebens muß eine gewaltige und innerlich wandelnde gewesen sein, das spürt man auf jeder Seite seines so absichtlich nüchternen Berichtes. Und wer solches an sich erlebt, dem muß natürlich daran liegen, daß auch andern solches Erleben vermittelt werde.

Dr. Marcinowski

Der Kampf um die Spirithypothese

Es mag verfrüht sein, über Theorien zu streiten, während die Tatsachen noch nicht überall anerkannt sind. Aber auf jedem Gebiete gehen Tatsachenerforschung und theoretische Deutung stets Hand in Hand; ein bloßes Feststellen von Tatsachen unter Ablehnung jeder eine Deutung derselben versuchenden Theorie stellt sich auf die Dauer als eine psychologische Unmöglichkeit dar.

Dies gilt in besonderer Weise auch für das bisher so verfehmte und so lange Zeit gar nicht ernst genommene Gebiet parapsychologischer Tatsachen, das sich in Deutschland soeben als jüngster Zweig wissenschaftlicher Erkenntnis durchzuringen beginnt, während im Ausland schon seit Jahrzehnten Universitätsgelehrte und private Forscher — bei letzteren denke ich vor allem an die Mitglieder der englischen Society for Psychical Research, auch an Privatgelehrte, wie den Mitentdecker der Deszendenztheorie, Alfred Russell Wallace — in sachlicher Weise für die Echtheit der okkulten Tatsachen eintreten, die einen in animistischer, die Phänomene aus dem Unterbewußtsein der Medien erklärender, die anderen in kritisch-spiritistischer, die medialen Tatsachen durch ein Hereinwirken Jenseitiger deutender Weise.

Von animistischer Seite kann man hier den Genfer Psychologen Theodor Flournoy, den Pariser Physiologen Charles Richet, den Genueser Psychiater Morselli u. a. nennen, von spiritistischer

dagegen einzelne Mitglieder der englischen Society for Psychical Research, wie vor allem den größten Kenner des gesamten okkulten Gebietes, Frederic Myers, den Verfasser des Riesenwerkes „Human Personality and its Survival of bodily Death“ (1903) und Mitherausgeber der ersten umfassenden kritischen Tatsachensammlung auf okkultem Gebiete, der „Phantasms of the Living“ (1886, 1918 von Mrs. Sidgwick verkürzt herausgegeben) außerdem den Birminghamer Physiker Oliver Lodge, den Verfasser des ins Deutsche übersetzten Buches „Das Fortleben des Menschen“ (Baumann, Bad Schmiedeberg) und von „Raymond Revised“, die beide, wie der Verfasser glaubt, den zwingenden Beweis für das Fortleben der Seele führen, ferner den amerikanischen Philosophen und Psychologen William James, der die Spirithypothese als die einfachste sich bietende Tatsachenerklärung bezeichnet, in Frankreich den kürzlich verstorbenen Astronomen Camille Flammarion mit seinem dreibändigen Werk „La Mort et son Mystère“, den ebenfalls vor kurzem verstorbenen Pariser Arzt Dr. Gustave Geley, den Verfasser des ausgezeichneten biologisch-okkultistischen Werkes „Vom Unbewußten zum Bewußten“ (Union, Stuttgart 1925), in Italien den 1909 verstorbenen Psychiater Cesare Lombroso, dessen „Hypnotische und spiritistische Forschungen“, eine umfassende Tatsachensammlung, reichillustriert, ebenfalls ins Deutsche übersetzt sind (Hoffmann, Stuttgart 1910). Auch der italienische Gelehrte Ernesto Bozzano, der Mitarbeiter von Richets 1891—1916 herausgegebenen „Annales des Sciences Psychiques“ und der jetzt von Dr. Eugène Osty herausgegebenen „Revue Métapsychique“, der Verfasser der 1920 ins Französische übersetzten „Phénomènes de Hantise“, ist ein eifriger und schlagfertiger Vertreter der Spirithypothese in ihrer kritischen, auch von animistischer Seite durchaus als wissenschaftlich möglich anerkannten Form.

Wir Deutsche hatten von jeher eine Reihe hervorragender Forscher auf diesem Gebiet: als ersten nenne ich den Weinsberger Arzt und Dichter Justinus Kerner, den Verfasser der „Seherin von Prevorst“ (1829), dem der damalige Philosoph und Psychiater Karl August Eschenmayer mit einer Reihe von Veröffentlichungen tatkräftig zur Seite stand, sodann den Entdecker des nach Odin, dem Alldurchdringer, genannten „Od“, einer alles durchdringenden leuchtenden und Bewegungen vermittelnden Kraft, den auch als Geologen bekannten Karl Freiherrn von Reichenbach, der in seinem Hauptwerk, dem „Sensitiven Menschen“ (1854 und 1855) neben odischen Erscheinungen auch somnambule Zustände einer eindringenden Untersuchung unterzieht, dann den Philosophen Immanuel Hermann Fichte, den Sohn des großen Fichte, der die spiritistischen Tatsachen in umfassender Weise philosophisch zu deuten suchte, ferner Naturforscher, wie den Berner Zoologen Maximilian Perty, den Verfasser der großen Tatsachensammlung „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ (2. Aufl. 1872), und den Leipziger Astrophysiker Friedrich Zöllner, dessen Untersuchung der Sladeschen Phänomene heute durch Neuherausgabe seiner Forschungen in dem Werk „Vierte Dimension und Okkultismus“ von Friedrich Zöllner, aus den „Wissenschaftlichen Abhandlungen“ ausgewählt und herausgegeben von Dr. med. Rudolf Tischner (Leipzig 1922, Oswald Mutze), wieder zu Ehren gekommen ist, nachdem ihn die Mitwelt, abgesehen von einigen Gelehrten wie Wilhelm Weber und Theodor Fechner, vollständig geächtet und so seinen vorzeitigen Tod veranlaßt hatte. Dazu kommen die beiden Philosophen Baron Lazar Hellenbach, der Verfasser von „Geburt und Tod als Wechsel der Anschauungsform“ (Mutze, Leipzig) und Freiherr Karl du Prel, der Verfasser der „Philosophie der Mystik“, der „Entdeckung der Seele“, der „Magie als Naturwissenschaft“, der „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“ und als letzten Werkes der 1899 erschienenen Schrift „Der Tod, das Jenseits, das Leben im Jenseits“ (sämtliche bei Max Altmann in Leipzig). Beide vertreten in kritischer Weise sowohl die Annahme eines Metaorganismus bzw. eines Astralkörpers als auch des Fortlebens und Hereinwirkens Verstorbener, beide im Anschluß an Kant und Schopenhauer, deren Philosophie sie im kritisch-spiritistischen Sinn um- und weiterzubilden suchen.

In Myers' „Human Personality“ und Geleys „Vom Unbewußten zum Bewußten“ leben

du Prelsche Gedanken in neuem Gewande fort, wie dies zwar nicht Myers, aber Geley ausdrücklich in seinem Hauptwerk (S. 112) anerkennt.

Heute erkennen die Philosophen Hans Driesch, T. K. Oesterreich, August Messer, die Zoologen Wilhelm Zimmer und Karl Gruber, die Ärzte Albert Freiherr von Schrenck-Notzing, Rudolf Tischner, Waldemar von Wasiliewski, der kürzlich verstorbene Ingenieur Fritz Grunewald, der Studienrat Rudolf Lambert, der Historiker Max Kemmerich, der General Joseph Peter und eine ganze Reihe anderer Forscher die okkulten Tatsachen vollauf an, die einen auf animistischer, die andern auf kritisch-spiritistischer Grundlage.

Noch vor kurzem erschien ein die Spukphänomene im Sinn der spiritistischen Hypothese vorsichtig deutendes Werk „Ewiges Schweigen?“ von Johannes Illig (Stuttgart, Union 1925), durch das Karl Gruber, der Münchener Zoologe, zu einer allerdings zurückhaltenden Anerkennung der spiritistischen Auffassung veranlaßt wurde, wie dies aus seiner sehr anerkennenden Besprechung dieses Werkes im Aprilheft der „Psychischen Studien“ (Mutze, Leipzig 1925) deutlich hervorgeht. Professor Gruber bietet in seinen kürzlich erschienenen „Parapsychologischen Erkenntnissen“ (Drei-Masken-Verlag, München 1925) eine vorzügliche Übersicht über die neuesten okkultistischen Forschungen, nachdem uns Oesterreich in seinem „Okkultismus im modernen Weltbild“ (3. Aufl., Dresden 1923, Sibyllenverlag), Rudolf Tischner in seiner „Einführung in den Okkultismus und Spiritismus“ (2. Aufl., München 1923, Bergmann), Rudolf Lambert in seinen „Geheimnisvollen Tatsachen“ (Stuttgart 1921, Süddeutsches Verlagshaus) und Eberhard Buchner in seinem Werk „Von den übersinnlichen Dingen“ (Leipzig, Meinecke 1924) vorzügliche einführende Lehrbücher der parapsychologischen Forschung geboten hatten.

Von wichtigen Neuerscheinungen erwähne ich noch das Standardwerk der Religions- und Parapsychologie „Der jenseitige Mensch“ von Dr. Emil Matthiesen (Walter de Gruyter, Berlin 1925), sodann „Grundprobleme der Psychologie“ von Hans Driesch (Reinecke, Leipzig 1926) und „Den Sternen entgegen“ von Dennis Bradley (Union, Stuttgart 1926).

Driesch und Oesterreich können als die philosophischen Hauptvertreter der Parapsychologie in Deutschland bezeichnet werden. Der erstere in seiner „Ordnungslehre“ (1923) und seiner „Wirklichkeitslehre“ (1922), ebenso in einem kürzlich erschienenen Aufsatz der „Psychischen Studien“ (Augustheft 1925) zwar nicht ausgesprochen spiritistisch, aber doch die Möglichkeit der spiritistischen Hypothese anerkennend, der letztere in seinem „Okkultismus im modernen Weltbild“ und seiner Schrift „Die philosophische Bedeutung der medialen Phänomene“ (1925) entschieden der animistischen oder einer verwandten Deutung zuneigend.

Auch in seiner Neubearbeitung des vierten Bandes des Überwegschen „Grundrisses der Geschichte der Philosophie“ (1923) bespricht Oesterreich die Parapsychologie und ihre philosophische Bedeutung, die zu einer „neuen Metaphysik“ führe, in eingehender Weise.

So werden jetzt von einer Reihe ernster Forscher die okkulten Tatsachen durchaus anerkannt und ihre philosophische Bedeutung eingehend geprüft. Zu welchem Resultat diese Forschungen führen werden, wissen wir heute noch nicht.

Aber jedenfalls ist es heute bei besonnenen Forschern nicht mehr möglich, in Haeckels Sinne die Tatsachen einfach abzustreiten und lächerlich zu machen, nachdem die Schrenck-Notzingschen und Tischner-Wasiliewskischen Forschungen sie unzweifelhaft und mit allen Hilfsmitteln moderner Naturwissenschaft und Psychologie festgestellt haben.

Mit Ruhe können wir die Entscheidung dieser schwierigen Frage in die Hände unserer Universitätsgelehrten, die bereits sich in eingehender Weise mit Tatsachen und Theorien der Parapsychologie zu beschäftigen beginnen, legen. Die volle Anerkennung der Tatsachen dürfte, nachdem das Ausland schon längst mit ihrer Untersuchung vorangegangen ist, nur noch eine Frage der Zeit sein, mag die Deutung dann auch noch lange ein Gegenstand des Streites zwischen den verschiedenen sich vorläufig noch einigermaßen gegensätzlich gegenüberstehenden Richtungen und Theorien bleiben.

Dr. Gustav Zeller

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Lyrische Sturmflut

Was die Wogen der schier unersättlichen lyrischen Flut auf den Redaktionstisch gespült, ist so mannigfach und fast unübersehbar, daß hier — auch in Anbetracht des knappen Raumes — die wichtigsten Bücher zumeist nur mit kurzen Noten versehen werden können.

Zunächst ältere Werke. Das Nibelungenlied in der Übertragung von Simrock soll uns, zumal bei so schmucker Ausstattung, willkommen sein (Kröner, Leipzig). Auch die Anthologie „Goldene Phorminx“, herausgegeben von Frieda Port (H. C. Beck, München) wird nicht nur dem Philologen angenehm sein; bedeutende Übersetzer sind vereinigt und spenden aus dem reichen Schatze griechischer und römischer Schriftsteller so manches Unverwelkliche und Bleibende. Recht gut ist auch die Ausgabe von Hölderlins Gedichten (G. Kiepenheuer, Potsdam), sorgsam gedruckt und aus den Quellen korrigiert, so daß alles Bleibende aus den wundervollen Versen dieses allgemach erkannten und geliebten Romantikers sich hier beisammen findet, besonders auch aus der Spätzeit, wo neben so manchem Wirren immer wieder Blitze unerhörter Innenschau aufleuchten. Paul Alpers legt eine reizende Sammlung „Die alten niederdeutschen Volkslieder“ vor (Quickbornverlag, Hamburg), mit brauchbaren Anmerkungen versehen. Wer sich noch Sinn für echtes Volksgut bewahrt hat, wird dieses Buch immer mit Entzücken durchblättern; manche Reime, die nur in neuhochdeutscher Übertragung bekannt waren, sind hier in ihrer schöneren Urgestalt zu finden. Ernst Lissauer gibt eine umfängliche Anthologie „Das Kinderland“, über die zu sagen ist, daß sie manches sehr Gute neben allzu Absichtlichem enthält und manche Dichter, wie Blüthgen oder Boelitz, nicht berücksichtigt. In der Nachrede ist eine wunderliche Belehrung über das altbekannte Liedlein „Weißt du, wieviel Sternlein stehen“ zu finden, die ich mit einigem Kopfschütteln las, da Lissauer uns über den rechten Gottesbegriff des Kindes belehren möchte. Wo ist eine Kindesseele wohl durch die Heyschen Reime religiös verdorben worden? Einfalt ist wertvoller als alle gelehrte Spekulation! — Näher der Gegenwart rücken wir mit Hermann Gilm, dessen ausgewählte Weisen nebst liebevollem Vorwort Anton Dörrer veröffentlicht hat (Verlag Tyrolia, Innsbruck). Der Dichter des allzu bekannten Liedes „Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden“ ersteht zu einer frischen Gegenwärtigkeit; mag auch hie und da ein wenig Staub angeflogen sein, auch manche Trockenheit verstimmen — man fühlt doch den aufrechten Mann und regen Naturbetrachter in vielen reifen und ansprechenden Versen. — Dagegen hat man dem lieben, trauten Martin Greif keinen Dienst getan, als man seine sämtlichen Gedichte als „Buch der Lyrik“ in 450 dicht bedruckten Seiten veröffentlichte. Denn es nützt nichts, man muß ehrlich bekennen: es ist allzuviel minderwertiges, fragwürdiges, eiliges Gut mit untergeschlüpft, so daß es schwer wird, unter dem Unkraut die unverwelklichen, süßen Blüten aufzufinden. Eine gute Auswahl von 150 Seiten würde weit günstiger und wirksamer sein, denn diese dickleibige Sammlung (Amelang, Leipzig).

Nun zu den Neuen und Neuesten. Da ist Armin T. Wegner. „Die Straße mit den tausend Zielen“ heißt sein Buch (Sibyllenverlag, Dresden). Ich kann um so weniger Stellung dazu finden, als ich gleich beim ersten Lesen auf den Vers stieß: „Schlaf quillt aus der Oase deines Nabels.“ Da war es vorbei mit ernster Aufmerksamkeit; meine Heiterkeit verbot es mir leider — zumal sich ähnliche Stellen in Menge finden —, das übrige zu enträtseln. Das ist vielleicht unrecht; aber ich kann nicht dagegen ankämpfen. — Da ist Kurt Piper mit seinen beiden Heften „Waffen und Wunden“ und „Tellurische Feuer“ (Anthroposophischer Verlag, Der kommende

Tag, Stuttgart) doch ein anderer. Zwar gelingt ihm nur selten die lyrische Fülle und Abrundung; aber was er sagt, hat Überzeugung, ist geistig reif und sicher. Fridolin Hofers „Neue Gedichte" (Anton Sander, Hochdorf in der Schweiz) lassen den feinen, stillen Poeten nicht in anderem Lichte erscheinen, überraschen aber immer wieder durch sorgsam geprägte Bilder und liebenswerte Gesinnung. Als Probe der Vierzeiler „Glühendes Scheit":

> Sonne war dir die Amme.
> Was du von goldenen Funken
> Wachsend im Walde getrunken,
> Singend versprüht es die Flamme.

Gesunde und selbstsichere Kunst. — Ähnliches ließe sich von Karl Engelhardts „Sonnen-Sohn" sagen: schlicht, herzlich und deutsch (A. Bernecker, Melsungen). — Auch in Hanni Lehmanns Sonetten und Terzinen „Es singt das Meer" (Wolf v. Kornatzki, Weimar) läßt mancher schöne Vers auf gedeihliche Weiterentwicklung hoffen; vielleicht werden einfachere Formen mehr Freiheit zu innerer Entfaltung bieten. — Sehr gut hat Otto Brües in seinen „Rheinischen Sonetten" (Verlag des Bühnenvolksbunds in Frankfurt a. M.) die strenge Form gemeistert. Aus treuester Heimatliebe erwachsen, lassen diese Verse eine unverächtliche Künstlerschaft erkennen, von der noch Tüchtiges zu erwarten ist. — Karl Brögers neue Gedichte „Unsere Straßen klingen" (Greifenverlag, Rudolstadt in Thüringen) erquicken durch den ehrlich warmen Klang, der ohne Übermaß und Eile ist, auch wo, wie in dem zweifelhaften Hymnus „An die Masse", hallende Töne laut werden. Besonders aber die leisen, milden Lieder berühren durchaus angenehm, so daß man das schmale Buch gern zur Hand nimmt. — Hedwig Lachmanns „Gesammelte Gedichte" (Kiepenheuer, Potsdam) bieten an Eigenem einiges Wohlabgewogene, das aber innerhalb bekannter Grenzen verharrt. Dagegen erweisen die vielen sehr guten Übersetzungen aus dem Englischen, Französischen und namentlich Ungarischen eine seltene Begabung, dazu Fleiß und feines Abwägen, so daß man nicht selten vollkommen vergißt, daß man nur Übertragungen liest. — Mit einem starken, allzu starken Bande von 400 Seiten überrascht uns Franz Langheinrich. Seine „Gedichte" (Verlag Deutschland, München) sind sicherlich nicht wertlos; im Gegenteil: man fühlt sich so angenehm und lind geleitet; aber man vermißt doch den innern Auftrieb, man bleibt allzu gelassen, zu wenig beteiligt. Eine kleinere Sammlung hätte diesen lähmenden Eindruck vielleicht gemindert, gar verhindert; hier aber kann man leider einen Seufzer über das Zuviel nicht unterdrücken. Hier war Wilhelm Langewiesche mit seinem „Widerschein" (C. H. Beck, München) vorsichtiger. Auch über ihn gilt das Urteil, das soeben Langheinrich betroffen hat; aber daß eben nur ein schmaler Band vorliegt, läßt die Aufmerksamkeit weniger rasch erlahmen; denn viel Neues, Eigentümliches spenden auch diese netten Verse nicht. — Da ist Jakob Kneip ein anderer. Eine Auswahl aus seinem Werk nebst Einleitung gibt Heinrich Saedler (Führerverlag, München-Gladbach). Ich verkenne nicht, daß auch hier manches taube Geschiebe liegt; aber dieser Dichter reckt sich doch hochgemut und eigenständig; seine Legenden haben Schollengeruch, und bei williger Sammlung wird sich Kneip zweifellos zu schöner Entfaltung entwickeln. — Neuauflagen von Gustav Schülers beiden Gedichtbänden „Meine grüne Erde" und „Von Stundenleid und Ewigkeit" (Cotta, Stuttgart) lassen erneute Freude an diesem gesunden und warmherzigen Poeten wachsen; volksliedhafte Töne und einzelne religiöse Strophen bleiben im Gedächtnis haften. Immerhin ist die Gefahr des Zuviel nicht ferne; mehr Sammlung, Ballung würde nutzbringend sein, das Suchen nach dem deckenden Worte. Es ist eine deutsche Kunst, die hier laut wird! Dasselbe läßt sich auch von Marie Sauers beiden Bändchen „Die da Sehnsucht tragen" und „Das ist das Leben!" sagen (E. Biermann, Barmen), die schon verschiedene Auflagenziffern nennen. Man kann sich wohl denken, daß diese nicht eben eigentümlichen, aber frischen und erbaulich gestimmten Verse namentlich unter der Jugendbewegung weiblichen Geschlechts regen Anklang

geerntet haben, was ihnen wohl zu gönnen ist. — Höheres will Gerda von Below mit ihrem Versbande „Der Gott im Labyrinth“ (Georg Müller, München). Es ist etwas Seltsames um diese Bekenntnisse: hie und da zögert man bei schön geglückten Zeilen, ist überrascht, erwartungsvoll, und findet sich wieder enttäuscht von allgemeinen Worten oder hackenden Rhythmen. Es fehlt letzte Süße und Reife. So bleibt etwas Ungleiches, was um so mehr zu bedauern ist, als sich, wie gesagt, mancher glänzende Ansatz, manche zarte Knospe dem Frühling entgegenstreckt. — Ein allzufrüh verblichener Gottsucher war der Maler Karl Thylmann, dessen nachgelassene Briefe und Gedichte volle Beachtung erheischen (Verlag Der kommende Tag, Stuttgart). In den Briefen freilich fühlt man die Persönlichkeit noch wenig, da manches allzu Gelegentliche unnötig vermerkt ist; die Verse dagegen erweisen entschiedene Begabung, die als Nebenbeschäftigung wohl ein wenig vernachlässigt und darum nicht vollkommen gepflegt wurde. So sind auch hier allerlei Schlacken geblieben; aber der hohe Wille überwindet mehr als einmal die äußeren Widerstände und durchleuchtet die Verse mit sehnsüchtigem Verlangen. Übrigens hat Thylmann auch eine prächtig ausgestattete Auslese aus den Ghaselen des Dschelâl-eddin Rumi, des berühmten persischen Mystikers, zusammengestellt und mit köstlichen Ornamenten verziert (derselbe Verlag).

Ehe ich die mir wertvollsten Bücher nenne, will ich noch Cäsar Flaischlens reizende schwäbische Reime „Von Derhoim und Drauße“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) erwähnen, in denen nur die sonderbare Schreibweise des Dichters doppelt auffällt, weil sie eben doch Bewußtheit verrät. Aus der Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ (H. Hässel, Leipzig) liegen drei Bändchen vor. Ob Dranmor zu retten ist, will mir freilich sehr zweifelhaft erscheinen; dagegen begrüße ich die Auswahl aus Heinrich Leutholds Dichtungen, denn trotz aller Virtuosität und Glätte war er doch ein heißblütiger Poet, der in mehr als einem Liede uns noch heute etwas zu künden hat. Auch Adolf Frey soll nicht vergessen werden; unter seiner scheinbaren Schlichtheit ringt viel starker Eigenwille ans Licht, viel Heimatverbundenheit. Eines seiner schönsten Gedichte, ich glaube es heißt „Gewitterende im Gebirge“, vermißte ich übrigens. Anderseits vermag ich Alfred Momberts neuestem Buche „Atair“ (Insel-Verlag, Leipzig) kein Urteil zu sagen, da es mir völlig fremd und weit ist, da diese seltsamen Welten mir bisher, trotz redlichster Mühe, verschlossen geblieben sind. Dagegen hat Stephan Zweig in seinen „Gesammelten Gedichten“ (Inselverlag, Leipzig) sein früher so zartes Österreichertum, das noch hie und dort kenntlich bleibt, erfreulich geweitet, so daß neben so weich schwingenden Rhythmen wie „Singende Fontäne“ oder den Bildern aus dem alten Brügge nun auch weitausholende und starke Gedichte stehen.

Und nun Wilhelm von Scholz mit seinen „Häusern“ (Walter Hädecke, Stuttgart). Ein schmales Buch, aber randvoll mit Köstlichkeiten. Scholz kennt die Zwischenstufen, die Halbschatten, das Ahnungsvolle. Er ist völlig den inneren Stimmen zugewandt. Wer solche Verse wie das „Gespräch mit der Blinden“ schreiben kann, der weiß um die geheimen Dinge, in denen sich die göttliche Tiefe kundtut. Und die Landschaft wird ihm wirklich Symbol und Seele, in die einzugehen nur den Berufenen beschieden ist. Wenn er Sonette oder Terzinen bildet, so füllt er die Form vollkommen aus mit Gleichnis und Farbe und Duft; und die freieren Rhythmen gleiten immer zwangvoll und dennoch scheinbar zwanglos.

Daneben Ernst Bertrams „Gedichte“ (Inselverlag, Leipzig). Sicherlich: man könnte ihn einen Kulturpoeten nennen; unmittelbares Aufgehen in Landschaft und Stille ist nur selten bei ihm zu fühlen. Er wählt gern Gegenstände des äußeren Lebens: Der Teppich, Der Bildner, Marmorgesims an einem Tempel, Auf einen antiken Krug, Der Kelch, Die Stammburg, Sibylle im Dom zu Hamberg, Aquarium — das sind nur einige bezeichnende Überschriften. Aber bei aller „Bildung“, die sich hier darbietet, wird doch der Dichter selber niemals verdrängt, beiseitegeschoben. Gerade hier finden wir feinziselierte Verse voll erstaunlicher Anschaulichkeit und ein Hinausheben ins allgemein Gültige. Gewiß — hie und da fühlt man den Willen, das Be-

sondere zu sagen, allzu deutlich; manchmal täuschen die erlesenen Worte über matte Stellen **hinweg**; aber man entdeckt doch eine Reihe bedeutsamer, wohlgerundeter Gebilde, wie „An **einen** Großen", „Die Zeder", „Umrahmte Fernsicht", „Vor dem alten Bild einer Stadt". Als **Beispiel** möge „Dämon des Kreises" den Abschluß bilden:

Immer wieder liegt ein Hund in der Sonne und wärmt sich,
Schon seit zehnmal tausend Jahren liegt er und wärmt sich.
Alles wechselt. Unwissend über verbröckelten Städten
Handelt ein neu Geschlecht miteinander, belobt und belärmt sich.
Heere ziehen herauf und hohe Gebieter und Weise,
Alles kreist und flieht wie die Bienen, ballt und verschwärmt sich.
Dichter singen und werden gepriesen und werden vergessen,
Und der verbannte Kalif hockt bettelnd am Pfeiler und härmt sich.
Selber das große Heiligtum fällt und die ewigen Berge —
Aber immer liegt ein Hund in der Sonne und wärmt sich.

Ernst Ludwig Schellenberg

Eduard von Gebhardt

Zu unsern Bildern

Es mag sich bei dem im Februar v. J. erfolgten Tode des Düsseldorfer Altmeisters Eduard von Gebhardt gar manchem deutschen Kunstfreund das bange Gefühl aufgedrängt haben, daß die Säulen der deutschen Kunst zu wanken beginnen. Dieses Gefühl braucht nichts gemein zu haben mit jener bedingungslosen Kunst- und Künstlerüberschätzung, die auch in deutschen Landen, ja vielleicht besonders hier, nicht immer schöne Blüten trieb. Aber abseits hiervon wissen wir, daß der Begriff der neueren deutschen Kunst der letzten Jahrzehnte mit den Namen einiger Künstlererscheinungen verbunden war, deren Bedeutung nicht nur in ihrer Kunst lag, sondern in ihrer Persönlichkeit. Das Wesen dieser Persönlichkeiten war, um Mißverständnissen vorzubeugen, ganz gewiß nicht mit Äußerlichkeiten verknüpft. Wir wissen, daß Adolf Menzel, daß Hans Thoma und der nun verstorbene Eduard von Gebhardt alles andere waren, als äußerlich bestrickende Persönlichkeiten. Was ihnen deren wahrhaften Wert verlieh, war etwas anderes. Es war die beispiellose Konsequenz ihres Willens, ihres unermüdlichen Ringens um Höchstes, aus dem heraus sich die körperlich unbedeutende Person zur überragenden Persönlichkeit entwickelte. Deren haben wir, so reich auch an bedeutsamen Gestalten die Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts ist, nicht viele gehabt. Diese wenigen aber waren es, die zu den Trägern, den Säulen eines Begriffes wurden, der aus der Geschichte des deutschen Volkes nicht mehr hinauszudenken ist. Wohl dürfen wir uns glücklich schätzen, die Namen der Vorgenannten noch um eine ganze Zahl erweitern zu können, die ebenfalls als festeingefügte Stützen eines stolzen Baues sich behaupten werden. Aber hierauf kommt es im Augenblick ja wirklich nicht an. Wichtiger ist es und zugleich schmerzlicher, zu wissen, daß diese Stützen immer weniger geworden sind in den letzten Jahrzehnten. Und daß, mag man auch heute mehr denn je geneigt sein, Vergangenes zu stürzen, mit dem Umsinken dieser Stützen ein Bau zu wanken beginnt, der einer Art Ruhmeshalle gleich aus vergangenen Tagen herüberleuchtet in eine Zeit, die uns für die Wiedererrichtung solcher Ruhmeshallen nicht allzuviel Hoffnung übrig läßt. Zum mindesten nicht auf dem Gebiete der bildenden Kunst.

Dieses Bewußtsein mag gerade dem Hinscheiden **Eduard von Gebhardts** etwas ganz besonders Schmerzliches verliehen haben. War er doch einer, mit dessen Namen sich eine Kunst

verband, deren Stern seit der Jahrhundertwende immer mehr und mehr im Verbleichen begriffen ist. Fast will es müßig erscheinen, auf dieses Besondere mit besonders schön formulierten Worten hinzuweisen. Ein selten hohes Alter hat einem Gebhardt (dem ja das gleiche Schicksal beschieden war wie Hans Thoma, erst in reiferen Jahrzehnten anerkannt zu werden) es vergönnt, sich durchzusetzen und ein Werk zu hinterlassen, das schon seiner Zahl und öffentlich anerkannten Bedeutung nach seinen Meister zu den Großen stempelte. Dieses Werk steht im Dienste des religiösen Gedankens. Wie kaum ein zweiter hat Gebhardt, den man noch vor zehn und zwanzig Jahren unwidersprochen zu den Führern der modernen deutschen Kunst zählte, fast ausschließlich auf diesem Gebiete gewirkt. Ob ihm diese religiöse Malerei innerstes Bedürfnis war, ob sie ihm, wie man zu sagen pflegt, aus dem Herzen quoll, das zu untersuchen, mag, wenn eines Menschen Werk abgeschlossen vor uns liegt, immer reizvoll sein. Freilich, die Trugschlüsse liegen immer nah. Uns will scheinen, daß auch der tiefste Blick in eines Menschen Seele noch immer ein Restlein verborgen hält, von dem wir nicht wissen können, wie und wo. Aber, soweit nur das Auge, der sinnliche Eindruck mitzusprechen hat, wird man, wenn man das Schaffen Gebhardts überblickt, eine starke seelische Anteilnahme niemals unterschlagen dürfen. Auch dann nicht, wenn man sich zu der Überzeugung hindurchgerungen hat, daß der Künstler mit seinem Werk nichts zu tun haben braucht.

Sicher ist, daß allein schon die Wärme und Innigkeit, die Gebhardts Schöpfungen aus der Christusgeschichte so liebenswert macht, der Widerschein eigener Empfindung ist. Und ebenso sicher will es scheinen, daß, wer die Unterhaltung zwischen Christus und Nikodemus so mit den seelischen Schwingen der beiden zu erfüllen wußte, der auch in seiner eigenen Seele etwas verspürt haben mußte von jener beglückenden Religiosität, die einst Fra Angelico zu glutvollen Verherrlichungen begeisterte und über ungezählte große Meister der Farbe hinweg nun in Gebhardt einen Neuerer fand.

Ja, ein Erneuerer der religiösen Malerei ist Gebhardt im besten Sinne des Wortes gewesen. Die sakrale Malerei war, das steht fest, versandet, war auf dem besten Wege, zur hohlen Phrase zu werden. Die ganz wenigen, die eine neue Ausdrucksform wagten, hatten zunächst nicht nur die Menge, sondern auch die Kirche gegen sich. Die Wucht der geheiligten Tradition war hier stärker als irgendwo. Auch Friedrich Overbeck, der kühnste unter den Nazarenern, der dort wieder beginnen wollte, wo Raffael und die großen Verkünder kirchlicher Herrlichkeit aufgehört hatten, hat das gleiche erfahren. Man mußte sich erst an die neue Art und Auffassung gewöhnen. Die Anfechtungen, die Fritz von Uhde zu bestehen hatte, als er seine ersten religiösen Darstellungen, als er seinen Christus in der Kleidung von 1890 auf die Ausstellungen schickte, sind noch in Erinnerung. Selbst das kostbarste gemalte Dokument für die Ewigkeit des christlichen Gedankens, sein unvergleichlich schönes „Lasset die Kindlein zu mir kommen“, löste zunächst Befremden, Spott und Hohn aus.

Aber von allen religiösen Malern des 19. Jahrhunderts hat Eduard von Gebhardt bei der Lösung des Problemes, die neutestamentliche Darstellung aus der Umwelt der Überlieferung zu befreien, vielleicht die glücklichste Hand gehabt. Die Zeit, die von stärkstem religiösen Widerhall erfüllt war, schien ihm die beste zu sein — die Zeit der Reformation, die Zeit Dürers, Luthers und der Humanisten. Die feierlichen Räume der Renaissance, die hohen Fenster und Giebel, die schönen Butzenscheiben, waren sie nicht so recht geeignet, Schauplatz zu werden für das, was sich einst unter den Palmen von Jerusalem abgespielt hatte?

Konnte hier in jenen Menschen, in denen noch die Mystik tiefgefühlter Glaubensfrömmigkeit nachhallte, nicht am besten wieder lebendig werden, was einst in der Person des Heilandes nach ewiger Lebendigkeit rang?

Dieser schönen Eingebung folgend, der sich vielleicht ein feines Gefühl dafür zugesellte, womit man die Menschen der Zeit am besten packen konnte, hat Gebhardt fast sechs Jahrzehnte hindurch seiner Aufgabe gedient, dem Thema Christus durch seine schlichte natürliche Auffassung eine Neu-

belebung zu schaffen. Was um ihn her an religiösen Gemälden entstand, war konventionell und süßlich, war nur auf den Geschmack der breitesten Masse eingestellt, die nur das Bild, die Darstellung ansahen, nicht aber das Kunstwerk. Wie nicht anders zu erwarten, sind auch die ersten Werke Gebhardts keineswegs im Triumph aufgenommen worden. Michael Munkascy, der mit ihm auf der Höhe seines Ruhmes stand, hatte es leichter. Vor seinen dramatisch erregten und vom Künstler kühn gesteigerten Szenen der Christustragödie blieben die Menschen aller Kulturländer in wort- und kritikloser Bewunderung stehen. Gebhardts schlicht-natürliche Auffassung, die zunächst auch noch des bestrickenden Kolorits entbehrte, mußte hier mit Naturnotwendigkeit zunächst zurücktreten. Aber die vorerwähnte eiserne Konsequenz, mit der Gebhardt um das rang, womit er die Menschen auch in den Bann seiner Darstellung zwingen wollte, ist nicht ohne Erfolg geblieben. Ein großer Wurf folgte dem anderen. Ob Gebhardt das Abendmahl oder die Kreuzigung malte, ob er jenes einzig-schöne Gespräch zwischen Christus und Nikodemus mit der stillen Feierlichkeit erfüllte, durch die man das Zittern der Welt zu vernehmen meint, er schöpfte mit der in ihm immer stärker werdenden Kraft aus der Tiefe seines eigenen religiösen Erlebens, hinter dem auch ein gut Teil philosophischer Betrachtung stand. Nach und nach werden auch die Klänge seiner Palette reicher. Nicht, daß er eigentlich farbig wird im Sinne Uhdes, der als erster und kühnster die Erscheinung des Heilandes und seiner Umwelt in den Kampf um das Licht- und Luftproblem stellt und diese ganz des heiligen Scheines entkleidet. Gebhardt hatte sich doch eine zu starke Neigung für die alten Meister bewahrt, als daß er hätte auf die Abgeklärtheit, den verhaltenen Zauber verzichten mögen, der durch Jahrhunderte von den Museumswänden herabgrüßte. Das, was ihm einmal zum künstlerischen Bekenntnis geworden war, die über Raum und Zeit erhabene Macht des Evangeliums zu künden, konnte er nicht mehr aufgeben. Aber es wäre unrichtig, anzunehmen, daß Gebhardts Schaffen in einem Schema erstarrt wäre. Hiervor schützte ihn die außergewöhnliche Kraft, alles, was er darstellte, mit lebendigem Leben zu erfüllen und durch die Charakteristik seiner Menschen ihr innerstes Wesen scheinen zu lassen. Wer Gebhardts Abendmahl in der Nationalgalerie einmal nicht nur mit den äußeren Augen betrachtete, nicht nur nach optischen Eindrücken, sondern denen seelischen Ursprungs suchte, der wird wissen, daß dieser Verherrlichung des heiligen Mahles kaum eine andere der neueren Kunst aller Länder zur Seite zu stellen ist. Und er wird empfinden, daß es nur wenigen gelungen ist, tiefsten seelischen Gehalt mit bildkünstlerisch hervorragender Wiedergabe organisch so zu verbinden, wie es Gebhardt gelang. Er wird es um so mehr tun, je mehr ihm des Künstlers Werk Mittel ist, etwas vom tiefen Frieden wahrhafter Religiosität zu verspüren. Daß Gebhardts Streben danach ging, die biblischen Stoffe der übernatürlichen Verklärung zu entäußern, kann hieran nichts ändern. Besonders nicht für den, der hie und da doch einmal daran denkt, wie es sein müßte, wenn Christus heute unter uns auftauchte, um noch einmal das Reich Gottes zu verkünden. Ja, es wird wohl kaum ein Irrtum sein, wenn man meint, daß es diesem Maler ein heiliger Ernst war um die Sache, die er vertrat. Und daß er, wenn ihm auch das konventionell eingestellte Auge einmal nicht folgen konnte, den sittlichen Werten wahrer Religiosität tiefer nachspürte, als die Maler kitschig verlogener Bilder und Bildchen, denen irgendeine Fabrik ihren Marktstempel aufdrückte.

Freilich, wer einmal das Glück gehabt hat, mit Eduard von Gehardt eine halbe Stunde zu verplaudern, wird den Schlüssel zu der herben Keuschheit und Innigkeit seiner Gemälde leichter finden können als der, der nur aus der Ferne den Künstler hinter seiner Staffelei sah, wie er mit der inbrünstigen Hingabe Bild um Bild erstehen ließ. Leicht hat dieser sich seine Arbeit wahrlich nicht gemacht. Ungezählte Studien zu einer Bewegung des Körpers, zu einer Hand, zu einer scheinbaren Nebensächlichkeit ließen unwillkürlich den Blick zurückschweifen in die Zeiten, da Lionardo und Michelangelo das gleiche taten.

Nicht alle diese Studien sind zu großen wohlabgerundeten Kompositionen geworden. Sie sollten es auch nicht. Mehr als einmal hat Gebhardt es sich genug sein lassen, einen Mann, dessen

durchfurchtes Antlitz ihn gerade interessierte, immer und immer wieder zu malen und ihn als Einzelwerk aus der Hand zu geben. Die Wertschätzung seiner Kunst hatte dank eines freundlichen Schicksales eben so zugenommen, daß viele ihrer Verehrer schon glücklich waren, wenn sie nur etwas von der Hand des Meisters besaßen. Für Gebhardt selbst aber blieben all diese Studien, die vielfach, ja meist voll ausgereift waren, immer nur Anfang zu irgendeinem neuen Bildgedanken, der ihn bewegte. Durch diese aber schwang bis zu der Stunde, da ihm der Tod den Pinsel aus der Hand nahm, die Melodie vom Leben und Sterben des Heilandes. Was Fra Angelico sich auf seinen Grabstein schreiben ließ, das könnte auch dem jetzt abgeschlossenen Werk eines der größten und wahrhaftesten religiösen Maler des 19. Jahrhunderts seinen Ewigkeitswert bewahren: Nicht will ich gepriesen sein, weil ich ein guter Maler war, sondern weil mein Schaffen allein der Verherrlichung Christi diente.

Artur Dobsky

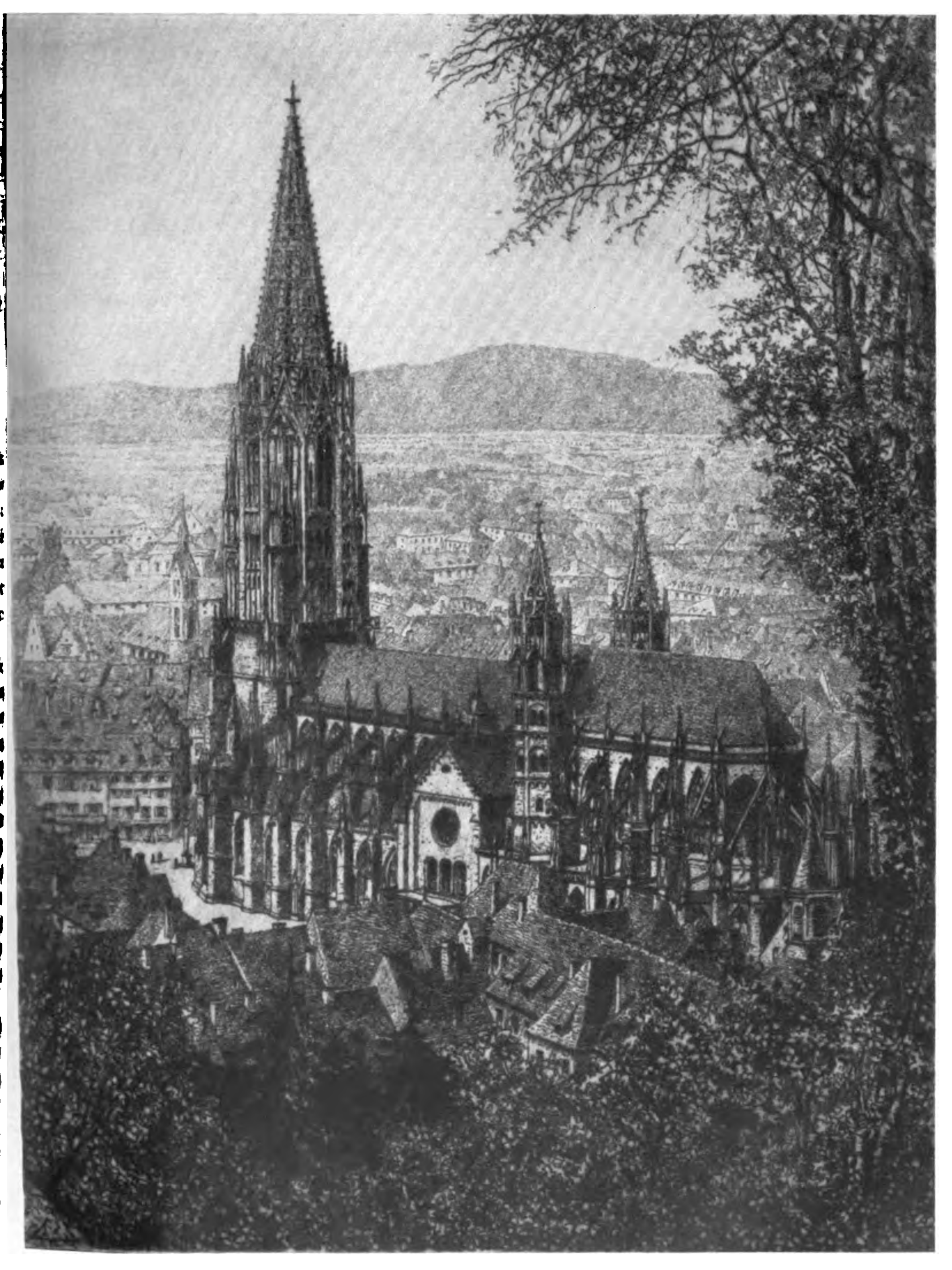
Freiburg

Streng und dunkel steht der Schwarzwald. Groß heben sich schlanke Tannen, mächtig gehen Höhen empor, ernst stürzen Wasser zu Tal. Wie kann solch erdgewachsener Schönheit der kleine Mensch begegnen? Wir staunen — gelungen ist es ihm, ihr kühn die Stirn zu bieten. Er bricht den Stein vom Berg und türmt ihn zu neuem Gebild, gezeugt aus seinem Geist. Das ist nicht mehr die breite Linie der Natur, es ist schöpferische Willkür Erdgeborener in neuer, beweglicherer Form. Schäumendes Aufsprühn des Gedankens: des Denkens, das Gott verehrt. Die Ehre Gottes in der Natur rühmen Berge und Wälder ringsum; der Mensch singt sein Lob in geistiger Art.

Gotischer Stil, herrliches Denkmal deutscher Seele, ist Kraft und Rausch, Hingabe, Feuer. Stark steht inmitten Freiburgs die Pracht des Münsters. Ernst schaut dunkler Berghang auf es herab. Es hat in der Anlage Mächtiges, Breitgegründetes, erinnert noch an die vorgotische, fälschlich „romanisch“ genannte Kunst in Deutschland. Auch ist es in jener Zeit begonnen, und das Querhaus hat frühe Formen. Es ist daher niedriger als der spätere Bau. Zwei Türme lehnen sich ihm an, in den unteren Teilen vorgotisch, im oberen gotisch. Das vordere Langhaus geht höher als der Querbau, der Chor am höchsten. Über dem Eingang hebt sich ein mächtiger Turm.

Durch die Größenverschiedenheit wird äußerst lebendiger Eindruck erzielt. Wir sind heute für solche Werte besonders empfindlich; der sogenannte Kubismus hat uns da neu sehen gelehrt; Kubisten fassen die Welt auf als Gefüge von Körpern im Raum. So dürftig es nun zwar wäre, gar nichts anderes als Formzusammenhänge von Massen im Weltenall zu erblicken, so sehr empfiehlt es sich, ihnen doch große Aufmerksamkeit zuzuwenden und das Auge für jede Bewegung empfindlich zu machen. Namentlich zum Erleben baulicher Reize gehört ein Verstehen des Wohllauts im Gruppengefüge von Körpern.

Das Freiburger Münster zeigt sich in dem Betracht einzig schön. Nebeneinander verschiedener Stile hat hier dazu beigetragen, den Zauber zu erhöhen. Es läßt sich nicht ein allgemeines Urteil darüber fällen, ob Uneinheitlichkeit innerhalb eines Werkes abzulehnen sei oder ob das Zusammen verschiedener Weisen die Schönheit fördere. Das hängt von der besonderen Erscheinung ab. Es kann Stilmischung störend sein, unordentlich zusammengewürfelt wirken; sie vermag aber auch, die künstlerische Bedeutsamkeit zu steigern. Im Innern des Straßburger Münsters hemmt etwas der dunkle, niedrige „romanische“ Chor. Er drückt und läßt die Seele, die schon am Eingang durch die Türme hinaufgerissen war, nicht jauchzend weiter ins lichte Reich der Höh'n sich schwingen. Dagegen wirkt in Freiburg für die Außenansicht das niedrige Querhaus, wie gesagt, grad belebend. Es steigert die Mannigfaltigkeit der Form, ohne Einheit aufzuheben. Es ordnet sich bedeutsam ein in die Gesamtbewegung der Masse. Nach erstem stürmischem Hinauf im Turm geht



Das Freiburger Münster C. Sutter

es ruhiger aber großartig daher in reizvollem Auf und Ab, um im gotischen Chor wieder endlich emporzujubeln.

Herrlich auch steht der machtvolle Bau inmitten eines Platzes mit formempfindlich abgewogenen, nicht schnurgeraden Grenzen. Die umgebenden weltlichen Gebäude wirken deutsch, haben schöne hohe Dächer, gleichartig mit dem Wesen des aufstrebenden Gotteshauses. Als schönstes hebt sich hervor das Kaufhaus mit dem Laubengang und zierlichen spitzen Ecktürmen, dunklen leicht belebten Farben. So schließt sich das Ganze zum Bild: ernste Berge, durchgeistigter Stein im Gotteshaus und in traulicher Nähe Marktplatz und Bürgerheim. Nicht minder bedeutend vereinen sich Farben: Dunkelgrün des Waldes und Graurot des Münsters, durchflochten vom Vielerlei der Häuser.

Wir treten ein in das Heiligtum. Und geblendet von Schönheit frohlockt der Blick. Farbige Luft umfängt uns: deutsche Gestalten mit goldenen Haaren in bunten Kleidern leben trauliches Sein. Frisch und natürlich schaun sie uns alle an. So urkräftig und heimisch, daß man an ihre biblische Bedeutung kaum glauben will. Unverfälscht ländliche Lebensfülle ist ihnen eigen und dazu natürliche Anmut, die Holdheit einer Wiesenblume. Es sind kluge und törichte Jungfrauen, Maria und Elisabeth, die sich besuchen, der Engel der Verkündigung bei Maria, Frau Welt und der Verführer, die sieben freien Künste. Wir finden die Vorstellungswelt des christlichen Mittelalters. Aber am schönsten und herzerfrischend an alledem ist das unmittelbar sprechende deutsche Wesen, und man muß tief bedauern, daß nicht Kriemhild und Brynhild, Siegfried und Hagen mit dargestellt wurden. Jene Zeit wäre fähig gewesen, unsere Heldensage zu gestalten. Heute erscheint bislang alles Mühen darum vergeblich; die alte erdgewachsene Kraft ist noch nicht wieder da.

Gelabt durch den Trunk aus frischem Quell deutschen Wesens gehn wir aus dem Vorhaus ein in die hohen Hallen des Münsters. Um uns ist Heiligtum. Tief fühlen wir den Odem Gottes uns umwehn. Ernst steigen Pfeiler empor und tragen hoch gewölbtes Dach. Weit sind die Hallen, dämmernd das Licht. Der Raum hat eine gehaltene Schönheit trotz des gotischen Stils. Anders stürmisch reißt im Dom von Halberstadt der Hochdrang empor. In Freiburg lebt noch etwas von der breiten Art des erstdeutschen („romanischen") Stils, nur erregt durch beweglicheres Feuer der Gotik. Sehr gelungen ist die Abwägung der Maße, die Raumerscheinung sicher und groß. Selbst das niedrigere Querhaus, das den Lauf der Gewölbe natürlich unterbricht, stört nicht. Man merkt es kaum, weil am Schluß, im Chor, Licht voll und blendend einfällt. In gehaltenem Flug wird die Seele durch Weiten zu Gott ins Licht getragen.

Den Hochaltar hat Hans Baldung Grien geschmückt. In der Mitte sehen wir eine Krönung Mariä, zu Seiten die zwölf Apostel. Helle Farben strahlen auf. Stürmischer Gefühlsüberschwang ergießt sich in klar strömenden Tönen der Wolken, Engel, Gewänder, Heiligenscheine. Die jauchzende Pracht des umgebenden Baues sammelt sich im beweglichen Schimmer des natürlichen und des gemalten Lichts. Um die Weihezeiten wird das Werk gewandelt. Flügel gehen auf, und es erscheinen Verkündigung, Heimsuchung, Geburt, Flucht nach Ägypten. Auch in ihnen ist die Farbe besonders schön, ebenso stürmische Bewegung, die, namentlich in der Verkündigung, etwas an Grünewald gemahnt. Dazu kommt zartes Verstehen weiblicher Holdheit, besonders die Maria der Flucht hat eine schmeichelnde Süßigkeit, deutsche Anmut. Fein empfindet Baldung die schimmernde Zartheit blonder Haut, den Duft lichten Haares neben weißem Tuch.

Es ist das Große in der Erscheinung Freiburgs, daß in ihm alles zusammentönt zu einheitlichem Klang. Nichts Fremdes stört, keine aufdringlichen klassizistisch kalten Bauten zerreißen die trauliche Heimat. Deutsche Linie herrscht, in ihr lebt das deutsche Gemüt. Die Stadt hat etwas Beseeltes. Nicht künstlich, willkürlich geschichtet, sondern unmittelbar, wie von selbst aus deutschem Wesen gewachsen, reiht sich Stein an Stein.

Dr. Maria Grunewald

Karl Maria von Webers letzter Frühling

Als der Frühling des Jahres 1826 ins Land zog, herrschte im Hause Karl Maria von Webers in Dresden, dieser Stätte reichsten Familienglücks, drückende Stille und bange Sehnsucht. Der Meister war seit Anfang Februar abwesend und die Nachrichten über seinen Gesundheitszustand lauteten, so sehr er selbst seine Gattin zu beruhigen suchte, beängstigend.

Im Spätsommer des Jahres 1824 hatte der Impresario des Londoner Conventgarten-Theaters an ihn unter glänzenden Bedingungen das Anerbieten gerichtet, für London eine Oper zu schreiben. Weber hatte zugesagt, ein gleichartiges Pariser Angebot abgelehnt und sich bei der Wahl zwischen „Faust" und „Oberon", das Wesen seiner schöpferischen Begabung richtig erkennend, für „Oberon" entschieden. Und sein Genius, dessen Schaffenskraft seit vielen Monaten völlig darniederlag, hatte erneut seine Schwingen geregt.

Noch kurz vorher hatte er trübselig geschrieben: „Ich hätte nicht geglaubt, daß ich einen solchen Ekel gegen alle Arbeit bekommen könnte; es kommt mir vor, als hätte ich nie etwas komponiert." Der Mißerfolg seines Schmerzenskindes, der „Euryanthe", die er mit seinem Herzblut geschrieben und von der er erwartet hatte, daß sie, nach seinem künstlerischen Empfinden weit über dem „Freischütz" stehend, auch eine dessen gewaltigen Erfolg gleich überragende Wirkung haben würde, lastete zentnerschwer auf ihm und daneben, gespensterbleich, die bittere Erkenntnis, daß die furchtbare Krankheit, die ihm schon vor dem Entstehen der „Euryanthe" ein grausames Zeichen ihres Fortschreitens gegeben hatte, unerbittlich ihren Weg weiterging.

Nun aber war ein neuer Geist über ihn gekommen. In fiebernder Arbeitskraft hatte er sich, sein Leiden niederzwingend, in die zauberhaften Träume orientalischer Märchenpracht versenkt, und ein Meisterstück nach dem anderen, Klänge von blühender Schönheit, ja — sonderbar — die lichtesten Töne all seines Schaffens überhaupt, waren dem vom Dunkel des Leidens gepeinigten Manne gelungen.

So hätte er sein Werk hinüberziehen lassen können in das Nebelland jenseits des Meeres, den Erfolg still in der Heimat erwartend. Aber zum Entsetzen seiner Gattin und seiner Freunde hielt er trotz aller Bitten starr daran fest, es selbst einzuüben und zu dirigieren, in der Überzeugung, daß er, der mit allen Fasern seines Herzens an seiner Familie hing, keinen Augenblick zu verlieren habe, wenn es gelingen sollte, den mit seinem Leben bezahlten Ruhm in soviel Geld umzusetzen, daß Weib und Kinder nicht hungern müßten. „Ob ich reise, ob ich nicht reise," äußerte er zu einem Freunde, „bin ich in einem Jahre ein toter Mann. Wenn ich aber reise, haben meine Kinder zu essen, wenn der Vater tot ist, während sie hungern, wenn ich bleibe." Nur wiederkommen wollte er, um die Seinen noch einmal zu sehen, und dann sterben; „Dort sterben, das wäre hart!" „Ich habe seinen Sarg zuschlagen hören", rief, in Verzweiflung ausbrechend, die Gattin, als er, die bereits geschwollenen Füße in dicke Samtstiefel gehüllt, am 7. Februar 1826 nach schmerzvollem Abschied davongefahren war.

Die selbstverleugnende Willensstärke des todkranken Mannes war bewundernswert. Ohne den früheren kräftigen Lebensmut, aber mit Aufbietung all seiner Tatkraft studierte er die Oper ein, änderte, ergänzte, unermüdlich, mit vorbildlicher Aufopferung. Auf der Reise hatte er Paris berührt. Da hatte ihn Rossini wie einen Fürsten empfangen, die Freundschaft und Anerkennung des von ihm besonders verehrten alten Meisters Cherubini hatte ihn tief gerührt. Während der Fahrt von Calais nach der englischen Küste war ihm die Großartigkeit des Meeres erhebend vor die Seele getreten. Auch der Empfang in England hatte ihm wohlgetan, besonders die liebende Ergebenheit des aus Beethovens Briefen bekannten hochsinnigen Hofkapellmeisters Sir George Smart, bei dem er wohnte und der alles tat, ihn zu erfreuen und zu beglücken. „Keinem Könige", schrieb er, „wird alles so aus Liebe entgegengebracht wie mir, ich kann fast buchstäblich sagen, daß man mich auf den Händen trägt." Aber bald kam ihm die Äußerlichkeit des englischen Musik-

sports erschreckend zum Bewußtsein, er fühlte mehr und mehr, daß die Musik für die Engländer nicht wahre Seelenspeise bedeutet, sondern nur einen äußerlichen Genuß, und zwar einen zu erkaufenden wie anderes auch, und das beunruhigte und ermüdete ihn. „Hier sitzt er nun", schrieb er, „und weiß nichts mehr zu erzählen, als daß er von Herzen gerne alle diese Herrlichkeiten hingäbe, wenn er ruhig daheim sitzen und nichts vom Theater hören müßte." Vor allem aber erregte es seine krankhaft überreizten Nerven, daß er überall als Komponist des „Freischütz", der in England eine fast beängstigende Volkstümlichkeit genoß, gefeiert wurde, daß sich, wo er ging und stand, das Gespräch um den „Freischütz" drehte und er in den Konzerten, zu deren Leitung er sich verpflichtet hatte, immer wieder aus dem „Freischütz" dirigieren und in denen, die er als Gast besuchte, immer wieder „Freischütz"melodien anhören mußte, während die „Euryanthe", sein Lieblingswerk, mit echt englischer Beharrlichkeit vernachlässigt wurde. Die Erbitterung hierüber trieb den sonst so Rücksichtsvollen sogar bisweilen zu heftigen Ausfällen. Aber Pflichtmensch durch und durch und von dem Stachel getrieben, den Seinen noch kurz vor dem Ende ein Retter aus dem Elend zu werden, riß er sich zusammen, ertrug die englische Lächerlichkeit und litt und kämpfte weiter. Und das Schöne und Edle, das auch diesem Lande nicht fehlt, nahm er dankbar an und huldigte ihm mit der Inbrunst des Romantikers, glücklich über jeden Beweis wahren Verständnisses.

So kam, nach mehrfachen Verzögerungen, deren Aufregungen ihn kränker und kränker machten, der Tag der ersten Aufführung des „Oberon" heran, es war der 12. April 1826. Sein Sohn und liebevollster Biograph Max Maria von Weber hat uns darüber berichtet. Seit Wochen waren die Billetts für die ersten zwölf Vorstellungen, die er selbst leiten sollte, vergriffen. Das Auditorium war vom ersten Rang bis unter die Kronleuchter hinauf aus den ersten Schichten der Londoner Gesellschaft zusammengesetzt, die für diesen Tag alle ihre Vorurteile in Neugierde ertränkt zu haben schienen. Als Weber am Theater vorfuhr, rief eine Stimme in den laut brausenden Zuschauerraum hinein: „Weber is arriving" und sofort wurde es totenstill, so daß er, ins Orchester tretend und geblendet, erschrak, denn er meinte, das stille Haus sei fast leer. Doch als er dann unscheinbar und anspruchslos, aber festen Schrittes, denn die Aufregung gab ihm seine volle Spannkraft wieder, durch das Orchester schritt und erkannt wurde, erhob sich die gesamte Zuhörerschaft wie eine brandende Meereswoge und fast eine Viertelstunde lang erstarb jeder Ton in Hurraschreien, Bänkeklappen und dem sonderbaren Getöse des Bogenklopfens. Die Ouvertüre mußte wiederholt werden, jedes Musikstück wurde zwei- bis dreimal jubelnd unterbrochen. Und als der Vorhang gefallen war, geschah das in England noch nie Dagewesene: man hörte stürmisches Rufen nach Weber, das sich immer mehrte, und verlangte sein Erscheinen. Zögernd hob sich der Vorhang, Weber trat bescheiden hervor und verneigte sich unter maßlosem Jubel. Die Ehre des Hervorrufs war selbst einem Rossini nicht widerfahren.

Das war der hellste Tag in der trüben Londoner Zeit, und voll Hochgefühls und Sehnsucht gedachte der kranke Meister der Seinen. „Daß ich die größte Sehnsucht nach Hause habe," schrieb er sofort nach der Aufführung an seinen Chef, den Intendanten von Lüttichau in Dresden, „kann ich aus ehrlichem Herzen versichern, aber die eigentliche Saison geht erst jetzt an und mit ihr die Erntezeit. Daß ich keinen Tag um meines Vergnügens willen verzögern werde, ist gewiß. Ich finde mein Glück nur bei den Meinigen und in der Erfüllung meiner Pflicht, möge auch die Welt mir die höchsten Ehren geben." Abkühlend hatte auf ihn nur gewirkt, daß der Beifall, mit dem die Dekorationen begrüßt wurden, fast ebenso begeistert war wie der, der den Klängen seiner Musik folgte, ein niederdrückender Beweis für die Verständnislosigkeit des Publikums. Noch elf Vorstellungen hatte er zu dirigieren, außerdem mehrere Konzerte. Er glaubte es nicht ertragen zu können, er zählte die Tage, Stunden, Minuten bis zum Wiedersehen. Seine Sehnsucht wurde ihm selbst unheimlich: „Wir sind doch sonst auch getrennt gewesen und haben uns gewiß auch lieb gehabt, aber diese Sehnsucht ist ganz unvergleichbar und ganz unbeschreiblich." Das Dirigieren seiner Werke widerte ihn an: „Ich habe den guten Mann schon so satt, daß ich recht nachzähle,

bis das Dutzend voll ist, um loszukommen ... Allerdings ist mein Gemüt der größte Sünder, nach allen diesen Erfolgen gehe ich umher wie einer, der gehangen werden soll." Selbst die anhebenden herrlichen Frühlingstage brachten keine rechte Freudigkeit.

Die Vorstellungen, die Konzerte — das letzte ausgenommen — wurden überwunden. Krampfhaft trieb er den siechen Körper von Anstrengung zu Anstrengung. Er erlebte abermals beglückende Huldigungen, aber auch die Kehrseite zeigte sich und mahnte ihn, das Opfer so schnell als möglich zu beenden. Noch hielt er aus. „Du wirst Dich wundern, mein teures Leben," schrieb er nach Hause, „mich so ernst in dieser Sache gestimmt zu sehen. Wenn Du aber bedenkst, daß Geld zu erwerben der einzige Zweck meiner Reise nach London war, daß die Erreichung dieses Zweckes mit manchen nicht unbedeutenden Opfern und Anstrengungen verknüpft war, so wirst Du begreiflich finden, wie ich jetzt etwas für so wichtig halten kann, was in meinem ganzen Leben für mich nur eine sehr untergeordnete Rolle gespielt hat." So kam das letzte Konzert, auf dessen Einnahme er die allergrößten Hoffnungen gesetzt hatte. Aber der Erfolg blieb aus. Die Aristokratie, bei der er nicht, wie Rossini, in pomphaftem Wagen vorgefahren war und der er auch sonst nicht so, wie sie es in ihrem törichten Hochmut beanspruchte, geschmeichelt hatte, versagte, das Konzert galt nicht als „fashionable", dazu floß strömender Regen. Seine Enttäuschung und ihre Wirkung auf seinen kranken Körper waren furchtbar. Die weiteren Kunstpläne mußten aufgegeben werden. „Guter Gott, nur erst im Wagen sitzen", schrieb er am 2. Juni, acht Tage nach dem Konzert. Am 6. Juni wollte er abreisen. In der Nacht vom 4. zum 5. Juni ist er gestorben: „Friedlich auf der rechten Hand eingeschlafen, kein Kampf, kein Schmerz hatte die edlen Züge entstellt. Die Sehnsucht nach der Heimat war gestillt." —

Das war Karl Maria von Webers letzter Frühling!

„Weber tot im vierzigsten Jahre", schrieb der taube und auch sonst schwer leidende Beethoven tief erschüttert in sein Konversationsheft. Noch nicht drei Jahre waren vergangen, da hatte er den Lebensvollen in Baden bei Wien mit den Worten in die Arme geschlossen: „Da bist du ja, du Kerl, du bist ein Teufelskerl. Grüß dich Gott!" und Weber hatte beglückt an seine Frau geschrieben: „Wir brachten den Mittag miteinander zu, sehr fröhlich und vergnügt. Dieser rauhe, zurückstoßende Mensch bediente mich bei Tische mit einer Sorgfalt wie seine Dame ... Es gewährte mir eine eigene Erhebung, mich von diesem großen Geiste mit solch liebevoller Achtung überschüttet zu sehen." Und das war das Ende! Im Jahr darauf starb Beethoven, im zweiten Schubert, drei Großmeister der Kunst in einem Triennium!

„Mozart starb früh, Weber zu früh", hat Philipp Spitta, der Bachbiograph, einst geschrieben. Die Webers Schaffen mit eindringlichem Verständnis vor sich erstehen lassen, wissen, daß er recht hatte, daß Weber, wie Schubert, schied, bevor sein Genius sich voll entfaltet hatte. Der „Oberon", den er in England aufführte, war ein seinen Ideen und Grundsätzen fremder, für Englands beschränkte Gesangskräfte und den Charakter der englischen Oper als eines „Schauspiels mit Gesängen" zurechtgemachter vorläufiger Entwurf, dem er nach seiner Rückkehr nach Deutschland die „eigentliche Ausführung" folgen lassen wollte. Es muß daher immer wieder betont werden, daß nicht die Rede davon sein kann, Weber habe die durchkomponierte musikdramatische Form der „Euryanthe" im „Oberon" aufgegeben. Und daneben muß man die „Euryanthe" immer erneut dagegen in Schutz nehmen, daß sie nur eine Art Vorstufe zum „Lohengrin", eine „anfechtbare Übergangsform" gewesen sei; nein, sie war trotz aller Bedingtheit „ein stolzer Gipfel für sich", und der „Oberon", nach ihrem Vorgang umgestaltet, hätte eine neue Strecke auf dem Wege bedeutet, auf dem Weber in zähem, zielbewußtem Schaffen zum deutschen Nationalmusikdrama aufwärtsschritt. In seiner besonderen musikdramatischen Beanlagung, seinem reichen, kühnen Geist, seiner sprühenden Phantasie, seinem warmen, echt deutschen Empfinden hätte er, wäre er am Leben geblieben, ein solches Nationaldrama, vielleicht allein, vielleicht im Bunde und im Gedankenaustausch mit Richard Wagner geschaffen.

Richard Wagner, sein berufener Nachfolger in Amt und Kunst, einst durch seine „lebens-

volle Erscheinung" schwärmerisch für die Musik gewonnen und dann ebenso „schmerzlich betroffen" von der Kunde seines Todes, ist es denn auch gewesen, der achtzehn Jahre danach, trotz dem Widerstand des jammervoll beschränkten Lüttichau (der für „solch übertriebene Ehrung" eines „Kapellmeisters" kein Verständnis hatte) erreichte, daß die Leiche des großen deutschen Tondichters nach Deutschland überführt wurde. Unter den Klängen von Mozarts Requiem war sie, von fast allen Kunstberühmtheiten Londons geleitet — die meisten besannen sich erst nach dem Tode des Meisters auf ihre Pflicht —, in der Londoner katholischen Hauptkirche beigesetzt worden. Nun wurde sie, nach eindrucksvoller, von Weberscher Euryanthenmusik (die Wagner eingerichtet hatte) gehobener Feier, der heimischen Erde übergeben, und Wagner sprach am Sarge die berühmt gewordenen, tief ergreifenden Worte, die kein Deutscher, der der Musik ergeben ist, vergessen sollte: „Hier ruhe nun! Hier sei die prunklose Stätte, die uns deine teure Hülle bewahre! Und hätte sie dort in Fürstengrüften geprangt, im stolzesten Münster einer Nation, wir wagten doch zu hoffen, daß du ein bescheidenes Grab in deutschem Boden dir lieber zur letzten Ruhestätte gewählt. Du gehörtest ja nicht jenen kalten Ruhmsüchtigen an, die kein Vaterland haben, denen dasjenige Land das liebste ist, in dem ihr Ehrgeiz den üppigsten Boden für sein Gedeihen findet. Zog dich ein verhängnisvoller Zug dorthin, wo selbst das Genie sich zu Markte bringen muß, um zu gelten, so wandtest du zeitig genug sehnsuchtsvoll deine Blicke nach dem heimatlichen Herde zurück... Nie hat ein deutscherer Musiker gelebt als du. Wohin dich auch dein Genius trug, in welches ferne, bodenlose Reich der Phantasie, immer doch blieb er mit jenen tausend zarten Fäden an dieses deutsche Volksherz gekettet... Sieh, nun läßt der Brite dir Gerechtigkeit widerfahren, es bewundert dich der Franzose, aber lieben kann dich nur der Deutsche: Du bist sein, ein schöner Tag aus seinem Leben, ein warmer Tropfen seines Bluts, ein Stück von seinem Herzen!" —

Seitdem ruht der große Sänger des sagenumrauschten deutschen Waldes, des blühenden deutschen Märchenzaubers und der schwärmerischen deutschen Phantastik in heimischer Erde. Die Qualen, die er einst in heldenhafter Selbstüberwindung im kalten Nebellande des Utilitarismus erduldet hat, sind überwunden. Aber um ihn in seiner ganzen Hoheit und Innerlichkeit zu begreifen, müssen wir diesen bitteren letzten Frühling seines Lebens an uns vorüberziehen lassen. Und mit Ehrfurcht stehen wir dann nicht allein vor dem hohen Künstlertum, sondern auch vor dem edlen, tiefsittlichen Menschentum des schlichten deutschen Meisters Karl Maria von Weber.

Dr. Konrad Huschke

Nachwort. Der 100. Todestag des Freischützmeisters (6. Juni 1926) gibt Anlaß, eine alte Unterlassungssünde des deutschen Volkes wieder gutzumachen und dem großen Tonsetzer ein geistiges Ehrendenkmal zu errichten, wie es selbst viel kleineren Fachgenossen nicht versagt worden ist: eine erste kritische Gesamtausgabe seiner musikalischen Werke. Unter dem Schutze der Deutschen Akademie in München und unter meiner Gesamtredaktion erscheint das auf vierundzwanzig Bände berechnete Werk bei Dr. Benno Filser in Augsburg; als Bearbeiter der Einzelbände haben sich unsere führenden Musiker und Musikgelehrten, an ihrer Spitze Richard Strauß und Hans Pfitzner, freudig zur Verfügung gestellt. Wenn gleichwohl bisher die Vorbestellungen beschämend gering geblieben sind, so trägt nicht nur wirtschaftliche Not die Schuld, sondern vielfach auch sträfliche Gleichgültigkeit der Berufenen, als welche ich die Leiter der deutschen Opernbühnen, der großen Chöre und Konzertgesellschaften, der öffentlichen Büchereien aller Art nenne. Wer rüttelt die Schlafenden auf? Der erste Band, enthaltend die noch nie gedruckten Jugendopern „Das Waldmädchen" und „Peter Schmoll", ist soeben ausgegeben worden, revidiert von Generalmusikdirektor Professor Dr. Alfred Lorenz in München.

Prof. Dr. H. Moser, Heidelberg

Türmers Tagebuch

Demokratien, aber keine Demokraten · Flaggenstreit und Kanzlerkrisis · Wenn zwei dasselbe tun — · Englischer Generalstreik Italiens Rüstung · Gegen wen? · Amerikas Schuldenerlaß Der Berliner Vertrag · Idealpolitiker und Realpolitik

Die Demokratie ist ja so weit ganz nett. Ihr begriffliches Lehrgebäude tut dem Denker wohl, und der Nichtdenker schwört darauf. Allein es hat sich damit wie bei dem Stein der Weisen, von dem Goethe sagt, es würden die Weisen fehlen, wenn wir den Stein hätten. Es gibt jetzt viel Demokratie in der Welt, jedoch nirgends Demokraten.

Der Reichspräsident verfügte, daß unsre Auslandsbehörden künftig neben der verfassungsmäßig schwarz-rot-goldnen Reichsflagge die ebenfalls verfassungsmäßige schwarz-weiß-rote Handelsflagge hissen sollten. Die Auslandsdeutschen hatten es immer so gewünscht, und vom Kabinett war es gedacht als ein friedfertiger Akt glättenden Ausgleichs. Schon seit 1921 besteht ein Berufungsfall in dem Erlaß, der den militärischen Dienstgebäuden die gleicherweise schwarz-weiß-rote Kriegsflagge gab.

Damals setzte es keinen Widerspruch. Denn der Präsident, der verordnete, hieß Ebert, und der Kanzler der Gegenzeichnung war Fehrenbach. Jetzt hingegen bekam die Linke Schreikrämpfe und das Zentrum einen ausgiebigen Schnupfen. Das Reichsbanner trat zu Protestumzügen an und vermeinte seine republikanische Seele zu retten, wenn es seine republikanischen Sohlen strapazierte. Wild tobte das Haberfeldergeschrei, und wie der dicke Mörser ins Kleingewehrfeuer knallten darein die peitschenden Schlagworte von der Rückkehr ins Wilhelminische, der Monarchistenfahne, der Verwässerung der Reichsfarben, dem Verfassungsbruch und dem Flaggenraub.

Unter den zahlreichen Mißgriffen der Weimarer Nationalversammlung ist der Bruch mit Schwarz-weiß-rot der unpolitischsten einer gewesen. Seitdem sind wir kein Volk mehr, sondern verfeindete Zwillingsbrüder.

Es war ein Streich willkürlichen Gewalthaberübermutes; ein kurzsichtiger Verstoß gegen das staatskluge quieta non movere. Aber so sehr ich ihn bedaure, so sehr hat mich auch immer das vergeltende Schmähen der Rechtser auf schwarz-rot-Senf geschmerzt. Denn dabei fehlt der geschichtliche Sinn genau so wie auf der neuerungssüchtigen Gegenseite. Sie sollte doch jedem denkenden Deutschen ehrwürdig sein, die Dreifarbe von Lützows wilder verwegener Jagd, der für Teutschheit erglühten Burschenschaft, des Wartburgfestes und des Einheitstraumes der Paulskirche. Daß sie manchen Leuten als vorläufiger Rotersatz dient, dafür kann sie nicht. Nicht, was diese, sondern was wir hineinlegen, darauf kommt es an. Wer für die alte Fahne Achtung fordert, darf sie der älteren nicht versagen. Beide stehen zueinander wie die forschere Tochter zur empfindsameren Mutter. „Was wir", so ähnlich schrieb

Fritz Reuter an Bismarck im Jahre 1871, „unter Schwarz-rot-gold erstrebt, das haben Sie unter Schwarz-weiß-rot erkämpft. Gott segne Sie dafür."

So; einzig so ist die Flaggenfrage anzuschauen. Dann wird sie auch lösbar. Hindenburgs abgeklärter Sinn hat angeregt, und es fehlt an Vorschlägen nicht zum gangbaren Mittelweg. Zum Beispiel rät die „Köln. Ztg." in die alte Reichsflagge ein großes durch alle drei Felder gehendes Herzschild in den jetzigen Farben einzufügen. Das solle zeigen, daß das deutsche Volk auch unter der neuen Staatsform an seiner Geschichte festhält.

Wie schwer jedoch, gütlich übereinzukommen im zersplitterten Deutschland, wo seit dem Umsturz Starrsinn als leuchtende Männertugend gepriesen wird! Selbst der Pazifist Quidde bläst ein unpazifistisches Attackensignal. Nun müsse mit Schwarz-weiß-rot überhaupt reiner Tisch und Schwarz-rot-gold zum Alleinherrscher gemacht werden. Da haben wir also das Gelüst nach dem Geßlerhut! Aber der alte Landvogt ist mir lieber als der neue; er war konsequenter Herrenmensch und hat nie behauptet, Demokrat zu sein.

Man stellte Mißtrauensanträge; blut-, krapp- und rosarote, aber auch völkisch-blaue. Der Kanzler fiel, weil in schwarz-weiß-roter Sache gerade die erpichtesten Schwarz-weiß-roten ihn im Stiche ließen. Der Parlamentarismus wird allmählich so kraus, daß man nie recht weiß, ob man noch bei der Tragödie ist oder schon beim Satyrspiel.

Auch nach der ultima ratio wird verlangt; dem immer beliebter und immer gefährlicher werdenden Volksentscheid.

Dieser ist die Hochblüte der Demokratie, zugleich jedoch die Keimzelle zum Verfall. Denn der Urwähler, schon durch die Republik Selbstherrscher, wird durch die Einzelbefragung auch noch Selbstregierer. Er reißt alle Ratschlüsse an sich und entscheidet hoheitsvoll nach Maßgabe seiner unzulänglichen Einsicht, seiner parteibefangenen Vorurteile und aufgewühlten Triebe. Bismarck sprach einmal vom blinden Hödur. Kein Mensch hat diesem seitdem den Star gestochen, aber auf den Thron wurde er gesetzt, und er hat, wie jeder auf diesem Hochsitz, viele glatte Schmeichler.

Im alten Athen war schließlich alles Regieren Volksentscheid. Was dabei herauskam, das entsetzte einen Platon und er nannte daher das demokratische Wesen eine politische Trödelbude. Es führe schwergewichtig zur Tyrannis. Die Geschichte gab ihm immer wieder recht. Wie kamen die Napoleone auf den Kaiserthron? Beide durch Volksentscheid.

Die Demokratie kenne keine andere Regel als die Laune, sagt Gobineau, der sie in Frankreich durchschaut hat. Das soll wohl heißen, daß sie gleiche Dinge verschieden beurteilt; je nach dem, ob sie ihr selber nützen oder dem Widerpart. Man ist nämlich nur straffer Demokrat des Forderns, niemals des Gebens.

Die preußische Polizei tat einen Hauptschlag. Sie entdeckte einen schreckhaften Rechtsputsch. Allein mit liebevoller Tatkraft löste sie vaterländische Verbände auf und begann emsiges Haussuchen nach den Gründen dieses Verbotes. Seitdem der verrottete Polizeistaat einer schönen Freiheit weichen mußte, ist auch der Frömmste nicht mehr davor sicher, von Geheimpolizisten aus dem Bett geholt und um seinen

Schreibtischschlüssel ersucht zu werden. Diesmal traf es den Bürgermeister von Lübeck und die angesehensten Führer der rheinisch-westfälischen Wirtschaft.

Es war also ein Hauptschlag, freilich einer ins Wasser. Man fand nichts und die Verdächtigten fühlen sich so unschuldig, daß sie gegen den Berliner Polizeipräsidenten Strafantrag stellen wegen Mißbrauchs der Amtsgewalt, Hausfriedensbruches und Beleidigung. Von der ganzen Sache bleibt wenig mehr übrig als das immer zweckdienliche Angst- und Rachegeschrei der Linkspresse über die Scheufähigkeit schwarz-weiß-roter Malefizverbrecher.

Was diese angeblich haben tun wollen, das wurde an demselben Tage in Polen wirklich getan. An der Spitze verärgerter Regimenter nahm Pilsudski Warschau, stürzte Witos und machte sich zum vierten Mussolini Europas.

Wie anders wirkt dies Zeichen auf die Schreier! Pilsudski steht nämlich im Geruch fortgeschrittener Demokratie. Daher sind diesmal Meuterei, Straßenkampf, Verfassungsbruch und Diktatur nur Mittel, die ihr Zweck heiligt, Mittel der „Rückkehr zu einer vernünftigen Politik", wie sich die weitherzige Milde des „Berl. Tagebl." ausdrückte. In solchem Messen mit zweierlei Maß ist die sonst so grundsatzfeste Demokratie von jeher äußerst kindlich und immer verblüffend undemokratisch gewesen.

Bei dem Kanzlersturz ist Luthers Farbenerlaß nicht mehr, als was unser Einmarsch in Belgien für Englands Kriegserklärung war. Man blies ein Streichholzfünkchen zur Flamme an und schrie dann: Feurio!

Nach der Lehrmeinung beruht Demokratie auf Vertrauen; die Praxis setzt das Mißtrauen dafür ein. Fehlen Anlässe, dann schaffen wir sie. Drum sind die Gründe stets so fadenscheinig, da der einzig wahrhaftige nicht ausgesprochen werden darf. Wer aber auf die Wellenlänge der Hintergedanken eingestellt ist, der erlauscht nach dem flammenden: „Ich mißtraue dir" auch dessen leises eigentliches Warum: „Weil ich nämlich an deine Stelle will."

Jeder Kanzler erscheint seinen Nebenbuhlern vom ersten Tage an überfällig. Bei diesem System hat nichts Dauer als der Wechsel. Kein Bismarck hätte ihm dreißig Jahre widerstanden, und das Reich — wie hätte er Zeit gefunden zu dessen Gründung, dessen Ausbau? Wir brauchen Ruhe, aber verkriseln unsre Kräfte; aus dem umschichtigen Zick nach links und Zack nach rechts entsteht ein Kurs, weit zickzackiger als der viel verspottete aus monarchischer Zeit. Die Demokratie hat eben keine Demokraten zu schaffen vermocht. Daran liegt's.

In England haderten die Bergarbeiter mit ihren Bergherren. Es sollte ein Generalstreik daraus werden und wie Trotzki weiter hinaus hoffte, ein Rätestaat. Da diese beiden Steigerungen mißlangen, setzte es jedoch eine gewaltige Niederlage.

Wir lasen mit heiterem Befremden, daß die Streikenden sich eifrig im Fußball betätigten und für Weekend Matches mit der Polizei ausmachten. Wenn sie noch Sinn für Rugby hatten, dann war es jedenfalls die Not nicht, die sie in den Ausstand trieb.

In der Tat sind die Grubenleute die höchstbezahlten und bestgestellten Arbeiter nicht nur Englands, sondern Europas.

Vom Ruhreinbruch hatten wir milliardenschweren Verlust, Frankreich keinen

Vorteil. Den Gewinn seckelte England ein, das sich so still verhielt und dessen nützliche Kronjuristen Poincarés Gewaltstreich als Rechtsbruch verdammten. Dieweil unsre Gruben feiern mußten, förderten die englischen doppelt und erfaßten dadurch die bisher deutsch belieferten Absatzgebiete. Den Bitten der deutschen Genossen blieb der englische stocktaub und wurde dadurch zum Streikbrecher der weltumschlingenden Brüderlichkeit. Die Konjunktur steigerte ja seinen Schichtlohn um 11 vom Hundert. Wenn jetzt die Ruhr-Knappen durch Abbau und Feierschicht in brennender Not sind, verdanken sie es den unbekümmerten Ich-Pflegern von New-Castle und Cardiff.

Aber die englischen Betriebe sind rückständig. Sie arbeiten zu teuer. Es muß gespart werden; zunächst natürlich an den überhöhten Löhnen.

Das gerade ist's, was der Bergarbeiter nicht will. Deshalb streikt er; keineswegs also weil es ihm schlecht geht, sondern, damit es ihm auch fürder besser gehe als den anderen. Urwüchsig wie er ist, hat er diese zwingen wollen, ihm durch Generalstreik zu helfen. Ein paar große Gewerkschaften taten's; die meisten jedoch wiesen die kalte Schulter und so mißlang der undemokratische Anschlag.

Sogar die deutschen Knappschaften wurden um Hilfe angegangen. Sie blieben lau, aber die rechte Antwort auf dies unverschämte Ansinnen kam weder im Wort noch in der Tat. Von den amerikanischen hingegen widerfuhr es den Engländern, wie diese es uns angetan. Warum soll Blut dicker als Wasser sein, wenn verdient wird?

Für England ist der Streik, so kurz er war, ein gewaltiger Verlust. Mit einer Milliarde wertet man ihn kaum zu hoch. Italien freut sich, daß seit Mussolini ihm dergleichen nicht mehr zustoßen kann. Frankreich hingegen bedauert, daß die Sache so rasch verflackerte. Hoffnungsvoll sah man dort in dem englischen Generalstreik schon dasselbe, was für Napoleon der Kreml-Brand gewesen. Für diesmal blieb's indes bei einem Tropfen Fegefeuer.

In Genf tagt die Studienkommission. Sie gäbe gern ein Königreich für den gangbaren Ausweg aus dem Stacheldrahtgewirr der ständigen, halb- oder nichtständigen Ratssitze. Erinnert das nicht an den Regensburger Reichstag mit seinem ewigen Zank um Viril- oder Kuriatstimmen? Dort stritt man sich so lange, bis eines Tages der Sturmwind allen Puder aus den Perücken blies: „Fridericus ist in Sachsen eingefallen."

Sie haben große Ähnlichkeit, Genf und Regensburg. Der Fridericus von heute könnte Benito heißen. Der romagnolische Grobschmiedssohn hat manches mit dem märkischen Hohenzoller gemein. Nur, daß er so verschwiegen nicht ist. Er hat viel geredet; man weiß daher, daß er allerlei im Schilde führt. Indes wider wen, das weiß man noch nicht.

Gegen Frankreich? Beim Wort von mare nostro horchten sie auf an der Seine. Der französische Flottenminister schnappte ein: „Niemand hat das Recht zu sagen, dieses Meer gehört mir." Allein Briand hat abgewinkt. Es bestehe keine Gefahr. Wahrscheinlich wurde von London her beruhigt. Dort weiß man mehr.

Aber Italien rüstet. Die Anzeichen häuften sich derart, daß Kemal 250000 Reservisten einberief. Denn man sprach von einem italienischen Überfall auf Smyrna, verbunden mit einem griechischen auf das Goldene Horn.

Unversehens hörte man da jedoch von englischen Diplomatenreisen. Bald darauf wurde bekannt, daß der Mossulstreit begraben sei. Angora habe sich mit London verständigt. Der Irak bleibe bei England. Gleichzeitig wurde es stille von dem italienisch-griechischen Anschlag.

Aber Chamberlain hat voriges Jahr mit Mussolini verhandelt. In Rapallo war's. Abessinien wurde in Interessensphären zerlegt. Das ist der diplomatische Brauch so. Man teilt zunächst in der Theorie auf der Karte und erst dann geht man unbehindert vom anderen an die Erfassung des Sachwertes. So wie die Mutter Pankraz des Schmollers in der gemeinsamen Mittagsschüssel jedem Kinde seinen Anteil am Kartoffelbrei abgrenzte, bevor die Blechlöffel sich eingraben durften.

Auch Mussolini verspeist seine Artischocken nur Blatt für Blatt. Er kann nicht gleichzeitig Kemal angreifen und den Negus. Damit wird klar, daß die Rüstung gegen Angora nur eine Geste gewesen. Italien war der Scheucher, der die Türkei in Englands Netze trieb. Diese sicherte sich Mossul und gab dafür dem gefälligen Freunde freie Hand in Habesch. Der Brite liebt solche Geschäfte. Er bekämpft seine Gegner mit Truppen, die nicht ihm gehören, und belohnt mit Geschenken, die nicht sein sind.

Italien landet Truppenmassen an seiner Somaliküste. Diese ist der gütigst überlassenen Interessensphäre vorgelagert. Bald werden wir von Grenzzwischenfällen hören und dann von der dem neuen Italien als heilige Ehrenpflicht obliegenden Revanche für Adua.

Mussolini könnte sich verrechnen. Abessiniens Hochfläche steigt schwindelnd hoch; der Angriff ist also schwer; von ihren Kegeln, Pfeilern, Tafelbergen jedoch die Abwehr leicht. In den Galla-Völkern steckt ein Freiheitsgefühl, das ebenso heiß ist, wie ihr Blutdurst. Sie gehören zu den besten Kriegern der Welt, und Rutiskers Schieberfreunde verschafften ihnen aus dem deutschen Ramsch erstklassiges Heeresgerät.

Abessinien gehört übrigens nebenbei auch zu dem Völkerbund. Kommt's zum Prall, dann ruft es ihn an. Das stellt den Genfer Areopag vor die ängstlichste Tragprobe seiner friedenstiftenden Demokratie. Wie er auch handelt, blamiert wird er sein. Tritt er leise, dann geht das letzte Ansehen flöten; macht er sich stark, dann handelt der apenninische Fridericus wie der altpreußische, der den insinuierenden Notarius der Regensburger Perücken-Ohnmacht zur Treppe hinunterwerfen ließ.

Nicht Genf kann's wenden. Aber Amerika könnte es. Gegen Schuldner ist ein quos ego leicht und allemal von durchschlagender Wucht. Man braucht bloß zu denken, wie vor hundert Jahren der Gläubiger aller Beherrscher, der selige Amschel Rothschild: „Krieg? Stuß! Es gäb' Krieg, wenn ich Geld gäb'; aber ich geb' keins."

Amerika hingegen gibt. Es erläßt Schulden; den Franzosen die Hälfte, den Italienern sogar drei Viertel. Wohl hat Senator Borah, der einzige schnurgerade Demokrat des Kapitols, darauf verwiesen, daß man so auf das wirksamste Mittel verzichte, eine Abrüstung zu erzwingen. Die Morgan-Banken haben jedoch Geld dargeliehen, viel Geld und es ist ihnen bange darum. Damit nicht sie es brauchen in den Schornstein zu schreiben, muß der Staat es tun. In dieser Hinsicht hat der Kommunismus recht: der ärgste Kriegserreger ist das Großkapital. Alle Dollar-

könige hatten im Weltkrieg auf die Verbandsstaaten gesetzt. Als es diesen schlecht ging, stand es schlecht um ihre Anleihen. Da zog Amerika das Schwert. Um die Demokratie zu retten, so wurde gesagt. Man meinte aber das Geld. Vierzigtausend Amerikaner sind gefallen nur — für Wallstreet.

Wir leben jetzt im Zeitalter der büttenpapierenen Abkommen. Man hat sie nach allen Farben und Mustern. Rückversicherungs-, Schieds-, Neutralitäts- und Bündnisverträge. Oft staunt man über deren Inhaltsleere und praktische Nichtigkeit. Allein sie sind nun einmal in der Politik Mode wie der Jazz auf der Tanzdiele und der Bubikopf in der Frauenwelt.

Benesch und Tschitscherin sicherten einander für alle Wechselfälle der europäischen Politik unbedingte Neutralität zu. Kein Einwand regte sich. Als jedoch neuerlich der Berliner Vertrag zwischen uns und Rußland sogar bloß eine bedingte ausmachte, da entsetzte sich alles, was uns dem Völkerbunde fernhalten möchte, über „diese seelische Untreue" gegen Locarno. Der vergeßliche Benesch verschickte unverschämte Fragebogen, und der rumänische Gesandte Diamandi putzte uns herunter wie einen walachischen Roßtäuscher, der ihm eine Schindmähre angeschmiert.

In England „studierte" man die Frage, ob wir wirklich Locarno verletzt hätten, mit einer Pedanterie, die man bei den Versailler Artikeln nicht immer auf Lager hat. Trotzdem mußte man erklären, das Abkommen sei einwandfrei. In Paris glaubte man es erst, als Präsident Doumergue von König Georg auf den Johannistag nach London geladen wurde. Andere faseln heute noch von Geheimklauseln.

Beide Verträge gehören zusammen wie der linke Stiefel zum rechten. Nur wenn man beide anhat, kann man über die Straße gehen. Für uns gibt es weder eine französisch-englische, noch eine russische, sondern nur eine deutsche Politik, die sich nach beiden Seiten sichert, nicht aber bindet.

Die Geschichte kennt zwar Verträge, die „ewige" hießen, keinen jedoch, der ewig dauerte. Auch die Freundschaftsbünde laufen nur auf augenblicklichen Vorteil und augenblicklichen Widerruf. Nibelungentreue kann es in der Politik nicht geben, sie würde enden mit der Nibelungen Not. Ein Staatsmann kann sich selber opfern, nie seines Volkes Dasein und Zukunft. Jede politische Vertragspflicht zerbricht, wenn es hart auf hart kommt, an der größeren Pflicht der Selbsterhaltung. Das hat kein Geringerer anerkannt, als der ethische Strengling Fichte.

Auch in der Politik sollte man nach den Sternen sehen. Aber vergesse doch keiner, achtzuhaben auf die Gassen! Und der Politiker arbeitet wie der Geheimpolizist vorwiegend in den Gassen lichtscheuer Viertel.

Nicht vom Traumbild darf er ausgehen, auch von den schönsten nicht. Nur von der nüchternsten Wirklichkeit. Wenn alle Menschen gut wären und klug, ohne Fehl und Falsch allesamt; ich würde sofort Demokrat. Vorläufig muß ich's noch mit Platon halten und Gobineau. Leider.

F. H.

(Abgeschlossen am 20. Mai)

Auf der Warte

Eine elsässische Gedenkfeier

Nicht im Elsaß selbst hat sie stattgefunden, sondern im schwäbischen Bad Liebenzell. Wer am Sonntag, den 2. Mai, von einem der steilen Waldhänge auf den Friedhof herunterschaute, der mußte den Eindruck haben, daß dort eine Gemeinde oder eine große Familie trauernd und feiernd versammelt war. In der Tat, es war eine Gemeinde von ausgewanderten und ausgewiesenen Elsaß-Lothringern: eine Leidgemeinschaft, eine Schicksalsgemeinde. Mehrere hundert Menschen waren dort am Grab der im Jahre 1924 verstorbenen elsässischen Dichterin Marie Hart zusammengekommen, aus allen Himmelsrichtungen, um den vornehm-schlichten Denkstein des Prof. Schmitthenner zu enthüllen. Und alle Ansprachen, die „der Dichterin unsrer Heimat, der aufrechten Elsässerin“, galten, alle Gespräche und Tischreden, drehten sich um die bedeutungsvollen Worte: Heimat und Elsaß-Lothringen.

Diese Tagung selber war ja für das große deutsche Vaterland und seine Nöte belanglos, hatte jedoch eine gemüthafte Bedeutung, die man nicht unterschätzen darf. Es war ein innerlich nachleuchtender Maientag, wenn auch einmal von außen ein Gewitterdonner und Regenspritzer über die Versammlung rauschte. Es war ein Tag, der uns wieder einmal eindrucksvoll zu Gemüt führte, wie sehr wir alle an einer solchen Stätte im Zeichen des Wortes Elsaß-Lothringen miteinander verbunden sind. Wir gehören zusammen, denn wir haben ein gemeinsames Schicksal erlebt. Wir gehören zusammen: nicht in Haß oder Revanchegedanken, sondern in liebevoll vertiefender Hingabe an die verlorene Heimat, die uns niemand aus dem Herzen reißen kann, die als dauernder Gemütswert in uns lebt.

Es war, als ob der Dichterin Geist über der Versammlung schwebte. Marie Hart war weder auf Schwung noch auf Pathos eingestellt; ihr Wesen war Gemüt und Humor: Hausverklärung im schönsten Sinne des Wortes. Sie wußte die kleinen Züge des Alltags gut zu beobachten und neckisch wiederzugeben. Hinter dem Scherz spürte man den durchleuchtenden Ernst; sie konnte als echte Humoristin — und soll man sagen: als echte Elsässerin? — vom einen zum anderen zwanglos übergehen, ohne daß der Scherz läppisch oder der Ernst künstlich wurde. Der Elsässer hat Freude an Späßle, Anekdoten und Foppereien gegenüber Schwächen, aber ebenso stark entwickelten Sinn für Tüchtigkeit, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit. Bei glücklicher Mischung dieser Wesenszüge bleibt er immer natürlich, ungezwungen, unverkünstelt.

Diese glückliche Mischung von Scherz und Ernst zeichnete auch die vielen Tischreden aus, ob nun Schwaben sprachen oder Elsässer. Die Dichterin hatte in ihren Höhen gewiß ein lächelndes Behagen daran. Goldenes Gemüt und goldener Humor; fest und natürlich auf der Erde stehend, das häusliche Kleinleben durchwirkend mit Kräften des Herzens, sichere Beherrschung der mundartlichen Mittel, wunderbar menschlich in Haltung und Gehaben — das zeichnet auf ihrem begrenzten literarischen Gebiet, in Skizzen, Gedichten und Erzählungen diese echt elsässische Dichterin aus. Theobald Ziegler hat sie einst — und nicht mit Unrecht — mit Marie von Ebner-Eschenbach verglichen. Jeder unverfälschte Elsaß-Lothringer kennt und liebt ihre Werke (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer).

Es war eine erwägenswerte Anregung, als ein Redner bei Tisch vorschlug, man möge sich jedes Jahr am 1. Mai in Liebenzell im Zeichen von Marie Hart versammeln, um sich gegenseitig im Austausch von Grüßen und Erinnerungen in dem Geiste zu bestärken, der diese Dichterin beseelt hat.

Mir ging es dabei wieder durch Kopf und Herz: wieviel wertvolle Menschen (Alt- und Neu-Elsässer, Eingeborene und Zugewanderte) hat der Franzose aus Elsaß-Lothringen abgestoßen in das innere Deutschland! Unser deutsches Vaterland ist in drangvoll fürchterlicher Enge, aber es kann stolz sein auf sehr

viele von diesen 150000 Ausgewiesenen, die sich auf Gedeih und Verderb mit dem deutschen Schicksal verbunden haben. L.

Festspielsommer

„Das Theater liege an der Feststraße der Menschheit.“ Mit diesen Worten wandte sich einmal Mardersteig in einem seiner Vorträge gegen den neuzeitlichen Bühnenbetrieb mit seinen alltäglich stattfindenden Vorstellungen. Die Verflachung und Veräußerlichung der Bühnendichtung und der Schauspielkunst, die Blasiertheit der Theaterbesucher, der Verlust wertvoller Kulturgüter und Überlieferungen ist angesichts dieser krankhaften Übersteigerung der erhabensten Kunstübung und des edelsten Genusses des Menschen ganz natürlich.

Hätten wir nicht das Gefühl für den lebensgesetzlich harmonischen Rhythmus verloren, so wüßten wir, daß einem die ganze Seele erschütternden Erlebnis, wie es die große dramatische und musische Kunst vermitteln soll, stets eine Zeit der Sammlung, der Stille, der Arbeit folgen muß, wie dem Gottesdienst der Alltag. Gottesdienst, Kulthandlung war einst das Theater. Es hat sein Anrecht auf Eigenleben verloren, wenn es des metaphysischen Grundes entbehrt. Das rationalisierte Alltagstheater ist verantwortlich zu machen für die Entgottung der Welt. Wir fordern das festliche Theater, das Theater als Träger des Überalltäglichen, des Irrationalen, der Weihe, der zweckfreien genialen Kunst.

An der Feststraße der Menschheit liegt Bayreuth, dessen Erbauer die religiöse Verpflichtung des Theaters zuerst und zutiefst begriffen hatte. Von Bayreuth aus hat der Festspielgedanke sich ausgewirkt, am sichtbarsten wohl in den Festspielen des Harzer Bergtheaters, das man von je ein nordisches Bayreuth nannte. So dürfen wir vor allen anderen Festspielveranstaltungen dieses Sommers (Heidelberg, München, Salzburg) hinweisen auf die vom Bayreuther Bund deutscher Jugend vom 22. bis 31. Juli in Weimar veranstalteten Deutschen Festspiele und auf die Festspiele des Harzer Festspielbundes im Harzer Bergtheater, die am 26. Juni beginnen und bis zum 24. August dauern. Das Programm der Festspiele im Deutschen Nationaltheater ist im „Türmer“ wiederholt mitgeteilt worden. Siegfried Wagners Opern „Sternengebot“ und „Bärenhäuter“, Lienhards „Münchhausen“ und Hans von Wolzogens „Longinus“ werden durch Künstler allerersten Ranges zur Darstellung gebracht. Zur Erinnerung an die Gründung des Bayreuther Festspielhauses vor 50 Jahren wird am 25. Juli, abends 7 Uhr, im Nationaltheater Beethovens Neunte Symphonie aufgeführt, mit der Richard Wagner einst sein Heiligtum in Bayreuth einweihte.

Der „Türmer“, der von je für den Gedanken der Reichsbeseelung durch festliche Kunst eingetreten ist, darf hoffen, daß seine Leser dem Ruf des Bundes der Bayreuther Jugend willig Folge leisten und sich in Weimar ein Stelldichein geben. Es wäre ein schöner Beweis innerer Verbundenheit, wenn sich bei dieser Gelegenheit die Türmergemeinde mit dem Herausgeber, dem Leiter und den Mitarbeitern ihrer Zeitschrift zum Gedankenaustausch zusammenfänden.

Diejenigen unserer Leser, die im vergangenen Sommer den von dem verdienten Schöpfer des Harzer Bergtheaters Ernst Wachler geleiteten Lienhardfestspielen beigewohnt haben und in denen etwa noch das große Erlebnis einer der hinreißenden Aufführungen des „Gottfried von Straßburg“ oder des „Sommernachtstraum“ nachklingt, werden mit Freuden hören, daß der Harzer Festspielbund, von den Behörden der Provinz Sachsen in seinen kulturellen Bestrebungen in geradezu vorbildlicher Weise unterstützt, den Oberspielleiter der Lienhardfestspiele, Direktor Erich Pabst, mit der künstlerischen Leitung der diessommerlichen Festspiele betraut hat. E. Pabst hat ein monumentales Programm klassischer Werke aufgestellt (Faust I, Räuber, Kätchen von Heilbronn, Was ihr wollt, Liebes Leid und Lust) und als Darsteller die bekanntesten Mitglieder unserer führenden deutschen Bühnen verpflichtet, darunter Lothar Müthel, dessen Leistungen als Gottfried, Wolfram und Ventidius unvergeßlich sind. Wir dürfen in Thale außergewöhnlich hohe Kunst erwarten. Das

Freilichttheater ist dazu berufen, der zum Teil stagnierenden deutschen Bühnenkunst ganz neue Wege zu weisen. Wenn die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft der Einladung Saladin Schmitts zu den Aufführungen der Königsdramen nach Bochum folgen will, so sollte sie auch der Einladung Erich Pabsts zu den Shakespeare-Vorstellungen im Bergtheater folgen. Diese ideale Shakespearebühne, auf der ohne Pause und ohne Vorhang gespielt wird, ist allein imstande, die unerhörte Kunst des nordischen Genius zu vollendeter Wirkung zu bringen. Die kontrapunktische Anlage der Shakespeareschen Bühnenwerke, ihre Vielstimmigkeit, ihre Naturverbundenheit, ihr nordischer Geist, dies alles wird auf der Guckkastenbühne mit ihren Pausen und ihrem Vorhangfall nicht entfernt zur Geltung gebracht. — Zur Offenbarung ihres wesentlichen Stils werden auch die Darstellungen der „Räuber“, des „Faust“, des Kleistwerkes führen. Da bei Aufführungen im Freien die Bühnenmusik eine entscheidende Rolle spielt, sind die den Türmerlesern wohlbekannten Tonsetzer Eduard Bornschein und Lothar Windsperger mit der Komposition der vom Intendanten gewünschten Musik betraut worden. Das Harzer Bergtheater wird, wie bei den Lienhard-Festspielen, auch in diesem Sommer den Beweis erbringen, daß es den Ehrennamen eines Bayreuth des Nordens wohl verdient. (Kartenbestellung ab 1. Juni Bergtheater Thale; Preise 5, 3, 2, 1 *M*.)

Dr. Konrad Dürre

Für die deutschen Kriegsblinden!

Gern veröffentlichen wir folgenden Aufruf der Deutschen Kriegsblindenstiftung für Landheer und Flotte, Postscheckkonto Berlin Nr. 54 413, glauben jedoch, daß das Reich seine Pflicht diesen Helden gegenüber nicht im entferntesten erfüllt. Man schaffe ein neues Versorgungsgesetz! D. T.

Unter den deutschen Kriegsbeschädigten, für die zu sorgen Ehrenpflicht des deutschen Volkes ist, tragen die Kriegsblinden mit das härteste Los. Das Reich kann ihnen durch die gesetzlich geregelte Versorgung nur den allernotwendigsten Lebensunterhalt gewähren. Den Kriegsblinden erwies sich als einziges Mittel, ihr schweres Geschick zu ertragen und ihr Leid zu vergessen, die Arbeit. Ein kleiner Teil von ihnen hat sich den wenig einträglichen Blindenberufen als Stuhlflechter, Bürstenbinder usw. zugewandt. Die Mehrzahl arbeitet in Fabriken und gewerblichen Betrieben, bei Behörden und Verwaltungen, sowie in den verschiedensten geistigen Berufen Seite an Seite mit Sehenden. Je mehr sich aber die Kriegsblinden auf diese Weise als nützliche Glieder in den Mechanismus der Wirtschaft einordnen, um so stärker werden ihre Kräfte angespannt, ihre Nerven verbraucht, und zwar in weit größerem Umfange als bei Sehenden.

Ausreichende Erholungsfürsorge muß daher in Ergänzung der vom Reiche gewährten Versorgung einsetzen.

Die Deutsche Kriegsblindenstiftung für Landheer und Flotte, durch die Opferwilligkeit des ganzen deutschen Volkes im Jahre 1915 begründet, hat den Kriegsblinden viele Jahre hindurch wertvolle Hilfe in allen Nöten bringen können. Sie betrachtet es auch jetzt als ihre Pflicht, der Erholungsfürsorge zu dienen. Das Restvermögen der Stiftung ist aber der Inflation zum Opfer gefallen.

Deshalb wenden wir uns an Sie mit der dringenden Bitte, zur Erholungsfürsorge für die 2800 Kriegsblinden einen Beitrag zu spenden.

Deutsche Männer und Frauen, die Ihr Euch des Augenlichts erfreut! Unterstützt die Stiftung in den Bemühungen, die Erholungsfürsorge für die Kriegsblinden durch Kauf und Einrichtung von eigenen Erholungsheimen zu sichern! Die im Kriege Erblindeten brauchen Eure Hilfe! Versagt sie ihnen nicht! Jeder gebe nach seinen Kräften, auch der kleinste Beitrag zu der Sammlung bedeutet einen wichtigen Baustein zu einem Werke der Nächstenliebe an denen, die ihr Augenlicht im Kampfe für die Grenzen des Vaterlandes und Euch zum Opfer brachten.

Für den Vorstand:

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Silex, 1. Vors.; Major a. D. Dr. E. Claessens, 1. stellv. Vors.; Reg.-Rat Dr. Bernstein, Reichsarbeitsverwaltung, 2. stellv. Vors.; Axel Bischoff,

1. Vorf. d. Bundes erbl. Krieger; Fritz Munz, 2. Vorf. d. Bundes erbl. Krieger.

(Die Sammlung ist vom Preuß. Staatskommissar f. d. Regelung der Wohlfahrtspflege, Berlin, am 6. März 1926 bis zum 31. Oktober 1926 genehmigt.)

Ein amerikanischer Harden

(Aus der „Deutschen Post", Neuyork.)

Die Ankunft des französischen Botschafters Henri Berenger in Washington, der zu dem bestimmten Zweck herüberkam, um die Schuldenfundierung, die seinen Vorgängern nicht gelungen war, in französischem Sinne durchzuführen, hatte dem „Progressive" Veranlassung gegeben, in den Sumpf der Verfilzung von internationalem Großkapital, Presse und Politik hineinzuleuchten, aus dem Herr Berenger entstiegen ist. Mit Recht, denn was kann aus dieser Atmosphäre Gutes für den Frieden der Welt kommen?

Nun geschah aber das Sonderbare, daß dem also Angegriffenen im „Evening Star", einer Washingtoner Abendzeitung, von einer Seite Zuzug kam, die besser geschwiegen hätte. Herr Friedrich Wilhelm Weil, geboren am 30. November 1873 in La Porte, Ind., als Sohn des aus Deutschland eingewanderten Jakob Weil und dessen Ehefrau Henriette geb. Guggenheim, hat sich offenbar eines Tages seines deutsch klingenden Namens geschämt, hat das „e" versetzt und wurde so der „Vollamerikaner Wile". Als solchem stand ihm in Deutschland Tür und Tor offen, er durfte den Kaiser nach Palästina begleiten, schrieb 1909 das Buch „Our German Cousins", 1913 „Men around the Kaiser", um dann, nachdem er des Krieges halber und als Korrespondent eines englischen Northcliffeblattes wegen Verdachts der Spionage das Land hatte verlassen müssen, seine schöne Seele in Ergüssen wie „The German American Plot", „Who's who in Hunland", „The Assault", „Explaining the Britishers" zu enthüllen. Des Dankes Britanniens ist er sicher!

Die Deutschen hätten gut daran getan, wenn sie diesen Spion im August 1914 unschädlich gemacht hätten, aber er war ja „neutraler" Amerikaner! Man hatte ihn damals im „Adlon" erwischt und hatte das Material gegen ihn in der Hand — er fügt es sogar im Faksimile dem „Assault" bei, erklärt es aber natürlich als harmlos und versucht die Behörden lächerlich zu machen: „Ich beging das teuflische und verwerfliche Verbrechen, daß ich meinen Freund und Kollegen Mackenzie, den fähigen Korrespondenten der ‚Times' anrief und mit ihm die Möglichkeit beriet, den Neuyorker Vertretern unserer Blätter zu kabeln, daß sie die Nachrichten, die wir nicht direkt nach London schicken konnten, nach London weiterleiten sollten." (S. 129.)

Wie „harmlos" Herr Weil aber war, gesteht er auf Seite 372 selber ein, indem er sagt: „Ich erhebe den bescheidenen Anspruch darauf, acht Jahre lang meinen eigenen Anteil in dem vergeblichen Werk getan zu haben, die Briten auf die Teutonische Gefahr hinzuweisen. Ich nehme füglich auf mein Routinewerk in Berlin Bezug, indem ich die militärischen und maritimen Entwicklungen berichtete. — ‚Deutschland legt alle seine Karten auf den Tisch', wie einst Admiral von Tirpitz zu mir sagte."

Und diese Schlange hat Deutschland ein Jahrzehnt lang an seinem Busen gehegt!

Wenn nun Herr Weil sein Handwerk in anderer Form weiterbetreibt, indem er die Deutschamerikaner angreift, ja auch die Person des Botschafters des Deutschen Reiches, Baron v. Maltzahn, mit seinen Verdächtigungen nicht verschont, so wissen wir, daß er nicht Amerikas Geschäfte betreibt, sondern diejenigen der internationalen Verschwörer, und wenn er die hiesige deutsche Presse daran erinnern zu müssen glaubt, daß der Krieg vorüber sei, so kann man ihm diesen Vorwurf füglich zurückgeben und ihm sagen, daß der Krieg allerdings solange weiterbesteht, als es Leuten seines Gelichters erlaubt ist, in deutschfeindlichem Sinne weiterzuhetzen und englisch-französische Propaganda zu treiben auf Kosten von Deutschland und — Amerika!

Erst wenn die Lüge und Völkerverhetzung aufhört, wenn die Völker von Mann zu Mann sprechen, kann die Atmosphäre gereinigt werden und die Welt wieder ins Geleise kommen.

Dieses aber sucht die international verfilzte Diplomatie, die in dem durch solche Tintenfische getrübten Wasser fischen geht, mit aller Gewalt zu verhindern, weil nur bei solchen Zuständen der mit ihr identische Großkapitalismus ungestört seine unsauberen Geschäfte betreiben kann.

Es war notwendig, auf den sauberen Vogel Wile-Weil, den — „amerikanischen Harden“, hinzuweisen, damit seine giftigen Angriffe nicht weiter die Beziehungen der Deutschen zu den Amerikanern stören.

Deutsch?

Der Verlag der Bremer Presse in München gibt Übersetzungen heraus, die nach seiner Angabe dem Original „nicht nur durch philologische Gewissenhaftigkeit, sondern zugleich auch durch den dichterischen Ausdruck und die sprachliche Form nahezukommen suchen“.

Vor mir liegt ein Probeblatt „Altjonische Götterlieder unter dem Namen Homers. Deutsch von Rudolf Borchardt.“

Ich bemerke ausdrücklich, daß die Übersetzung (von der einige Proben folgen) auf dem Umschlag wörtlich als **deutsch** bezeichnet wird.

„Kein Unsterblicher doch, noch der Menschgebornen des Eintags
Hörete wie sie da schrie, noch die fruchtbeladnen Oliven,
Außer Persaios Kind, Untrügliches wissende, hört es —
Tief im Schleier, in Grotten verschönete, wußt es;“

— — —

„Finstere Hülle schwang er um ein und ander die Schulter“

— — —

„Neuntag also dahin über Erde die heilige Deo
Schweifte sie, flammende Kiene in beiden den Händen erhoben;
Kein Ambrosia alle die Zeit, noch süßen den Nektar
Über die Lippen vor Herzleid, / Noch Wasser nicht an den Händen.“

— — —

Weiter:

„Welcher der himmlischen Götter / — Ob welcher der sterblichen Menschen“

— — —

„Mit ihr, scheinende Fackel in beiden schwingend den Händen“

— — —

„Wenn ich dir je mit Wort weder Tat von Herzen gefallen“

— — —

„Deren furchtbare Stimme / Im Riesenäther vernahm ich
So als sie litte Gewalt; aber sah's nicht als mit den Augen.“

— — —

„Unter den Göttern zu Eidame ist der geistrige Hades,
Auch noch echt dein Brudergeblüt;“

— — —

„Schnaubend innerlich wider / Den wolkenfinsteren Zeus Gott
Hinter gethan der Unsterblichen Dorf und den langen Olympos,
Fuhr sie unter der Menschen Städte ...“

— — —

Sollte man wirklich glauben, einem dichterisch hochstehenden Werk durch eine solche zum Brechen reizende Verscheußlichung der Muttersprache sprachlich „nahezukommen“?

Sollte wirklich ein Schulmann diese „Übersetzungen“ als Schulprämien verwenden?!

Sehr, sehr schade um das schöne Papier und den herrlichen Druck!

Ernst Stemmann

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard. Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Konrad Dürre. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten“ mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Dionysos Franz Stassen



Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

28. Jahrg. Juli 1926 Heft 10

Unter dem Zauber des Dionysischen schließt sich nicht nur der Bund zwischen Mensch und Mensch wieder zusammen: auch die entfremdete, feindliche oder unterjochte Natur feiert wieder ihr Versöhnungsfest mit ihrem verlorenen Sohne, dem Menschen. Freiwillig beut die Erde ihre Gaben, und friedfertig nahen die Raubtiere der Felsen und der Wüste. Mit Blumen und Kränzen ist der Wagen des Dionysos überschüttet: unter seinem Joche schreiten Panther und Tiger. Man verwandle das Beethovensche Jubellied der Freude in ein Gemälde und bleibe mit seiner Einbildungskraft nicht zurück, wenn die Millionen schauervoll in den Staub sinken: so kann man sich dem Dionysischen nähern.

Friedrich Nietzsche

Das Dionysische bei Nietzsche

Von Walter von Hauff

„Es gibt zweierlei Leidende, einmal die an der Überfülle des Lebens Leidenden, welche eine dionysische Kunst wollen und ebenso eine tragische Einsicht und Aussicht auf das Leben, — und sodann die an der Verarmung des Lebens Leidenden, die Ruhe, Stille, glattes Meer oder aber den Rausch, den Krampf, die Betäubung von Kunst und Philosophie verlangen."

Für die an der Überfülle des Lebens Leidenden hat Nietzsche das Wort „Dionysisch" geprägt, dessen Inhalt schon in seinem ersten Hauptwerk, der Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik, als Leitmotiv erscheint. Und bis zuletzt ist es Nietzsches Ziel gewesen, die verarmte Welt zu einer dionysischen umzuschaffen. Sein Zarathustra ist ein einziger großer Dithyrambus auf das dionysische Fest, bei dem sich Tiger und Panther schmeichelnd zu den Füßen des großen Gottes legen, und stets hat sich Nietzsche als Herold des dionysischen Zuges gefühlt. Er glaubte als Student in Leipzig, in Schopenhauer den Führer zu Dionysos und in Wagner den Schöpfer dionysischer Musik erkannt zu haben; er hat sich von beiden losgesagt, als sich ihm diese Erkenntnis als Irrtum erwies, und gegen Ende seines Schaffens erscheinen sie ihm als seine Antipoden, „die er mit sich selbst beschenkte".

Die Überfülle des Lebens zwingt Nietzsche, immer zu verschenken und auszuteilen, um dadurch reicher zu werden. Denn wenn er nicht verschenken würde, so würde er die Überfülle nicht mehr ertragen können, „wie die Biene, die des Honigs zu viel gesammelt hat".

Dieses Verschenken und Austeilen vereinigt die Menschen untereinander und mit der Natur, die ihnen von selbst ihre Gaben darbietet, so wie Milch und Honig fließt, wo der Thyrsosstab der Dionysosjünger die Erde berührt. In der dionysischen Verzückung erhebt sich der Mensch zu einer höheren Gemeinschaft und zieht die andern mit titanenhafter Kraft nach sich. Der Mensch wird so eins mit dem Urwesen selbst, dessen Daseinsfreudigkeit und Schöpferkraft er in sich fühlt. In der dionysischen Verzückung erlebt er die überschwengliche Fruchtbarkeit und unermeßliche Lust am Dasein.

Der schöpferische Wille zum Leben, der eben aus der Überfülle des Lebens herauskommt, will das ewige Leben. Aber nicht ein ewiges Leben nach und hinter dieser Welt, sondern die ewige Wiederkehr dieses Lebens, wie es ist. Er will „das triumphierende Ja zum Leben über Tod und Wandel hinaus". Darum ist der Weg zum Leben, Zeugung und Geburt, das Heilige an sich, und darum spricht der Grieche das Wort „Dionysos" nicht ohne heiligen Schauer aus.

Der Weg zum Leben ist aber notwendig verbunden mit den Wehen der Gebärerin. Die ewige Lust des Zeugens ist nicht denkbar ohne die ewige Qual der Gebärenden. Und so ist der Schmerz für den dionysischen Menschen genau ebenso unentbehrlich wie die Lust, wenn auch die Lust das Ursprüngliche, Treibende ist und darum auch das Tiefere, „das Ewigkeit will".

Wer an der Verarmung des Lebens leidet, der will zerstören und vernichten, weil er selbst nichts hat und voll Haß gegen alles, was besteht, nicht will, daß andere

etwas haben. Wer an der Überfülle des Lebens leidet, der will zerstören, um Besseres zu schaffen, denn er kann nur umformen, und so muß er zerstören.

Aus der höchsten Bejahung des Daseins folgt mit Notwendigkeit die höchste Bejahung des Schmerzes. Die dionysische Lust am Nein-Sagen und am Nein-Tun kommt aus der übermächtigen Kraft und Spannung des Ja-Sagens. Das, was der an Verarmung des Lebens Leidende verneint, begreift der dionysische Mensch nicht nur als notwendig, sondern als wünschenswert. Er sucht geradezu die bisher verabscheuten Seiten des Daseins auf, sein Mut kennt keine Grenzen, er ringt sich durch zu einem verzückten Ja-Sagen zu den furchtbarsten und fragwürdigsten Eigenschaften des Lebens. Schaffen und Vernichten verschmilzt ihm in eins: Sinnlichkeit und Grausamkeit in der höchsten Form.

Nietzsches ganzes Bestreben geht darauf aus, den Riß, der durch den Dualismus in die Welt gekommen ist, zu heilen. Er sieht den Grundirrtum aller Weltanschauung in der Unterscheidung von Gut und Böse als zwei Welten, die in schroffem Gegensatz zueinander stehen. Darum ist ihm die christliche Moral der Schädling an sich, weil sie auf diesem Gegensatz aufgebaut ist, und er sucht sie in der „Morgenröte“ zu vernichten. Nicht gut und böse, sondern stark und schwach! „Gut ist alles, was aus der Stärke stammt, schlecht ist alles, was aus der Schwäche stammt.“ Weil Nietzsche keinerlei Gegensatz in der Welt dulden will, begreift er im Dionysischen auch „die Freude gesunder Bauern und gesunder Halbmenschtiere“, in der er den Anfang sieht zu der Freude, „wo der Mensch sich selber und sich ganz und gar als eine göttliche Form der Selbst-Rechtfertigung der Natur fühlt“.

Dionysos oder Christus? Zarathustra oder das Neue Testament? Das ist für Nietzsche die Frage. Er findet im Christentum nur „décadence“, ihm ist das Christentum aus der Verarmung des Lebens entstanden und Christus ein liebenswertes, aber schemenhaftes Wesen, für das die Wirklichkeit nicht mehr existiert.

Wenn man aber die Evangelien und besonders das Johannes-Evangelium unbefangen liest und auf sich wirken läßt, so findet man darin eine Überfülle des Lebens, wie nirgends sonst. Keiner hat so wie Christus gerade die Ärmsten beschenkt, keiner hat so wie er Leben, Licht, Liebe zu Ewigkeitswerten umgeschaffen. Der grundlegende Unterschied zwischen dem, was Christus will, und dem, was Nietzsche lehrt, besteht aber darin, daß Nietzsche nur diese Welt will, nur aus dieser Welt seine Kraft schöpft, diese Welt und diese Zeit durch die ewige Wiederkunft unvergänglich machen will. Nietzsche will den Menschen ganz und gar auf sich stellen; er soll nicht in Dionysos einen Gott außer sich sehen, der ihm hilft, aus der körperlichen Enge in die geistige Höhe zu kommen, sondern der Mensch soll selbst zu einem Gott werden, wenn anders dieses Wort hier noch am Platze ist. Das eben ist Nietzsches Ziel: eine völlig gottlose Weltanschauung zu lehren, denn für ihn ist Gott tot und bleibt tot.

Christus wurzelt mit seinem ganzen Wesen in der andern Welt, so fest er auch auf dieser Erde stehen mag. Sie ist ihm nicht Ziel, sondern nur Stoff, der umgeschaffen, umgestaltet werden, aus der Zeitlichkeit erst in Ewigkeit gehoben werden muß. Die Kraft, aus der heraus er die Neuschöpfung vornehmen will, kann wohl dionysisch genannt werden, weil sie aus der Überfülle des Lebens kommt. Der Wert des Leidens wird von Christus ebenso gut erkannt wie von Nietzsche, und wohin die

Hand Christi faßt, da sprießt neues Leben hervor, genau so wie unter dem Schlag des Thyrsosstabes.

Aber Christus ist sich dessen voll bewußt, wo die Grenzen des Menschen und der Erde liegen. Er weiß, daß die Vergöttlichung dieses Leibes und dieser Erde nicht möglich ist, da sie nun einmal mit dem ewigen Wechsel nicht vereinbar ist. Darum sucht er die Kraft zu der Neuschöpfung hinter dieser Welt: er sucht sie bei Gott.

Nietzsche will die Welt zu einem einheitlichen Ganzen machen. Darum zieht er auch Sinnlichkeit und Grausamkeit, die Freude der Halbmenschtiere, in den Kreis des Dionysischen. Bei Christus dagegen steht alles, was aus Gott stammt, in einem absoluten und unversöhnlichen Gegensatz zu dem, was nur von dieser Welt ist. Für ihn gibt es keine Brücke zwischen Liebe und Haß, Leben und Tod, Gut und Böse. Alles, was aus dem Leben stammt, ist für Christus gut, alles, was zum Tode führt, ist für ihn böse. Denn die Liebe will ihrer ganzen Art nach keine Vergänglichkeit, während der Haß sein Ziel im Vernichten findet, unbekümmert darum, daß er selbst der Vernichtung anheimfallen muß, wenn es nichts mehr zu vernichten gibt. Und so kann man wohl sagen, wie Nietzsche es tut, für Christus habe auch der Tod nicht existiert. Aber nicht in dem Sinn, als ob er ihn nicht gefühlt hätte, sondern nur in dem Sinn, daß er ihn durch die Liebe überwinden wollte; denn ohne Liebe gibt es kein Leben.

So viel sich auch das Dionysische bei Nietzsche und bei Christus im einzelnen berühren mag, so darf man den grundlegenden Unterschied zwischen Nietzsche und Christus niemals außer acht lassen. Man verfällt sonst leicht in den Fehler, zu meinen, Nietzsche habe im Grund genommen dem Christentum doch nicht gar so ferne gestanden, und dadurch verschließt man sich ebenso das Verständnis für das Neue Testament wie für den Zarathustra.

Vögel im Sturm

Von K. A. Schimmelpfeng

Brausend heben und senken sich dunkle Wellen des Waldes,
Weststurm saust voll glückhafter Kraft übers Land.
Voller Wonne seh' ich im Schutze der Felsen das Spiel.

Und es erhebt sich aus brodelndem Kochen der Blätter
Langsamen Fluges das braunweiße Bussardpaar,
Los sich ringend aus grünem wildem Gewoge.

Als nun die Kühnen frei stehen im offenen Luftmeer,
Faßt sie der Sturm voller Wut und stellt sie schräg an den Himmel,
Wütend zerrt er sie hin in den Strom seines sausenden Weges.

Doch die Herrlichen stellen voll List ihre Steuer,
Kaum daß die Flügel sie dreh'n in geistvollem Spiele,
Höher steigen sie stetig und spitz durchstoßen sie Wellen.

Bis sie dann sonnenwärts steuernd in blendenden Kreisen
Über dem Sturm in windstillen Höhen sich wiegen.
Voller Triumph durchbricht ihr glänzender Schrei den irdischen Lärm.

Daß meine Seele sich mutig möchte erheben
Durch allen irdischen Kampf in stilles, himmlisches Reich:
Darum schenkt mir der gütige Gott solch herrliches Bild.

Die Geschichte von der Gunnel

Von Pelle Mollin

Jetzt sprach der hübsche Junge der Märchen-Gunnel: — „Und da des Herrn so schnell entstandene Sympathie doch einen Grund haben muß ... so vermute ich, daß ich ihn an irgend etwas erinnere, das ihm in den Tagen seiner Jugend lieb gewesen ist ... an ein teures Gesicht ... eine helle Stimme ... oder an Haar, so blond und kraus wie das meinige ...“ Der junge Mann sprach langsam und mit einer Ruhe, die gemacht war. In ihm klang der Verzweiflungsruf der Märchen-Gunnel nach dem König jenes Sommers, nach dem er seine Königin und noch mehr verlassen hatte. In ihm schrie die Neugier seiner Kinderzeit und die Rachgier seiner Jünglingsjahre, in ihm schrien ein Ereignis in der Sommersonne und eins im Winterschnee: ‚Zerreiße sein Herz und versenke ihn in Gram!‘ — — „Ja, Mutter war blond wie ich. Ihr Haar war kraus und lockig. Der Herr hat sie doch nicht gekannt ... die Märchen-Gunnel, Gunnel Björklid?“ Der ältere Herr wurde ganz weiß im Gesicht. Er öffnete den Mund, um etwas zu sagen — schwieg jedoch — — „aber wer weiß,“ sagte der junge Mensch, „was für Wege und Stege die Menschen gehen? Ich kann ja nicht wissen, wo ein Stein-Professor in seinem Leben alles herumgekommen ist. Wir haben merkwürdige Steinsorten bei uns zu Hause in den Bergen.“ Er richtete ein Paar blitzend blauer Augen auf den andern, aber der Blick ward nicht erwidert. Er sah in ein versteinertes Gesicht, in dem nur die Augenlider unruhig zuckten, und sah die Hand eines Gelehrten die Lehne der Bank fest erfassen. Der Dampfer fuhr einen schönen Fluß hinauf zwischen steilen Ufern. Baumstämme schwammen vorbei. Der Kapitän saß mit Freunden beim Punsch, und Lachsalven kamen und gingen, während das Schiff sich hob und senkte. — „Ja, die gute Mutter! Sie ist nun schon lange tot. Es wurde ihr schwer, das ... zu tragen ... dann brach sie zusammen. Das war der einzige Schmerz, den sie mir zugefügt hat — und viele Tränen ... Ich begreife nicht, was sie an das Leben band. Manchmal glaube ich, daß ich, ihr Sohn, es war — aber dann war ich's doch auch wieder nicht, sondern etwas anderes, was ich nicht weiß. Ich bin nie recht dahintergekommen ... hinter das, was gewesen war und was niemand wußte ...“ Er stieß seinen Rucksack weiter unter die Bank und erhob seine Augen zu dem andern. — „Sie kommen und sagen, daß Sie für mich eine eigentümliche Sympathie fühlen, obgleich Sie mich nie zuvor gesehen haben. Meine Mutter, die würden Sie liebgehabt haben!“ Die blauen Augen ließen nicht los. Jetzt sahen sie, wie der andere gleichsam in sich zusammenkroch und ein noch steinerneres Gesicht bekam. Dann glitt der blaue Blick über eine elegante Reisetasche hin, die ihm ein kleines silbernes Schild mit hübschem Namenszug zuwandte. Er nickte vor sich hin. — „Ja, sehen Sie, an einem sonnigen Sommertag war ihr ein Unglück zugestoßen ... und dann kam noch ein Unglück, und das war ein Kind — das war ich. Früher war sie wie eine schöne Menschenfee herumgegangen und hatte vom Morgen bis zum Abend Sonnenschein erdacht und gesungen, so daß es um sie strahlte ... ich habe sie niemals Sonnenschein singen hören ...“ Er sah den andern an und wieder erklang seine ruhige, gedankenvolle Stimme: „Und dem ich dafür zu danken habe — den habe ich verwünscht, seit ich zu Verstande kam ... Ich

sitze hier und erzähle Ihnen eine Geschichte, die Sie nicht interessiert ... und die Passagiere gehen hin und her und wundern sich darüber, daß ein junger Mensch aus dem Gebirge und ein feiner Herr aus Stockholm oder Upsala so viel miteinander zu reden haben ... und die Dörfer an den Ufern ziehen grün an uns vorbei in der Mittsommersonne ... und das Leben kann manchmal schön sein ... aber nirgends kann ich vergessen, daß ich täglich ein paar Verwünschungen über einen Unbekannten aussprechen muß ... ich glaube, Sie frieren am heißen Sommertag! — Ja, Tränen fielen auf meine Wiege — und seltsame Lieder hört' ich. Liebe bekam ich mehr als alles andere. Wie sie küssen konnte und flüstern: ‚Mein Junge'! das können Sie nicht verstehen. Hätten Sie einen Kuß von ihr bekommen, so würden Sie ihn nie vergessen haben. Ja, Gunnel Björklid konnte küssen, Gott weiß, wer es sie gelehrt hatte ..." Der Professor warf einen hastigen Blick auf den jungen Mann und sah in ein Paar kalter, verschmitzter Augen. — „Und es war immer wie Waldesduft um sie, wenn ich meine kleine Nase in ihre Brust hineinbohrte ... und wie etwas von einer wunderlichen, schönen Ferne, das ich genoß, aber nicht zu benennen wußte." Der Ältere saß steif und schweigend da. „Die sie in ihrer übersprudelnden Jugendzeit gekannt haben, erzählten mir viel von ihr. Merkwürdige Leute allzusammen, das können Sie glauben. Es ist viel gedichtet worden, dort in dem abseits liegenden Bergtal, und die Menschen lebten dort zwei Leben. Das eine ging daheim in den grauen Häusern alltags mit ihnen aus und ein. Das andere begleitete sie im Walde, wohnte mit ihnen in der Sennhütte, war bei ihnen am Wasser in den Mühlen und kleinen Sägewerken, tummelte sich neben ihrem Pferde, ließ sie sich auf einem verhexten Moor verirren und rief sie an von Tanne und Kiefer, vom Berg und Fluß. — Ach, wenn Sie das alles verstehen könnten! — Dieses Leben schritt nie über lappländische Sumpfhöhen, ohne zu fühlen, daß etwas Seltsames geschehen werde, und betrat nie in der Dämmerung eine Sennhütte, ohne nach den Zauberhunden zu horchen, von denen jeder kläfft wie zwei andere Hunde — oder ohne sich vor den geheimnisvollen Kindern zu schauern, die unter dem Fußboden schluchzen. So etwas konnte den trägsten alten Bauern derartig in Trab setzen, daß seine Birkenschuhe von seinem ungekämmten Haarschopf gepeitscht wurden — den Steig hinab — vorwärts durchs Tal — den Dorfweg entlang — heim in die Hütte. — — Ein Volk, das so tief in der Dichtung lebt, Herr Professor — — — Ich sehe mein Gebirgsdorf so deutlich — graue Häuser in Häufchen zusammen, um nicht so bitter allein zu sein, wenn der Winter finster über dem Lande liegt. Ihre glimmenden Fensterluken kann man für die Augen eines Rudels Wölfe nehmen. Aber im Lichte der Sommernacht liegen sie da wie eine Herde Ziegen und warten auf die Sonne ... Natürlich haben Sie nie von Gunnels Geschichten gehört. Wenn sie vorbeiging mit dem nach innen gekehrten Märchenblick, die Goldflechte auf dem Rücken, dann nickten die alten Weiber und den Männern wurde es warm zu Mut und die jungen Leute fühlten Sehnsucht im Herzen. — Sie haben Gunnel nicht erzählen hören — Gott weiß, woher sie ihre Farben nahm. Eine Geschichte war violett und wehmütig mit dunkeln Gestalten, die sich im Zwielicht bewegten; eine andere war blaugrau, das war eine Geschichte im Nebel an einem Herbstmorgen am See, wo die Lumme schrie. Oder sie saß hell und blauäugig da und riß den Hörer in eine Begebenheit hinein, blitzend und goldig wie

die Sonne. Und mitten darin hörte man den Kranich rufen und die Kuhglocken schallen ... Eines Tages legte Gunnel, die sonst so sanft war, ihre Finger um meinen Hals und drückte und schnürte. Dann weinte sie und schrie einen Männernamen, den ich nie gehört hatte. Niemand im Dorfe hieß so. Ich glaube — glauben Sie es nicht auch —, daß es der Name von jemand war, der lange weggeblieben, den sie zurückrufen wollte? ..." Er lachte, als er sah, wie es den andern durchschauerte. „Vergessen," sagte er leise, „was man in einer solchen Stunde hört, vergessen, das kann kein Mensch ... Glauben Sie? Was ich hörte, als sie, die mir im Leben am teuersten war, den Verstand zu verlieren schien, und ihre Hände eisern meine Kehle packten, das sollte ich vergessen? Ich tat es doch, ich war zu jung, um zu verstehen, daß der Tag kommen werde, wo ich mit dem Manne etwas zu reden hätte ... Glauben Sie nicht auch, daß es der Name dessen war, der weggelaufen von ihr und mir?" Er legte die Hand auf die Schulter des Professors und sagte gelassen: „Manchmal habe ich mich darnach gesehnt, ein verständiges Manneswort mit dem zu reden, der sie weinen machte. Ich wollte ihn sehen — Gunnels Sommerkönig — ich, ihr Märchenprinz. Gott, was für ein Kerl muß er gewesen sein an jenem Sommertag, als er mit dem Recht der Jugend und dem Recht der Liebe Gunnel nahm! Ich möchte ihn vor mir haben und mit ihm reden, wie ich mit Ihnen rede, gelassen und ruhig, und ihn dabei still im Innern verwünschen. Er würde es nicht hören, würde keinen Mangel an Höflichkeit bemerken, aber ich hoffe, mein Stoßgebet sollte ihm früher oder später wohl bekommen!" — „Nein, nein — sagen Sie das nicht", sagte der Professor mit schwerer Stimme. Gunnels Sohn, der junge Dichter, faltete seine Hände um das Knie und sah in den Sonnenschein. Ho, ho, dachte er, bist du der, für den ich dich halte, so werde ich dich an den Beinen zerren, altes Murmeltier. Ist überhaupt eine Seele in dir, so soll sie heute ihre schwere Stunde haben! Darauf der Professor: „War das Auskommen droben im Gebirg nicht schwer und das Leben dürftig? Hörte sie nie von jenem Fremden?" — „Geld, meinen Sie? Ja, denken Sie, er schickte ihr Geld, war das nicht erbärmlich? Pfui Teufel ... an dem Tag, an dem sie den Geldbrief erhielt, brach sie auf dem Steg vor dem Hause zusammen ... Da war ihr Sommermärchen ganz zu Ende. Sie ging umher und setzte das Haus für den Winter instand. Es war ein Notjahr. Bei ihrem Hof war der Frost in weißem Kleide aus dem Sumpf gestiegen und hatte das Korn gebissen, so daß es umkam. Zuerst war sie rastlos; wo sie ging, murmelte sie: ‚Mußt dran denken, mußt dran denken. Was jetzt werden soll, geht über meinen Verstand.' Aber dann saß sie in sich zusammengesunken da, die gestreifte Schürze über den Kopf gezogen, und versuchte, nicht dran zu denken — nicht dran zu denken — nicht dran zu denken. Der dürftige Erdstreifen an dem dunkeln Wassergerinsel sah diesen Herbst ein verzweifeltes Weib umherwanken, spähend und lauschend. Hatte der Nordwind geweht und zogen kleine, weiße Wolkentupfen in einer Linie von Norden nach Süden, so wurde das ein Weg für ihre Zugvögel — sie grüßte ihn, den Märchenkönig vom Juni. Für sie war es Herbst geworden, und der wich nie mehr von ihr trotz meiner, ihres Sohnes, dem sie unter größeren Qualen der Seele als des Körpers das Leben schenkte. Ich bin doch froh, daß ich ihr Freude machen konnte — ach, meine herrliche Mutter! Sie sagte es mir, ehe das Auge in dem siberweißen Haupte brach — weiß, ehe sie ihr fünfunddreißigstes

Jahr, ihr Todesjahr, erreicht hatte ... Was meinen Sie zu meiner Geschichte? — — Es war tief im März, da kamen warme Winde vom Golfstrom. Der Wald ward schwarz, und es tropfte von den Fichten. An einem solchen Tage schnallte sie die Schneeschuhe an. Sie fühlte, daß ihre schwere Stunde nahte, und die konnte sie nicht ruhig erwarten. Ihr Kummer ging über ihren Verstand. Gott kennt die Wege einer verirrten Seele — warum wandte sie sich hinauf in die Berge — jetzt? Was glauben Sie, das sie wollte? Der Schnee klebte, und es war nicht früh am Tag, als sie die Tjalahöhe erreichte. Wölfe waren auf ihrer Spur. Dort mußte sie sich niederlassen — dort ward ich geboren ... Über jene Berge geht vielleicht jede dritte Woche ein Mensch. Wäre es an jenem Tage nicht geschehen — was dann, mein Herr? Noch heute weiß ich nicht, ob jener Lappländer, der kam, den Spuren der Wölfe oder der Schneeschuhe gefolgt war, aber er kam zur rechten Zeit. Er badete mich im Schnee, er nahm mich unter seinen Mantel und eilte über die Felsen hinab nach Mattoberg. Sie kam einige Stunden später still, matt, tränenlos durch die Dämmerung nach. — Was denken Sie über meine Geschichte? — Es war drei Viertelmeilen nach Mattoberg von jener Stelle im Schnee ... Das ist die Geschichte der Gunnel ... Sie haben Tränen im Auge ... Gott im Himmel, Herr, wenn Sie jetzt keine Tränen im Auge gehabt hätten ...!" — „Sie sind zu schonungslos", murmelte der andere. — „War — hm — der Fremde schonender?" Gunnels Sohn blickte den eleganten Mann neben sich an. „Ich möchte jemandem ein böses Wort ins Gesicht schreien", sagte er. — „Sprach sie nie von dem Sommer, wo der Fremde bei ihr war?" Die Frage kam fast flüsternd. „Nein, aber die Leute sprachen davon." — „Und was sagten sie?" — „Vieles, nicht alles war wahr. Ich wollte schließlich nichts mehr hören ... Sie weidete in jenem Sommer Vieh auf den Bergen, wie Sie wissen. Die Sennhütte war weit vom Dorf. Sie war dort so einsam. Es war kein Ort zum Einsamsein, denn — Sie können meinetwegen lachen — es wohnten allerhand Unholde dort, und mancherlei Spuk ging um. Da hörte man des Nachts unsichtbare Geräusche an der Feuerstelle und sah seltsame Dinge in den Winkeln der Hütte und draußen im Unterholz, wenn Gunnel mit nackten Füßen über den kurz abgeweideten, samtenen Grasboden schritt. Des Abends mit den Kühen kamen Lieder und Märchen, wenn die Sonne zwischen den dunkeln Fichten glühte und die Luft von Gold war, die Drossel sang und die Eulen klagten. Für ein Gemüt wie das ihrige war das eine Welt. Eines Tages geschah etwas mitten im Sonnenschein. Gunnel hatte, den Kopf auf die Arme gelegt, gesessen und geschlafen. Sie erwachte, als eine Schar Zwerge sie umstand und ihr sagte, sie müsse jetzt Hochzeit machen. Einer von diesen Unholden sollte sich mit ihr verheiraten. Sie war wie verhext und wehrlos. Man legte ihr Brautstaat an, breitete Zaubersilber und Zaubergold über sie, Ringe kamen an die Hände, Schnallen ans Mieder, eine Schlange war der Gürtel. Gunnel saß wie im Traum, während sie geschmückt wurde. Die Hunde heulten vor Furcht. Die Sonne blendete. Die Kraniche riefen vom See her. Der Wald duftete. Die Luft zitterte. Es war ein funkelndes Hochzeitswetter. Die Schneespitze des Jadmos leuchtete weiß wie eine Frühlingswolke dahinter ... und nun geschah es ... er kam ... der Fremde." — „Ja," sagte der Professor leise und ohne zu wissen, daß er sprach, „ja, seltsam war es, aber von Geistern sah ich nichts, als ich, in den Bergen verirrt, zu ihrer Sennerei

kam." — „Nur Sonntagskinder sehen so etwas, und als Sie kamen?" — „Als ich kam, sprang sie mir entgegen, zitternd und schön. Silber und Gold hatte sie nicht an sich, aber an ihren Wimpern hingen Tränen, und die Sonne wohnte in ihrer schweren Flechte. Ich werde es nie vergessen, der Blick war sonderbar nach innen gewendet, war schimmernd und feucht ... nie in meinem Leben habe ich etwas so Wunderliebliches gesehen. ‚Du bist mein Retter', sagte sie und lächelte mit ihrem hellen Gesicht ... und dann kam das, was — ich nicht erwartet hatte ..." — „Ich weiß, was Sie nicht erwartet hatten — ich weiß es. Sie fiel Ihnen um den Hals und verbarg sich ... Sie wußten nicht, daß ein solches Abenteuer den Menschen so packt, daß er nicht weiß, was er tut, und daß der zufällig Kommende die Unheimlichen verjagt. Schwindlich, verstört, froh klammert sich dann der Behexte fest an den Retter." — „Ja," sagte der Alte, „Verstand und Besinnung verlor ich, als ich das warme Menschenkind in meinen Armen hielt ..." Der junge Mann fuhr fort: „Sie war die reizendste Blume der Gegend. Wer sollte nicht in ihren Armen die Besinnung verlieren? Und so kam es ..." Der Professor seufzte: „Die Tage kommen nie wieder — und sie kommt nie zurück. Ich bin heraufgereist, um sie zu suchen jetzt ... und komme zu spät. Ich folge dir ins Gebirge, und du begleitest mich zurück. Du bist ja mein Sohn und der ihre." — „Nein, das will ich nicht. Zwischen Ihnen und mir wird immer ihr jahrelanges Weinen stehen. Ich werde den Augenblick nie vergessen, da sie mich zu morden dachte, und da sie verzweiflungsvoll Ihren Namen rief. Ich sagte, ich hätte den Namen vergessen ... nein — keiner vergißt, was er in solchem Augenblick gehört hat. Ich wußte, wie der hieß, den ich haßte. Kehren Sie hier um und lassen Sie uns scheiden. Ich habe mich nicht so weit durchgekämpft, um jetzt, wo ich meine eigene Kraft fühle, ein Vatersöhnchen zu werden. Mein Weg geht hinauf in die Berge und zu meiner Dichtung. Was Gunnel litt, als sie friedlos in der Heimat umherging, das werde ich dichten. Mir liegen ihre Geschichten im Blut ... ich bin ja Gunnels Junge. In die Berge will ich. Leben will ich." Er nahm seinen Rucksack auf die Schulter und reichte dem Alten die Hand. „Sie sollen nichts erklären. Ich will nichts wissen. Ich habe Sie gesehen. Ich bin zufrieden ... ich verstehe jetzt, daß Gunnel alles vergessen konnte, als sie Sie hatte ... und nun leben Sie recht wohl. Sie werden von mir zu hören bekommen." Als er erregt und mit bebenden Lippen, blond und stark, den Weg hinaufstieg, glich er einem jungen Wiking. Der Alte sah ihm nach mit dem Blick eines Bettlers.

(Berechtigte Übertragung aus dem Schwedischen von M. Rassow.)

Fernsicht

Von L. Schwenger-Cords

O himmlisch Licht, o Ferne,
Wie bist du weit und schön!
Du trunkenes Auge lerne
Nur immer reicher sehn!

Von hellen Gipfeln münden,
Viel blaue Täler ein, —
Was mag in jenen Gründen
An Lust verborgen sein?

Die scharfen Grade scheiden
Sich ab im Schattenkranz,
Die hohen Häupter weiden
In einem Meer von Glanz.

Und hinter jenen Grenzen,
Tief aus dem goldenen Brand,
Erblüht ein neues Lenzen
Aus jungfräulichem Land.

Friedrich Nietzsche im Verkehr

Von Dr. phil. h. c. Elisabeth Förster-Nietzsche

Nietzsches Schwester beginnt hier in dankenswerter Weise das Bild ihres Bruders zu zeichnen, wie er im Verkehr wirklich gewesen ist. Weiteres aus Sils Maria und Turin wird folgen. D. T.

I.

So oft habe ich den Wunsch ausgesprochen, daß man mir doch erzählen möge, wie mein Bruder Friedrich Nietzsche auf solche gewirkt habe, die unterwegs in den verschiedensten Pensionen in Italien und der Schweiz mit ihm zusammengetroffen sind. Daraufhin habe ich von mehreren Seiten „Erinnerungen" erhalten. Leider muß ich gestehen, daß sich von diesen Erinnerungen nur wenige wirklich auf meinen Bruder bezogen, das meiste waren Phantasie-Produkte, die das Nietzsche-Archiv als solche in jeder Hinsicht beweisen konnte. Es wurde mir einmal erzählt, daß in einer journalistischen Versammlung einer der Herren mit humoristischem Zorn gesagt hätte: „Wenn nur das Nietzsche-Archiv nicht wäre, — denn sonst könnte ich die herrlichste Schweizer- und Italien-Reise allein durch die interessantesten Berichte ‚Auf Nietzsches Spuren' umsonst machen, aber: wenn ich auch meine Phantasie so nett wie möglich anstrenge, so kommt das Nietzsche-Archiv und beweist mir, daß meine hübschen ‚Erinnerungen' völlig unmöglich sind."

Vor dreißig Jahren, als mein Bruder noch nicht so berühmt war, habe ich wirklich einige durchaus wahrhafte mündliche und schriftliche Erinnerungen erhalten. Von diesen möchte ich hier einiges erzählen, um zu zeigen, welch falsches Bild eine Reihe von Schriftstellern von meinem Bruder entwerfen, wenn sie seine ganz Art und Weise sich aus einigen Bemerkungen seiner Werke und Briefe künstlich und phantastisch zusammenstellen. Auch bildende Künstler sind voll von Irrtümern, wenn sie Nietzsche darstellen wollen. Wenn ich diese falschen Abbildungen sehe und dazu die völlig unrichtigen Schilderungen mancher Schriftsteller lese, so geht es mir wie der Baronin Plänkner-Seckendorff, die zwei Winter, 1886/87 und 1887/88, mit meinem Bruder zusammen in Nizza in der Pension de Genève gewesen ist, ihn also gut kennen gelernt hatte. Sie schilderte mir nun, wie die ersten kurzen Zeitungsnachrichten von seiner geistigen Erkrankung zu ihr gekommen wären, und sie sich gesagt hätte: „Sollte das mein lieber Professor Nietzsche sein?" — Nachher aber wären die Zeitungsschilderungen von jenem erkrankten Nietzsche gekommen, daß er ein düsterer Sonderling, kränklich, schwächlich und mit der Welt unzufrieden gewesen wäre, und da habe sie bemerkt: „Ach nein, *mein* Professor Nietzsche kann das also auf keinen Fall sein!" Am Nachmittag habe sie dann ein literarischer Freund besucht und sehr eifrig gefragt, sie wäre doch zwei Winter mit dem Professor Nietzsche zusammen in Nizza gewesen, von welchem als dem Verfasser von „Jenseits von Gut und Böse" und von seiner Erkrankung jetzt so viel die Rede sei, sie müsse ihn also kennen, und wie er nun gewesen wäre. „Ach nein," habe sie geantwortet, „der Nietzsche, den ich kannte, war weder düster, noch schwächlich oder kränklich, noch mißtrauisch gegen seine Umgebung. *Mein* Professor Nietzsche war eine kraftvolle Erscheinung, gütig, liebenswürdig und von einem merkwürdigen Gleichmaß der Stimmung. In der

Pension wäre um die Tischecke, wo er immer gesessen hätte, oft gestritten worden, da es dort so herrliche Gespräche gegeben habe."

Die Baronin Plänkner erzählte noch mancherlei aus der Zeit des Zusammenseins mit meinem Bruder. Aus dem ersten Winter 1886/87 war ihr hauptsächlich das schreckliche Erdbeben im Februar 1887 in der Erinnerung geblieben. Von allen Gästen der Pension wären mein Bruder und eine alte Pfarrerin aus Nordamerika die einzigen gewesen, die merkwürdig ruhig und gefaßt, gewissermaßen in guter Laune dabei geblieben wären. Als die ersten furchtbaren Stöße des Erdbebens gekommen seien, wären sie alle in den großen Garten der Pension geflüchtet, mein Bruder vollkommen zum Ausgehen angekleidet, während andere ziemlich mangelhaft bekleidet gewesen wären. Plötzlich hätte mein Bruder einen gelähmten Herrn vermißt und wäre sogleich nach dem Haus gestürzt, um ihn zu holen, hätte aber zurückgehen müssen, da ein furchtbarer Stoß gekommen wäre, etwa so, als ob ein Riese das Haus an beiden Schultern genommen und tüchtig geschüttelt hätte. Dann aber wäre mein Bruder in das Haus gestürmt und sie wäre ihm gefolgt; aber o Wunder! auf der Treppe kommt ihnen der gelähmte Herr, der seit Jahren nicht gehen konnte, angezogen und auf seinen Stock gestützt entgegen. Die seelische Erschütterung hatte plötzlich die Lähmung überwunden.

Aus den Wintermonaten Januar bis März 1888 wußte Frau von Plänkner noch manche Einzelheiten des täglichen Lebens zu erzählen: z. B. wenn mein Bruder sich nicht wohl gefühlt hätte, so sei er nicht zum Mittagessen gekommen und habe dann manchmal erklärt, daß er in trüben Stimmungen lieber allein sei. Aber sie habe geglaubt, er wäre trotz seiner Liebenswürdigkeit und Heiterkeit im Umgang überhaupt öfter lieber allein für sich gewesen, denn wenn man ihm auf seinen einsamen Spaziergängen begegnet sei, so hätte er von niemand Notiz genommen. Er habe dann mit leuchtenden Augen so glücklich ausgesehen, daß man wohl gefühlt hätte, daß er mit seinen Gedanken allein so viel lieber zusammen wäre, als mit sonst jemand, und daß man ihn nicht stören dürfe. Doch wäre er zweimal mit ihr nach San Remo gefahren, um Näheres von unserem geliebten „Kronprinzen" zu hören, — so haben wir Kaiser Friedrich fast sein ganzes Leben hindurch genannt. Mein Bruder hatte eine außerordentliche Verehrung für ihn und nahm an seiner tödlichen Krankheit den innigsten Anteil. Er betrachtete seinen Tod als ein großes Unglück für Deutschland. Bei diesen Besuchen lernte mein Bruder auch zufällig den Professor v. Bergmann kennen, der vor einer Unterredung mit ihm so stark beeindruckt gewesen sei, daß er die Baronin Plänkner sehr eifrig über ihn ausgeforscht und gesagt habe: „Dieser Professor Nietzsche wäre eminent geistvoll und in jeder Beziehung ein höchst merkwürdiger Mann: er trüge ein geheimnisvolles Glück mit sich herum, das ihm zuweilen wunderbar aus den Augen leuchte." Der ausgezeichnete Arzt und Diagnostiker hatte richtig gesehen!

Mein Bruder war erfüllt von dem Glück des Schaffenden, das half ihm über alle Leiden und Enttäuschungen hinweg; aus tiefster Seele sagt er deshalb: „Schaffen, das ist die große Erlösung vom Leiden und des Lebens Leichtwerden." Wenn er sich manchmal soeben noch brieflich bitter über seine Freunde und anderes beklagt hatte, und dann hinaus in die herrliche Natur wanderte (er lebte fast immer in den schönsten

Gegenden Europas), dann stand plötzlich sein Werk, an dem er arbeitete, mit einem neuen Gedanken von außerordentlicher Tragweite vor seiner Seele, und alles Leid, alle Mißstimmung war vergessen. Das Leben erschien ihm leicht und köstlich. Ich möchte hier einfügen: Ist es überhaupt denkbar, daß ein Mensch, der bei dem ersten Aufleuchten des Gedankens der ewigen Wiederkehr alles Lebens und Geschehens, also auch unseres eigenen Lebens, mit einem Jauchzen des Glückes über die Berge schreitet, daß ein solcher Mensch in seinem Innersten pessimistisch, düster und unglücklich gewesen sein kann? Das möchten sich doch einmal die Herren Schriftsteller, die ein so falsches Bild von Nietzsche entwerfen, gesagt sein lassen.

Prof. v. Bergmann hätte sich nach dieser Unterredung sogleich alle Werke Nietzsches, die bis dahin erschienen waren, angeschafft. „Aber," setzte die Baronin Plänkner hinzu, „zu mir wollte er nicht von seinen Büchern sprechen, er hat mir sogar gewissermaßen verboten, sie zu lesen." Mein Bruder hat geglaubt, daß dadurch ihre christlichen Ansichten verletzt werden könnten und nahm in dieser Hinsicht stets die größte Rücksicht.

Die Bekanntschaft meines Bruders mit der liebenswürdigen heiteren Baronin, die er gern erwähnte, hat aber in jenem Winter kein freundliches Ende genommen, was sie mir in ihrer humoristischen Art recht ergötzlich erzählte. Ein Künstler, der mit ihnen in der Pension wohnte, geriet in Not, und eine Mitpensionärin, jene schon erwähnte alte Pfarrerin aus Nordamerika, unternahm eine Sammlung unter den Gästen, um dem Künstler zu helfen. Mein Bruder gab 100 Frs., was in der Tat für seine bescheidenen Verhältnisse etwas zu viel war. Er hatte auch die alte Dame gebeten, zu anderen nicht davon zu sprechen. Diese war aber so stolz auf den Erfolg ihrer Sammlung, daß sie die reiche Gabe meines Bruders nicht verschwieg, sondern im Gegenteil sich ihrer rühmte. „Ich aber," erzählte Frau von Plänkner, „war eifersüchtig auf den Erfolg der alten Pfarrerin und bemerkte spitz: ‚Der Herr Professor hätte sich auch lieber einen moderneren Rock anschaffen sollen!' Mein Bruder habe immer schöne feine Wäsche gehabt, aber seine sonstige Kleidung hätte in dem eleganten Nizza etwas altmodisch gewirkt. Diese spitze Bemerkung wurde meinem Bruder zugetragen, und er benahm sich nicht philosophisch, sondern sagte ärgerlich: ‚Er verbäte sich, daß sich die Damen um seine persönlichen Verhältnisse kümmerten.'" Frau v. Plänkner war sehr bekümmert, weil dieser ganze Vorgang so kurz vor seiner Abreise stattgefunden hätte. Aber zum Trost konnte ich ihr erzählen, daß mein Bruder ihren guten Rat als durchaus berechtigt empfunden hätte, denn wenige Wochen darauf ließ er sich in Turin einen neuen Anzug machen und schreibt darüber befriedigt an unsere Mutter: „Mit den Kleidern scheine ich wirklich wohlgefahren zu sein. Es ist ein eleganter Anzug, der vorzüglich sitzt. Ich habe mir vorgenommen, etwas wieder auf mich zu halten und der Nachlässigkeit im Äußeren ein Ziel zu setzen."

Wie man aus den Erzählungen der Baronin Plänkner und den später folgenden brieflichen Mitteilungen von Dr. Paneth ersieht, legte mein Bruder in Nizza einen gewissen Wert darauf, sich als arm zu bezeichnen, im Gegensatz zu dem sonstigen üppigen und verschwenderischen Badepublikum. Das tun wir jetzt auch, wir armen Ausgeraubten des gebildeten Mittelstandes; wir bezeichnen uns gern als arme Kirchenmäuse im Gegensatz zu den Neureichen und solchen, die unerklärlich große

Einnahmen haben und verschwenderisch leben. In Wahrheit war die Armut meines Bruders nicht so schlimm, er bekam von der Universität Basel 3000 Frs. Pension und hatte von dem Rest seines gut angelegten Vermögens ungefähr 1200 Frs. Zinsen. Das reichte in der damaligen Zeit für seine einfachen Lebenswünsche vollkommen aus, da er abstinent war und nicht rauchte. Aber er hatte eine kostspielige Passion, das war seine Hilfsbereitschaft andern, sogar Fremden gegenüber, wie wir aus den Erzählungen der Baronin Plänkner ersahen. Besonders aber sorgte er für seine Freunde. So bot er z. B. Peter Gast an, ihm zu seinem allzubescheidenen Einkommen vier Jahre lang jedes Jahr 1000 Frs. zu geben, damit Gast seine Oper: „Der Löwe von Venedig" in Ruhe und Behagen vollständig ausarbeiten könnte — was aber der treffliche Gast nicht annahm. Es ist seltsam, daß Schopenhauer in seiner Philosophie Mitleid und Hilfsbereitschaft als das Höchste gepriesen hat, daß aber in seinem Leben und seinen Handlungen von der Ausübung dieser Tugend wenig zu bemerken ist. Dagegen hat Nietzsche an den verschiedensten Stellen seiner Schriften vor dem Mitleid und der Hilfsbereitschaft andern gegenüber ernstlich gewarnt, und doch gibt es unzählige kleine Geschichten, wie er in seiner Herzensgüte andern zu helfen suchte, und oft weit über seine Verhältnisse hinaus. Es scheint fast, als ob die Herren Philosophen gerade das anerkennen, was ihnen selbst am fernsten liegt: Schopenhauer das Mitleid und die Hilfsbereitschaft, und Nietzsche die kühle Gleichgültigkeit gegenüber den Nöten seiner Mitmenschen, sie sollten sich selbst helfen.

Von Aufenthalten meines Bruders in Nizza habe ich auch noch von anderer Seite Mitteilungen, die mir deshalb so besonders wertvoll sind, weil sie aus Briefen eines mir völlig Unbekannten an seine Braut stammen, also in keiner Weise für mich zurecht gemacht sind. Der Briefschreiber, Dr. Paneth, war ein Gelehrter, der in Villafranca bei Nizza mit physikalisch-geologischen Studien beschäftigt war. Er und seine Braut in Wien scheinen sich schon damals für die Schriften meines Bruders interessiert zu haben, weshalb Dr. Paneth sehr ausführlich über sein Bekanntwerden mit Nietzsche an die Braut berichtet. Freundlicherweise sind mir aus diesen Briefen später sehr wertvolle Aufzeichnungen zur Verfügung gestellt worden, wovon ich einige bringe.

Dr. Paneth schreibt: „Villefranche bei Nizza. 15. XII. 1883. Das Ereignis des gestrigen Tages war, daß ich beim Eintritt ins Laboratorium auf meinem Tisch eine Karte fand: ‚Professor Dr. Nietzsche' und darauf mit Bleistift geschrieben, wo er in Nizza wohnt. Aus meinem letzten Briefe wirst Du wohl ersehen haben, daß er hier herum ‚spukte' und daß ich mich auf der Post und sonst angelegentlichst nach ihm erkundigt hatte. Nun scheint man ihm das auf der Post gesagt zu haben, und er war so liebenswürdig, mir seinen ersten Besuch zu machen, den ich natürlich morgen oder übermorgen erwidern werde; ich bin begreiflicherweise schon sehr gespannt darauf, ihn kennen zu lernen, und er scheint ja, da er sogar zu mir gekommen ist und mir seine Adresse hinterlassen hat, gar nicht so unnahbar zu sein . . ."

„26. XII. Dann fuhr ich nach Nizza und suchte Nietzsche auf, den ich nach getroffener Verabredung endlich traf. Er wohnt jetzt sehr hübsch und behaglich, und sein Leiden ist auch ganz anderer Art, als ich vermutete, es ist wohl hauptsächlich Magen- und Kopfleiden, durch Überarbeitung. Das ist wohl schlimm, aber doch nicht so arg. Er war ungemein freundlich, es ist auch nicht eine Spur von falschem Pathos

oder Prophetentum in ihm, wie ich nach dem letzten Werke wohl befürchtet hatte, vielmehr gibt er sich sehr harmlos und natürlich, und wir fingen ein banales Gespräch an über Klima, Wohnung und dergleichen. Dann erzählte er mir aber ohne die mindeste Affektation und Selbstbewußtsein, daß er sich immer als Träger einer Aufgabe fühle und nun, soweit es ihm seine Augen gestatten, das, was in ihm sei, ausarbeiten wolle. Denke Dir nur, der Mann lebt halb blind, ganz allein, er kann Abends nie etwas machen. Ich trank eine Tasse Tee bei ihm ... Er schenkte mir seine Photographie. Du würdest wahrscheinlich über sein Äußeres ebenso wie ich erstaunen, es hat gar nichts Schwärmerisches und Gesuchtes. Er hat eine ungemein klare und hohe Stirne, schlichtes braunes Haar, verschleierte tiefliegende Augen, wie es seiner Halbblindheit entspricht, buschige Augenbrauen, ein ziemlich volles Gesicht und einen mächtigen Schnurrbart, sonst glatt rasiert ..."

„3. I. 1884. Nietzsche kam, um mich zu einem Spaziergang abzuholen und erzählte zunächst von Wohnungsfatalitäten, die er gehabt hatte. Dabei erwähnte er, wie unausstehlich Nizza sei, weil es dort nur zweierlei gebe: Leute, die sich ausbeuten ließen, und solche, die von ihnen lebten.

Auf Schopenhauer kam dann die Rede. Es sei ein Jammer, daß er keine Entwicklung gehabt habe, sondern mit 26 Jahren stehen geblieben sei; das sei aus einer Einbildung geschehen, ein Genie sei etwas Fertiges. Und Schopenhauer sei im Moralischen auf einer so unreifen Stufe geblieben, daß man sich schämen müsse, mit ihm eine Zeitlang gegangen zu sein. Er sei völlig unhistorisch. Es gäbe Anhänger Schopenhauers, die über ihn hinausgingen, freilich seien die unglücklich. Einer habe sich an ihn (N.) gewendet, er wollte mit ihm die griechischen Inseln bereisen und ein Hirtenleben führen. ‚Dem war wohl kalt, er suchte in mir einen Ofen.'

Wir kamen dann auf Dichter zu reden, dabei sagte er, er glaube in sich dichterische Kräfte bis zu jedem Grade zu haben; er habe sie so lange zurückgedrängt, daß er jetzt nur die Schleusen zu öffnen brauche. Eine Bestätigung dafür sehe er darin, was für hohe Ansprüche er jetzt stelle. Aber solche Einbildungen entstünden, wenn man allein lebe ...

Zwischendurch sahen wir Wohnungen an und sprachen über die Gegenden, über Meeresansichten und dergleichen. Er wolle in diesem Winter den dritten Teil Zarathustra schreiben, wenn es gut ginge; allerdings das Schreiben selbst ginge rasch; er habe den ersten Teil in 10, den zweiten Teil in 14 Tagen geschrieben, wollte aber solche Zeiten nicht wieder durchmachen, es sei lebensgefährlich. Dann wolle er sich wieder seiner alten Art zu komponieren zuwenden, Zarathustra sei nur die Prophyläen zu einem zusammenhängenden philosophischen Werk. Er gebrauchte den Ausdruck, er habe den Zarathustra ‚gedichtet'; und was er noch zu sagen habe, das laste schwer auf ihm. Seine Werke seien immer ganz anders geworden als er sie intendierte; man könne die Priesterin bloß auf den Dreifuß setzen, was sie sage, bleibe ihr überlassen.

Unterdessen waren wir wieder zu Hause angelangt und speisten zusammen ...

Ich fragte ihn, woher sein Augenleiden stamme. Er habe schon früher an Kurzsichtigkeit gelitten und als Universitätsprofessor zehnmal mehr gearbeitet, als gut gewesen sei. Er habe 1½ Jahre mit einem Index zu einer philosophischen Zeitschrift

zugebracht, ohne jeden materiellen Erfolg (man wisse auch nicht, daß er von ihm sei), und dies nur, weil er Ritschl, seinem Lehrer, versprochen hatte, Jemand zu finden, der seine Arbeit übernehme und Niemand fand, außer sich selbst ...

In der jetzigen Überproduktion und Überhastung, in der Verschlechterung der Sprache, in Alledem sehe er Zeichen einer hereinbrechenden Barbarei. Er glaube, die Griechen könnten noch in viel höherem Grade unsere Lehrmeister sein; was sei Platon, vor dem Alle zitterten, wohin er kam, für eine Erscheinung gegen Kant, mit seiner Neigung zum Mystizismus und seinen Connivenzen gegen Religion und Regierung; daß es herrschende Naturen gebe von vorneherein und andere, die zum Gehorchen und nichts sonst, da seien, und daß es nur dann gut eingerichtet sei, wenn eine Macht und höhere Weisheit beisammen sind; das habe Platon unübertrefflich eingesehen. Das Geschrei von der Gleichheit aller Menschen sei blödsinnig. Wir trennten uns dann mit dem Versprechen, uns wiederzusehen ... Wir waren sechs Stunden in angeregtem Gespräch beisammen, Nietzsche schien sehr frisch, und gar nicht müde. Alles, was er sagte, war höchst einfach und liebenswürdig vorgebracht. Sein Auftreten ist durchaus zwanglos und anspruchslos, ernst und würdig; für Humor ist er sehr empfänglich, und ein Lächeln steht ihm sehr gut."

„7. III. 1884. Gestern war ich in Nizza und bei Nietzsche, den ich zu Hause und sehr wohl und angeregt traf. Ich fragte, ob es ihm recht wäre, wenn ich bei Gelegenheit des Erscheinens des 3. Teils ‚Zarathustra' etwas über ihn schriebe, nur um auf ihn aufmerksam zu machen. Es würde ihm recht sein, meinte er, war aber durchaus nicht erbaut davon, so daß ich nicht weiß, ob ich es tun soll, da es ihm entschieden unangenehm ist. Er hätte nie irgendwelche derartige Verbindungen angeknüpft, und lebe ganz isoliert; er hätte eine ‚kleine und stille Gemeinde, aber Auserwählte'. Er ist von seiner Mission völlig überzeugt und von seiner säcularen Bedeutung; in diesem Glauben ist er stark und groß, über alles Unglück, über seine körperlichen Leiden, über Armut erhaben. Eine derartige Verachtung jedes äußeren Mittels zum Erfolge, eine derartige Freiheit von allem Clique- und Reklamewesen ist imposant."

Dichters Spruch

Von Karl Berner

Gib, wenn brave Herzen kranken,
Den Dukaten mir, den blanken,
Der am blauen Himmel hängt!
Wenn ein Leid das Herz bedrängt,
Bin ich selbst der Sonnenjunker,
Spiele mit dem goldnen Klunker —
Gib, daß ich ihn ohne Ende
Dahin drehe, dorthin wende,
Daß er mit dem lichten Strahle
Freude auf die Wangen male!
Laß ihn glitzern, laß ihn funkeln,
Steh' ich selber auch im Dunkeln —
Schenke mir, dem armen Wicht,
Für die Brüder goldnes Licht!

Das Lebenswerk der Schwester Nietzsches

Zu ihrem 80. Geburtstag am 10. Juli

Von Max Oehler, Archivar des Nietzsche-Archivs

„Der hochgelehrten Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, der Schwester Friedrich Nietzsches, die ihren kranken Bruder mit liebevollster Fürsorge pflegte, die seine Werke und die sie ergänzenden Briefschätze mit Fleiß sammelte und in dem von ihr begründeten Archiv sorgsam hütete, die die nachgelassenen Schriften des Bruders teils selbst herausgab, teils sorgfältig herausgeben ließ, die mit nie rastendem Eifer eine hervorragende Schilderung seines Lebens von der Kindheit bis zum Tode schuf — verleiht die philosophische Fakultät der Universität Jena die Würde eines Doktors der Philosophie honoris causa."

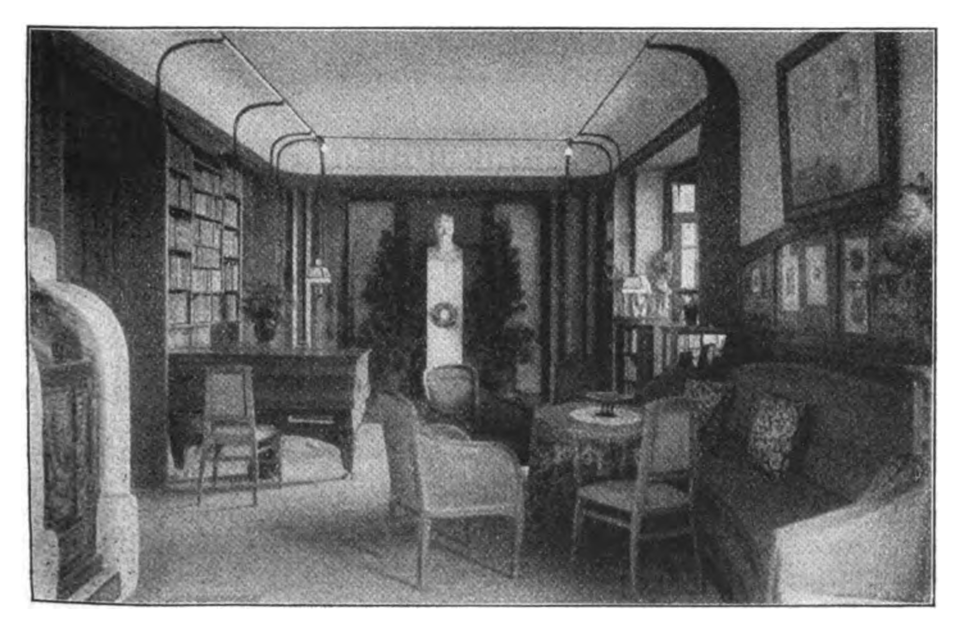
So lautet in deutscher Übersetzung der nach alter Sitte lateinisch verfaßte Text des Diploms, das Vertreter der Universität Jena der Schwester Nietzsches an ihrem 75. Geburtstag, dem 10. Juli 1921, überreichten. Eine wohlverdiente Ehrung! Denn in der Tat: wie stände es um Nietzsches Werk ohne das Wirken der Schwester? Der größere Teil der für das Eindringen in Nietzsches Gesamtschaffen grundlegend wichtigen Nachlaßschriften wäre verloren: von dem Leben Nietzsches würden wir — besonders aus den so wesentlichen späteren Schaffensjahren — nur Bruchstücke kennen. Daß wir das Gesamtwerk Nietzsches nahezu lückenlos besitzen, daß wir über sein heroisches, ganz in seiner Aufgabe aufgehendes Leben bis ins einzelne unterrichtet sind, ist das alleinige Verdienst der Schwester — ein Verdienst, das ihr für alle Zeiten einen Ehrenplatz in der deutschen Geistesgeschichte sichern wird. Zwei Zeugnisse (für hundert) von zwei Männern, deren unbeeinflußbare selbständige Urteilsfähigkeit unbezweifelt ist: Rudolf Pannwitz, gewiß kein Lobredner von Beruf, bewertet in seiner Flugschrift, „Einführung in Nietzsche", „die positiven familiären und philologischen Leistungen der Schwester" erheblich höher als alle übrige Nietzsche-Literatur; und der klassische Philologe Geheimrat Professor Otto Crusius, Mitherausgeber der philologischen Schriften Nietzsches, schreibt nach Abschluß dieser Arbeit an Frau Förster-Nietzsche: „Für Sie bedeuten diese Bände die Krönung für das Hauptwerk Ihres Lebens. Ich möchte Ihnen doch nochmal bekennen, wie mir der gute starke Wille und der sichere Instinkt imponiert, mit dem Sie das Ziel aufgestellt und erreicht haben. Ohne Sie wäre Ihr Bruder in seiner Gesamtpersönlichkeit und seinen letzten Zielen so gut wie unbekannt geblieben."

In der Tat: der sichere Instinkt und der gute starke Wille haben die Leistung vollbracht. Ganz im Gefühlsleben wurzelte von Jugend an der feste Glaube der Schwester an die überragende Bedeutung des Bruders. Schon sehr früh beginnt sie mit ihrer Sammel- und Aufbewahrungstätigkeit, stemmt sich — begünstigt durch das viele Zusammenleben mit ihm und ihre warme Anteilnahme an seinem Schaffen — mit Energie den Vernichtungsneigungen des Bruders entgegen, entwindet ihm alles, was er verbrennen will, mit List oder Schmeichelei. Eine große, auf diese Weise zusammengebrachte, mit Manuskripten gefüllte Kiste wird vor der Abreise nach Paraguay (1886) der Obhut der Mutter übergeben, ebenso ein großer Teil der Bibliothek des Bruders, den die Schwester ihm abgekauft hatte. Als sie Ende 1890


24.
Frau Dr. h.c. Elisabeth Förster-Nietzsche

zu anderthalbjährigem Aufenthalt nach Deutschland kommt — ihr Gatte, Dr. Bernh. Förster, war im Juni 1889 in der von ihm in Paraguay gegründeten Kolonie Neu-Germania plötzlich verstorben — sieht sie mit Schrecken, wie wenig Sorgfalt man den nachgelassenen Schriften des anfangs 1889 erkrankten Bruders gewidmet hat; doch Durchgreifendes kann jetzt noch nicht geschehen, denn sie muß noch einmal nach Paraguay zurück zur Regelung der dortigen Angelegenheiten (Frühjahr 1892 bis Herbst 1893). Nach der endgültigen Rückkehr nach Deutschland aber wird die Nachlaßregelung sofort energisch in Angriff genommen; eine unterdessen von anderer Seite ohne Berücksichtigung des noch ungedruckten Handschriftenmaterials begonnene Gesamtausgabe der Werke Nietzsches wird sistiert und zunächst einmal an die Aufspürung und Bergung der noch in verschiedenen Aufenthaltsorten Nietzsches während der letzten Schaffensjahre zurückgebliebenen Manuskripte gegangen; einem Beauftragten gelingt es, eine Kiste wertvollster Handschriften, die vor Jahren in Genua stehen geblieben war, herbeizuschaffen. Frau Förster-Nietzsche reist selbst noch nach Sils Maria, Genua, Rapallo, Stresa, Turin. Weder Mühe noch Kosten werden gescheut, denn Wichtiges steht auf dem Spiel. Auch späterhin wird jede auftauchende Spur eines Manuskripts mit Energie verfolgt, war doch mancherlei inzwischen in den Besitz Unberechtigter übergegangen. Es gibt abenteuerliche Geschichten von solchen Jagden auf Manuskripte und Briefe — Jagden mit und ohne Erfolg.

Bei alledem hatte Frau Förster-Nietzsche zunächst keineswegs die Absicht, die Verwertung der von ihr zusammengebrachten Handschriften- und Briefschätze selbst in die Hand zu nehmen. Erst als die Freunde des Bruders versagen, aus Mangel an Zeit und vor allem an Glauben an den Wert des Nachlaßmaterials, als auch der



Blick in das Nietzsche-Archiv

Gedanke, dieses einer Universität zur Herausgabe zu übergeben, aufgegeben werden muß, entschließt sich die Schwester, die Herausgabe selbst in die Wege zu leiten. Ein kühnes Unternehmen für eine Frau — ohne Frage. Aber sie hatte den Glauben! Und — das darf man nicht vergessen — sie war seit 20 Jahren mit großen Unternehmungen in engster Fühlung gewesen: sie hatte den Aufschwung der Wagner-Bewegung in nächster Berührung mit dem Hause Wagner (mit Cosima war sie eng befreundet) miterlebt und sozusagen mit durchgekämpft; sie hatte mit ihrem Gatten zusammen in Paraguay eine ganz anders geartete große und sehr schwierige Aufgabe unternommen, deren Last nach dem unerwartet frühen Tode Dr. Försters sie noch mehrere Jahre hindurch allein zu tragen gehabt hatte; endlich war ihr infolge der nahen Anteilnahme an dem Schaffen des Bruders das Stecken hoher und über das eigene „erbärmliche Behagen“ weit hinausreichender Ziele nichts Ungewohntes, und zuletzt war sie die Schwester Friedrich Nietzsches, sie hatte mit ihm „dieselbe Herkunft im Leibe“, war eine ausgesprochene Kampfnatur wie er. Und nun, seitdem im Frühjahr 1894 das Nietzsche-Archiv in Naumburg begründet war, galt es zu kämpfen — mit Verlegern, mit Mißgünstigen, mit einzelnen Herausgebern; gegen verwandtschaftliche Vernichtungswünsche (Antichrist!), gegen unberechtigte Veröffentlichungen, gegen Entstellungen und Verunglimpfungen des Lebensbildes des geliebten Bruders. Es gibt Ärgernisse, es gibt Schwierigkeiten aller Art; keiner wird ausgewichen. Durch Jahre hindurch ziehen sich oft die Kämpfe; Prozesse müssen durchgefochten, schlecht gearbeitete Bände müssen zu Tausenden eingestampft werden. Das Ziel fest im Auge geht es so mit einer Energieentwicklung, die drei Männern Ehre machen würde, durch Jahrzehnte hindurch „vorwärts mit strengem Fechten“ — einem Wahlspruch des jungen Nietzsche gemäß und nach dem Grundsatz aller guten Kämpfer, daß die beste Verteidigung der Angriff ist. — Und so ist es heute noch, heute, da sie ihr 80. Lebensjahr vollendet. Gesegnet sei dies Temperament!

Ein Doppelziel schwebt vor: Durch wissenschaftlich einwandfreie Veröffentlichung der Nachlaßschriften und des Briefmaterials ein Bild des Gesamtwerkes des Bruders und durch eine auf persönlichen Erinnerungen, Briefen und anderen Dokumenten aufgebaute genaue Lebensbeschreibung ein getreues Bild seiner Persönlichkeit und seiner Erlebnisse zu geben. (An biographischen Werken sind von Frau Dr. Förster-Nietzsche erschienen: Das Leben Friedr. Nietzsches, 3 Bände, Leipzig, Naumann 1895—1904 (jetzt Kröner); Der junge Nietzsche, Leipzig, Kröner 1912; Der einsame Nietzsche, ebenda 1914; Wagner und Nietzsche zur Zeit ihrer Freundschaft, München, Georg Müller 1915; Der werdende Nietzsche, autobiographische Aufzeichnungen, München, Musarion-Verlag 1924.) Niemand ist sich klarer darüber als Frau Förster-Nietzsche, daß mit den von ihr selbst oder in ihrem Auftrage herausgegebenen sechs Gesamtausgaben und den sechs Briefbänden nicht das letzte getan ist, daß einer später zu veranstaltenden kritischen Ausgabe noch viel zu tun übrig bleibt. Aber das, worauf es zunächst ankam: den ganzen Nietzsche zu geben, ist erreicht worden. Eine stattliche Anzahl von Herausgebern hat im Laufe der vielen Jahre an der Vollendung des Werkes gearbeitet: Dr. F. Kögel, Dr. E. von der Hellen, Professor Dr. A. Seidl, Peter Gast, Dr. Ernst Horneffer, Dr. Aug. Horneffer, Dr. Weiß,

Dr. Richard Oehler, Professor Raoul Richter, Professor Dr. Ernst Holzer, Geheimrat Professor Dr. Crusius, Professor Nestle, Dr. M. Brahn.

Neue Aufgaben zeigen sich, wachsen der Begründerin des Nietzsche-Archivs sozusagen zu, nachdem sie im Herbst 1896 das Archiv nach Weimar verlegt hat. (Nach dem Tode der ganz der liebevollen Pflege des kranken Sohnes hingegebenen Mutter im Frühjahr 1897 siedelt auch dieser im Sommer von Naumburg dorthin über und lebt, von rührender Liebe und zartester Fürsorge der Schwester umgeben, in der Stille des damals noch einsam auf der Höhe liegenden Nietzsche-Hauses mit seinen herrlichen Fernblicken sichtlich auf.) Wieder schütteln Bedächtige den Kopf: ein kühnes Unterfangen, dem Goethe- und Schiller-Archiv, hinter dem ein hochsinniges Fürstenhaus mit großen Mitteln steht, ein Nietzsche-Archiv an die Seite zu setzen. Aber wieder behält der „sichere Instinkt" der Schwester Nietzsches recht: Unterdessen ist der Stern Nietzsches aufgegangen, die Nietzsche-„Bewegung" ist bei allen geistig lebendigen Völkern in ständigem Wachsen begriffen; Künstler, Gelehrte, Gereifte aller Berufe aus aller Herren Ländern, junge suchende Menschen — alle, denen der neue Stern ein Wegweiser geworden ist — nicht zuletzt zu sich selbst — sie verlangt nach gleichsam persönlicher Fühlungnahme mit dem Werk ihres Führers und Wegbereiters. Jeder sieht — je nach Art, Anlage und Beruf — dieses Werk und seine Bedeutung anders, aber jeder ernst Strebende (und nicht nur Neugierige) findet das durch einen glücklichen Griff der Künstlerhand van de Veldes würdig und doch wohnlich ausgebaute Nietzsche-Haus offen zu freier — mündlicher oder schriftlicher — Aussprache und fruchtbarer Anregung. Wieder heißt es für die Begründerin des Archivs: sammeln, ordnen und bewahren, denn nicht mehr zu zählen ist die in allen Kultursprachen erscheinende Nietzsche-Literatur — Bücher, Zeitschriften- und Zeitungsaufsätze. Kaum eine ähnliche geistige Kulturstätte wird sich rühmen können, das Literaturmaterial über ihren Heroen von den ersten Anfängen der Bewegung an in solcher Fülle zu besitzen wie das Nietzsche-Archiv — wieder dank der mit sicherem Blicke für das Notwendige frühzeitig begonnenen und zielbewußt durchgeführten Sammeltätigkeit seiner Leiterin. Alle Gebiete des kulturellen Lebens mit seinen sämtlichen Ausstrahlungen seit dem ersten öffentlichen Auftreten Nietzsches (zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts) umfassend, stellt dieses Material eine wertvolle kulturgeschichtliche Sammlung dar und ist — handlich registriert — für die Nietzsche-Forschung, von der sie bereits vielfach in Anspruch genommen wurde, von unschätzbarem Wert.

Keinen Augenblick seit dem Tage, an dem der Begründerin des Nietzsche-Archivs klar geworden war, daß niemand sonst das von ihr als notwendig und unaufschiebbar Erkannte für das Werk des Bruders tun wollte, hat sie das Ziel, oder richtiger die Ziele, die aus der neuen Aufgabe hervorwuchsen, aus dem Auge verloren. „Tag und Nacht" — so kann sie, ohne daß das eine bloße Redensart wäre, sagen — „habe ich an diese Aufgabe gedacht." Und standen ihr auch erfahrene Helfer als Mitarbeiter und bedeutende Vertreter der verschiedensten Wissenschaften als treue Berater zur Seite, so war und blieb sie doch stets die Seele, die treibende Kraft, die in letzter Linie Verantwortliche des ganzen großzügigen Unternehmens. Mit unverminderter Spannkraft ist die Achtzigjährige bemüht, es weiter auszubauen; soeben ist in ihrem

Auftrag eine für die gesamte Nietzsche-Forschung höchst bedeutungsvolle Arbeit fertiggestellt worden: ein Nietzsche-Register, eine alphabetisch-systematische Übersicht zu Nietzsches Werken nach Begriffen, Kernsätzen und Namen (ausgearbeitet von Dr. Richard Oehler, Verlag Kröner, Leipzig); an Hand der Schlagworte, unter denen in vollständigen, knappen Sätzen der Inhalt der Stelle mit Nietzsches Worten und ihr Ort nach Band und Seite der großen Ausgaben angegeben ist, wird Nietzsches Werk erstmalig nach Begriffen systematisch geordnet und in allen Zusammenhängen, Schichtungen und Abwandlungen klar und leicht übersehbar. —

Eine schwere Sorge trübt leider den Lebensabend der verdienten Frau: die Sorge um die Zukunft ihrer Schöpfung. Diese schien durch ihre klug vorausschauenden Maßnahmen und die hochherzige Stiftung beträchtlicher Mittel durch das schwedische Ehepaar Thiel völlig sichergestellt. Die Inflation hat das Vermögen der Stiftung Nietzsche-Archiv zu nichts zerrinnen lassen. Der in wenigen Jahren bevorstehende Ablauf der Schutzfrist und das Nachlassen des Bücherabsatzes infolge der allgemeinen wirtschaftlichen Notlage rücken die Gefährdung des Weiterbestandes des Zentrums der Nietzsche-Forschung und Nietzsche-Bewegung in bedrohliche Nähe. Wenn nicht durchgreifende Vorbeugungsmaßregeln ergriffen werden, sieht die Schwester Nietzsches an ihrem Lebensabend ihre verdienstvolle Schöpfung, der sie seit mehr als 30 Jahren ihre ganze Kraft gewidmet hat, zusammenbrechen.

Der Festschrift, die der Schwester Nietzsches zu ihrem 75. Geburtstag überreicht wurde, ist der Zarathustra-Spruch vorangestellt: „Wahrlich ein Ziel hatte Zarathustra, er warf seinen Ball: nun seid ihr Freunde meines Zieles Erbe; euch werfe ich den goldenen Ball zu. Lieber als alles sehe ich euch, meine Freunde, den goldenen Ball werfen!" Dieses wundervolle, von der ewig wachen Sehnsucht nach Helfern und Freunden durchzitterte Wort sollte die unerschrockene Vorkämpferin für Nietzsches Werk — sie, die als erste den der ermatteten Hand des Bruders entsunkenen Ball aufnahm, mit allen denen eng verbinden, die (jeder in seiner Art) den ernsten Willen bekunden, ihn weiterzuwerfen. Mögen sie dessen eingedenk sein, welche verantwortungsvollen **Verpflichtungen** ihnen diese Verbindung auferlegt!

Mehr Ehrfurcht!

Von Stefan Denk

Mehr Ehrfurcht, Herr, gib meinem Sinne!
Wie bin ich hungernd des Verstandes satt,
Denn was ich mir von deiner Welt gewinne,
Er nimmt's und macht es farblos, arm und matt.

Ich aber lechze, Herr, nach Kraft und Gluten,
Ich will erfüllt sein innig im Gemüt.
Ich will: es soll auch mich vertraut durchbluten,
Was irgendwie auf deiner Erde blüht.

Doch kann ich nicht dem Puls der Welt mich fügen;
Es kann der Mensch dein liebstes Kind nicht sein,
Denn jedes Wesen hat in sich Genügen —
Die Qual des Denkens läßt du uns allein.

Nietzsches deutsche Aufgabe

Von Kurt Hotzel

Von einer höheren Warte gesehen, werden sich alle Kämpfe und Krämpfe unserer Zeit und unserer deutschen Krise, der Seelenkrankheit Europas, auf den Zwiespalt zurückführen lassen, der einerseits in dem Streben nach Macht, dem Zielstreben aktivistischer Gruppen der verschiedensten „Weltanschauungen“ — und andrerseits in der allmenschlichen Sehnsucht nach „Glück“, nach ruhigem Wachstumsglück der befriedeten Seele liegt.

Das Seinsglück und der Werdenskampf sind vielleicht eine urmenschliche Gegensätzlichkeit in unserer Seele. Aber in der deutschen Seele wird dieser Kampf um so erbitterter ausgetragen, weil sie, von Natur zur Zwiespältigkeit angelegt, für beide gleichen Raum hat.

Kein deutscher Denker hat diese schicksalshafte Antinomie in sich wohl abgründiger und furchtbarer ausgetragen, als Friedrich Nietzsche. Er hat das humanistische Erbe antiker Seinsglück-Verehrung und das aufsteigende Macht-Ideal gleichermaßen in seiner Seele gehegt und sein Leben lang um eine höhere Einheit gerungen. Die erste Periode seines philosophischen schöpferischen Denkens war ganz im Banne des Werdens, des Hoffens auf ein deutsches Werden aus der Romantik heraus. Er glaubte an die Bewegung aus der Sphäre Richard Wagners, an die „Geburt“ einer neuen Kultur aus verschiedenen geschichtlichen Komponenten. Die zweite Periode seines Denkens nähert sich wieder der humanistischen Seinsglück-Verehrung. Das aristokratische Zeitalter der Aufklärung erscheint ihm als die höchste Stufe menschlichen Seins. „Naturnotwendigkeit“ ist der höchste Trumpf, den er ausspielt. Dionysos, Musik, Bewegung, Kultur als etwas zu Hoffendes, als Werdendes treten hinter „Tatsachen“ zurück. Und nun folgt jene dritte, für das deutsche Schicksal entscheidende Periode in Nietzsches Denken, die die Synthese der beiden Pole versucht. Gerade in diesem unbeendeten Kampfe, in diesem Stellen der deutschen Aufgabe liegt die Bedeutung dieses Denkerschicksals.

Er gibt in der dritten Periode wieder der Sehnsucht Raum nach metaphysischer Vertiefung, nach dem metaphysischen Troste der Religion und der Kunst: „Man muß Religion und Kunst wie Mutter und Amme geliebt haben — sonst kann man nicht weise werden.“ Und wenn die zweite Periode in Aphorismen ausklingt wie: „Dem Lichte zu — deine letzte Bewegung; ein Jauchzen der Erkenntnis — dein letzter Laut!“ — so liegt in diesem Jauchzen schon wieder die Rückkehr zu Dionysos angekündet. Es heißt denn auch von dem veredelten Menschen jetzt: „... Er zuerst darf sagen, daß er um der Freudigkeit willen lebe und um keines weiteren Ziels willen ...“ In demselben Aphorismus heißt es dann aber wieder dumpf und doch mit dem Stolze des Dürerschen Ritters zwischen Tod und Teufel: „Immer noch ist es die Zeit der Einzelnen.“

Man sieht also: Rückkehr zu Dionysos, zum metaphysischen Troste als Einzelner. Was lag in dieser Situation näher, als sich sein göttliches Idol, sein metaphysisches Du selbst zu schaffen? Wo die Brücke zum Menschen fehlt, wird die Brücke zum Übermenschen geschlagen. Nietzsche wollte sich seinen uneingestandenen Glauben, seinen

tief religiösen Wesenszug verstandesmäßig rechtfertigen. Dazu benutzte er die Historie, die Aufklärung (— er wollte ja das Banner der Petrarca und Voltaire weitertragen —), ferner die Naturwissenschaft mit ihrer Entwicklungslehre, und so wird der Übermensch zugleich ein natürliches Artsteigerungsideal und ein religiöses Idol. Schon in dem Werk der ersten Schaffensperiode, der Unzeitgemäßen Betrachtung „Schopenhauer als Erzieher", heißt es: „Ich sehe etwas Höheres und Menschlicheres über mir, als ich selber bin. Helft mir alle, es zu erreichen, wie ich jedem helfen will, der Gleiches erkennt und an Gleichem leidet."

Die Schöpfung Zarathustras in der Seele des Philosophen ist — wie wir es heute sehen — ein Ausweg der Verzweiflung, der Verzweiflung an der Einsamkeit. Die Einsamkeit des Einsiedlers von Sils-Maria, jenem kleinen Hochgebirgskurort im Oberengadin, wo der Todkranke seine Sommer vollbringen mußte, — diese Einsamkeit des unverstandenen und mißverstandenen Denkers ist es ja nicht allein, die ihn quält. Es ist jene tiefe Einsamkeit der Seele, das Gefühl der Losgerissenheit vom göttlichen All, die trostlose metaphysische Vereinzelung des modernen Menschen, die seelische Heimatlosigkeit — der Mangel eines geglaubten „Du" ist es, der Nietzsche zermürbt. Er lebt auch hier sinnbildlich für sein Jahrhundert, er lebt die geistige Hybris des Renaissance-Individualismus schauerlich zu Ende. Zarathustra ist der Spiegel dieser heroischen Verzweiflung. Deshalb ist das Werk auch keine Dichtung geworden, wie der Faust. Denn das ist nicht nur eine Frage der dichterischen Begabung, die gewiß bei Nietzsche sehr hoch war, sondern der Fähigkeit des Ausruhens, wie Goethe es ausdrückt, in Gott dem Herrn.

Was aber in dieser dritten Periode seines Schaffens weit über die verfehlte Absicht einer künstlerischen Mythenbildung hinausragt, ist die immer stärker werdende Schwingung des dionysischen Wesens. Das Pendel, das mit der „Geburt der Tragödie" anhob, schlägt jetzt wieder aus — fast beängstigend bei der ins Individuum gefesselten Explosivkraft dieses Feuergeistes. Die Werke folgen einander mit unheimlicher Schnelligkeit. Das letzte Jahrzehnt dieses Schaffens umfaßt die Arbeit eines ganzen Lebens in Aufzeichnungen und fertigen Büchern. Sie gipfelt in dem Entwurf des Riesenwerks „Der Wille zur Macht, Versuch einer Umwertung aller Werte". Dieses Buch sollte sich an die erlesenen, höheren Menschen wenden, von denen Nietzsche träumte und von denen er sagt: „Was hält man sonst nicht aus an Not, Entbehrung, bösem Wetter, Siechtum, Mühsal, Vereinsamung. Im Grunde wird man mit allem übrigen fertig, geboren wie man ist zu einem unterirdischen und kämpfenden Dasein; man kommt immer wieder einmal ans Licht, man erlebt immer wieder seine goldene Stunde des Siegs. Und dann steht man da, wie man geboren ist, unzerbrechbar, gespannt zu Neuem, zu noch Schwererem, Fernerem, bereit wie ein Bogen, den alle Not immer noch straffer anzieht. — Aber von Zeit zu Zeit gönnt mir — gesetzt, daß es himmlische Gönnerinnen gibt, jenseits von Gut und Böse — einen Blick, gönnt mir einen Blick nur auf etwas Vollkommenes, Zu-Ende-geratenes, Glückliches, Mächtiges, Triumphierendes, an dem es noch etwas zu fürchten gibt. Auf einen Menschen, der den Menschen rechtfertigt, auf einen komplementären und erlösenden Glücksfall des Menschen, um deswillen man den Glauben an den Menschen festhalten darf!"

Zu diesem Menschen führt einzig und allein das, was er unter dem Wort „dionysisch" ausdrückt: „Ein Drang zur Einheit, ein Hinausgreifen über Person, Alltag, Gesellschaft, Realität über den Abgrund des Vergehens: das leidenschaftlich-schmerzliche Überschwellende in dunklere, vollere, schwebende Zustände; ein verzücktes Jasagen zum Gesamtcharakter des Lebens als dem in allem Wechsel Gleichen, gleich Mächtigen, gleich Seligen; die große pantheistische Mitfreudigkeit und Mitleidigkeit, welche auch die furchtbarsten und fragwürdigsten Eigenschaften des Lebens gutheißt und heiligt. Der ewige Wille zur Zeugung, zur Fruchtbarkeit, zur Wiederkehr! Das Einheitsgefühl der Notwendigkeit des Schaffens und Vernichtens."

Von diesem Gesichtspunkte, von diesem Vorerlebnis erhöhter Menschlichkeit richtet nun Nietzsche in den achtziger Jahren mit prophetischem Blick das moderne Europa. Er sah die Welt um sich als Dekadence, Niedergang, Nivellierung, Verpöbelung. Er hielt die Zeit einer neuen Wertgesetzgebung für gekommen. Er fühlte sich selbst schließlich als neuer und höchster Gesetzgeber. Er versammelt in Zarathustra die „höheren Menschen", die Autoritäten seiner Zeit und deckt ihre Haltlosigkeit auf: „Götzendämmerung" sieht er hereinbrechen. Zarathustra ist seine neue Gesetzgebung; und nach dieser positiven Setzung wollte er dann in der „Umwertung aller Werte" seine wissenschaftliche Kritik geben. Im Willen zur Macht sah Nietzsche die Grundfunktion alles Lebens. Er wendet sich jetzt gegen Darwin und auch gegen Schopenhauer; weder Anpassung noch purer Wille zum Leben sei der Grundzug alles Lebendigen, sondern alles Lebendige, Starke — also „Gute" — drängt zum Angriff, zur Eroberung, zur Überwältigung im Geiste, also zur Macht! Dieses Überströmen, dieses angreifende Überwältigen stammt aus dem Überfluß der Natur, an den Nietzsche glaubt als an das „dionysische Fundament der Dinge".

Nietzsche hält den Idealen des Liberalismus, den er als die Herrschaft der Mittelmäßigkeit bezeichnet, die Ideale des vornehmen Menschen im griechischen Sinne, die Ideale einer geborenen Geistesaristokratie entgegen. Er ist damit zum großen schicksalshaften Gegengewicht in der Zeit der sozialen Ideen, revolutionären Tendenzen geworden, selbst ein Revolutionär, aber im entgegengesetzten Sinne. Es wird darauf hinauslaufen, ob man den Sinn des Lebens in einer beschränkten Zahl wahrhaft bedeutender, schöpferischer und repräsentativer Menschen von höchster Art sieht, oder ob man ein uferloses Gedeihen der vegetierenden Massen als Ziel der Menschheitsentwicklung betrachtet. Und es ist richtig, wenn ein revolutionärer Denker der jungen Generation der Vorkriegszeit bereits gesagt hat, daß es zwischen diesen beiden Standpunkten kein Kompromiß gibt. Nietzsche ist also das Selbstinnewerden der großen inneren Gefahr der Deutschen, und auf ihn selber gilt sein Wort: „Ein Volk, das sich seiner Gefahren bewußt wird, erzeugt den Genius." Ein Nachklang des Hölderlinschen „Wo aber Gefahr ist, da ist das Rettende auch!" ...

Das Rettende — es ist jener Gott, der die beiden Unglücklichen, die beiden Schicksalsgenossen des heiligen Wahnsinns, Nietzsche und Hölderlin, verbindet: Dionysos, der große Liebende. Denn was war Nietzsches Kampf gegen seine Zeit, gegen das, was er Christentum nannte, gegen die Romantik, gegen Wagner und Schopenhauer, gegen die Mitleidsmoral anderes als der Ausdruck eines heiß um Erlösung für sich und seine Brüder im Geiste ringenden Genius der großen Weltliebe, der welt-

verwandelnden Liebe? Dieser Kampf ist, wie wir gesehen haben, nur das Sinnbild eines Bruderzwistes in der eigenen Brust, wie er so wild, so schonungslos gegen sich, so faustisch überdeutsch, so unauskämpfbar verhängnisvoll, vielleicht nur in einem deutschen Herzen sich zutragen, in einem deutschen Herzen, das um sein Selbst, um die Rettung seines Selbst vor den dunklen Mächten kämpft. Das Deutschtum als eine Aufgabe — niemals ist es großartiger hervorgetreten als in dem größten Kritiker der Deutschen: Nietzsche! Er ist wesentlich unterschieden von den französischen Geistern, die ihn in so hohem Maße befruchteten, denn er will weder nur sich selbst darstellen, zynisch und skeptisch, noch andere bloßstellen, wie es französische Art ist, sondern er will einen neuen Menschen erzeugen über sich hinaus. In einer seiner glücklichsten Stunden vor dem Ende tröstet er sich mit „einem Goetheschen Blick voll Liebe und gutem Willen als Resultat".

Und wenn wir einen Blick zurückwerfen auf die Doppelung seines Wesens, so können wir am Ende feststellen, daß das Mysterium in seinem Geiste über die Skepsis siegte, der Glaube über den vereinzelten Intellekt. Eleusis siegte in Nietzsches Geiste über Voltaire, wenn er ausruft in der „Götzendämmerung": „Ich will ein für allemal vieles nicht wissen. Die Weisheit zieht auch der Erkenntnis Grenzen!"

Uns Deutschen aber gibt er in dieser Zeit folgende Leitsätze mit: „Die Völker, die etwas wert waren, wert wurden, wurden dies nie unter liberalen Institutionen: die große Gefahr machte etwas aus ihnen, das Ehrfurcht verdient. Die Gefahr, die uns unsere Hilfsmittel, unsere Tugenden, unsere Wehr und Waffen, unseren Geist erst kennen lehrt, — die uns zwingt stark zu sein... Erster Grundsatz: Man muß es nötig haben, stark zu sein, sonst wird's man nie! Und: „Wenn je ein Deutscher etwas Großes tat, so geschah es in der Not, im Zustande der Tapferkeit, der zusammengebissenen Zähne, der gespanntesten Besonnenheit." Und unter dem Gesichtspunkte des Großen Friedrich sagt er einmal: „Diese Skepsis verachtet und reißt trotzdem an sich. Sie untergräbt und nimmt in Besitz! Sie glaubt nicht, aber sie verliert sich nicht dabei, sie gibt dem Geiste gefährliche Freiheit, aber sie hält das Herz streng; es ist die deutsche Form der Skepsis, welche als ein fortgesetzter und ins Geistige gesteigerter Friderizianismus Europa eine gute Zeit unter die Botmäßigkeit des deutschen Geistes und seines kritischen und historischen Mißtrauens gebracht hat."

So stehen wir denn heute dankbar und voll Ehrfurcht vor diesem Opferleben, das uns gebracht wurde zu unserer Rettung. Unendlich reich ist in der Stille die Saat aufgegangen, die der Zarathustra-Weise ausgestreut hat. In der Stille: — denn draußen rast noch der Moloch der Ungeistigkeit. Ihn zu überwältigen und ein neues Geschlecht emporzubilden, zur Höhe, die er uns gezeigt hat, das bleibt unsere Aufgabe: nicht zuletzt die Aufgabe unserer Dichter und Künstler, denn in ihre Hand ist noch immer der Menschheit Würde gegeben. Und deshalb hat ein deutscher Dichter recht, wenn er, zutiefst gerührt auf dieses Opferleben zurückblickend, sagt:

„Und wenn die strenge und gequälte Stimme
Dann wie ein Loblied tönt in blaue Nacht
Und helle Flut, so klagt: Sie hätte singen,
Nicht reden sollen diese neue Seele!"

Rundschau

Die Entstehung und erste Wirkung von Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse"

Nietzsche war einer jener seltenen Menschentypen, die durch unablässig strömende geistige Schaffenskraft gekennzeichnet sind. Sie sind im Grunde Menschen der Tat. So kann man auch Nietzsches Veröffentlichungen in Buchform als konkrete Taten bezeichnen. Insonderheit trifft dies zu auf die nach dem „Zarathustra" erschienenen Werke. „Jenseits von Gut und Böse" ist die erste dieser kraftvollen Geisteshandlungen, dieser Vorstöße ohne jede traditionelle Hemmung auf die bisherige Kulturentwicklung der Menschheit, dieser im „Willen zur Macht" gipfelnden Versuche, die besten Menschheitsführer zur Hinaufzwingung des Typus Mensch in höhere Regionen zu veranlassen. Aus besonderem Anlaß habe ich das gesamte jetzt erst in vollem Umfange zugänglich gewordene Material über die Entstehung des wichtigen Programmwerkes Nietzsches „Jenseits von Gut und Böse" namentlich aus den Briefen vereinigt. Dieses Zusammenarbeiten aller aufschlußgebenden Stellen hat zum großen Teil zu neuen und jedenfalls immer zu interessanten Ergebnissen über den Zweck des Werkes, seine Einreihung in den Gesamt-Gedankenkomplex Nietzsches und seine Wirkung auf die Mitlebenden geführt.

Über die Einreihung der Schrift in sein Gesamtwerk wollen wir Nietzsche zunächst selbst hören. Mehrfach hat er die enge Zugehörigkeit zu „Also sprach Zarathustra" betont: „Die Gedanken und Niederschriften, welche diesem Buche zugrunde liegen, gehören derselben Zeit an, in welcher ‚Also sprach Zarathustra' entstand und dürften, schon um dieser Gleichzeitigkeit willen, nützliche Winke und Fingerzeige zum Verständnis des eben genannten schwerverständlichen Werkes abgeben. Namentlich auch zum Verständnis seiner Entstehung: mit der es etwas auf sich hat. Damals dienten sie mir sei es zur Erholung, sei es als Selbst-Verhör und Selbst-Rechtfertigung inmitten eines unbegrenzt gewagten und verantwortlichen Unterfangens. Möge man sich des aus ihnen erwachsenen Buches zu einem ähnlichen Zwecke bedienen: oder auch als eines vielverschlungenen Fußwegs, der immer wieder unvermerkt zu jenem gefährlichen und vulkanischen Boden hinlockt, aus dem dieses eben genannte ‚Buch für Alle und für Keinen' entsprungen ist. Gesetzt, daß dieses ‚Vorspiel einer Philosophie der Zukunft' keinen Kommentar zu den Reden Zarathustras abgibt und abgeben soll, so doch vielleicht eine Art vorläufiges Glossarium, in dem die wichtigsten Begriffs- und Wertneuerungen jenes Buchs — eines Ereignisses ohne Vorbild, Beispiel und Gleichnis in aller Literatur — irgendwo einmal vorkommen und mit Namen genannt sind" (W. XIV, S. 407).

Noch schärfer als hier wird in Ecce homo „Jenseits von Gut und Böse" als Erzeugnis einer geistigen Gegenstimmung zur Zarathustrastimmung gekennzeichnet: „Erwägt man, daß das Buch nach dem Zarathustra folgt, so errät man vielleicht auch das diätetische Regime, dem es seine Entstehung verdankt. Das Auge, verwöhnt durch eine ungeheure Nötigung, fern zu sehen — Zarathustra ist weitsichtiger noch als der Zar —, wird hier gezwungen, das Nächste, die Zeit, das Um-uns, scharf zu fassen. Man wird in allen Stücken, vor allem auch in der Form, eine gleiche willkürliche Abkehr von den Instinkten finden, aus denen ein Zarathustra möglich wurde. Das Raffinement in Form, in Absicht, in der Kunst des Schweigens, ist im Vordergrunde, die Psychologie wird mit eingeständlicher Härte und Grausamkeit gehandhabt — das Buch entbehrt jedes gutmütigen Wortes ... Alles das erholt: wer errät zuletzt, welche Art Erholung eine solche Verschwendung von Güte, wie der Zarathustra ist, nötig macht? ..." (W. XV, S. 103).

Außer dieser subjektiven Bedeutung des Werkes für Nietzsche selbst als einer Erholung von der Stimmung der Zarathustrazeit, in der die „Vehemenz der inneren Schwingungen ungeheuer" war, kommt ihm also das Merkmal des Niederzwingens des Zarathustrafernblicks aus der Höhe der Menschheitszukunft in die Gegenwart zu. Daher heißt es an anderer Stelle: „Von einer Vorstellung des Lebens ausgehend (das nicht ein Sich-erhalten-wollen, sondern ein Wachsen-wollen ist)), habe ich einen Blick über die Grundinstinkte unserer politischen, geistigen, gesellschaftlichen Bewegung Europas gegeben" (W. XIV, S. 410). So ist „dies Buch in allem Wesentlichen eine Kritik der Modernität, die modernen Wissenschaften, die modernen Künste, selbst die moderne Politik nicht ausgeschlossen, nebst Fingerzeigen zu einem Gegensatz-Typus, der so wenig modern als möglich ist, einem vornehmen, einem jasagenden Typus" (W. XV, S. 102). Nun wird die Andeutung klar, die Nietzsche in einem Brief an Freiherrn von Seydlitz am 26. Oktober 1886 macht (Br. I, S. 480): „Es ist eine Art von Kommentar zu meinem ‚Zarathustra'. Aber wie gut müßte man mich verstehen, um zu verstehen, inwiefern es zu ihm ein Kommentar ist." Vgl. auch an Jakob Burckhardt, 22. September 1886: „Dies Buch sagt dieselben Dinge wie mein Zarathustra, aber anders, sehr anders" (Br. III[1], 1, S. 187).

Wir würden aber fehlgehen, wenn wir Nietzsche nur bis hierher folgend uns betreffs der Einordnung von „Jenseits von Gut und Böse" bei diesem Ergebnis beruhigen wollten. Das Werk ist gewiß viel, viel mehr als nur Zarathustrakommentar, wie es seine Entstehung auch sicher nicht einfach dem Beweggrund verdankt, den Zarathustra verdeutlichen zu wollen. „Jenseits von Gut und Böse" ist vielmehr einzuordnen in den großen Rahmen, der das gesamte Umwertungsmaterial umfaßt, das Material zu Nietzsches Hauptwerk „Der Wille zur Macht", das etwa seit Sommer 1884 streng in den Vordergrund seines Schaffens rückte. Den Zusammenhang des Werkes mit der Umwertung betont Nietzsche am Anfang seiner Selbstkritik über „Jenseits von Gut und Böse" in Ecce homo: „Die Aufgabe für die nunmehr folgenden Jahre (die Jahre nach Zarathustra) war so streng als möglich vorgezeichnet. Nachdem der jasagende Teil meiner Aufgabe gelöst war, kam die neinsagende, neintuende Hälfte derselben an die Reihe: die Umwertung der bisherigen Werte selbst, der große Krieg — die Heraufbeschwörung eines Tags der Entscheidung" (W. XV, S. 102).

Von hier aus wird auch die an sich sonderbare Tatsache verständlich, daß Nietzsche bei der Gestaltung der Gedankenkomplexe von „Jenseits von Gut und Böse" zum Buch und bei der Frage der Veröffentlichung sich mit Plänen trug, die das Werk gar nicht als selbständige Schrift, sondern als zweiten Band früherer Werke hätte erscheinen lassen. Sein Material galt dem Verfasser eben als Teilstück seiner Gesamtgedankenwelt, dessen Titel und äußere Erscheinungsform ihm verhältnismäßig gleichgültig war. So dachte Nietzsche im Herbst 1885 daran, bei einer Neuauflage von „Menschliches, Allzumenschliches" (vgl. Br. IV, S. 228, 233, 240, V S. 633) aus dem Material von „Jenseits von Gut und Böse" einen zweiten Band jenes Werkes zu gestalten: es ist zu beachten, daß damals „Vermischte Meinungen und Sprüche" und „Der Wanderer und sein Schatten" noch nicht den zweiten Band von „Menschliches, Allzumenschliches" bildeten. Dabei war gewiß zugleich eine Umarbeitung von „Menschliches, Allzumenschliches" selbst geplant (an Gast 6. Dezember 1885 „eine zweite Auflage von ‚Menschliches, Allzumenschliches', welche ich mit viel Fleiß in diesem Sommer vorbereitet hatte", Br. IV, S. 233). Eine deutliche Spur des Zusammenhangs der beiden Werke finden wir noch jetzt bei Vergleichung von Aph. 1 in „Menschliches, Allzumenschliches" mit Aph. 2 in „Jenseits von Gut und Böse"; hier ist der gleiche Inhalt umgegossen in die reifere und großzügigere Form der späteren Zeit. —

Ferner haben wir ein Selbstzeugnis Nietzsches, daß er „Jenseits von Gut und Böse" gelegentlich als zweiten Band der „Morgenröte" zu veröffentlichen gedachte: „Ich hatte ihm (dem Verleger Credner) den zweiten Band meiner ‚Morgenröte' angeboten" (Ende Januar 1886 an die Mutter, Br. V, S. 658). — Endlich ist Nietzsche nach Veröffentlichung von „Jenseits von Gut und Böse" der Meinung gewesen, das fünfte Buch der „Fröhlichen Wissenschaft" passe besser

zu jenem Werk und müsse ihm zugesellt werden: „Vielleicht gehört es seinem Tone und Inhalte nach überdies mehr zu ‚Jenseits von Gut und Böse' und dürfte diesem Werke bei einer zweiten Auflage einverleibt werden, mit mehr Recht, wie mir jetzt scheint, als jener ‚Fröhlichen Wissenschaft'" (7. März 1887, Br. IV, S. 283). — Diese Geschichte der Pläne Nietzsches für die Buchgestaltung von „Jenseits von Gut und Böse" erweist gleichfalls seine besondere Bedeutung weit über den Kommentarcharakter zu Zarathustra hinaus, nämlich seine feste Veranterung nach allen Seiten hin innerhalb des Gesamtwerkes von Nietzsche.

Alles Bisherige wird bestätigt durch die äußere Entstehungsgeschichte des Werkes. Die ersten Aufzeichnungen zu „Jenseits von Gut und Böse" sind während der Entstehungszeit von „Also sprach Zarathustra", also in den Jahren 1883—1885 geschrieben. Ein Druckmanuskript entstand schon im Sommer 1885: die Vorrede ist datiert „Sils-Maria, Oberengadin, im Juni 1885". Trotz dieser auf Abgeschlossenheit hinweisenden Vorrede hat das Werk noch viele Hinzufügungen erhalten während des Winters 1885/86 bis in den Juni 1886 hinein, vor allem auch aus dem Material zum „Willen zur Macht". Die Umgestaltung während des Winters 1885/86 muß erheblich gewesen sein. Sonst wäre die Form, in der Nietzsche an Peter Gast am 27. März 1885 die Fertigstellung des Buches „Jenseits von Gut und Böse" zum erstenmal meldet, unverständlich: „Diesen Winter habe ich benutzt, etwas zu schreiben, das Schwierigkeiten in Fülle hat, so daß mein Mut, es herauszugeben, hier und da wackelt und zittert. Es heißt:

Jenseits von Gut und Böse.
Vorspiel
einer Philosophie der Zukunft." (Br. IV, S. 245.)

„Diesen Winter" (1885/86) hat er das Werk „geschrieben", diese Äußerung ist auffallend angesichts der Tatsache, daß das Werk im Sommer 1885 doch an sich schon fertiggestellt war. Vgl. auch Brief an Freifrau von Seydlitz, 7. Mai 1886: „ein Manuskript mit dem bösartigen Titel ‚Jenseits von Gut und Böse' ist das eine Resultat des Winters" (Br. I³, S. 475). Die Umarbeitung während des Winters muß sich ihm tief ins Bewußtsein eingegraben haben. Andrerseits bezeugt Nietzsche selbst in einem Brief an Georg Brandes vom 10. April 1888 an einer Stelle, an der er die Abfassungszeiten seiner Schriften festlegt: „Jenseits von Gut und Böse", Sommer 1885 im Oberengadin und den folgenden Winter in Nizza" (Br. III, S. 298).

Wegen des Druckes wurden Verhandlungen mit mehreren Verlegern geführt, z. B. mit Veit & Co. in Leipzig (damaliger Inhaber Credner); Ende Januar 1886 schreibt Nietzsche an seine Mutter: „Ich habe einen Verleger, das ist der langen Rede langer Sinn. Als ich nämlich nachts so weit war, mich zu Bett zu legen, fand ich zufällig noch einen Brief, den man mir unter der Tür durch ins Zimmer geschoben hatte (ländlich, schicklich, sehr schicklich!) Ich las ihn, er war von Credner — und seine Erklärung machte mir solches Vergnügen, daß ich nicht umhin konnte, im Hemde einen kleinen Rundtanz zu machen" (Br. V, S. 658). Aber die Verhandlungen zerschlugen sich wieder. Im April 1886 meldet Nietzsche an Overbeck: „Winter-Pensum exakt fertig, Abschrift selbsthändig besorgt, Fädchen drum gebunden, ad acta gelegt. Dergleichen druckt mir Niemand, am wenigsten Credner" (Briefwechsel mit Overbeck, S. 330). Sodann schreibt er an Gast am 21. April 1886: „Was mein Manuskript angeht: so schwebt noch eine Verhandlung mit dem Berliner Verleger C. Heymons (d. h. Carl Dunckers Verlag). Gesetzt, es wird auch da nichts ausgerichtet, nun, so hat es seine gute Seite für mich" (Br. IV, S. 247). In der Tat zerschlugen sich auch diese Verhandlungen. Deshalb beschloß Nietzsche, die Schrift auf eigene Kosten drucken zu lassen und gab sie im Mai 1886 bei einem Aufenthalt in Leipzig bei C. G. Naumann daselbst in Kommission. An Overbeck: „Ich mache den Versuch, etwas auf meine Unkosten erscheinen zu lassen: gesetzt, es werden 300 Exemplare verkauft, so habe ich die Kosten heraus und kann das Experiment eventuell wiederholen. Die Firma C. G. Naumann gibt ihren sehr achtungsvollen Namen dazu her" (Briefwechsel mit Overbeck, S. 341). Und an die Schwester schreibt er am 31. Mai 1886: „Die Verlegernot dauert nunmehr schon drei Mo-

nate und ist auf dieselbe kostspielige aber freiherrliche Manier endlich von mir abgeschüttelt worden, wie voriges Jahr" (Br. V, S. 673; Anspielung darauf, daß er auch den vierten Teil von Zarathustra schon auf eigene Kosten hatte drucken lassen). Über diese Verlegernöte vgl. Förster-Nietzsche S. 356. — Der Druck selbst fand statt im Juni—Juli 1886; am 14. Juni an die Schwester: „Es sind schon fünf Bogen im Druck fertig" (Br. V, S. 675), Ende Juli an die Mutter: „Der Druck ist nahezu beendet, er hielt mich bisher etwas aufrecht" (Br. V, S. 688). Das Werk wurde Anfang August 1886 ausgegeben. Peter Gast bezeugt: „Zwei erste fertige Exemplare des Buches erhielt ich vom Verlag am 1. August nach Annaberg gesandt" (Br. IV, S. 483). Nietzsche selbst schreibt am 17. August 1886 an Freiherrn von Seydlitz: „Du wirst es aus dem Umschlage meines letzterschienenen Werkes erraten, welches ich Dir (wie sich von selbst versteht) zugesandt habe" (Br. I[3], S. 477).

Die Wirkung des Werkes „Jenseits von Gut und Böse" bei den Freunden war niederschmetternd. Nur Peter Gast bildete eine rühmliche Ausnahme. Er fand wie immer Ausdrücke höchster Bewunderung, die das Wesen der Schrift so seltsam feinsinnig charakterisieren, daß sie noch heute Geltung haben müssen und kaum zu übertreffen sind. Am 23. Juni 1886 schreibt Gast an Nietzsche: „Gegen Mittag war ich schon über dem achten Korrekturbogen — der wieder Sachen enthält, die allein von Ihnen gefunden werden konnten und zu deren endlicher Publikation ich Ihnen und der zukünftigen Menschheit Glück und Preis singen möchte" (Br. Gast's an Nietzsche II, S. 56). Am 11. Juli 1886: „Die Abschnitte zur Frauenfrage, die unvergleichlichen Charakterisierungen der Franzosen, Engländer und Deutschen, des historischen Sinns, vor allem aber die grandiose Fassung des Begriffs Philosoph erfüllen mich mit Bewunderung vor der Macht und Tiefe und Feinheit und dem ungeheuren Reichtum Ihres Seelenlebens. Haben Sie meinen innigsten Dank für diese Genüsse! Kein Werk der Vergangenheit, noch gar der Gegenwart, könnte mir derartig verständlich und entzückend sein!" (a. a. O., S. 57). Am 5. August 1886: „Herrlich sind Ihre jetzt deutlich ausgesprochenen politisch-moralischen Lehren. Vielen, die sich in unsrer Zeit gegen die aufschwellende Volksherrschaft nicht mehr zu helfen wußten, werden Sie aus ihrer Not helfen... Von Ihnen aus muß eine Erhebung des ganzen Okzidents datieren... Was in Erstaunen setzt, ist Ihr Reichtum der Sprache für die selteneren und entlegensten Seelenzustände. Für viele davon gab es gewiß nur ein paarmal die zugehörigen Sinne, aber die Sprache wohl kaum, die zugleich das Gefühl des grenzenlosen in der Erforschung derselben hervorbrächte" (a. a. O., S. 59). Nietzsche dankt Gast für dieses Verständnis überaus herzlich im Brief vom 20. Juli 1886 (Br. IV, S. 252). Die anderen Freunde aber versagten völlig. Overbeck reagierte äußerst lahm: „Am Vorabend gerade eines kleinen Ausflugs in die Berge, den ich mit meiner Frau unternommen habe, empfing ich Dein wunderbares neues Buch. Ich nahm es gleich mit, da man bei solcher Wanderung zumal gestimmt ist, sich ins ‚Jenseits' versetzen zu lassen, zu dem Du Dich aufgeschwungen hast. Andererseits waren wir zu beweglich für die Ruhe, deren es für Deine subtilen Gedankengänge bedarf, die mir in diesem neuesten Stück noch merkwürdig sublimiert erscheinen" (Briefwechsel mit Overbeck, S. 343). Und Rohde schrieb jenen berüchtigten, unerhört verständnislosen Brief vom 1. September 1886 an Overbeck (veröffentlicht bei C. A. Bernoulli, Fr. Overbeck und Fr. Nietzsche, 1908, Bd. II, S. 162 ff.), den er allerdings später namenlos bedauert hat. Overbeck vermochte nicht freundschaftlicher gegen Nietzsche auf diesen Angriff Rohdes zu antworten, als mit einem höchst gewundenen, halb zustimmenden Schreiben vom 23. September 1886 (a. a. O., S. 164 f.), das in dem grotesken Satz gipfelt: „Und so ist's bei dem Meisten, was Sie einwenden: Ich bin an und für sich und zunächst einverstanden und im ganzen und schließlich doch ganz anderer Meinung."!! Nietzsche hat dieses verständnislose Zu-Gericht-sitzen der beiden begabtesten seiner Jugendfreunde über „Jenseits von Gut und Böse" nie erfahren. Aber geahnt hat er, wie die Dinge ungefähr lagen. Am 14. Juni 1886 schreibt er an die Schwester: „Weder Rohde noch Overbeck haben die blassesfe Vorstellung, worum es sich bei mir handelt, geschweige ein Gefühl

der Pflicht gegen mich. In dieser Universitäts-Luft entarten die Besten; ich fühle fortwährend als Hintergrund und letzte Instanz, selbst bei solchen Naturen wie Rohde und Overbeck, die allgemeine verfluchte ‚Wurschtigkeit' und den vollkommenen Mangel an Glauben... Ich möchte doch, daß mich Rohde nicht mit Overbecks Augen sähe. Wenn mich Overbeck nicht versteht, trotzdem er sich redlich Mühe gibt (wofür ich ihm immer dankbar sein werde), so darf ich mich nicht beklagen: er kann es nicht, es liegt nicht in seiner Art. Aber wenn Rohde Overbecks Anschauung über mich annimmt, so ist das sehr bitter: er könnte anders" (Br. V, S. 675 und 677).

Dagegen bereiteten fernerstehende Männer wie Jakob Burckhardt und Hippolyte Taine mit ihren brieflichen Äußerungen über „Jenseits von Gut und Böse" Nietzsche wirklich Freude. Zwar lehnt Burckhardt das volle Verständnis für die Perspektiven des ganzen Werkes ab; allein er findet doch für Einzelheiten feinsinnige und tiefe Worte der Anerkennung und schließt sein Urteil ab mit dem für Nietzsche schmeichelhaften Satz: „Das Buch geht eben weit über meinen alten Kopf, und ich komme mir ganz blöde vor, wenn ich Ihre erstaunliche Übersicht über das ganze Gebiet der jetzigen Geistesbewegung und Ihre Kraft und Kunst der nuancierenden Bezeichnung des Einzelnen inne werde" (Br. III, S. 189 f.). Taine nannte Teile des Werkes „infiniment suggestif" (Br. III, S. 198). Nietzsche quittiert darüber dankbar in Briefen an die Mutter vom Oktober 1886: „Herrlicher Brief des Professor Jakob Burckhardt über mein ‚gefährliches' Buch, wie es die Zeitungen nennen" (Br. V, S. 697). „Einer der bedeutendsten Franzosen, nach Geist, Charakter und Einfluß, Hippolyte Taine, ein Mensch von der hohen Qualität wie Jakob Burckhardt in Basel, hat mir zum Dank für mein letztes Buch einen herrlichen Brief geschickt; ich habe immer die Teilnahme der alten, unabhängigen und weitblickenden Denker für mich gehabt" (Br. V, S. 698).

Die öffentliche Kritik brachte diesmal wenigstens eine Besprechung, die zwar auch nicht die Tiefe der Einsichten und die Weite des Horizonts von „Jenseits von Gut und Böse" voll erfaßte, aber doch immerhin den Eindruck hinterließ, daß damit etwas Neues, Unerhörtes, Folgenschweres erschienen sei. J. V. Widmann veröffentlichte im Berner „Bund" vom 16. und 17. September 1886 einen Artikel über „Jenseits" mit der Überschrift „Nietzsches gefährliches Buch". Der Aufsatz hat bei Nietzsche einen starken Eindruck gemacht. Er berichtet nach allen Seiten darüber (vgl. Brief vom 20. September an Gast, Br. IV, S. 262, an denselben vom 31. Oktober, Br. IV, S. 267, an Malwida von Meysenbug vom 24. September, Br. III, S. 620, an die Schwester vom 3. November, Br. V, S. 700 usw.). Es seien daher einige wesentliche Stellen daraus wörtlich angeführt: „Jene Dynamitvorräte, die beim Bau der Gotthardbahn verwendet wurden, führten die schwarze, auf Todesgefahr deutende Warnungsflagge. Ganz nur in diesem Sinne sprechen wir von dem neuen Buche des Philosophen Nietzsche als von einem gefährlichen Buche. Wir legen in diese Bezeichnung keine Spur von Tadel gegen den Autor und sein Werk, so wenig als jene schwarze Flagge jenen Sprengstoff tadeln sollte. Noch weniger könnte es uns einfallen, den einsamen Denker durch den Hinweis auf die Gefährlichkeit des Buches den Kanzelraben und den Altarkrähen auszuliefern. Der geistige Sprengstoff, wie der materielle, kann einem sehr nützlichen Werke dienen; es ist nicht notwendig, daß er zu verbrecherischen Zwecken mißbraucht werde. Nur tut man gut, wo solcher Stoff lagert, es deutlich zu sagen: hier liegt Dynamit. Das ist also die Meinung des Titels, den wir unsrer Anzeige eines neuen Buches von Friedrich Nietzsche gegeben haben. Das merkwürdige Buch heißt ‚Jenseits von Gut und Böse. Vorspiel einer Philosophie der Zukunft'. Bei C. G. Naumann in Leipzig ist es vor wenigen Wochen erschienen. Wie der Leser aus dem Titel schon ahnt, setzt sich der Verfasser in diesem Werk die Aufgabe, über den Moralbegriff hinauszuschreiten und eine Welt als vernünftige Welt zu konstruieren, in welcher das, was bisher als festester Grund des Menschenlebens gegolten hat, das Bewußtsein von Gut und Böse, keine Geltung mehr haben soll... Nietzsche ist der Erste, der einen neuen Ausweg weiß, aber einen so furchtbaren, daß man ordent-

lich erschrickt, wenn man ihn den einsamen, bisher unbetretenen Pfad wandeln sieht. Wenn jene Erstgenannten (Vorgänger von Nietzsche) den Moralbegriff auf die Natur übertrugen, willkürlich, ohne andere Berechtigung als den frommen Wunsch, so schön möchte die Lösung sein, so überträgt Nietzsche umgekehrt den Machtbegriff der Natur auf die Menschheit und sagt: Schafft euer moralisches Denken ab, seid, statt Sittlichkeitsmenschen, Machtmenschen, und aller Dualismus ist weg. Ihr braucht kein Mitleid mehr, keine Scham, keine Gerechtigkeit; dann fühlt ihr auch nicht den Mangel solcher Ideen in der Natur. Dann seid ihr wieder eins mit der Welt, freie Göttersöhne. Professor Nietzsche sagt diese Dinge viel feiner, mit hundert geistreichen Wendungen und Blendungen; er muß entschuldigen, daß, wenn eine Tageszeitung von seinem Buche, das ihr zugeschickt wird, Notiz nehmen soll, die Sprache alltäglicher und plumper tönt, dafür deutlich für jedermann. ‚Aber das ist ja eine schreckliche Philosophie!' Gewiß. Nietzsche gibt sich auch durchaus keiner Illusion über die Menschenart hin, die entstehen müßte, wenn diese Philosophie aus der Theorie in die Praxis sich übertragen sollte. So läßt er den Gott Dionysos in einer Art von Vision zu ihm (Nietzsche) sprechen: ‚Der Mensch ist ein angenehmes, tapferes, erfinderisches Tier, das auf Erden nicht seinesgleichen hat; es findet sich in allen Labyrinthen noch zurecht. Ich bin ihm gut: ich denke oft darüber nach, wie ich ihn noch vorwärts bringe und ihn stärker, böser und tiefer mache, als er ist, auch schöner.'"

Aber diese Stimme war auch die einzige, die allenfalls in Betracht kam. Der Rest war ahnungslos. Nietzsche zieht das Fazit über die öffentlichen Äußerungen in einem Brief an die Mutter vom 3. Oktober 1887: „Ich fand beieinander, was in den deutschen Zeitschriften alles über mein letztes Buch gedruckt worden ist: ein haarsträubendes Kunterbunt von Unklarheit und Abneigung. Bald ist mein Buch ‚höherer Blödsinn', bald ist es ‚diabolisch berechnend', bald verdiente ich dafür aufs Schafott zu kommen (wenigstens nach der Art der früheren Zeiten, sich gegen unangenehme Freigeister zu wehren), bald werde ich als Philosoph der junkerlichen Aristokratie verherrlicht, bald als zweiter Edmund von Hagen verhöhnt, bald als Faust des neunzehnten Jahrhunderts bemitleidet, bald als ‚Dynamit' und Unmensch vorsichtig beiseite getan" (Br. V, S. 741; vgl. die ausführlichere Darstellung dieses Ergebnisses in W. XIV, S. 415 ff.). Aber Nietzsche hatte dieses Unverständnis vorausgeahnt. Er sagt im Hinblick auf die voraussichtliche Wirkung von „Jenseits von Gut und Böse": „Eine Philosophie, welche nicht verspricht, glücklicher und tugendhafter zu machen, die es vielmehr zu verstehen gibt, daß man in ihrem Dienste wahrscheinlich zugrunde geht, nämlich in seiner Zeit einsam wird, verbrannt und abgebrüht, durch viele Arten von Mißtrauen und Haß hindurch muß, viele Härte gegen sich selber und leider auch gegen andere nötig macht: eine solche Philosophie schmeichelt sich niemandem leicht ein: man muß für sie *geboren* sein — und ich fand noch keinen, der es war" (W. XIV, S. 412). Etwa erst nach hundert Jahren versprach sich Nietzsche eine Wirkung davon: „Nehmen wir an, daß es gegen das Jahr 2000 gelesen werden *darf*" (an Malwida von Meysenbug 24. September 1886, Br. III, S. 618).

Dr. Richard Oehler

Langbehn und Nietzsche

Im Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br., ist soeben ein Buch erschienen, das eine zweite Wirkungsepoche jenes gewaltigen Vorkämpfers für deutsche Kultur — des Rembrandtdeutschen Julius Langbehn — einleiten dürfte, wenn es nicht gar eine höchste Welle dieser Wirkung auslöst.

Benedikt Momme Nissen hat seinem vertrauten Gefährten in dem Werk „Der Rembrandtdeutsche" ein Denkmal von bleibendem Wert errichtet. Endlich treten die Züge des einst so geheimnisvollen Mannes klar und scharf aus dem Dunkel der von ihm ängstlich gehüteten Namen-

losigkeit heraus: eine der charaktervollsten und stärksten Persönlichkeiten des 19. Jahrhunderts steht vor uns.

Die deutsche Jugend sucht nach geisteskühnen, männlich-trotzigen Führern ihres Geblüts. Wie in Friedrich Nietzsche, so besitzt sie auch in Julius Langbehn eine überragende Führergestalt, deren national-sittlichen Wert sie im Grunde noch gar nicht begriffen hat, ebensowenig wie Friedrich Lienhards Beseelungswerk am deutschen Volk.

Momme Nissens tiefgründige Arbeit ermöglicht es, die geistig-seelische Struktur des „Rembrandtdeutschen" in ihrer Einheit und ihren Gliederungen zu überschauen. Und bei dieser Wesensschau gewinnt man eine Erkenntnis: die Erkenntnis, daß in menschlicher Beziehung eine überraschende Ähnlichkeit zwischen Julius Langbehn und Friedrich Nietzsche besteht und daß die beiden Großen in geistiger Hinsicht zum mindesten stark verwandt sind. Je mehr Benedikt Momme Nissen diese geistige Verwandtschaft aus naheliegenden Gründen bestreitet, um so erwünschter wäre eine umfassende Studie über Nietzsches Einfluß auf Langbehn, aber auch über die beiden Denkern gemeinsamen selbständigen Leistungen. Wir dürfen uns dadurch nicht beirren lassen, daß Langbehn nach seinem Übertritt zum Katholizismus mit rücksichtsloser Schärfe über Nietzsches antichristliche Stellung geurteilt hat, zumal in Briefen an seinen bischöflichen Freund Professor Keppler. Auch Langbehn hat viel zu stark das Negative in Nietzsches Philosophie betont. Wer den Aufsatz von Hans Gallwitz in den Preußischen Jahrbüchern (2. H. Februar 1896): „Nietzsche als Erzieher zum Christentum" gelesen hat, der wird — abweichend von der Auffassung W. v. Hauffs an anderer Stelle dieses Heftes — freudig auch die wahrhaft christlichen Werte bei Nietzsche anerkennen. (Vgl. auch die Arbeit von Theodor Odenwald: „Das Religionsproblem bei Friedrich Nietzsche"; Friedrich Rittelmeyer: „Friedrich Nietzsche und die Religion"; Dr. E. Arnold: „Urchristliches und Antichristliches im Werdegang Friedrich Nietzsches"; v. Oppeln-Bronikowski: „Friedrich Nietzsche als Theologe und Antichrist", Nord und Süd, Oktoberheft 1900; Reinhold Lindemann: „Nietzsche und das Christentum", Der Gral, Heft 4, 1925.)

Als Mensch war Friedrich Nietzsche jedenfalls ein Christ wie nur irgendeiner. Seine Herzensgenialität, seine Leutseligkeit, seine vorbildliche Nächstenliebe, seine Sittenreinheit stellen ihn hoch über so manchen Pharisäer, der ihn aus dogmatischen Gründen verdammt. Und über die menschlichen Eigenschaften Nietzsches hat sich Langbehn immer von neuem in Bewunderung geäußert, nachdem ihn jene seltsame Affinität des Bezüglichen zu dem großen Dichter und Philosophen geführt hatte — tragischerweise erst, als Nietzsche schon krank in Jena leben mußte.

Dafür müssen wir Benedikt Momme Nissen besonders dankbar sein, daß er in seinem Kapitel „Der Fall Nietzsche" den Besuch Langbehns in Jena ausführlich schildert und den tiefen Eindruck belegt, den Nietzsches menschliche Eigenschaften bei Langbehn hervorriefen.

Nietzsches Mutter, die der „rührend gute Dr. Langbehn" in Naumburg aufgesucht hatte, um sich mit ihr über Zustand und Pflege und — Heilung ihres Sohnes zu beraten, reiste mit ihm nach Jena, führte ihn dort beim Direktor Binswanger sowie den andern Ärzten der Anstalt ein; einer von ihnen machte ihn bekannt mit ihrem Sohne. Als Langbehn ihn herzlich begrüßte, fiel Nietzsche ihm gleich um den Hals und küßte ihn. „In angeregtem Gespräch wandelten dann die beiden Männer mit der Mutter vor der Anstalt auf und ab. Das Wort „Venedig" führte die Seelen zusammen. Nietzsches Vorliebe für die Meereskönigin und sein Wort: „Sage ich südwärts der Alpen, so meine ich Venedig", konnte Langbehn voll erwidern. Der Kranke lebte auf in italienischen Erinnerungen und sagte dabei Verse her, die er in der Lagunenstadt gedichtet hatte. Der Mutter war es eine wahre Freude, die beiden zu hören. Zuletzt bekundete Nietzsche seine Zuneigung und Zuversicht zu seinem Besucher mit den Worten: „Ich glaube, Sie bringen mich wieder auf den Damm." Freudiger Hoffnung voll kehrte seine Mutter nach Naumburg zurück und schrieb ihrer in Paraguay weilenden Tochter: „Gott hat mir in Langbehn einen Engel gesandt." —

Langbehn blieb nun mehrere Wochen in Jena, ging täglich stundenlang mit dem Kranken spazieren und nahm sich seiner unter den Augen der Ärzte fürsorglich an. Diese Zeit ist der Mutter später als die weitaus beste des ganzen Jahres für ihren Sohn erschienen. Zuerst trug Langbehn Sorge für Vervollständigung der Ausstattung des feinfühlenden Leidenden; denn bei einbrechender Winterkälte fehlte es ihm, was die treue Mutter nicht ahnte, an geeignetem Schuhzeug wie an Handschuhen, und im dünnen Überrock fror er auf den Spaziergängen. Wie ein Kind freute sich Nietzsche über jede ihm erwiesene Aufmerksamkeit. Wie ein Kind, „wie ein Königskind", meinte Langbehn, müsse der Kranke auch behandelt werden. Von geringen Ausnahmen abgesehen, konnte er sich vortrefflich und vernünftig sogar über die tiefsten Fragen mit ihm unterhalten.

Es ist nicht verwunderlich, daß Langbehn bei dieser tröstlichen Besserung in Nietzsches Befinden die feste Überzeugung gewann, der Kranke könnte bei sorgsamer und liebevoller Individualbehandlung völlig genesen. Sein Aufenthalt in der Binswangerschen Klinik in Jena deuchte ihn eines so edlen Mannes unwürdig. Er faßte deshalb den Entschluß, Nietzsche nach Dresden in eigene Pflege zu nehmen, um ihn zu heilen. Mit Dr. Langbehn und Nietzsches Schwester stehen auch wir auf dem Standpunkt, daß Nietzsche keineswegs an jener Krankheit litt, die ihm von Möbius angedichtet wird. Es ist nach neueren psychiatrischen Einsichten, wie sie etwa Kretschmer vermittelt hat, durchaus möglich, daß Nietzsches schizothyme Anlage durch die starken und zum Teil in ihren Wirkungen noch gar nicht erforschten Schlafmittel eine krankhafte Richtung nahm, aus der eine Umkehr zur Gesundheit sehr wohl möglich gewesen wäre.

Overbeck hat Langbehns Versuch, Nietzsche zu sich zu nehmen, zunichte gemacht, so sehr sich auch der wackere Peter Gast zu Langbehn bekannte. Nietzsches Mutter war machtlos, erreichte aber dennoch später die Übersiedlung ihres Sohnes von Jena nach Naumburg.

Als Langbehn im Herbst 1900 die Botschaft vom Hinscheiden Nietzsches erfuhr, schrieb er an Bischof von Keppler:

„Mein Urteil über den Menschen Nietzsche beruht auf dem persönlichen Eindruck von ihm. Ich habe einen arg- und harmloseren Menschen als ihn unter den Gebildeten überhaupt nicht kennengelernt ... Ein Professor, der mit ihm in der Schweiz verkehrte, sagte, er habe nie in seinem Leben einen so kindlichen Menschen gesehen. Es entzückte ihn, wenn er auf der Straße einen ordentlichen, freundlichen, aufgeweckten, geraden Knaben begegnete. Auch mich schien er als solchen zu betrachten. Als ich ihm einmal eine treffende Bemerkung machte, streichelte er mich im Gesicht wie einen Jungen. Er war mir sehr dankbar für Belehrungen wie für Liebesbeweise. Beide erfuhr er von mir und küßte mir einmal buchstäblich den Saum meines Rockes ... Rühmend muß man hervorheben, daß er persönlich nicht eine Spur von Hochmut hatte. Nietzsche war rein und ritterlich ... Bei aller geistigen und literarischen Verderbtheit ist eine strenge, keusche Grazie in Nietzsche, die ihm eine unendliche, innerliche Elastizität verleiht. Sicher ist, daß weder Byron noch Nietzsche zu einer Gemeinheit oder Perfidie fähig waren. Das entscheidet für mich. Edle können irren, ja fallen; aber auch wieder aufstehen. Gemeine erheben sich nie über ihr Niveau. Kraft kann sich weit leichter zu Gott zurückfinden als Schwäche. Jämmerlichkeit des Charakters, Rückhaltlosigkeit, jetzt in Deutschland endemisch, ist unheilbar. Nietzsches Philosophie durchbricht das herrschende Heuchelsystem. Ich habe in Nietzsche einen Bruder verloren. Gott sei seiner armen Seele gnädig. Darf ich Sie bitten, ihn Gottes Barmherzigkeit zu empfehlen, weil er mein Bruder war?" —

Menschlich schöner können diese Betrachtungen wohl nicht abschließen.

Dr. Konrad Dürre



Frühlingsweide — G. Segantini

(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München)

Natur und Geist

Als der große Schweizer Albrecht von Haller das berühmte Wort aussprach: „Ins Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist. Zu glücklich, wann sie noch die äuß're Schale weist", entgegnete Goethe kampflustig: „Natur hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einem Male. Dich prüfe du nur allermeist, Ob du Kern oder Schale seist!"

Vielleicht hat Goethe sein tiefstes Wesen nie und nirgendwo klarer erfaßt und bekannt als in diesem tiefsinnigen Worte; denn es zeigt kristallklar und anschaulich das Allumfassende seiner Persönlichkeit. Seine Universalität war keine wertlose Vielwisserei, sondern natürlicher, bodenwüchsiger Reichtum an köstlichsten Eigenschaften. Darum konnte er tiefe Metaphysik und lebensvolle Sinnlichkeit in herrlichen Einklang bringen, als Künstler und Denker.

Natur und Geist war ihm eine göttliche, große Einheit, und die innere und äußere Harmonie zwischen ihnen war ihm Inbegriff aller Kultur.

Man begegnet häufig in weiten Kreisen von Forschern und Gelehrten der Auffassung, Goethe sei zu dieser Ansicht hauptsächlich durch Spinoza gekommen, indem man sich an einige bezügliche Worte Goethes hält. Nun hat zwar unzweifelhaft eine gewisse Wahlverwandtschaft Goethes mit Spinoza bestanden, aber sie kam mehr durch den natürlichen Gegensatz beider zustande. Unvergleichlich größer und inniger war seine Ideengemeinschaft mit dem gewaltigen deutschen Denker Leibniz. Wer denkt hierbei nicht zunächst an Leibnizens berühmte Lehre von der „prästabilierten Harmonie" d. h. der „von Anfang an gesetzten Übereinstimmung der Dinge und Charaktere"?

Goethe wurde hauptsächlich durch Herder auf Leibniz aufmerksam, wie denn Herder ja überhaupt wohl den stärksten Einfluß auf Goethe ausgeübt hat. Es muß jeden Deutschen mit tiefer Befriedigung und hohem Stolze erfüllen, daß zwischen Leibniz und Goethe eine solch erstaunliche Übereinstimmung des Denkens und Schauens bestanden hat; denn diese Übereinstimmung bürgt uns für die unerschütterliche Bedeutung Goethes als Künstler und Denker für alle Zukunft. Trotz seiner erstaunlichen Leistungen auf dem Gebiete der strengen Naturwissenschaft begegnet die zünftige Gelehrtenwelt im Lager der Naturforscher und Mathematiker Goethe mit einer gewissen kühlen Zurückhaltung, ja Geringschätzung. Da gewährt es große Genugtuung, daß ein Naturforscher von dem Range Leibniz', der vor Gauß unzweifelhaft das größte mathematische Genie war, nicht nur nirgendwo in Gegensatz zu Goethes Lehren zu bringen ist, sondern geradezu als ein Schwurzeuge und Eideshelfer Goethes im denkbar höchsten Sinne betrachtet werden muß. Man kennt ja jenes vielsagende Wort, daß in einer Lehre gemeinhin gerade soviel Wissenschaft enthalten sei, wie sie reine Mathematik berge. Darum bietet ein Denker und Künstler, der sich in diesen wichtigen Dingen an Goethe anschließt und auf seine Lehren und Naturanschauung baut, Gewähr für Wahrheit, Ernst, Leben und Kraft; denn er bekennt die Einheit von Natur und Geist.

Über diesen Gegenstand handelt Dietrich Mahnke in einer ausgezeichneten Abhandlung: „Leibniz und Goethe, die Harmonie ihrer Weltanschauung" (Verlag Kurt Stenger, Erfurt 1924). Dieser Autor hat sich ein großes Verdienst mit seiner Arbeit erworben; denn er hat die zahlreichen Ariadnefäden bloßgelegt, die Leibniz und Goethe verbinden. Wenn es überhaupt möglich ist, gewinnen wir durch Mahnkes prachtvolle Darlegungen, die von größter Gewissenhaftigkeit und genialischer Intuition zeugen, Goethe noch lieber und schließen ihn noch mehr in unser Herz.

Daß nun Leibniz und Goethe in dieser Hinsicht nicht umsonst gelebt und gewirkt haben, sehen wir in der Gegenwart in immer steigendem Grade; denn wohin wir unsern Blick lenken, überall bemerken wir, daß die ausgezeichnetsten Schriftsteller der Gegenwart unverkennbar diese Auffassung von der Einheit von Natur und Geist in ihren Werken stark und bewußt betonen. Darin liegt aber ein sehr großer, wahrhafter Fortschritt unseres zurzeit so furchtbar geschwächten und gedemütigten Volkes; denn am letzten Ende muß sich dieser Fortschritt in der inneren Kultur

und äußeren Macht einst vollwertig auswirken. Eine Kultur aber, eine innere Geistesverfassung und äußere Machtgestaltung, die ehrlich und treu, bewußt und entschlossen der Einheit von Natur und Geist Rechnung trägt, bietet unzweifelhaft die sicherste Gewähr für Dauer und Gesundheit. Zunächst freilich werden erst die Spitzen unseres Geisteslebens, die Universitäten und Akademien, von dieser Geistessonne Goethescher Weltanschauung bestrahlt und durchleuchtet. Dann aber geht der Strom der Geistesbildung und Kulturgestaltung auf dem Umwege über die Schulen und das gedruckte Wort, sowie den lebendigen Verkehr bis in die letzten Kanäle der deutschen Menschheit, in ihr Hirn und Herz. Sind jedoch Hirn und Herz der deutschen Menschen erst von dieser geistigen und seelischen Kraftquelle durchströmt, dann hat das deutsche Volk selbst die Pforten der Hölle nicht mehr zu fürchten.

Platons Wort: Der Staat nur könne gedeihen, in dem die Könige Philosophen oder die Philosophen Könige seien, gilt auch im Geistesleben. Nur dann ist es gut bestellt um unser Geistesleben, wenn die Naturforscher den Geist und wenn die Weltweisen die Natur nicht zu kurz kommen lassen.

Ein dünnes Heft liegt vor mir: „Der Weg zum Erfolg“ von Dr. Franz Hering (Verlag von Wilhelm Hartung, Leipzig 1925). Umfang und Inhalt an Gedankenschwere und Herzenswärme sind einander umgekehrt entsprechend. Hering zieht klar und entschlossen die letzten Folgerungen aus der wissenschaftlichen Atomphysik: Nicht nur das Bohrsche Atommodell, sondern alle andern Ergebnisse der neueren, ernsthaften physikalischen Forschungen lassen die strategische Lage des „wissenschaftlichen“ Materialismus als völlig hoffnungslos erscheinen. Dementsprechend hat das neuere, wissenschaftlich ernste Weltbild durchaus dynamistisches Gepräge. Ist die Kraft jedoch an Stelle der Materie getreten, dann ist die Beziehung der Physik zur Metaphysik, der Naturwissenschaft zur Religion unverkennbar. Die echte Religion erhält eine unerschütterliche Stütze, wenn man diese Kraft als göttliche Urkraft betrachtet, als Ausfluß, als Wesenheit Gottes anschaut. Dies tut in gewissem Sinne der geistvolle, wahrheitliebende Verfasser, indem er dem Sinne nach diese Schrift gipfeln läßt in den in einer andern Schrift seiner Feder stehenden Worten: „Die Zeit, wo man eine allschaffende — der Gläubige sagt: göttliche — Kraft in Abrede stellen konnte, ist mithin definitiv vorüber; und diese Feststellung ist nach meinem Dafürhalten das größte Verdienst, das sich die Chemie nunmehr um die Menschheit erworben hat; es ist m. E. viel größer als die Unzahl der Erfindungen auf technischem Gebiete, die wir der Chemie verdanken!“ — Die Chemie ist hier als ein Zweig der neueren Atomphysik gedacht und ausgewertet.

Man beachte wohl, daß ein ernsthafter, streng wissenschaftlich denkender Chemiker auf diese sittlich und religiös, mithin auch allgemein kulturell naheliegende dynamistische Auswertung der neueren Atomphysik bewußt hinweist. Darum nennt er diese praktische Auswertung seiner exakten Fachwissenschaft eine Rettung aus vielen Wirren und Nöten unserer Zeit. Herings „Weg zum Erfolg“ lehrt in Summa die Befreiung unserer Seele von den Schlacken des erdwärts wuchtenden Materialismus. Die sicher bald zu erwartenden Neuauflagen seiner Schrift sollten dies Wort als Viaticum, als Leitwort tragen. Besonders Geistliche sollten das wertvolle Schriftchen lesen, es wird ihnen manche Erfolge ermöglichen.

Auf anderen aber doch ähnlichen Wegen sucht R. H. Francé durch seine Bücher und seine Zeitschrift „Telos“ das menschliche Leben erfolgreich zu gestalten. Francé stellt sich ja das hohe Ziel, seinen Jünger durch die Schluchten und Fährnisse des Lebens an der Hand seiner Lebenslehre sicher und reibungslos zu führen. Die große Reihe seiner bedeutenden Schriften hat Francé zur Zeit gipfeln lassen in seinem, im Verlag Ullstein veröffentlichten Werke „Das Buch des Lebens“. Das gedankenreiche, flüssig geschriebene, überall fesselnde Buch beleuchtet weite Horizonte und schürft auch tief unter der Oberfläche dieser Erscheinungswelt. Francé strebt danach, fest auf der Erde zu stehn, da sie ja dem Tüchtigen nicht stumm ist. Er vermeidet es sorgfältig und peinlich, der Metaphysik Einfluß zu gestatten auf sein Werk und auf das Leben seiner Anhänger. Sicherlich wird dies Buch im praktischen Leben ausgezeichnete Dienste tun, viele

Konflikte und Hemmungen rechtzeitig und nachdrücklich beseitigen und die Wege zum praktischen Erfolge glätten und ebnen. Ich kenne und begleite Francé auf seinem Wege des Denkens und Lehrens seit einem Vierteljahrhundert. Er hat uns sehr viel Schönes und Bedeutendes gegeben, auch in diesem Buche! Aber ich muß bekennen, daß mir manches Bedenken kommt, angesichts seiner immer schärfer und rücksichtsloser auftretenden Gegnerschaft gegenüber der Metaphysik. Gedenke ich seiner früheren Werke, in denen er z. B. prachtvoll von den Philosophen der Eleatischen Schule redet, dann werde ich eine leise Betretenheit nicht los, wenn ich seine Kritik des „heldischen" Menschen im Anfangskapitel des vorliegenden Buches lese. Ich bin überzeugt, daß Francé aus den edelsten, idealsten Gründen spricht, schreibt und handelt. Ich weiß, daß er Ehrfurcht vor den großen Idealisten der Inder, Hellenen und Deutschen hat, insonderheit vor Platon und Schopenhauer. Er lehnt also diese Denker mithin keineswegs gänzlich ab, sondern nur dort, wo sie ihm seiner Ansicht nach zu metaphysisch urteilen. Aber der gewöhnliche Leser kann leicht zur Überhebung seiner selbst und Geringschätzung der gewaltigsten und erhabensten Geistesfürsten kommen, wenn er die Kritik des „heldischen" Menschen nicht mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit liest. Von einigen Punkten dieser Art abgesehen ist „Das Buch des Lebens" wundervoll. Vor allem, weil es Natur und Geist überall im Goetheschen Sinne als Einheit setzt und demgemäß durch und durch einheitlich, organisch wirkt. Prachtvoll erscheint das Werk gegenüber der Philistrosität zahlreicher „populärer" Naturwissenschaftler, wie etwa Häckel. Überall merkt man dem Verfasser hohe und feine Kultur an und innige Liebe zur allumfassenden Natur. Ein besonders glänzender Vorzug dieses Buches ist seine weltpolitische Kritik des sogenannten Imperialismus im allgemeinen und des britischen Weltreiches im besonderen. Francés Betrachtungen über den Imperialismus der westeuropäischen Demokratien gewähren nicht nur einen geradezu künstlerischen Genuß, sondern auch ausgezeichnete Belehrung in außenpolitischer Hinsicht. Ich möchte Francé daraufhin allen Ernstes vorschlagen, ein „Brevier für Weltpolitiker" insonderheit für Diplomaten und neuzeitliche Parlamentarier zu schreiben. Es könnte reichen Segen stiften, wenn wir die alte Wahrheit, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, von Francé hier auf die gegenwärtigen Weltmächte angewandt sehen. Denn wir erhalten durch seine unerbittlichen, klaren und zwingenden Ausführungen kritischer Art gegenüber unsern Peinigern neuen Mut und starke Zuversicht. Francés Kritik gegenüber dem britischen Weltreich und seiner Politik gipfelt im wesentlichen darin, daß er im Einklang mit seiner Biologie auf die unüberwindlichen Gefahren und Schäden aller Fremdkörper und Fremdideen im britischen Weltreich hinweist. Diese Lehre Francés von der Lebensfeindlichkeit aller Fremdkörper und Fremdideen ist unzweifelhaft ein Glanzpunkt ersten Ranges. Ich behaupte allen Ernstes, daß diese Francésche Lehre eine vortreffliche Grundlage für völkische Kultur und Politik sein könnte. Francé erklärt z. B. Chinas langes und zukunftsreiches Bestehen im wesentlichen durch die Befolgung der Lehre von der Lebensfeindlichkeit und Staatsgefährlichkeit der Fremdkörper und Fremdideen. Die theoretischen und praktischen Folgerungen hieraus liegen auf der Hand.

Folgerichtig und reibungslos gelangen wir von Leibniz und Goethe, von Hering und Francé zu dem Weltreich der neuzeitlichen Rassenforschung und ihrer Auswirkungen. Die unlösliche Einheit und „präftabilierte" Harmonie von Natur und Geist gipfelt notwendig in der Rassenlehre. Wenn Gobineau und Disraeli in der Rassenfrage den Schlüssel zur Weltgeschichte sehen, so stützt einer den andern, und wir tun gut, ihnen zuzuhören. Die Rasse gebiert allein oder in Mischung mit andern den einzelnen Menschen mit seinem Gehirn und seinem Geist, also folgt alles Weitere notwendig hieraus. Die Rassenforschung schreitet in wirksamer Wucht vorwärts und in die Tiefe. Sie überschattet heut' alle Horizonte des menschlichen Geistes, und keine irdische Macht ist in der Lage, den Ergebnissen der Rassenforschung auf die Dauer hemmend und fälschend in den Weg zu treten. Darum ist es wichtig für den in Rassenfragen Unbewanderten, sich einer guten Führung anzuvertrauen. Ich wüßte nächst den bezüglichen Originalwerken Gobineaus, Lapouges, Woltmanns, Chamberlains keinen besseren Führer als das Dreigestirn auf dem Meere

der Rassenlehre: Baur, Fischer, Lenz. Diese drei haben ein bedeutsames Sammelwerk geschrieben: „Menschliche Erblichkeitslehre und Rassenhygiene“ (München, Verlag Lehmann). Dazu kommt noch ein kleines, feines Büchlein: „Über die biologischen Grundlagen der Erziehung“ von Lenz, einem dieser drei genannten Verfasser (aus dem gleichen Verlage). Das Werk der drei ist eine Brennlinse, in der sich alle farbenbunten Lichtstrahlen des ungeheuren wissenschaftlichen Gebietes sammeln und schneiden. In ihm haben sich strenge Fachwissenschaft, großes Wissen, klare Übersicht, glänzende Darstellung, Anschaulichkeit und geistvolle Auswertung aller Wissensgebiete, die hier nur irgendwie in Frage kommen, in „idealer Konkurrenz“ vereinigt. Das Ansehen des ausgezeichneten, vaterländisch zuverlässigen Verlages Lehmann-München und der drei Verfasser bürgt für Sachlichkeit und Gewissenhaftigkeit.

Wenn das Studium der Rassenforschung und biologischen Erziehung unter solch sachkundiger Führung auf allen Schulen unseres Volkes gewissenhaft betrieben wird, dann hebt ein neues Weltzeitalter an, dann erhellen sich alle heut' so überaus umdüsterten Horizonte der Politik und Kultur. Dann wächst wieder unsere Aussicht auf Leben, Blühen und Gedeihen. Dann muß insonderheit unser gesamtes Schrifttum in Buch und Presse ein anderes, lebensvolles, lebenförderndes Aussehen erhalten.

Gerade die Rassenforschung bietet die sicherste Grundlage für die Auffassung, daß Natur und Geist eins sind, und keines von beiden vom andern getrennt oder gar unterdrückt und gefesselt werden soll. Das sehen wir ganz besonders klar und deutlich an Hans K. Günthers vielgenanntem Buch: „Kleine Rassenkunde Europas“ (Verlag Lehmann, München). Der Glanzpunkt dieses Buches ist die Abhandlung über die seelischen Eigenschaften der europäischen Rassen, die Entnordung und den Nordischen Gedanken. Der verdiente Verfasser hat hier womöglich noch eingehender und kritischer als in seinem Hauptwerk „Rassenkunde des Deutschen Volkes“ gerade die seelischen Komponente des Menschen in den Vordergrund gestellt.

Hierher gehören auch zwei wertvolle Bücher: „Gregor Johann Mendel von Hugo Iltis (Verlag J. Springer, Berlin) und „Die Vernunft der Pflanze“ von Adolf Wagner (Verlag Karl Reißner, Dresden). In beiden Büchern handelt es sich um die Geheimnisse der Abstammung, der Entstehung der Rassen der Tiere und Pflanzen. Gregor Mendel hat mit seiner tiefsinnigen „Aufspaltungslehre“ ein tröstendes Morgenrot erglänzen lassen über der düsteren Grabesnacht des Darwinismus. Der unentrinnbare, eherne Kausalnexus, der im Verein mit dem Zufall Darwins Abstammungslehre beherrscht, muß notwendig zu starkem Pessimismus führen. Demgegenüber sehen wir in Mendels Aufspaltungslehre etwas Neues und Tröstendes, im Bilde gesprochen: Aus den Erinnyen des Schicksals werden versöhnte Eumeniden! Iltis führt uns das Leben, das Werk und die tiefgehende Wirkung Mendels vor. Unwillkürlich muß man bei Mendels persönlichem Schicksal an Schopenhauer denken, der einmal sagt: Der Ruhm verhält sich in Hinsicht auf die Möglichkeit seiner Dauer ungefähr umgekehrt wie hinsichtlich der seines baldigen Eintritts! Denn als Mendel zu Grabe getragen wurde, war sein Lebenswerk vergessen, und niemand unter den Leidtragenden ahnte, daß ein Genius hohen Ranges den Nachen des Charon bestiegen habe. Lange Zeit verging, bis Mendels Bedeutung erkannt wurde, nun aber strahlt sein Name Ruhmesglanz aus. Mendel wurde die eigentliche Grundlage aller Rassenforschung und Vererbungslehre, damit aber auch die Grundlage für alle Möglichkeit systematischer, bewußter Volksaufartung. Mendels Forschung erstreckte sich zunächst auf die Vererbungslehre der Pflanze, später auf die der Tiere und Menschen. Aber die Pflanzen sind nichts Wesensfremdes für uns Menschen, sondern unsere lieben Schwestern, den gleichen göttlichen Gesetzen gehorchend wie wir. Gerade in Wagners feinfühligem, bedeutendem Buche sehen wir den Gedanken von der unlöslichen Einheit von Natur und Geist bewußt feste Form annehmen. Wagner erinnert uns unwillkürlich an die herrlichen Faustworte von unsern Brüdern im stillen Busch, in Luft und Wasser. Wagners Buch bildet einen wichtigen Eckstein der Lehre von der Einheit von Natur und Geist. Das köstliche Buch sei warm empfohlen!

Von den nur mikroskopisch nachweisbaren Chromosomen oder Farbkörpern der Keimzellen, die unsere eigentliche Erbmasse als unsterbliches Gut weitergeben von Geschlecht zu Geschlecht — bis zu den leuchtenden Gestirnen am Firmament ist ein weiter, langer Weg. Aber für den denkenden Geist ist dieser Weg ein ununterbrochen zusammenhängender, und er durcheilt ihn mit einer Geschwindigkeit, die größer ist als die scheinbar unermeßliche Lichtgeschwindigkeit von dreihunderttausend Kilometern in der Sekunde, er durcheilt ihn mit Gedankenschnelle. Unser Wissen ist Stückwerk in jeder Hinsicht. Aber trotzdem begehen wir wohl kaum einen Fehlschluß, wenn wir annehmen, daß die mikroskopischen Erbmasseträger, die Chromosomen, den gleichen göttlichen, ewigen Gesetzen folgen, wie die teleskopisch zu erfassenden Sterne und Weltnebel. Darum wollten gewisse Gedanken und Vorstellungen astrologischer Art niemals völlig verstummen. In den kosmischen Rhythmus sind wir alle verhaftet: mikro- und makrokosmisch! Auch die Anschauung von den Gestirnen ist einem ständigen Wechsel unterworfen, einem Rhythmus. Gewisse Grundanschauungen wechseln miteinander ab wie die Pendelschwingungen. Die hellenischen Astronomen und Denker: Aristarch, Hipparch, Platon, der Göttliche, lehrten die Erdumdrehung, die zentrale Stellung des Sonnenballs im Planetensystem, die schiefe Achsenstellung der Ekliptik und vieles andere — offen oder geheim; denn der Giftbecher drohte nicht nur dem Sokrates! Aber es kamen Zeiten, in denen man nichts wußte von diesen astronomischen Lehren. Ptolemaios lehrte das anderthalb Jahrtausende hindurch unerschüttert herrschende geozentrische System, in dem die ganze Welt sich um die Erde dreht. Dann kamen Kopernikus, Kepler und Bruno, die das heliozentrische System mit der königlichen Zentralstellung unserer Sonne lehrten, scheinbar für alle Ewigkeit geltend. Aber die Einsteinsche Relativitätstheorie lehrt eine Welt, die in Wahrheit eine „Bezugsmolluske" sein soll. Ist sie dies tatsächlich, dann dreht sich die Sonne mit der gleichen Wahrscheinlichkeit um die Erde, wie die Erde um die Sonne. Man mag sich zur Einsteinschen Relativitätstheorie stellen, wie man will (zurzeit scheint sie ihrer Dämmerung entgegengehen zu wollen), etwas Gutes hat sie doch sicher gehabt: sie hat gelehrt, schärfste Kritik zu üben an mutmaßlich ewig Gültigem. So kann es nicht wundernehmen, daß die von Kant und später von Laplace aufgestellte und ausgebaute Lehre von der Entstehung unseres Planetensystems aus einem Urchaos, die trotz mancher Anfechtung im einzelnen in Summa herrschend war, heut' in Hörbigers Welteislehre eine starke Konkurrentin erhalten hat. Die niedere und höhere Mathematik ist in der wissenschaftlichen Astronomie die absolute Herrin, manchmal darf man sagen: Tyrannin! Man kann auch sagen: Göttin und Götzin! Die „nichteuklidische" Mathematik — von Minkowski und Einstein in die Astronomie eingeführt (erdacht wurde sie von Gauß, Riemann, Bolyai und Lobatschefskij) — rechnet mit „Koordinaten", d. h. Standlinien verschiedener Krümmung. Aus der Graden kann ein Kreis mit einem unermeßlichen Radius werden. Notwendig müssen dann andere Rechnungsgrößen gewählt werden. Aber auch symbolisch kann die Grade ein Kreis werden, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt und die gesamte Mathematik und ihre angewandten Hilfswissenschaften revoltiert. Durch diese Revoltierung der Mathematik und damit der Astronomie ist manche Spalte im Turm der Sternenlehre zutage getreten. In diese Spalten schiebt sich die Messerklinge scharfer Dialektik und neuer Wissensgebiete, der Technik. Ein „Techniker" großen Stils, Hans Hörbiger, ging von technischer Beobachtung aus, war also, obwohl selbst ein ausgezeichneter Mathematiker, nicht im absoluten Banne der Mathematik, bewahrte sich genügende „Distanz", d. h. in diesem Falle: Unabhängigkeit des Geistes. Er lehrte eine neue Weltbetrachtung, die von den Polaritäten höchster und geringster Temperatur ihren Ausgang nahm. Stürzt ein vereister Weltkörper in eine leuchtende, glühendheiße Sterngigantin, die mehrhundert millionenmal größer gedacht werden kann als unsere Sonne, dann muß nach allgemein bekannten und jederzeit nachprüfbaren Wärmegesetzen der Technik eine ungeheure Explosion entstehen. Dieser Explosion verdanken nach Hörbiger unser heutiges Sonnensystem und die Milchstraße ihre Entstehung. Weil die ganze Welt nach Hörbiger aus Glutstoff und Eis entstanden ist, nennt er seine Lehre „Welteislehre". Sie wird von vielen be-

deutenden Astronomen abgelehnt; aber es stehen zu ihr treu und begeistert andere namhafte Astronomen.

Die Welteislehre hat den großen Vorteil, daß sie im Gegensatz zu der durch die Relativitätstheorie erschütterten Astronomie so ziemlich die ganze Sternenwelt einheitlich erklären kann. Zudem hat sie den Reiz der Neuheit und eine Fülle bestechender einzelner Gedanken, die manches für sich haben. Hörbiger hat nun viele wissenschaftliche Freunde, die seine geistvolle, wenn auch zurzeit noch stark angefochtene Lehre begeistert und geschickt vertreten. Drei unter ihnen sind heute weithin bekannt: Philipp Fauth, der mit dem Meister Hörbiger das Hauptwerk zusammen herausgegeben hat, Max Valier und Hanns Fischer. Von diesen drei Verfassern liegen neue Bücher vor: „Mondesschicksal" von Fauth, „Der Sterne Bahn und Wesen" von Valier, „Der Mars, ein uferloser Eis-Ozean" und „Rhythmus des kosmischen Lebens" von Hanns Fischer. Diese genannten Bücher — aus dem Voigtländerschen Verlag in Leipzig — verteidigen und vertiefen ihres Meisters Werk in fesselnder Weise. Wenn man vom bloßen Inhalt absieht, muß schon die Mannentreue dieser drei Bewunderung erregen. Aber nicht nur ihr Charakter, sondern vor allem ihr Geist, ihr Können und Wissen erregen ebenfalls Achtung. Selbst wenn die Zukunft die Welteislehre widerlegen sollte, wird sie als „Arbeitshypothese" Ruhm behalten. Im einzelnen darf man sagen: Hanns Fischers Vorhersagen bezüglich der letzten Marsopposition haben sich bewährt. Der Mars scheint ein erkalteter, von Eis umgebener Weltkörper zu sein. Der „Rhythmus des kosmischen Lebens" ist eine geschlossene Weltlehre hohen Ranges, und Hanns Fischer darf sich manches bedeutsame Verdienst ob dieses geistvollen, inhaltreichen Buches zuschreiben. Valier und Fauth gehen bereitwillig ein auf alle möglichen und unmöglichen Einwände ihrer Gegner. Ich unterschreibe durchaus nicht alles, was die drei sagen; aber ich muß bekennen: In den Büchern der „Wel" (so nennt sich die Bücherfolge der Welteislehre) steckt viel Wissen, geniale Intuition und der Farbenglanz einer neuen Geisteswelt. Erwähnenswert ist hier noch die Zeitschrift der Welteislehre, die Hanns Fischer im gleichen Verlage unter dem Namen „Der Schlüssel zum Weltgeschehen" herausgibt und die trotz ihrer Jugend bereits erhebliches Aufsehen in ernsthaften Fachkreisen erregt hat. Wenn zurzeit ein heißer Streit über Wert und Berechtigung der Welteislehre besteht, so halte ich dies für gut; denn der Streit ist der Vater der Dinge.

Erweist sich die Betonung der Einheit von Natur und Geist für alle Wissenschaften als ein heuristisch äußerst fruchtbarer Gedanke, dann muß sich dies auch beim Recht zeigen; denn das Recht ist wie die Religion ein organischer Ausfluß aus den Tiefen unserer Natur und unseres Geistes. Das sehen wir glänzend erwiesen in dem gedankenreichen, bedeutenden Buche von Arnold Wagemann: „Arische Weltanschauung" (Volksdeutsche Verlagsanstalt, Köslin). Man darf dies Werk ohne weiteres in einem Atemzuge nennen neben Leopold von Schröders „Arische Religionen"; denn der rühmlichst bekannte Vorkämpfer des Deutschen Rechts, der ja auch den Türmerlesern neulich einen gehaltvollen Aufsatz geschenkt hat, bringt uns hier in vier Kapiteln eine tiefgründige Betrachtung über Grundlage und Ziele der wichtigsten Geistesbelange unserer Nation. Wie stark und ausgreifend die von Wagemann strategisch geleitete Bewegung für Deutsches Recht ist, sah ich mit freudigem Staunen auf der letzten Bauernhochschultagung in Schloß Gauernitz. Ich hatte hier die Ehre, zusammen mit dem verehrten Manne und Geistesführer vor einer geistigen Elite der deutschen Jugend zu sprechen, und ich darf mit Freuden und Stolz versichern, daß die von uns in längeren Vorträgen verkündeten Ausführungen begeisterten, herzlichen Beifall seitens der zahlreichen Führer der Deutschen Jugend fanden. Arnold Wagemann erschütterte die Hörer durch seine tiefen, innerlichen, kerndeutschen Lehren und Bekenntnisse. Die Bewegung wird selbstverständlich zurzeit noch von vielen heftig bekämpft, aber das beweist nur: „Tönend wird für Geistesohren schon der neue Tag geboren!" Daß dem so ist, sehen wir aus einer prächtigen rechts- und staatswissenschaftlichen Abhandlung: „Scholastisches oder kopernikanisches Recht" von dem Syndikus des Richterbundes, Dr. Gerhard Tischer (ver-

öffentlicht in dem „Nornenbrunnen", Beilage zum „Völkischen Kurier", München). Tischer geht wie Wagemann aus von der inneren Harmonie und unauflöslichen Einheit von Natur und Geist. Beide Denker erachten, wie dies wissenschaftlich gar nicht anders sein kann, das Recht (nicht das Gesetz!) als völkische Funktion im Sinne der Mathematik. Beide haben erkannt und in ihren wertvollen Schriften bekannt, daß das Recht nur dann für irdische Verhältnisse „ewig" sein und allen Stürmen der Kriege und Umwälzungen standhalten kann, wenn es nicht von einem fremden Volke, wie etwa den Orientalen oder Römern, übernommen worden ist, sondern in bezug auf Natur und Geist den Tiefen des eigenen Volkstums entspringt. Wir erkennen auch in diesen Abhandlungen über Deutsches Recht den tiefen inneren Drang, der die Verfasser zwingt, das Wort zu ergreifen, um ihrem Volke Natur und Geist als im Recht untrennbar verbundene Einheit, als Mittel zur Befreiung erscheinen zu lassen.

Dr. Alfred Seeliger

Das über- und unterirdische Feuer

„Im Anfang war das Feuer, kann man von der Schöpfungsgeschichte der Kultur sagen" (Auerbach), aber nicht nur der Kultur, sondern der Natur selber. Nordlandsharfen lauschend, erfahren wir aus der Edda-Götterdämmerung, daß beim Sterben von Asen und Jötuns der Feuergott Loki seine Vernichtungskraft bewahrt, Flammen in alle Welten schleudernd, Teufel und Feuer eins als Erbfeind. Nach germanischer Sage beschleunigen Heklaentladungen und Abtreiben des Golfstroms die Endzerstörung. Doch andere Mythen treffen unser Ohr, in denen nicht Nordlicht auf Schnee, sondern Sonne Homers auf goldene Ähren strahlt, kunstfreudige Herzen und Saaten der Griechenküsten nährt. Doch nicht immer segnete sie Apollo; Hesiod frischt Erinnerungen der Eiszeit auf, die Ursage weiß auch hier von feurigen Gewalten. Formlose Stoffmasse Chaos gilt als Ahnin alles Erzeugten, doch wer ist Vater? Ein warmes Urlicht, Eros. Aus Vermählung von Mutter Nacht mit Erebos ringen sich Tag und heller Äther empor, so bilden sich Gäa Erde und Unterwelt Tartaros, beide zeugen die Luftatmosphäre Uranos. Doch schon sinnen Zerstörung neue Söhne von Gäa und Uranos, Titanen tief unten aufgespeicherter Elementarmacht Feuer, an ihrer Spitze Chronos Zeit. Denn schon keimt aus Raumbegriff die Zeitkausalität. Chronos schwingt feuergehärtete Sense gegen Uranos, stürzt und mordet den Vater, sich aufreckend aus Unendlichkeit des Feuer- und Gasemeers. Nun ist's vorbei mit zeitloser Ruhe des milden Äthers, Feuerplaneten durchfahren den Raum, die Erdkugel bereitet sich zu festerer Form vor. Der vatermordende Uranide heiratet die ätherische Rhea, die ihm sechs Elemente gebiert und ihr himmlisches Antlitz der Erde zuwendet: Sonnenlicht veredelt die Flora, bisher nur struppige Schachtelhalme, das bisher nur sengende Ätherfeuer schmilzt in wohltätig geordnete Strahlenwellen. Das Erdfeuer verzehrt sich selbst: Chronos verschlingt seine Kinder. Doch eins, Zeus, wird von Rhea gerettet, von Nymphen des Luftmeers aufgesäugt: so entsteht der neue Himmel, hilfreiche Erdatmosphäre. Gäa bringt Chronos ein Brechmittel bei, so daß er die andern Verschlungenen wieder von sich gibt: geologische Revolution, welche neue feste Elementargebilde ausspeit. Luft Zeus und Meer Poseidon stürzen die Titanenherrschaft in die Tartarusfinsternis zurück, jetzt ächzen die Verderber in Vulkanschlünden. Pluto bändigt die dunkle Unterwelt, feste Erdrinde krustet sich darüber. Doch neue Gäasöhne, die Giganten, rächen die Brüder, stülpen „Ossa auf Pelion", d. h. schleudern Gebirge mit Feuerkraft aufwärts, Alpen entstehen aus Meerestiefe. (Schon lange vor moderner Geologie lehrte Xenophanes dies submarine Phänomen.) Da entzünden sich elektrische Blitze des Ätherfeuers, schmettern die Feinde der Himmelsburg zum Abgrund nieder. (Die nordische Sagensymbolik deckt sich damit: Überwindung der Jötunriesen durch Wotans Speer und Thors Hammer, Blitz und Donner.) Wohl brütet die Gigantenmutter Gäa Rache, der Erdgeist entfesselt den griechischen Fenriswolf: ihr Stiefsohn

Typhon will als kometarischer Wirbelorkan das verwandte Erdfeuer erlösen. Auch er erliegt dem Himmelsfeuer, dem geläutert kristallisierten Ätherlicht, die zweite Erdumwälzung endet mit langem Sieg harmonischer Ordnung.

So erfüllen die Welt zwei streitende Feuer, das unterirdische und das ätherische. Der Zeusadler mit dem Donnerkeil durchstürmt reinigend die Luft, das drunten gefesselte Element soll jetzt den Olympiern nützen. Deshalb regieren zwei besondere Feuergötter, drunten Hephästos, droben Apollon, der fröhlich Jugendliche, der kosmische Einfluß der Lichtkörper. Auf goldenem Sonnenwagen braust er dahin, küßt alle Blüten wach, stärkt die Geschöpfe mit wärmendem Glanz als bestem Heilmittel, seine Söhne, wie Arzt Äskulap, sind Menschenheiler. Fernhintreffende Sonnenpfeile entsendet er gegen Pythonschlangen, urweltliche Ungetüme, die sich jetzt auf heißbestrahlter Erde verstecken und in tertiärer Saurierstrata versinken. Und dann schlägt er die Leier tönender Lichtwellen, ein Lord der Poesie. Wie der Vogel singt und sein Gefieder putzt, flammt Kunsttrieb im Urmenschen auf. Doch Apollons unterirdischer Bruder, lateinisch treffend Vulkan genannt, arbeitet im Kraterkessel mit mürrischen einäugigen Zyklopengesellen als praktischer Nützlichkeitsdiener. Ihn zeugte der obere Luftkreis Zeus mit der Erdatmosphäre Hera, doch ungöttlichen Wuchses ist er lahm ohne Hermesschwingen an prosaische Erde gebunden, schmiedet Waffen, schmelzt Bronze und gießt Bildsäulen, deren Geistiges erst Apollons Kunstgeist schuf. Oft dröhnt der Hammer des Handwerksgottes im Erdschoß, noch gehorchen ihm die Zyklopen der Werkstatt. Aus deren Schlünden aber steigen die Feuerschwestern Erinnyen auf und lassen nicht ab vom Opfer, das sie ergriffen: selbstische Leidenschaft im Daseinskampf verzehrt die Menschen, das ewig ruhelose Feuerelement greift ins Seelische über.

Licht, die Gabe der Olympier, stiehlt Prometheus (Luzifer), der gewaltigste Titane, und schenkt den Menschen den Flammenstrahl zu freundlichem Herdfeuer. Darob ergrimmt der Donnerer Zeus, denn so entwinden sich die Sterblichen blindem Angstglauben, am Eingang aller Kultur lodert die zum Dienst gezwungene Flamme. Wie wir ihn hier deuten, dreht sich der ganze griechische Sagenkreis ums Feuerelement. Man verehrte es als Sonne, erkannte aber auch dort Gefahr, denn die Hitzeseuchen sendet Apollo (Niobesage) und jede Verrückung des Sonnensystems bedeutet Verderben (Phaetonsage veranschaulicht Zersprengung des vormals tropischen Hyperboräa durch Polverschiebung in heute arktische Regionen). Gegen geflügelten Blitz hatte man keine Abwehr, ob auch Vulkan die Schmiede lehrte, Feuer für Tagesbedarf zu benutzen, Erdbeben und Ätnaentladung erinnern, daß immer noch gefesselte Titanen im Boden hausen.

Friedlich schlummert Pompeji, freundlich rauscht das Meer um den tückisch lauernden Vesuv, da ersticken Flammenstürme die weiche Luft, Lavaströme decken Berg und Tal, zischen in die Bai, Menschenkultur verschwindet. So versanken schon einst die Schwesterstädte Sodom-Gomorrha, am Toten Meer ist Wüste, wo üppiger Übermut prahlte, auch der Babelturm sank in Asche. Und wie der Tempel von Ephesus wird Rom das Opfer größenwahnsinniger Brandstifter, Feuersbrunst erscheint als unabwendbare Teufelei. Einst lehrte Thales das Wasser als Urelement, doch Heraklit erkennt im Feuer die weltbauende, weltzerstörende Urkraft, für das christliche Zeitalter wird die Feuerschlange das Götzenbild des „Teufels“ und statt des antiken Hades bekam man die feurige „Hölle“. Man verbrannte nicht mehr Leichen, dafür lieber Lebendige. Sengen und Brennen war Losung der Kriegsknechte, „griechisches Feuer“ sprühte von den Türmen, Brander fraßen die Holzschiffe, Blitze von Donnerbüchsen und Musketen mit Pulver als Feuersklave streckten die Burgen und eisernen Ritter nieder. Pistole und Karabiner unterwarfen auch jeden Reisigen der Feuerdisziplin. Einfache Kanonenkugel genügte nicht mehr; schon barg sich Feuerzauber in Granaten, Bomben, Schrapnells, bald wiesen Congreves Brandraketen in gedeihliche Zukunft besserer Zünder: Handgranaten, Flammenspritzer, Wurfminen. Überall Flammenglut: wo die Antike nur Scheiterhaufen für Tote türmte, verwendete die Christenheit den Holzstoß für Ketzer, die ja doch später beim Satan braten mußten. So galt also wieder Feuergott Loki als Sinnbild des Bösen, wobei man möglichst die Erde selber zur

Hölle machte. Das unzähmbare Element setzte sich auch Ruhmesdenkmäler in Moskaus Kriegsflammen, große Brände verzehrten London und Hamburg, vertilgten unschätzbare Werte, im Weltkrieg loderten Kathedralen und Städte, schwarze Minenschwaden umwölkten den Boden und zerrissen die Erde mit Explosionen.

Apollo verstummt, doch Vulkan blickt stolz auf neue Triumphe, wirft die Kohle aus Bergwerken in die Handelsarena, stopft aus Dampfkesseln von Lokomotiven, Steamers, Fabriken den Heißhunger des Bandwurms Erwerbsucht. Wasser hat nicht mehr Alleinehre, den Kiel zu beflügeln, auch dort wirtschaftet das Feuerroß. Der Blitzableiter verlacht den Himmelsdonner, in der Retorte glüht Sprengstoff, bis Dynamit jede Bergmasse sprengt. Das Auto rast gedankenschnell mit Feuerschwingen, das Flugzeug zerteilt die Lüfte, Elektrizität verrichtet Wunder, fliegt über und unter Erde und Meer in Weltweite mit oder ohne Draht, beleuchtet Städte, und Blitzlicht bindet Bilder und Töne. In verborgensten Urwald dringt der Dampfpfiff, Maschinenrauch steigt aus entlegensten Schluchten, auf allen Wogen wiegen sich Marine-Orlogs, aus vier Schornsteinen schnaubend. Was wäre dem Feuer unmöglich! Doch laß nur einmal den Kessel platzen und alles fliegt in die Luft, das riesige Schlachtschiff mit seinen Kohlenbunkern und Öltanks sinkt schneller als einst das hölzerne Fahrzeug. Beim kleinsten Unfall versengt der Brennstoff Autos und Flugzeug, aus harmlosen Drähten zischt als Stichflamme die Schlange Kurzschluß bei jedem Erdruck, wie man's in San Franzisko und Tokio sah, dann ruft das unsichtbare Erdfeuer alle künstlichen Feuergebilde als Bundesgenossen an. Die auf Feuer gebaute Technik steht stets auf der Kippe, bereit zum Umfallen. Ikarus, Ikarus, Jammer genug! Vulkan schmiedet Luftschiffe, doch erloschene Vulkane speien und Krampf unterirdischer Materie schüttelt die sichtbare Welt. Das ätherische Feuer der Seelen-Elektronen aber verlöscht dumpfer und dumpfer, in Materie verknotet, Zeus' Blitzadler und Apollos Sonnenpfeil verhüllen sich in Wolken, Vulkan nennt sein Werktreiben „Kultur", doch die Olympier lachen und Herakles fragt, warum er nach sieben Heroenarbeiten den Prometheus erlöste, dessen Lichtbringergenius nichts gemein hat mit den Gasen und Dämpfen technischer Kohlen. **Karl Bleibtreu**

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Herkunft des Kolumbus

I.

Ein treuer Türmer-Freund schreibt uns folgendes:

Im Septemberheft (Heft 12) finde ich in der Abhandlung „Banse: Das Meer als Träger des Germanentums" die Zeilen: „Es ist ungeheuer, die Bedeutung des Meeres für das Germanentum zu durchdenken. Da sind die großen Forschungsreisen. Ihre Träger sind in der Hauptsache mehr oder weniger rassereine Germanen. Die beiden Entdecker Amerikas, der Normanne Thorfinn Karlsevne und der langobardische Norditaliener Christoph Kolumbus tragen nordische Züge."

Die „Jüdisch-liberale Zeitung" schreibt in Nr. 32 vom 7. August 1925:

War Kolumbus Jude? Der bekannte spanische Historiker José M. Estrugo schreibt auf eine Anfrage der Jüdischen Telegraphen-Agentur: Ich habe alle nur zugänglichen Daten über Kolumbus' Abstammung gesammelt; es sind untrügliche Beweise vorhanden, daß Kolumbus in dem spanischen Städtchen Pontevedra als Kind jüdischer Eltern geboren wurde. Erst nach seiner Geburt nahmen die Eltern, um den religiösen Verfolgungen zu entgehen und im Lande bleiben zu dürfen, zum Schein die christliche Religion an. Es ist nicht wahr, daß die fromme Königin Isabella ihre Juwelen veräußert hat, um Kolumbus seine Indienfahrt zu ermöglichen. An dieses Märchen glaubt heute kein historisch gebildeter Mensch mehr. Jüdisches Geld war es, das die Fahrt des Kolumbus ermöglichte, und jüdische Köpfe ermunterten und förderten Kolumbus' Pläne, und führten so zur Entdeckung der Neuen Welt. Der alte spanische Historiker Oviedeo bezeugt es, indem er schreibt: „Luis de Santangel brachte das Geld für die erste Fahrt auf, die zur Entdeckung Indiens führte." Er war noch der Meinung, daß der amerikanische Kontinent Ostindien sei. Wer aber war Luis de Santangel? Kein anderer als der Sohn des Rabbi Azarias Ginillo. Nach der Vertreibung der Juden aus Spanien nahm der Sohn dieses Rabbi den Namen Santangel an und wurde einer der einflußreichsten Ratgeber des Königs. Er und andere Marannen gewährten Kolumbus eine zinsenlose Anleihe. Auch das geistige Gut dieses Projektes stammt von Juden. Niemand leugnet, daß die von Kolumbus benutzten Seekarten von seinem intimen Freund Abraham Zacuto, dem berühmten Astronomen und Seeforscher, dem letzten jüdischen Professor an der Salamanca-Universität, herrührten. Mit Kolumbus reisten fünf jüdische Seeleute, unter ihnen Rodrigo de Triana, der als erster das Land erblickte, und der Schiffsarzt Bernai.

Der angesehene spanische Novellist Blasco Ibanez, der einer der besten Kenner der spanischen Geschichte ist, erbrachte ebenfalls den Beweis von Kolumbus' jüdischer Abkunft. Ein anderer Geschichtsschreiber, Enriqué Maria de Arribas y Turul, brachte den Beweis, daß Kolumbus' Mutter die Jüdin Suzana Fonterosa war, und daß er Verwandte namens Abraham, Alcazar, Benjamin und Jakob besaß. Kolumbus verbarg seine jüdische Abkunft ebenso wie alle anderen Marannen in Spanien, die damals fast ein Drittel der spanischen Bevölkerung ausmachten. Die Marannen waren so zahlreich, daß nach der Judenaustreibung im Jahre 1492 in allen öffentlichen Dokumenten ein Unterschied zwischen „christianos nuevos" und „christianos viejos" gemacht worden ist. Kolumbus stand in fortwährender Korrespondenz mit Marannen und Juden und bediente sich in diesen Briefen sehr häufig biblischer Ausdrücke aus dem Alten Testament. In seinem Vermächtnis hinterließ er eine Geldsumme für einen „Rabbi von Juderia" in Lissabon."

— Soweit die „Jüdisch-liberale Zeitung". — Wer hat nun recht?
Eine fachmännische Auskunft dürfte für die Allgemeinheit von Interesse sein.

Deutschen Gruß aus Mexiko!

Dr. Arno Mehnert

* * *

II.

Ein Rassenforscher zu der Frage: War Kolumbus Jude?

Sehr geehrte Schriftleitung!

Sie bitten mich, zu der von der jüdisch-liberalen Zeitung gebrachten Nachricht, Kolumbus sei Jude gewesen, mich zu äußern. Ich kann mich nicht darauf einlassen, die „untrüglichen Beweise" zu prüfen, daß Kolumbus „in dem spanischen Städtchen Pontevedra als Kind jüdischer Eltern geboren wurde". Das müßte ein Geschichtsforscher tun, dem eben dieser Geschichtsabschnitt vertraut ist. Die Behauptung steht jedoch im Widerstreit zu allem, was eingehende Forschung bisher über die Herkunft des Kolumbus festgestellt hat. Wenn Blasco Ibañez die jüdische Herkunft behauptet, so ist einige Vorsicht ratsam, da Ibañez Jude sein soll. Wir Deutsche freuen uns, wenn ein großer Mann eben Deutscher ist, die Anhänger der nordischen Bewegung unter den Deutschen und Amerikanern freuen sich, wenn ein großer Mann eben die Züge der nordischen Rasse trägt. So freut der Jude sich, von einem großen Manne nachweisen zu können, daß er jüdischer Herkunft sei. Die Neigung, den Großen für sein Volk oder seine Rasse zu gewinnen, kann dann auch zu „Annexionen" führen. Hoffentlich untersucht ein Kenner der Geschichte des Kolumbus die Behauptung der jüdisch-liberalen Zeitung einmal aufmerksam.

Ich kann zu der Frage nur rein rassenkundliche Erörterungen beitragen. Man hält sich in solchen Fällen an die Bilder und die zeitgenössischen Berichte. An die Bilder kann man sich im Falle des zweiten Entdeckers Amerikas (der erste war ja Leif Erikson, der Wiking) nicht gut halten. Keines der Gemälde, die da in Betracht kommen, scheint echt zu sein. Zu Kolumbus' Zeit gab es in Spanien keine Bildnismaler; es sind nicht einmal von dem Königshaus seiner Zeit oder vom gleichzeitigen Adel Bilder erhalten. Die Berichte über Kolumbus melden nichts von einem Bild, an das man sich halten kann. Es könnte jedoch sein, so führt Rugge (Zur 400jährigen Jubelfeier der Entdeckung einer neuen Welt, Globus, Bd. 61, 1892), dem ich diese Angaben verdanke, aus, daß Kolumbus in Italien einmal gezeichnet worden wäre und daß ein oder mehrere Bilder, die ihn darstellen sollen, auf solch eine Zeichnung zurückgehen. Mir ist nun Curtis, Christopher Columbus. His portraits and his monuments. A descriptive catalogue (1894) nicht zur Hand, so daß ich nur nach den mir in Abbildung vorliegenden Bildern urteilen kann.

Da ist zunächst das einmal als echt angesehen gewesene Bild von Como mit der Inschrift: Columbus Lygur Novi orbis Repertor. Es zeigt keine Züge, die einen irgendwie auf den Gedanken einer jüdischen Abstammung kommen lassen. Dann ein Gemälde im Konsistorialhaus in Genua. Es zeigt einen keinesfalls jüdisch aussehenden Mann. Rassenkundlich betrachtet, bietet es einen vorwiegend nordischen Kopf mit hellen Farben, der einen geringen Einschlag dinarischer Rasse vermuten läßt. Ein Bild im Museo Naval zu Madrid zeigt einen sehr vorwiegend nordischen Kopf, der auch wieder einen geringen dinarischen Einschlag annehmen läßt, doch mit geringerer Bestimmtheit als bei dem ebengenannten Bild. Einen gerade so vorwiegend nordischen Kopf zeigt ein Stich aus dem Jahre 1596 von Caracciolo, wogegen ein Stich von Pablo Gilio vom gleichen Jahr einen ähnlichen Kopf zeigt, bei dem aber der dinarische Einschlag wieder etwas bestimmter anzunehmen ist. Ein Bild in Cogoleto zeigt einen von dem erstgenannten Bild einerseits wie von den vier andern Bildern andererseits abweichenden Kopf, der Züge, wie sie bei Juden vorkommen, nicht gerade ausschließt, aber jüdische

Herkunft des Dargestellten doch nicht wahrscheinlich macht. Das Gesicht ist wie das auf dem ersten Bild rassisch minder gut leserlich. Ein nichtssagendes, doch keinesfalls jüdische Züge tragendes Bild ist das von Julio Romano. Eine Büste im Kapitolinischen Museum zu Rom schließt sich wieder den Bildern an, die vorwiegend nordische Züge tragen.

Es ist nun, wenn man auch aus den oben geschilderten Gründen auf alle diese bildlichen Darstellungen keinen Wert legen darf, doch immerhin bemerkenswert, daß die Bilder, die untereinander mehr oder weniger übereinstimmen, eben diejenigen sind, die das vorwiegend nordische Äußere zeigen. Zu ihnen stimmt dann auch im großen und ganzen die Büste.

Was aber wichtiger ist: zu diesen bildlichen Darstellungen würde auch die zeitgenössische Schilderung stimmen, die wir von Kolumbus haben. Bartolomeo Las Casas, der mit Kolumbus viel zusammen war, schreibt in seiner in den Jahren 1527—61 geschriebenen „Historia de las Indias", die erst im Jahre 1875 in Madrid gedruckt wurde: „Er war hochgewachsen, hatte ein langes eindrucksvolles Gesicht, Adlernase, blaue Augen, helle Haut, die ins rötliche ging; Bart und Haar waren in der Jugend blond, aber die Sorgen bleichten sie bald." Das ist die Schilderung eines nordisch-dinarischen Kopfes, wie ihn etwa Schiller hatte. (Daß eben die nordisch-dinarische Mischung bei Vorwiegen der nordischen Rasse bei großen Männern ziemlich häufig ist, konnte ich ja in meiner „Rassenkunde des deutschen Volkes" erwähnen.) Wenn Las Casas von Kolumbus schreibt, er sei „rauh von Wesen, wenig liebenswürdig in Worten; entgegenkommend, wenn er wollte; aufbrausend, wenn er gereizt wurde", so läßt das auch nicht die Vermutung jüdischen Blutes aufkommen, ebensowenig wie überhaupt das Leben des Entdeckers. Aber die Worte Las Casas könnte zu einer nordisch-dinarischen Mischung auch wieder stimmen.

Ausgeschlossen ist mit all dem jüdische Herkunft oder ein Einschlag der für das jüdische Volk kennzeichnenden Rassen noch nicht, wenn auch wenig wahrscheinlich. Nordisches Blut ist ins jüdische Volk schon durch die „Amurru" (Ammoriter) eingedrungen. Aber es hat sich wohl als das Blut einer Kriegerschicht schnell wieder verzehrt und als schwacher nordischer Einschlag allmählich über das ganze Volk verteilt. Daß Juden so viel nordisches Blut haben, wie es nach allem bei Kolumbus anzunehmen ist, das ist recht unwahrscheinlich, auch für die damalige Zeit und vielleicht erst recht für die damalige Zeit. Wenn aber Kolumbus doch, wie es bisher gelautet hat, der Sohn aus einer den ligurischen Appeninnen entstammenden Familie ist, dann ist sein nordischer Einschlag für die damalige Zeit gar nicht weiter auffallend, sogar für die damalige Zeit weniger auffallend als das nordische Aussehen eines Cavour, Garibaldi und anderer großer Italiener der Neuzeit: das habe ich in der „Rassenkunde Europas" behandelt.

Soweit meine Ansicht der Sache! Nun lassen Sie noch einen Geschichtsforscher reden! Doch geben Sie mir bei der Gelegenheit noch ein paar Worte in rassenkundlicher Sache zu: es läßt sich am Beispiel dieser Erörterung wohl erkennen, wie gut es wäre, wenn immer auf Schilderungen leiblicher und seelischer Züge bei geschichtlichen Forschungen geachtet würde, ebenso bei Betrachtung von Bildern. Mancher könnte der rassenkundlichen Geschichtsbetrachtung Wertvolles beitragen, wenn er aufschriebe, was er in Quellenbüchern findet, was er aus Gemälden usw. ablesen kann. Genaue Angaben über Körperhöhe, Gestalt (Proportionen), Kopf- und Gesichtsform, Haar-, Haut- und Augenfarben, Nasenform, Augenform usw., dazu genaue Angaben, wo sich das Bild oder die betr. wörtliche Schilderung findet — all das würde der Forschung zu großem Nutzen sein und würde dem Schreiber dieser Zeilen als briefliche Mitteilung immer besonders willkommen sein. Auch wenn ein Vielbeschäftigter nicht jedesmal dem Briefschreiber wird danken können, so wird es doch den oder jenen geben, der auf die angegebene Weise mithelfen will.

Uppsala (Schweden), Stolgatan 14. Dr. Hans F. K. Günther

* * *



III.

Den Beschluß bilde der bekannte Historiker der Universität Hamburg:

Sehr geehrte Schriftleitung!

Auf Ihre Anfrage, was ein Historiker zu dem Streit zu sagen habe: War Kolumbus ein Jude? möchte ich Ihnen die folgenden Bemerkungen — als etwas anderes sollen sie nicht genommen werden — zukommen lassen. Die alten Kolumbus-Fragen werden heute wieder einmal allenthalben zur Erörterung gebracht. Der Lebenslauf des Amerika-Entdeckers liegt so sehr im Dunkeln, daß immer wieder von neuem gelehrte und ungelehrte Entdeckungs-Fahrten in die geheimnisvolle Region dieser Lebensgeschichte von Berufenen und Unberufenen unternommen werden. Welche Stadt, welche Nation, und nun auch welche Rasse hat nicht versucht — dieses Dunkel benutzend, das über der Herkunft und dem Lebensgang von Kolumbus bis zur ersten Westfahrt von 1492 waltet —, den Entdecker für sich in Anspruch zu nehmen?!

Italiener und Spanier, Portugiesen, Franzosen und sogar Engländer streiten sich um den Ruhm, den, der die westliche Welt enthüllt hat, zu den ihren rechnen zu können. Ein Engländer des 17. Jahrhunderts (in einer Schrift aus dem Jahre 1682) nennt Kolumbus „A discontented Native of this Isle"! In Italien zanken sich 18 Städte um den Ruhm, Geburtsort des Weltentdeckers zu sein. Die Franzosen haben den korsischen Lokalpatriotismus für sich zu benutzen verstanden: Präsident Jules Grévy genehmigte im Jahre 1882 den von den Bürgern von Calvi ausgesprochenen Wunsch, ihrem großen Mitbürger ein Denkmal zu errichten. Im Jahre 1919 ist Lorenzo Tortarolo mit einer neuen korsischen Theorie über die Herkunft des Kolumbus hervorgetreten.

Sehr viel ernster und mit anscheinend besseren Gründen werden neuerdings die spanischen Ansprüche auf Kolumbus vorgetragen; ein ganzer Literaturzweig ist darüber in den letzten Jahren entstanden. Zur Einführung in dieses Schrifttum empfehle ich einen kurzen Aufsatz von Aurelio Viñas, welcher in der von dem ibero-amerikanischen Institut in Hamburg herausgegebenen deutschen Zeitschrift „Iberica", Bd. I, 1. April 1924, zu finden ist. Es handelt sich in diesen spanischen Forschungen zunächst um die Entdeckung des Familiennamens Colón in alten Urkunden des Stadtarchivs von Pontevedra, in Galizien an der Nordwest-Küste. 1914 traten die Pontevedraner zuerst hervor; fünf weitere Werke, die die These der spanischen Herkunft verfechten, reihen sich in den Jahren 1920—25 daran an. Auch die Südamerikaner griffen ein und ordneten schon entsprechende Veränderungen in ihren Schulbüchern an. Die Aufsätze und Vorträge über das Thema sind nicht zu zählen. (Ricardo Beltrán y Rozpide: Cristóbal Colón y genovés? Madrid 1925, Literatur-Angaben S. 31.)

Freilich — die neue Herrlichkeit, die hier für die spanisch sprechenden Nationen aufgetan werden sollte, wurde von einem spanischen Gelehrten selbst bald wieder schwer erschüttert: Serrano y Sanz, von der Universität Saragossa, wies nach, daß die Urkunden, auf denen die Ortsgelehrten von Pontevedra ihren Anspruch auf Colón gegründet hatten — gefälscht waren; von elf Urkunden, die einer Untersuchungskommission vorgelegt wurden, erwiesen sich acht als in „plumper Weise" abgeändert.

Nun, die gediegene spanische Wissenschaft zog sich von diesen Urkunden zurück; andere Beweisführungen aber blieben oder traten noch ergänzend hinzu; auch diese aber meist von wenig überzeugender Kraft. Da heißt es z. B. zur Begründung der spanischen These: Kolumbus hatte in Amerika nur spanische Namen gegeben, keine italienischen — also sei er Spanier!! In seinen auf uns gekommenen Schriften finde sich kein einziges italienisches Wort — also könne er nicht Italiener gewesen sein! Kolumbus habe niemals den Versuch gemacht, die Hilfe seiner angeblichen Vaterstadt Genua für seine Pläne in Anspruch zu nehmen — als ob das politisch damals möglich gewesen wäre! Und so fort eine lange Reihe mehr oder weniger unzulänglicher und fragwürdiger Schlußfolgerungen.

Allem dem steht doch noch immer entgegen:

1. Kolumbus hat sich selbst in einem amtlichen Familiendokument urkundlich für einen Genuesen erklärt: „que siendo yo nacido en Génova“ — pues que della (Genua) salí y en ella nací“.

2. Seine spanischen Zeitgenossen haben bemerkt, daß er das Kastellanische mit einem fremden Akzent gesprochen hat; er kann also nicht in Spanien aufgewachsen sein.

3. Die älteste historiographische Überlieferung gibt übereinstimmend Genua oder einen Ort im Genuesischen als Geburtsstadt an; jedenfalls wird er als „Vir Ligur“ bezeichnet.

4. Ein Cristoforus Columbus ist 1472 in Savona (aber aus Genua stammend) urkundlich nachgewiesen. 1501 stellt eine andere Urkunde in Savona die schon längere Abwesenheit der drei Brüder Christophorus, Bartolomeus und Jacobus de Colombis fest.

Von diesen Überlegungen und Feststellungen lassen sich einige Spanier nicht beeindrucken. Sie leugnen die Idendität der ligurischen Colombos mit den spanischen Colóns und bezeichnen die Selbstbezeichnung des Kolumbus als Genuese als der Wahrheit nicht entsprechend, als bewußte Täuschung seiner Zeitgenossen. Kolumbus habe falsche Angaben über seine Herkunft gemacht, um diese vor dem spanischen Hof und der spanischen Gesellschaft zu verbergen.

Hier ist der Punkt, wo die These von der jüdischen Herkunft eingesetzt wird: es gilt, eine natürliche Erklärung dafür zu finden, daß Kolumbus seine Abstammung habe verbergen müssen, um nicht bei seinem Aufstieg zu höchsten Würden dadurch gehemmt zu werden. Man sieht: mit der jüdischen These soll die spanische These gerettet werden.

Aber auch diese Beweisführung gelingt nicht: gänzlich willkürliche und zum Teil sinnlose Behauptungen werden aufgestellt. Die Bildnisse des Kolumbus — die übrigens erst alle nach seinem Tode angefertigt worden sind (siehe dazu die Bemerkungen von Günther) — sollen den Typus des spanischen Juden bezeugen. In seinen Schriften wimmele es von biblischen Zitaten! (wer müßte da nicht alles semitischer Abkunft sein!). Die Verhandlungen des Kolumbus mit der Krone offenbarten den „ausgeprägten hebräischen Geschäftsgeist“ usf.

Nun: der (wir wollen sagen) ligurische Erwerbssinn hat dem Amerika-Entdecker gewiß nicht gefehlt; aber mit Recht urteilt man über Kolumbus, daß er „wirtschaftlich infantil blieb“, während er als Seefahrer „volle Reife erreichte“ (Leo Jordan, „Iberica“, Beiblatt Nr. 3, 1924, S. 9).

Richtig ist — was in der jüdisch-liberalen Korrespondenz erwähnt wird —, daß die erste Westfahrt von einem Mann jüdischer Herkunft finanziert wurde. Wer aber war Santangel? — Schatzmeister in Aragonien, ein Mann in hoher amtlicher Stellung, in nahen Beziehungen zum Königspaar, diesem zu Dienstbereitschaft verpflichtet. Hätte er ohne die Entscheidung des Königs seine Gelder geliehen, ohne die Sicherheit, die für ihn in seiner Stellung zur Krone gegeben war?

Eine dreiste Erfindung ist es, das Projekt der Westfahrt als geistiges jüdisches Gut zu bezeichnen. Die Idee ist altgriechischen Ursprungs und wurde von Toscanelli, dem Florentinischen Kosmographen des 15. Jahrhunderts, erneut durchdacht und den Portugiesen empfohlen.

An Bord der Schiffe von Kolumbus befanden sich meines Wissens zwei Juden, von denen Luis de Torres als Dolmetscher mitgenommen worden ist, weil er hebräisch, chaldäisch und arabisch verstand; man mußte für den Verkehr mit der Bevölkerung im Orient — dort lag das Reiseziel — gerüstet sein.

Im übrigen — was soll man von dem Wahrheitsgehalt und dem Wahrheitssinn einer Korrespondenz halten, die sich in ihren Ausführungen auf einen so berüchtigten politischen Propagandisten wie Blasco Ibanez beruft, der jenen wüsten Kriegshetzroman gegen Deutschland angefertigt hat? —

Aber — so möchte ich am Schluß doch noch fragen — wozu überhaupt dieser Streit um Kolumbus? Eine Angelegenheit von historischer Bedeutung ist er nicht; hier liegt nur ein antiquarisches Interesse vor, und — auch das soll hier doch noch angemerkt werden — ist denn der Charakter des Amerika-Entdeckers, sein menschliches Wesen derart, daß die Nationen und Völker

sich um ihn streiten sollten? Dieser Mensch besaß nichts von wirklicher Größe. Er stand nicht auf der Höhe der wissenschaftlichen Bildung seiner Zeit. Er verfiel immer wieder phantastischen sinnwidrigen Vorstellungen. Er taugte nichts als Führer größeren Ausmaßes. Den Aufgaben, die ihm in der neuen von ihm entdeckten Welt entgegentraten, war er nicht gewachsen. Die Einführung blinder Goldsucht und Ausbeutungsgier, der Beginn mit der Mißhandlung, Ausplünderung und Aussaugung der Eingeborenen in Amerika sind sein persönliches Werk.

Die eigentliche und wesentliche Leistung von Kolumbus liegt auf dem Gebiet des praktischen Seewesens (obwohl er auch da nicht vollkommen war), und zwar vor allem in der zähen Hartnäckigkeit, in der Besessenheit, mit der er das Ziel, das er aufgegriffen hatte, zu erreichen strebte. In unsern Tagen würden wir ihn dem Typ der rekordsüchtigen Sportsleute zurechnen.

Die Zeit war für das Auffinden Amerikas durch die Europäer reif. Die natürliche Entdeckung — wenn man so sagen darf: — erfolgte im Jahr 1500 durch den Portugiesen Cabral, der auf einer Ostindienfahrt so weit nach Westen ausholte, daß er das Festland von Südamerika fand. Man kann es ruhig sagen: Amerika mußte an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert gefunden werden. Auf der sportlichen Zähigkeit — darauf beruht die persönliche Wertleistung von Kolumbus — nämlich, daß er der erste wurde — und zugleich seine geschichtliche Bedeutung. Durch ihn wurde der größere Teil Amerikas der spanischen Bestimmung zugeführt. Die Italiener haben einen großen Anteil an dem geistigen Werk der Entdeckung — die politische Führung und Verantwortung, der eigentliche Einsatz von Gut und Blut fiel den Westeuropäern, für die ersten amerikanischen Entdeckungen den Spaniern zu.

Kolumbus war aller Wahrscheinlichkeit nach Italiener genuesischer Herkunft; aber er wurde durch seinen Lebensgang hispanisiert. Historisch gehört er der iberischen Halbinsel an.

Prof. Dr. Adolf Rein (Hamburg)

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Von neuerschienenen Lebensbildern und Briefwerken

Es ist begreiflich genug, daß der Deutsche der Gegenwart sich immer wieder an starken Vorbildern der Vergangenheit aufzurichten strebt. Auch daß er sich dabei als Kind einer politisch aufgeregten Zeit besonders gerne bedeutenden politischen Persönlichkeiten zuwendet, darf nicht verwundern. Bedenklich ist es nur, wenn solche Gestalten zum Feldgeschrei des Tages gemacht werden; sie werden damit in eine Sphäre hinabgedrückt, die weder ihnen selbst, noch jenen Streitrufern bekömmlich ist. Den Großen der Vergangenheit selbst, denn ihr Bild wird vereinseitigt und veräußerlicht; ihren überlauten Verherrlichern, denn diese geben sich mit dem entstellten Bild zufrieden, statt das wahre und vollständige zu suchen, das weniger zum Geschrei, als zur Einkehr und inneren Haltung anregen würde.

Der Romanschriftsteller **Reinhold Konrad Muschler**, einer weiteren Öffentlichkeit bisher nur durch seinen reichlich schmachtenden Roman „Bianca Maria" bekannt, hat in seinem Buch „**Friedrich der Große**, Eine Entwicklungsgeschichte des Menschen" (Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig) den dankenswerten Versuch unternommen, den Großen König aus seinen rein menschlichen Eigenschaften heraus darzustellen. Das Werk fußt auf den Arbeiten Franz Eyßenhardts und Georg Winters und will aus dem Kriegshelden und dem kühlen Denker Friedrich die Synthese gewinnen — eine Synthese, „die nicht leicht zu finden ist, weil er dem um ein ausgleichendes Niveau sorgsam Bedachten selber die Arbeit höllisch erschwert hat durch seine Offenheit, die da gestand: ‚Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen', und die ein andermal sagte: ‚Ich gehöre zur Klasse der betrachtenden Menschen, was sicher das angenehmste ist'". Weit entfernt davon, „aus diesem großen König einen kleinen Gott zu konstruieren", will Muschler gerade das Menschliche in und an Friedrich herausarbeiten, um statt des Idols eines Halbgotts „das Ideal eines ganzen Menschen" hinzustellen, „der für die Nation die Bedingung ihres Wiederaufbaus ist". „Er ist alles das, was wir an ihm bewundern, erst langsam geworden: Mensch, Mann, König und Philosoph. Zum Menschen machte ihn seine Liebe zur Kultur; zum Manne eine nach Überwindung erschreckter Feigheit gewonnene Einsicht in das Wesen der Pflichterfüllung; zum König formte ihn die Ruhe eines friedlichen Jahrzehntes nach zwei vom Zaune gebrochenen Kriegen; zum Philosophen schuf ihn erst das Alter." ... Man wird diesen Leitgedanken gerne zustimmen und auch anerkennen müssen, daß Muschler ein durchaus nicht langweiliges, auf fleißigen Studien beruhendes, zuweilen mit Belegen etwas überfrachtetes Buch geschaffen hat, das gewinnbringend zu lesen ist. Es will und kann nicht im strengen Sinne wissenschaftlich sein, bemüht sich aber, dem Anekdotischen fernzubleiben und nur historisch Beglaubigtes zu geben. Der Stil ist nicht immer so gepflegt, wie zu wünschen wäre, und die Darstellungsweise, mir wenigstens, in mancher Hinsicht zu feuilletonistisch. Das färbt auch auf die Psychologie ab. Bei der gewiß nicht zu umgehenden Behandlung der erotischen Probleme verdrängt ein nicht im besten Sinn Romanhaftes die Sachlichkeit des Geschichtschreibers, so in der Schilderung des Besuchs am Dresdner Hof und in der Deutung des Verhältnisses Friedrichs zu seiner Gattin Elisabeth Christine.

Im Jahre 1785, bei seiner letzten großen Revue in Schlesien, soll der betagte König zum Minister Hoym geäußert haben: „Ich werde ihm sagen, wie es nach meinem Tode gehen wird.

Es wird ein lustiges Leben bei Hofe werden. Mein Neffe wird den Schatz verschwenden, die Armee ausarten lassen. Die Weiber werden regieren, der Staat wird zugrunde gehen." Mag diese dem Großen Friedrich in den Mund gelegte Äußerung auch vielleicht eine Prophezeiung ex post sein — sie faßt jedenfalls in dürren und knappen Worten die Wahrheit zusammen. Einen unerquicklichen, aber lehrreichen Blick in die traurige Verfallszeit des friderizianischen Staats, in die verderbte Welt des sterbenden Rokoko bietet das biographische Porträt, das Karl Atzenbeck unter dem knalligen Titel „Die deutsche Pompadour" (Klinkhardt & Biermann Verlag, Leipzig) von der vielberufenen Gräfin von Lichtenau nach Selbstzeugnissen und Zeugnissen von Zeitgenossen entwirft. Der Verfasser muß selbst zugeben: „Jenes Raffinement der Berechnung, durch welches die großen französischen Kurtisanen zu Glanz und Macht gelangten, fehlten ihr ganz" — aber es bleibt auch mit dieser Einschränkung noch des Trüben und Unerfreulichen genug an der dem Musikus Elias Enke aus Hildburghausen 1752 geborenen Tochter Wilhelmine, nachmaligen Scheingattin des Kammerdieners Rietz und endlichen Gräfin von Lichtenau, die den Kronprinzen und späteren Friedrich Wilhelm II. über all die zahlreichen Zwischenspiele seiner Sinnlichkeit und Genußsucht hinweg bis an sein Ende beherrschen sollte. Fraglos hat böswillige Verleumdung und Mißgunst die schöne, gewandte „Madame Rietz" nicht verschont; die Anhänglichkeit mancher Freunde, deren gute Meinung den Sturz der Gräfin überdauerte, spricht zu ihren Gunsten, wie auch mancher Zug der Gutmütigkeit. Aber selbst wenn es wahr sein sollte, daß sie das Vertrauen, das ihr der König auch in öffentlichen Angelegenheiten entgegenbrachte, nie im bösen Sinne mißbrauchte — die Zeit ihres Einflusses, zugleich die Zeit der Wöllner und Bischoffswerder, der übelsten alchimistischen und rosenkreuzerischen Gaukelei, bleibt ein dunkelstes Blatt preußischer Regentengeschichte. Damit versöhnt auch die noch so beredte Sprache des Biographen nicht, wenn er überschauend von der Lichtenau sagt: „Es ist der Zauber der Luft des späten herbstlichen Sanssouci, der ihre Jugend umgibt; die Jahre ihrer Reife fallen bereits in die Zeit, wo man im Sterbezimmer Friedrichs des Großen den Degen, die Orden, die Krücke als Reliquien einer glorreichen Vergangenheit bestaunt; als Sechzigjährige hat sie die Schwelle des Jahrhunderts überschritten, dessen Fußtapfen schon unsre eigenen sind. 1812 empfängt Napoleon sie in Audienz, acht Jahre später ist sie tot, zuletzt noch Zeuge, wenn auch schon stumm und in sich gekehrt, von Deutschlands großer Befreiungsstunde." ... Derselbe Kurt Atzenbeck hat (ebenfalls im Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig) dem der Lichtenau ein nicht minder eindrucksvolles Charakterbild der bekannten Geliebten des Prinzen Louis Ferdinand, Pauline Wiesel, an die Seite gestellt. Der „bekannten" Pauline Wiesel? Wer darf auch nach der Lektüre dieser rund hundert Briefe von und an Pauline mit Überzeugung sagen, daß ihm die merkwürdige Frau wirklich bekannt geworden wäre! Sie war Rahels Busenfreundin; Männer wie Brinkmann, Alexander von Humboldt, Varnhagen standen ihr nahe und haben in zum Teil überschwenglichen Worten den bezwingenden Zauber ihres Wesens bezeugt. „Ich werde ewig den Göttern danken, daß ich dieses himmlische Phänomen gekannt habe"; „diese Pauline ist eine wahrhafte Erscheinung der weiblichen Urgestalt"; „ihre Lebendigkeit und Art läßt sich gar nicht beschreiben; sie ist eine Frau in unsrer Zeit, wie in der antiken die Männer waren ..." — so und in vielen ähnlichen Äußerungen preist sie das Urteil der Mitlebenden, von der Sprache ihrer Liebhaber, wie des leichtentzündlichen Gentz nicht zu reden. Keiner hat sie so geliebt und so an ihr gelitten, wie Louis Ferdinand. „Wie innig ich Dich liebe, sehe ich selbst daraus, daß ich selbst Deine Fehler nicht wegwünschte. ... Deine Aufwallungen, Deine Ungerechtigkeiten, alles liebe ich gleich, obgleich es mich quält. ... Bei Dir scheinen mir alle diese kleinen Fehler nur Auswüchse einer zu kraftvollen Natur zu sein, in der manches zwar nicht ganz entwickelt, vieles zurückgehalten, indessen nichts Schöne ganz erstickt ist" — so schreibt der Prinz ihr noch am 2. Oktober 1806 von Jena aus. Ist doch die blind machende Liebe am hellsichtigsten und gerechtesten gewesen? Ein triebhaft-mächtiges Frauentum, wahr bis an die Grenze des Gemeinen und wahr bis zur Genialität des Herzens, das ohne Liebe

kein Leben kennt, muß den letzten, unbeschreiblichen Reiz Paulines ausgemacht haben, die bis in ihr Alter — sie starb mit siebzig Jahren am 9. September 1848 in der Nähe von Paris — ihre Anziehungskraft auf bedeutende Menschen bewahrte. Ihr so wenig, wie der auf viel tieferer Stufe stehenden, ganz anders gearteten Lichtenau blieb harte Verdammnis, schon der Zeitgenossen, erspart; wenn schon „Rettungen" vor der Nachwelt nötig und möglich sind — Pauline verdient es ungleich mehr, daß ihr eine ausgleichende, vorurteilslose Betrachtung gerecht zu werden versucht. Über beiden Frauen schwebt auf der Höhe ihres Glücks der verhängnisvolle Schatten des zusammenbrechenden friderizianischen Zeitalters.

Wie tief die Katastrophe von 1806 und die anschließende deutsche Notzeit die Herzen der Besten ergriff und aufwühlte, bezeugen viele wertvolle Stimmen der gleichzeitigen Brief- und Tagebuchliteratur. Doch das damalige Deutschland war, außerhalb der Herzen dieser Besten, nur noch ein sprachlicher Begriff und weite Kreise deutscher Zunge, die nicht unmittelbar von dem schweren Kriegserleben in Mitleidenschaft gezogen wurden, blieben von dem Schicksal Preußens wie von einem fremden unberührt, wenn sie nicht gar auf Franzosenseite standen. So war es auch um den braven Bäckergesellen Christian Wilhelm Bechstedt aus Langensalza bestellt, dessen Aufzeichnungen aus den Jahren 1805 bis 1810 Charlotte Francke-Roesing unter dem Titel „Meine Handwerksburschenzeit" (Verlag von Hoursch & Bechstedt in Köln) ans Licht gezogen hat. Aus der Froschperspektive des Kleinbürgers hat dieser aufgeweckte, lebenslustige Kursachse jenes bittere Geschehen miterlebt. Die Herausgeberin rechnet es seiner natürlichen Wahrhaftigkeit zugut, „daß er in seinem Erinnerungsbuche niemals den leisesten Versuch macht, die Denkart seiner Jünglingsjahre in deutschem Sinne umzufärben, obwohl er inzwischen den Niederbruch Frankreichs und den Wiederaufstieg deutschen Geistes erlebt hat". Man kann ihm auch in der Tat trotz dieses Mangels nicht gram sein. Er hat in breit-behaglicher Erzählweise einen frischen, von Schalkhaftigkeit gewürzten Beitrag zur Geschichte des Handwerkerlebens jener Tage geliefert, ein helläugiger Beobachter und treuer Chronist inmitten seiner zahlreichen, lustigen Liebeserlebnisse. ... Ein geistigeres, vom Strom der Zeitereignisse lebhaft ergriffenes Leben schildert Leo Just in seinem Buch „Franz von Lassaulx" (A. Marcus und E. Webers, Verlag, Dr. jur. Albert Ahn, Bonn), das er mit Recht „ein Stück rheinischer Lebens- und Bildungsgeschichte im Zeitalter der großen Revolution und Napoleons" nennt. Als Dichter und als Politiker oder Gelehrter darf dieser Freund und Schwager des größeren Joseph Görres keine überragende Geltung für sich beanspruchen, wohl aber als typisches Beispiel jener Not des selig-unseligen rheinischen Mittellandes, „das einst Europas Herz war und die Krone trug, nach und nach aber wie zwischen zwei Mühlsteinen gleichsam zerrieben werden muß". Darüber hinaus sieht Just in Lassaulx' Weg den Weg seiner Zeit überhaupt: „Er führt von der Aufklärung und der klassischen Literaturblüte in Deutschland über die Revolutionsbegeisterung in Straßburg und Mainz, zum Erwachen der Romantik, der großen Erneuerung im Kampf gegen Napoleon und zum Untergang in der Reaktion." — Ein ruhigerer und beschaulicherer Zeuge jener bewegten Zeiträume war der Kirchenmann und Liederdichter Friedrich Adolf Krummacher (1767 bis 1846), dessen Lebensbild die Enkelin Maria Krummacher unter dem Titel „Unser Großvater, der Aetti", vor mehr als einem Menschenalter aus Briefen gestaltet und jetzt der Verlag Koehler & Amelang, Leipzig, in neuer, mit hübschen Bildgaben geschmückter Ausgabe herausgebracht hat. Der „Aetti" ist Wilhelm von Kügelgens, des alten Mannes, väterlicher Freund und späterer Schwiegervater. Als Ergänzung zu den so geschätzten „Jugenderinnerungen des alten Mannes", die ja in jüngster Zeit durch zwei Bände aus Kügelgens Reife- und Spätzeit weitergeführt wurden, wird das schlichte Buch manchem Leser willkommen sein.

Groß und in die verschiedensten Gebiete geistigen Schaffens verzweigt ist die Anzahl neuerschienener Biographien, Selbstbiographien und Briefwerke von Männern und Frauen, deren Wirken bis an die Schwelle der Gegenwart reicht oder noch der Gegenwart angehört. Die

Rücksicht auf den Raum, der hier zur Verfügung steht, erlaubt es nicht, sie alle in dem ihrer Bedeutung zukommenden Umfang zu würdigen. Zwei Ärzte von hohem Rang sind mit grundlegenden Darstellungen ihrer Lebensarbeit zu nennen. Sir Rickmann John Godlees „Lord Lister" liegt in einer Übersetzung von Dr. E. Weißschedel-Konstanz (Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig) vor und bietet an der Hand von tagebuchartigen Aufzeichnungen ein erschöpfendes Bild vom Werden und der Leistung des großen englischen Chirurgen. Dem großen deutschen Chirurgen Ernst von Bergmann hat Arend Buchholtz eine umfassende, mit beherrschender Sachkenntnis und menschlicher Wärme geschriebene Gesamtdarstellung gewidmet, die durch Bergmanns Kriegsbriefe von 1866, 1870/71 und 1877 noch besonders bereichert ist (Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig). Ernst von Bergmann gehört zu dem großen Kreis von bedeutenden Persönlichkeiten, die die deutsche Geisteskultur dem Baltenland zu danken hat. Es ist deshalb nur billig, in solchem Zusammenhang mit Anerkennung auf die „Baltischen Lebenserinnerungen" hinzuweisen, die Alexander Eggers gesammelt hat (Eugen Salzer Verlag, Heilbronn) und die aus der Fülle verstreuter Selbstbekenntnisse und Zeitschilderungen, unter denen die des Indologen Leopold von Schroeder, des Romanschriftstellers und Daheim-Redakteurs Theodor Herm. Pantenius, des Dichters Maurice Reinhold von Stern („Erinnerungen an Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer") hervorzuheben sind, dem Baltentum einen verdienten Kranz weihen.

Drei sehr verschiedene, je in ihrer Art wertvolle Bücher liegen von Frauen und über Frauen vor. Höchst anziehend schildert die bekannte Romanschriftstellerin Anselma Heine in dem Erinnerungsbuch „Mein Rundgang" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig) ihren Lebens- und Entwicklungsgang, der sie aus dem Alt-Halle ihrer Kindheit weit hinaus in die Welt führte und mit einem guten Teil Zeitgeschichte und Menschenschicksal bekannt machte. Nicht zuletzt geben die Abschnitte „Miterlebte Literaturgeschichte" und „Berlin" anschaulichste Kunde von den literarischen Kämpfen um den jungen Gerhart Hauptmann, von dem Kreis um die Gebrüder Hart in der „Klause", von Wolzogens Überbrettl-Abenden, von dem vorlesenden Richard Dehmel, und halten so in scharf und doch liebevoll erfaßten Momentaufnahmen die Geschichte unsrer letzten einigermaßen geschlossenen Literaturbewegung glücklich fest. — Unter denjenigen Frauen, die in der praktischen Förderung der deutschen Frauenbewegung sich unermüdlich bewährten, steht Hedwig Heyl in vorderer Reihe. Den früh erwachten Trieb zu sozialer Betätigung übte die jugendliche Bremenser Reederstochter zunächst im Rahmen der ausgedehnten chemischen Fabrik ihres Gatten, des Kommerzienrats Georg F. Heyl in Berlin, um bald kraft ihres hilfewilligen Herzens und ihrer organisatorischen Anlagen in eine immer reichere Wirksamkeit auf den Gebieten der Jugendpflege und der hauswirtschaftlichen Frauenbildung hineinzuwachsen. In dem Buch „Aus meinem Leben" (Verlag C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin) erzählt die Siebzigerin rückblickend von ihrer unermüdlichen, segensvollen Tätigkeit, die kurz vor dem Krieg in der großen Ausstellung „Die Frau in Haus und Beruf" eine erhebende Krönung fand. — Zwei Frauen, denen es vergönnt war, das Leben großer Dichter in seiner schweren Schönheit zu teilen, die Gräfin Tolstoj und Frau A. G. Dostojewskij, stellt Wolfgang E. Groeger nebeneinander („Zwei Frauen", Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Engel & Toeche, Berlin). Niemand wird ohne Ergriffenheit die Aufzeichnungen der beiden Dichtergattinnen lesen, die von einer liebevollen Einführung des Professors J. J. Eichenwald begleitet sind. Die Selbstbiographie der Gräfin Tolstoj entrollt noch einmal in knappen Zügen die vielumschriebene und doch noch immer nicht restlos geklärte Geschichte einer so lange glücklichen und dann so unglücklichen Ehe. Der Riß in Tolstojs Seele, der den Dichter und den religiösen Menschen nicht zur Einheit werden ließ, wird schmerzhaft offenbar; man wird Eichenwald zustimmen müssen, wenn er meint: „Es darf nicht vergessen werden, daß Sofja Andrejewna nicht nur die Gattin Tolstojs, sondern auch des ‚Tolstojaners' in ihm war, der dazu noch von lauter Leuten umgeben war, die nur Tolstojaner waren, ohne dabei Tolstoj zu sein. Vergessen

werden darf auch nicht, daß die Frau ihre eigene ‚Wahrheit' besaß, eine Wahrheit, die ihrem Leben als Frau und Mutter entsprang, die eine Lebenswahrheit war, während ihr großer Gatte außerhalb seiner Größe, d. h. seines Dichtertalents, mehr einer schematisierenden, dürren ‚Wahrheit' huldigte, das heißt also der Unwahrheit seiner lebensunfähigen Theorie." Welch scheue, innige Poesie in dem Liebeswerben des jungen Tolstoj um Sofja Andrewjewna, wie es deren Schwester schildert; welche Harmonie langer Jahre in Jasnaja Poljana. „Mein Leben war so erfüllt," schreibt Frau Tolstoj, „und so überaus glücklich dank unsrer Liebe zueinander, dank den Kindern, und vor allem inmitten der Arbeit an dem großen, mir und später der ganzen Welt so teuren Werke meines Mannes" — gemeint ist „Krieg und Frieden" — „daß ich keinerlei andre Bestrebungen hatte." Und welcher erschütternde Mißklang am Ende, als der sterbende Tolstoj entfloh und seine Gattin, nach einem Selbstmordversuch, ihm nachreiste: „Die Ärzte ließen mich erst dann zu meinem Mann herein, als er, kaum noch atmend, reglos ausgestreckt dalag, mit schon geschlossenen Augen." ... Eine ganz andre Natur als die schwere, eigenwillige und wohl auch herbe Gräfin Tolstoj war Anna Grigorjewna, die Frau Dostojewskijs. Grundehrlich in ihrem Fühlen und Sichgeben, lebenslustig, humorvoll, von zupackender Energie stand sie neben dem viel älteren, krankhaft nervösen, von schweren epileptischen Anfällen heimgesuchten Dichter. Einen „in allem die letzten Grenzen des Möglichen durchbrechenden Menschen" nennt sie ihn selbst; seine Wut konnte bis zur Unzurechnungsfähigkeit gehen, seine Eifersucht war ohne Grenzen und seine Spielerleidenschaft brachte wieder und wieder grimmigste wirtschaftliche Not. Und doch schreibt sie in Erinnerung des vierjährigen Aufenthalts im Ausland mit all seinen Prüfungen, zu denen auch noch der Tod des Erstgeborenen trat: „Alle diese Prüfungen gereichten uns schließlich zum Segen! Sie brachten uns einander näher, förderten das gegenseitige Verständnis, lehrten uns einander achten und schufen jene feste beiderseitige Anhänglichkeit, die unsre Ehe so glücklich werden ließ." Immer wieder preist sie die rührende Zärtlichkeit, die Kindlichkeit, die Treue dieses großen Unberechenbaren aus der Familie Karamasoff, sein „edles, erhabenes Wesen". Schon die junge Stenographin, die mit ihm arbeitete, erkannte klar, daß das Leben an der Seite dieses Mannes nicht leicht sein würde. Die nachmalige Lebensgefährtin in dreizehnjähriger Ehe hat Glück und Opfer lächelnd ineinander gerechnet, und des stolzen Glücks war es viel mehr. ...

Doch unsere Umschau fordert wieder beschleunigten Schritt! In einigem Abstand von den großen Dichtern des Ostens, deren eben zu gedenken war, sind zwei deutsche zu erwähnen, über die beachtenswerte neue Veröffentlichungen erschienen sind. Im Auftrage des Deutschen Scheffelbunds hat Wilhelm Zentner einen stattlichen (vom Verlag Armin Gräff, Karlsruhe, gut ausgestatteten) Band „Joseph Viktor von Scheffel, Briefe ins Elternhaus 1843 bis 1849", herausgebracht, der die Jugendjahre des Ekkehard-Dichters an der Hand bisher unausgewerteter Lebenszeugnisse verdienstlich aufhellt, zum Jahr 1848 einen Kulturbeitrag bietet und in Einleitung und gründlichem Anmerkungsteil des Herausgebers gediegene Arbeit zur Scheffelforschung leistet. Der geschätzte Mannheimer Kunsthistoriker Joseph August Beringer hat in dem schmucken (im gleichen Verlag erschienenen) Büchlein „Scheffel, der Zeichner und Maler" für die Scheffel-Freunde eine reizvolle Gabe hinzugefügt. ... Den Freunden Roseggers wird ein „unter Mitarbeit der Familie und Freunde" von dem Sohn Hans Ludwig Rosegger herausgegebenes Werk: „Peter Rosegger und sein Heimatland, die grüne Steiermark, Eine Wanderung in Bildern durch die Stätten seiner Werke" (Fr. Zillessen [Heinrich Beenken], Verlagsbuchhandlung, Berlin) willkommen sein. Die Söhne, Emil Ertl, Rudolf Hans Bartsch, Wiener Maler und Malerinnen haben dazu beigetragen, die Heimat des erdstarken Steirers und seiner Schriften, wie ihn selbst in ansprechenden Bildern aufleben zu lassen und besonders des Dichters geliebte Waldheimat Krieglach-Alpel und den Kluppeneggerhof greifbar nahe zu bringen.

Als Dorfschneiderslehrling hat Peter Rosegger angefangen. Weit ist der Weg von dem ein-

fachen Bauernsohn zu den Männern der Industrie, den „Helden der Arbeit", den Zeiß und Borsig, den Ballin und Krupp und Harkort und wie sie alle heißen, die Hermann Schöler in seinem so betitelten Buch (Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig) feiert. Als Vorbilder der Jugend sind diese „Lebensbilder großer Männer des deutschen Wirtschaftslebens" vor allem hingestellt und ihre Träger sind es wohl wert, in ihrem großen Streben und Vollenden von den Jungen, aber auch von den Älteren gekannt und hochgeachtet zu werden. — Ein amerikanischer Held der Arbeit, der große Erfinder Edison, hat das drastische Wort geprägt: „Erfinden: Ein Prozent Inspiration, Neunundneunzig Prozent Transpiration." Ernst Angel hat „den Mann, der den Telegraphen verbesserte, das Telephon gebrauchsfähig machte, den Phonographen, den Kinematographen, die elektrische Glühlampe erfand, der die Elektroindustrie begründete, das erste Filmatelier, die erste Zentralstation errichtete", zum Gegenstand eines unterhaltsamen Buches („Edison"-Verlag Ernst Angel, Berlin) gemacht. Weder als Fachmann, noch als Historiker fühlt der Verfasser sich berufen, das Leben und Erfinden Edisons zu behandeln: als gefälliger, manchmal etwas zu gefälliger Plauderer macht er mit dem Lebensgang und dem gewaltigen schöpferischen Werk dieses „Paten unsrer Zivilisationsepoche", wie er ihn nennt, bekannt, der allein in den Vereinigten Staaten gegen 1500 Patente angemeldet hat und, obwohl unter seinen schaffenden Händen „Industrien erwuchsen, deren Kapitalwert in Amerika allein eine Milliarde übersteigt", obwohl er „Reichtum auf Reichtum dem Schoße der Natur entriß", nicht zu den Reichsten dieser Erde gehört.

In einem Überblick, der Gestalten und Erlebnisse aus mehr als anderthalb Jahrhunderten der politischen und geistigen Geschichte streift, dürfen die Darsteller und Erforscher der Geschichte nicht fehlen. Der bekannte Historiker Dietrich Schäfer hat im vorigen Jahr seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Schüler und Freunde werden es mit dankbarer Freude begrüßen, daß der verdienstvolle Gelehrte und aufrechte, kernige Mann sich entschlossen hat, eine ursprünglich nur für die Seinigen bestimmte Aufzeichnung unter dem Titel „Mein Leben" (Verlag K. F. Koehler, Berlin und Leipzig) doch noch der Öffentlichkeit zu übergeben. Schäfer, in einem Wohnkeller an der Schlachte zu Bremen als Sohn eines „Mastopsträgers und Kornstechers" geboren, hat den Segen einer schweren Jugend reichlich an sich erfahren. Aus eigener Kraft hat er sich vom Volksschullehrer zum weithin geachteten Hochschullehrer emporgearbeitet, der in Jena und Breslau, in Tübingen, Heidelberg und Berlin von 1877 bis 1914 erfolgreich wirkte. Während und nach dem Krieg ist er als streitbarer Politiker hervorgetreten. Den Kern seines politisch-historischen Bekenntnisses hat er wohl in der von ihm entworfenen, für den Reichstag bestimmten Eingabe vom Frühjahr 1916 niedergelegt in den Worten: „Es gibt keine dauernde Kultur ohne die feste Grundlage eines machtvollen Staates. Die Geschichte belegt das. Es handelt sich nicht darum, ob wir das Volk Goethes oder das Bismarcks sein wollen; wir müssen beides bleiben ..." In schroffem Gegensatz zu dieser machtpolitischen Auffassung hat der große Schweizer Kultur- und Kunsthistoriker Jakob Burckhardt die Macht „böse an sich" genannt. Von dessen Jugendentwicklung gibt Werner von der Schulenburg in einem feinen und klugen Buch „Der junge Burckhardt" (Montana-Verlag Stuttgart-Zürich) eine von Briefen und Zeitdokumenten begleitete Darstellung, der ich viele Leser wünschen möchte. Vom Bonner und Berliner Freundeskreis des werdenden Burckhardt, vom berühmten „Maikäferbund", von den ersten Reisen und Schriften des angehenden Meisters wird uns wertvolle Kunde. Bezeichnend für den Künstler in Burckhardt sind die Zeilen an W. Beyschlag vom 14. Juni 1842: „Mein ganzes Geschichtsstudium ist so gut wie meine Landschaftsklekserei und meine Beschäftigung mit der Kunst aus einem enormen Durst nach Anschauung hervorgegangen." Mit begeisterter, dankbarer Hingebung hängt er am vormärzlichen Deutschland: „Bei Gott, es ist nicht dieser und nicht jener Genuß, der mich an Deutschland fesselte, nicht diese und jene schöne Gegend, nein, es ist die frohlockende Gewißheit, daß auch ich zu dem Stamme gehöre, in dessen Hände die Vorsehung die goldenste, reichste Zukunft, das Geschick und die Kultur einer Welt gelegt hat."

Wir wissen und begreifen aus seiner grundsätzlichen Haltung heraus, daß der Verfasser der „Weltpolitischen Betrachtungen“, dem niemand den prophetischen Blick abstreiten kann, dem späteren Deutschland bedeutend kühler und kritischer gegenüberstand, und möchten trotzdem an ein Deutschland der Zukunft glauben, in dem der politische Machtwille und der Geist zu wahrhaft deutscher Kultur sich vollenden.

Heinrich Lilienfein

Friedrich Nietzsche und die Errettung des untergehenden Theaters

Götter versinken, Völker verwehn,
Sterne zersplittern, Sonnen vergehn
Aber Dionysos bleibet bestehn! (Aus der Tragödie „Arballo“)

Vor mehr als zwei Jahrzehnten hob Friedrich Lienhard im Prophetenzorn die große Predigt an von der Schande und dem Verderben des modernen großstädtischen Theaters. Und heute sind wir wirklich mitten im Untergang. Die Theater werden leer und immer leerer, dagegen werden auch die größten Trusts nicht mehr viel helfen. Mit äußerlichen Mitteln ist hier überhaupt nichts mehr zu tun. Aber da darf man auch nicht kaltschnäuzig sagen, wohlan, so gebt doch diesem lebenden Leichnam auch noch den Gnadenstoß; denn es ist für die Menschheit lebensgefährlich, wenn es wirklich stirbt. Es ist ja schon einmal in der Geschichte der Menschheit gestorben und begraben und dann doch wieder auferstanden von den Toten.

Freilich, es heute zu erretten, müßte vom Himmel her ein Gott kommen; und dieser Gott müßte die große, kosmische, dionysische, schöpferische Macht, müßte Dionysos selber sein, der Herr des Theaters, den schon einmal, als der Verfall der großen Tragödie nach dem Tode des Äschylos, Sophokles und Euripides drohte, in Hellas herrlichster, aber nach dem großen hellenischen Weltkrieg zum Untergang neigender Zeit Aristophanes in ähnlicher Weltenwende wie heut in seinen Fröschen zur Rettung beschwor; freilich umsonst. Dieselbe Beschwörung richtete Friedrich Nietzsche an den Gott in seinem ahnungsvollen Jugendwerk „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“. Und dann versuchte Nietzsche aus dionysischer Berufung heraus sich selber an der Gestaltung der großen Tragödie und begann wie Hölderlin, der letzte große Dionysier vor ihm, einen Empedokles zu gestalten, aber vergeblich. Doch sein Zarathustra ward ein in neue Zukunft weisendes Kunstwerk tragischer, dramatisch-dionysischer Gestaltung, und der Schluß mutet an wie eine Tragödie oder noch besser wie ein Mysterium.

Freilich, all dieses dionysische Beschwören und Gestalten bei Nietzsche ist doch noch mehr bloß prophetische Ahnung, sein früher Tod ließ sie nicht ganz zum rettenden Wissen werden. Hier ist neues Erkennen, Wissen und strenge Wissenschaft heraufgekommen, die sein Ahnen bestätigt. Denn inzwischen wurde der Mimus entdeckt, das dionysische Urdrama und später das Weltdrama, zugleich aber auch die ganze Urgeschichte und Weltgeschichte des Dionysos, des Herrn des Mimus und sein Triumphzug durch alle Völker und Zeiten. Hier kommt die Rettung auch unseres untergehenden Theaters herauf. Unter dem dionysischen Stern sprach Nietzsche einmal in prophetischer Stunde das ahnungsvolle Wort: „Wir müssen erst wieder den Mimus haben, um zum Drama zu kommen!“ Heute haben wir nun endlich den Mimus. Kein Geringerer als Aristoteles, dessen ästhetische Auffassungen noch für unseren Lessing den Wert von Gesetzen hatten, führte zuerst den Mimus in die antike Poetik und Ästhetik ein, während in der modernen der Mimus bis auf unsere Tage verschollen und vergessen blieb. Des Aristoteles Schüler Theophrast gab dann die erste Definition des Mimus als einer Mimesis, d. h. Nachahmung des Lebens, und zwar mit allen seinen Flecken. Vor Aristoteles und Theophrast steht Plato. Er verbrannte

seine Tragödien, die er als Jüngling gedichtet, und wandte sich zu Sokrates und zum Mimus. Aus Kräften des Mimus hat er das eindringlich-lebensvolle Bild des Sokrates gestaltet. Sein Dialog „Euthydem“ ist ein lachender, elementarer Mimus, ein philosophisches Kasperlespiel. Sein „Symposion“ dagegen, das mimische Gespräch über die Liebe, steigt vom Mimus zum Mysterium auf. Plato, der Prophet, empfand vorausschauend, daß nach dem hellenischen Weltkrieg ein neues Weltgefühl und eine neue Weltära heraufkam — die Ära Alexanders des Großen und der römischen Cäsaren. Für sie schuf er seine Politeia, seinen Zukunftsstaat, aus dem er das klassische Drama, besonders die Tragödie, verbannte und an deren Stelle den Mimus setzte, allerdings den philosophischen. Plato hat recht behalten; die neue Weltära gehörte wirklich dem Mimus, aber nicht dem Urmimus, nicht den kleinen, mimischen Szenen eines Sophron, die noch Platos Vorbild sind, sondern dem großen Bühnenmimus des griechisch-römischen Weltreiches und seinem Klassiker Philistion, dem Shakespeare der Antike, dem die Weltstädte zujauchzten von Babylon, Alexandria und Byzanz bis Rom, Paris und London, dem Gesandten des Dionysos, der die arme Welt mit dem Jubel und Lachen seiner Mimen und Clowns erlösen sollte.

Um des Mimus dionysisches Geheimnis zu verstehen, müssen wir zunächst einkehren zu Dionysos selber, in die Urzeit und Urreligion der Menschheit. Diese Uranfänge liegen noch weit vor Homer und der homerischen Poesie, weit vor der Existenz der hehren olympischen Götter. Von den ewig heiteren Höhen des Olymp müssen wir hinuntersteigen in die Niederung. Auf Waldwiesen und öden Halden, im Ährenfeld, in Busch und Kluft hausen die Elementargeister, die niederen Dämonen, unter ihnen die Geister des Wachstumes und der Fülle ewig neu gebärender Natur, die Dämonen der Vegetation, die Urgötter des hellenischen Bauerntums, wie des Bauerntums der ganzen Erde. Auf alten korinthischen Vasen tauchen sie in Hellas zuerst vor uns auf, sie tragen den dicken Bauch und den breiten Podex als Zeichen der Fülle und den riesigen Phallus als Symbol der männlichen, lebensschaffenden Kraft. Dieses Symbol trägt aber auch der Schauspieler im Mimus und vor allem der mimische Clown. Er trug es auch im Theatermimus, in Mimusoper und Mimusoperette der römischen Kaiserzeit und selbst noch gegen Ausgang der Antike und im Mittelalter auf der byzantinischen Bühne. Und wenn es auch der moderne Clown im allgemeinen abgelegt hat, so trägt es selbst heute noch der türkische Clown Karagöz als Nachkomme des griechisch-byzantinischen Mimus und ebenso der javanische Narr Semar im modernen indischen Puppenmimus. Der griechische Mime und Clown aber erhielt von Anfang an dieses für modernes Empfinden geradezu ungeheuerliche Symbol, weil er ursprünglich gar nicht als Mensch agierte, sondern als Dämon. Er ist ein Elementargeist wie die gleichfalls phallischen Satyrn und Silene im Gefolge des Dionysos. Ursprünglich war Dionysos, der Herr des Mimus und des Theaters, selber nur einer aus der Schar dieser Fruchtbarkeitsdämonen, Dionysos — der Stier. Erst allmählich im Laufe der Jahrhunderte erhöht sich Dionysos aus der Schar dieser phallischen Waldteufel und Wildleute zum großen idealen Gotte, zum Führer der Geister und Seelen, zum Herrn aller großen Magie und Mystik, aller Prophetie und aller okkulten Kräfte und Mächte, und mit ihm stieg Urdrama und Urmimus und das verwandte Satyrspiel zum klassischen Drama und später dann zum Weltmimus empor. Und wenn der Mimograph und der dramatische Dichter, sowie der Mime und Clown es wagt, auf dem Theater ein Bild des Lebens und der Welt zu gestalten, so liegt auch darin dionysische Magie und Zauberkunst und die Kraft urältester Mysterienreligion, die einst Weltreligion war und auch heute noch allen großen Religionen geheimnisvoll zugrunde liegt. (Ich kann hier nur etwas von meiner dionysischen Philosophie dunkel andeuten, wie ich sie seit Jahren an der Berliner Universität, zuletzt in öffentlichen Vorträgen im Auditorium maximum und auf meinen deutschen Kunstabenden vor weiten geistigen Kreisen vortrug, und wie sie vielfach in Berichten, Büchern, Zeitungen und Zeitschriften von Zuhörern, zum Teil auch leider oft nur halb verstanden, in der Öffentlichkeit weiter verbreitet wurde. Ich denke aber bald diese Vorträge selber in großem

Zusammenhange herauszugeben, in denen eins der grundlegenden Kapitel das Erleben der Menschheit mit Dionysos und Friedrich Nietzsches dionysische Berufung bildet.)

Diese phallischen Elementargeister, die sich in menschlicher Urzeit unter den verschiedensten Namen bei fast allen Völkern der Erde finden, begannen in Urzeiten nach der „heiligen Handlung", der „heiligen Hochzeit" mit Mutter Erde allerlei Darstellungen von burlesken Szenen aus dem menschlichen Leben. Hier erscholl zuerst das jauchzende Lachen des Mimus; hier ward zuerst bei dramatischer Mimesis (Nachahmung) getanzt, gesprungen und gesungen. Dieser Urmimus findet sich überall auf der weiten Erde. Aber erst die Hellenen haben diesem Drama der mimischen Clowns allmählich eine so klassische Vollendung gegeben, daß dann der hellenische Narr den Siegeszug über die ganze Erde antreten konnte. Alle Clowns der Antike, des Mittelalters und der modernen Zeit sind seine Nachkommen und Erben, und ihr lautes, mimisches Lachen, der risus mimicus, schallt durch alle sieben Himmel der Weltliteratur.

In der griechisch-römischen Kaiserzeit wird der Mimus zum großen Theaterstück und zum herrschenden Drama des Weltreiches. Das klassische Drama, Tragödie und Komödie wird durch ihn von den Bühnen verdrängt.

Äschylos, Sophokles, selbst Euripides wurden damals längst nicht mehr verstanden. Sie sind die dionysisch-bewegten Führer des höchsten tragischen Zeitalters des Hellenentums, dieser einzigen ganz großen Blütezeit der schöpferischen, künstlerischen Seele. Aber diese Blütezeit war kurz, sehr kurz — und der Mimus ist ewig.

Dieser Bühnenmimus ist in allem der Gegensatz zum klassischen Drama. Er hat weder Kothurn noch Maske. Der Mime zeigt das moderne wechselnde Mienenspiel und die Kleidung des Alltags, nur der Clown trägt den bunten, aus hundert Flicken zusammengesetzten Harlekinsrock, den Centunculus. Neben dem Mimen steht die Mimin, neben dem Archimimus die Archimima, während die Tragödie nur männliche Schauspieler kannte. Es ist keine Rede mehr von den klassischen drei Einheiten. Schnell wechselt Raum und Zeit. Es gibt keine rationelle Fabel. In bunten Szenen rauscht das Leben vorüber. Oft sehr irrational, phantastisch, romantisch, immer grotesk; dazu Couplets, Musik und Tanz und Liebe und Liebesraserei trotz Giftmischerei, Mord und Totschlag, Räuberwesen, Gericht und Hochgericht und Kreuzigung, der Jubel der Clowns und der Hanswürste. Dazu philosophische Weisheit und siegreich jubelnde Weltüberwindung, der Narr als der einzig Weise. Die Clowns des Mimus haben am Ende der griechisch-römischen Welt das lebensfrohe, antike Wesen, haben ihren Herrn Dionysos gegen das andrängende, asketische Christentum bis zuletzt tapfer verteidigt. Aber die Kirche verstand keinen Spaß. Sie stieß Dionysos, den Herrn des Mimus, hinunter in die Hölle und verteufelte den Clown. Und wenn später im mittelalterlichen Mysterium der mimische Narr den Teufel darstellte, spielte er ganz ungeniert sich selber und machte so den Teufel zum Hanswurst. Das Mittelalter kennt nur Mimus und Mysterium. Mit der Renaissance wird das verschollene klassische Drama wieder entdeckt. Aus Mimus und klassischem Drama schafft Shakespeare das neue romantische Drama. Goethe verschmilzt dann im „Faust" klassisches Drama, Mimus und Mysterium und schafft so intuitiv die große Form des Dramas der Zukunft, in dem er dem alten dämonischen Narren aus dem Mimus im Clown Teufel, Mephisto, einen Ehrenplatz anweist.

Die Neuentdeckung des antiken Mimus ist begründet in meinem Werk „Der Mimus" (dessen erster und zweiter Band vor 23 Jahren bei Weidmann in Berlin 1902 herauskam) und in den zahlreich sich anschließenden Büchern, Abhandlungen, Besprechungen und Diskussionen vieler Gelehrter von Genie und Ruf: von Wilhelm Wundt, dem verstorbenen Leipziger Philosophen, bis Georg Brandes und Benedetto Croce, Paul v. Winterfeld, Leopold v. Schroeder, K. Th. Preuß, Oehlke, Romagnoli, Cornford, Brissier, Egil Rostrup, Horwitz, Janell, W. von Hauff usw.

Heute leben wir schon längst in der Renaissance des Mimus. Das wissen alle alten und jungen Poeten und Dramatiker. So ist schon weit über ein Jahrzehnt her, daß Gerhart Hauptmann

im Prolog zum Breslauer Puppenspiel dem Mimographen Philistion den grünen Ruhmeskranz geflochten hat.

Wie nennt man gleich das Stück? Das Ding ist schwer.
Man kennt die Gattung hierzuland nicht mehr.
Etwa 'nen „Mimus“, mimische Hypothese?
Wie sie Philistion, der Weltverächter,
Ersonnen, der gestorben am Gelächter? — —

Heute brachten längst viele Theater Mimusprogramme in Berlin und anderen Städten; und die Dichter schaffen nach dem Vorbild des antiken Mimus, und die Regisseure führen Regie danach. So gab z. B. Max Reinhardt den „Orpheus in der Unterwelt“ im antiken Clown- und Mimusstil. Auch die ausländischen Zeitungen und Zeitschriften, z. B. in den angelsächsischen Weltreichen, Holland, Frankreich, Italien und Griechenland fangen längst an, vom Mimus zu reden und von der Hoffnung, die er für die Zukunft der Weltbühne in sich birgt. Der Mimus gehört uns Deutschen ebensogut wie allen Völkern der Welt, haben wir doch auch den göttlichen Typ des Dionysos in Dionysos-Baldur mit am herrlichsten gestaltet. Hier sind gewiß die Germanen an der Spitze der Zukunft.

Aber was soll der Mimus, wenn er nur allzuoft zur possenhaften Gemeinheit und Obszönität heruntersinkt oder gar zur geilen Mimusoperette! Über diesen Mimus haben schon die alten Kirchenväter pfui geschrien. Fort mit ihm zur Hölle! Es gilt, den Mimus und seine elementaren, dionysischen und erotischen Kräfte und Mächte zu läutern und sie wie auch im Mittelalter emporzusteigern ins Mysterium. Mimus und Mysterium, das ist der Ruf, den ich und meine Schüler seit langen Jahren erheben. Hier liegt die dionysische Hoffnung und Zukunft des Theaters und seine Rettung. Ihr zu Liebe schrieb ich das dionysische Mysterium „Ardalio“.

Denn niemals, auch in der Zeit größter Gesunkenheit, vergißt die deutsche Seele ihre religiöse Inbrunst ganz und Glauben und heilig rettende Mystik. Auch das moderne Drama hob immer wieder, wenn auch hier und da etwas müde, die Schwingen zum Fluge ins Mysterium. Dafür dienen zum Zeugnis vor allem auch Friedrich Lienhards von heißem Idealismus beflügelten Dramen. (So hat auch Achim v. Winterfeld in seinem geistvollen und beredten Buch über „Henrik Ibsen“ in den Dichterbiographien der Reclamschen Universalbibliothek kürzlich das Schaffen Ibsens nach meinen Berliner Vorträgen, als deren Hörer er sich bekannte, unter dem Richter Dionysos auf die Wagschale von Mimus und Mysterium geworfen. Mit welchem Ergebnis, liest man am besten bei ihm selbst.)

Hier versagt auch nicht Friedrich Nietzsches dionysisches Prophetentum. Wenn nämlich Plato im Symposion, der vollendetsten dionysischen Prosadichtung der Weltliteratur im großen Mimusstil, die Charakterfiguren des damaligen Lebens bezaubernd wahr und echt und lustig vorführt und dann in der Diotima-Rede des Sokrates über diesen Mimus den Himmel der Ideen und des Mysteriums ausspannt, so ist die Weise, wie Nietzsche in seiner Zarathustra-Höhle die Typen modernen höheren Menschentums zum höchsten Symposion versammelt, auch eine Art hohen Mimus voll Jubel, Gelächter und Clownerie. Aber auch diese Mimesis des Seins steigert sich zum Schluß, und hereintritt geheimnisvoll der Mensch der Zukunft, der neue Mensch des künftigen Weltmysteriums, der dionysische Mensch, der einer neuen Zukunft entgegenschreitet auch auf dem Theater.

Der Held in der Tragödie ist nur eine Metamorphose des idealen Gottes Dionysos, dessen sakrales Prunkgewand er auf der Bühne trägt, der Held Mimus, im antiken wie modernen, ist der Clown, der Hanswurst, auch er wieder nur eine andere Metamorphose des Dionysos als des phallischen Elementargeistes. So wird denn auch der neue Weltmimus kommender Zeit dem Dionysos gehören, der ihn zum Mysterium steigern wird, um unser untergehendes Theater zu retten und zu höheren und heiligeren Formen heraufzuführen. Lasset uns hoffen!

Hermann Reich, Professor an der Universität Berlin

Berliner Theater-Querschnitt

Dichtung und Bühne

Es ist lehrreich, von Zeit zu Zeit nach Berlin zu kommen, es ist notwendig für den, der dem deutschen Theater der Gegenwart den Puls fühlt. Manche meinen, dort den Herzschlag der dramatischen Dichtkunst zu erhorchen. Weit gefehlt! Sie vernehmen nur wirre, unklare Geräusche. Sie schwimmen im Hochbetrieb der Theater, aber was ihnen entgegenklingt, ist mehr das Rasseln der Regiemaschine als das tiefe Dröhnen der dreimal geheiligten Werkstatt künstlerischer Schaffenskraft.

Ein Problem — das Theater der Deutschen von heute, schwerer fast zu lösen als der Gordische Knoten. Wem's am Herzen liegt, mag sich dran versuchen. Karl Ebert, einst die Zierde von Frankfurts Bühne, und der Referent zupften gemeinsam an diesem Knoten, ohne ihn zu durchhauen. Und doch ist's gut, wenn Schauspieler und Kritiker sich einmal zusammensetzen, um über den Gegenstand gemeinsamer Liebe hinüber sich die Hand zu reichen, Geburtshelfer und Pate. Vielleicht lichtet sich ihnen der Weg, der eingeschlagen werden muß, den Schützling aus Versumpfung und Verrottung hinauszuführen zum freieren, helleren, göttlichen Licht. Denn darüber besteht kein Zweifel: unser Theater befindet sich im Zustande der Versackung. Wer's nicht glaubt, schaue sich um in der Metropole! Der Speisezettel ist groß, aber wenige Proben genügen, sich den Magen zu verderben. Die Kritiker sind zu bedauern; immerhin: abgehärtet durch die berufliche Berührung mit der Tagesproduktion, immun geworden wie der Organismus, der immerfort schädliche Stoffe verarbeitet, ist die Gefahr der Verseuchung bei ihnen geringer als bei dem Publikum. Hier erhebt sich ernsteste Sorge. Quousque tandem! Unterschätzen wir die fluidale Strömung nicht, die von dem Bühnensender übergeht auf die allzuwilligen Empfangsstationen im Parkett, den Logen und auf der Galerie.

Wie denn? Das Theater, das ernstzunehmende natürlich, zu dem auch manches Komödien- und Lustspielhaus zählt, bedeutet einen Faktor und Gradmesser unserer Kultur. Da aber ist der Haken. Wir besitzen kein Kulturtheater. Zumindest, was wir so nennen, befindet sich im Stadium des Verfalls oder des bewußten Abbaus. Wie kommt das?

Das Theater lebt von den Dichtern. Die es machen, sind gegenwärtig vielfach andere! Der Dichter ist verdrängt von der Stätte, auf der er herrschen sollte als Hohepriester göttlicher Offenbarung, durch die Hexenmeister der Regie und die prominenten Selbstspieler der Bretter wie der flimmernden Leinwand. Nicht diese letzteren sind allein verantwortlich zu machen — für die Verkehrung des Verhältnisses, selbst nicht in erster Linie. Wenn der König zum Schattendasein herabsinkt, ist etwas faul im Staate. Hier stinkt's gen Himmel. Es fehlt an Dichtern. Schreiber haben wir genug, und geschäftige Stückemacher sind wohlfeil wie Brombeeren. Viele sind berufen. Wer aber ist auserwählt? Der einzige Barlach und in weitem Abstand der ringende, nie aus dem Chaos den Kosmos gebärende Unruh. Technik, Einfälle, Talent, selbst Genie — was sind sie ohne das Eine, das Schwerste, das Unabweisliche: Verantwortung! Sie beginnt mit dem flammenden „Muß", sie führt durch das läuternde Feuer der Seele — ihr entglüht nach oben weisend „das Werk".

Schlimm schaut es aus, gehen wir mit solcher Wissenschaft im Herzen, zufallsgetrieben durch die Reihe der Berliner Theater.

Bronnen und kein Ende

Im „Theater in der Königgrätzer Straße" geistern „Die Exzesse". Der Geist ist leider verflüchtigt, nur der Sexus geblieben. Nichts ist außer ihm vorhanden, nicht einmal Handlung. Oder ist es eine, daß Angestellte einer Bank von Berlin in die Gegenpole Bozen und Stralsund verspritzt werden, um hier wie dort in gleich hemmungsloser Brünstigkeit ihr Wesen zu treiben, bis schließlich der Berliner Bahnsteig Erfüllung weib-männlicher Triebe schafft. Symbolisch

meckert der Bock hinter der Szene, und die Dessous wirbeln durch die Bühnenwinde. Die Entschleierung, durch Versatzstücke und Wandschirm an Peinlichkeit mehr gesteigert als gemildert, kämpft erfolglos gegen die Konkurrenz der Revuen, die in diesem Punkt viel eindeutiger wirken.

Nichts geschieht, nichts begibt sich, selbst die Einfälle sind dem Autor irgendwo stecken geblieben. Schade um Dagny Servaes, schade um ihren Badeanzug. Im Familienbad sähe man ihn lieber. Aber dort benimmt man sich gezügelter als in den Bronnenschen Bühnengewässern. Bedauernswerte Anne Kersten, die dreifach männliche Begehrlichkeit stachelt, wiederaufgestandenes Miniaturgespenst katalaunischer Schlachten. Ein neuer Komiker gewinnt Raum zur Entfaltung — Kurt Bois — einziger Gewinn dieser von Hilpert inszenierten Versündigung am guten Geist des deutschen Theaters.

Bronnens theatralische Geschäftigkeit besprudelt auch die Bretter der Staatsbühne. Ein neuer Pol wird gefunden — „Ostpolfahrt" — Reise nach dem Gaurisankar. Ein gewisser Alexander kehrte auf seinem Indienzuge um, bevor er Kalkutta, Singapore und Cochinchina (was man heute so nennt) eroberte. Diese Tatsache scheint Bronnen von seiner — Alexanders — Unbeträchtlichkeit überzeugt zu haben. Jedenfalls stellt er ihm den modernen Menschen gegenüber, der den Gaurisankar und was unter ihm liegt, nach dem Grundsatze „wenn gute Reden sie begleiten" spielend bewältigt. Daß der den Mund etwas voll nimmt, ist nicht weiter erstaunlich, denn er steht mit seinem Doppelgänger Alexander alternierend allein auf weiter Bühnenflur. Monologist im Reinextrakt. Ungeahnte Möglichkeiten erschließen sich. Der Personaletat der Theater wird auf ein Minimum herabsinken, und die Klagen über mangelndes Ensemblespiel werden endgültig verstummen. Rein technisch interessiert das Experiment, um so mehr als der Schauspieler Kortner seine Doppelrolle aufs Virtuoseste spielt, spricht und schreit. Ein Einfall ist Bronnen diesmal geglückt, in scharfen Phrasen akzentuiert und gegipfelt, aber gedanklich keineswegs Himalajahöhe erreichend. Sein Werk erhärtet nicht die These, wie herrlich weit wir es gebracht. Was hilft uns Gaurisankar-Mount Everest, solange der Seele keine Flügel wachsen!

Historienmalerei

Während Jessner im Staatstheater mit Kortners gewaltiger Hilfe Bronnen filmt, entrollt Reinhardt an geweihter Stätte, im „Deutschen Theater", ein wunderschönes Bilderbuch, zu dem Werfel in „Juarez und Maximilian" den begleitenden Text geschrieben. Maximilians kaiserliche Würde und Weltfremdheit dokumentieren sich in prächtigen Uniformen und in einem von Paul Hartmann vollendet zur Schau gestellten Blondbart. Sybille Binder ist eine aus dem Modejournal geschnittene Charlotte von königlichem Wuchs, Friedrich Kühne spricht seinen Erzbischof doppelzüngig verschlagen, Homolka gibt dem Bazaine einen leichten Einschlag ins Satanische, und Ernst Deutsch hebt die Gestalt des Porfirio Diaz über das rein Theatralische, das an diesem Abend peinvoll überwiegt. Juarez selbst, der eigentliche Gegenspieler, glänzt durch Abwesenheit, was den dramatischen Nerv der Historie um so mehr ertötet, als Maximilian der inneren Überzeugungskraft ermangelt.

Dies alles störte das Publikum nicht. Es nahm mit Recht den künstlich aufgepfropften tieferen Sinn auf die leichte Schulter, freute sich an Mexikos tropischem Himmel, dem tragischen Geschehn und den hochtönenden Worten. „Juarez und Maximilian" ist große Mode in Berlin, größere selbst als der exzessierende und ostpolfahrende Bronnen und der über der Gletscherspalte hängende und gleichzeitig philosophierende Kortner.

Gespenstertheater

Zur Wahl standen noch Ludwig Bergers „Kronprinzessin Luise" mit dem unvergleichlichen Lothar Müthel, Dymows Schauspiel „Die letzte Geliebte", Bernauer-Östreichers vier Kapitel aus dem Leben eines „unanständigen" Mädchens „Der Garten Eden". Ein böser Geist führte den Referenten in den „Dybuk" (Der Dämon), der im „Kleinen Theater" sein unsauberes Wesen

treibt. Streng genommen war es neben Berthold Viertels Regie die begreifliche Anhänglichkeit an Gerda Müller, die zu diesem Besuche verlockte. Sie spielte eine Besessene, wie es ihr so bald keine nachmacht. Die ruhelose Seele eines Verstorbenen schrie aus ihr höchst grauenvoll, um nur äußerst widerwillig der Beschwörung des Wunderrabbi zu weichen, wobei Gerda Müller erschrecklich die Augen verdrehte und schließlich entseelt zu Boden sank. Eine bedeutende schauspielerische Leistung, die man überall lieber gesehen hätte als in diesem zu Unrecht als „Legende" firmierenden Gespensterstück eines Herrn An-Ski.

Epilog

Vier Theaterstücke und kein Drama! Zufall? Vielleicht, vielleicht auch nicht. Theatererfolge sind noch kein Höhenflug. Wenn man die kindlich kritiklose Freude des Publikums an den Exzessen Bronnens erlebte, konnte man verzweifeln an der Zukunft des Deutschen Theaters. Volle Häuser macht wohl auch die „Geschichte des unanständigen Mädchens", der Zeitungsprospekt wirbelt Stimmen aus dem Blätterwald: „Ein ganz großer Theatererfolg", „Hingerissen war das Publikum, jawohl hingerissen", „Es ging ein wahres Jauchzen durch das Volk". Glückliches Volk, das jauchzt, wo das Weinen manchmal näher wäre! An gleicher Stelle aber echot es über „Juarez und Maximilian": „Ein großer Theatersieg", „Ein Theaterabend voll Wärme und Freimut im Glanze eines Reinhardtschen Ensemblespiels", „Die begeisterten Zuschauer applaudierten ohne Ende", „Die Begeisterung des Hauses war zu verstehen" usw.

Dreierlei geht aus dem allen für den unbefangen Wägenden hervor: Es fehlt an Dichtern, es fehlt an Theaterleitern, und das Publikum ist hoffnungslos verbildet. Von den Dichtern ward bereits gesprochen. Theaterleiter sind vorhanden, aber es fehlt wenn irgendwo, dann bei ihnen an der nötigen Verantwortung. Wenn das Theater zu einem reinen Unterhaltungsetablissement herabsinkt, so ist das in erster Linie ihr Werk. Wie mache ich volle Häuser — diese Devise könnte in grellster Lichtreklame über sämtlichen Berliner Musentempeln prangen. Gewiß ein Zeichen der Zeit, und kein erfreuliches! Man muß verdienen, schön, aber man ordne diesem kategorischen Imperativ nicht alles unter. Wahrhafte Dichter sind selten, sie waren es meist. So greife man entschlossen zurück auf die unsterblichen Meisterwerke aller Literaturen. (Wie es Erich Pabst bei den Festspielen im Bergtheater tut.) Man verfahre aber nicht mit ihnen wie mit dem „Kätchen von Heilbronn" bei Reinhardt, das nach glaubhaften Berichten in einer recht artistischen Zustutzung und in einem oft verballhornten Schwäbisch gegeben wurde, über das der Preuße Kleist bei Lebzeiten die Arme über dem Kopf zusammengeschlagen hätte.

Der Geldpunkt ist wund, allein nicht alle Bühnen sind Geschäftstheater. Es gibt auch in Berlin eine Staatsbühne, sie hat die Pflicht, allen anderen staatlichen Instituten wie den subventionierten Stadttheatern voranzuschreiten auf dem leuchtenden Pfade hehrsten, unbeflecktesten Dienstes an der Kunst. Dieser Aufgabe wird nicht genug getan, wenn man „Im weißen Rößl", „Charleys Tante" und „Kyritz-Pyritz" als Säulen des Spielplans verankert und daneben „Peer Gynt" zu Tode spielt.

Das Publikum verlangt Unterhaltung. Die findet es im Film. Das Theater aber, von gewissen Kategorien der leichten Muse abgesehen, wird sich selber untreu, wenn es auf diese Ebene herabsteigt. Im Konkurrenzkampf gegen das Kino wird es stets unterliegen. In jenem kristallisiert sich der technische Ungeist unseres Jahrhunderts zur reinsten Form. Gleiche Möglichkeiten sind der Spielbühne nicht gegeben. Gott sei Dank. So bleibt's beim Abklatsch! Kunst, Kunst und nochmals Kunst brauchen wir — Bildungs-, Erziehungs-Theater. Aber keine Regiekünstelei, vor allem nicht jene verhängnisvolle Personalunion zwischen Bühnenleiter und Regisseur, die den ersteren abstumpft gegenüber allem, was nicht durch seine Hand gegangen ist. Hier liegt ein Krebsschaden auch allzu vieler Theater im Reich.

Das Reich (man sollte nicht nach altrömischer Art „Provinz" sagen) und Berlin — es wäre ein Kapitel bis zur Unendlichkeit darüber zu schreiben. Die Theater im Reich haben die Ensembles,

Berlin die großen Schauspieler. Erst wenn Berlin beides hätte, würde es den Grundstein legen zu der großen Theaterstadt, die es heute zu sein behauptet. Aber es ist ein gewaltiges Sammelbecken, es ist ein Brennpunkt der Anregung, ein Schlachtfeld schauspielerischer Fähigkeiten. Darum lockt es mit magischer Gewalt. „Hier hoffen wir die noch ungelösten 25% unserer künstlerischen Persönlichkeit zur Entfaltung zu bringen und im Wettstreit der Heroen aufzusteigen zu den zehn, zwölf ganz Großen", sagte Ebert und bringt damit treffend zum Ausdruck, was die Besten, die immer strebend sich bemüht, nach Berlin treibt. Trotz dieses unvergleichlichen Materials gleicht die Reichshauptstadt viel eher einem Warenhaus als einem Tempel der Kunst. Die Theater im Reiche mögen sich auf sich selbst besinnen, auf das, was bitter nottut, nicht, indem sie Berlin nachäffen, sklavisch und verächtlich, nein, verzichtend auf unechten Flitterglanz, hingegeben dem hehren priesterlichen Dienst an deutscher Dichtung und Kultur!

Dr. M. Leuchs-Mack

Giovanni Segantini

Am 28. September 1924 waren es fünfundzwanzig Jahre her, daß der große Maler der kristallklaren Höhenluft hoch oben auf dem „Schafberg" ob Pontresina einer akuten Krankheit erliegen mußte, die bei rechtzeitigem chirurgischem Eingriff kaum totbringend gewesen wäre. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß der große Meister in der letzten Zeit unter dem Einfluß des Spiritismus und Mesmerismus stand und an Ahnungen und Warnungen glaubte, indem er sich sagte: „die Natur sei ringsum voller Wunder und man dürfe Dinge nicht darum für unmöglich halten, weil man sie nicht begreifen und nicht erklären könne".

Am letzten Sonntag, den er in seinem Heim in Maloja verbrachte, hatte er eine solche Ahnung, die er seiner Frau auch mitteilte: Während er an dem Flügelbild „Vergehen" seines Triptychons arbeitete, träumte er mit offenen Augen, daß er derjenige war, der auf der Bahre aus der Hütte getragen werde, wie das vor ihm sich befindliche Bild „Vergehen" darstellt, und daß seine weinende Frau dabeistand. Aber weder er noch seine Frau sahen darin eine Vorbedeutung, weil beide an die Prophezeiung einer englischen Wahrsagerin fest glaubten, daß ihm ein hohes Alter wie Tizian beschieden sein werde. Dadurch wird auch seine Sorglosigkeit bei seiner Erkrankung auf dem „Schafberg" erklärlich.

Am 18. September 1899 war Segantini mit der treuen Dienerin Baba und dem vierzehnjährigen blonden Sohn Marius auf den „Schafberg" ob Pontresina hinaufgestiegen, wo 2700 m über dem Meere eine armselige Steinhütte steht. Es war ein wunderbarer Abend, und Segantini sagte begeistert: „Ich will Eure Berge malen, Engadiner, daß die ganze Welt von ihrer Schönheit spricht." Am folgenden Tage wurde das Mittelbild des Triptychons „Leben oder Sein" hinaufgebracht und tags darauf fing er an zu malen, fühlte sich aber schon am Abend unpäßlich. Von einem Arzt wollte er nichts wissen, weil er ihn nicht wegen einer vorübergehenden Unpäßlichkeit so weit hinauf bemühen wollte. Erst in der Nacht vom Samstag auf den Sonntag vom 24. September wurde der Arzt geholt. Sein Freund Dr. med. Oskar Bernhard, damals Spitalarzt in Samaden, kam in der Nacht um 1 Uhr bei Sturmwetter an und mußte eine schwere lebensgefährliche Bauchfellentzündung konstatieren. Der Breslauer Professor Dr. med. Neisser kam Sonntags von Pontresina herauf und auch Professor Dr. med. Erb von Heidelberg, damals Kurgast in St. Moritz, wurde herbeigezogen und fanden die Diagnose Bernhards leider nur zu richtig. Die Frau Segantini, welche aus Mailand vom Grab ihrer Mutter gerade zurückgekehrt war, und die andern drei Kinder Alberto, Gottardo und Bianca wurden sofort von Maloja hergerufen. Der Kranke, dem man seinen hoffnungslosen Zustand verheimlichte, war immer heiter und voller Hoffnung und die mittrauernden Ärzte konnten ihm wenigstens Schmerzlosigkeit verschaffen. „Voglio vedere le mie montagne" sagt er eines Tages, und das Bett wurde an das

kleine niedrige Fenster gerückt, von welchem aus er noch einmal mit seinem blitzenden Auge das hehre Landschaftsbild in sich aufnahm, um dann der Agonie zu verfallen. Donnerstag, den 28. September, abends 11 Uhr, verschied er schmerzlos, noch nicht 42 Jahre alt. Seine irdische Hülle wurde am 1. Oktober in Maloja feierlich bestattet, nachdem sein Freund Dr. med. Bernhard den Leichnam einbalsamiert und sein Freund und Schüler Giacometti die teuren Züge des Verblichenen mit seiner Künstlerhand fixiert hatte. Er ruht im kleinen Friedhof von Maloja, an der Stelle, die ihm als Staffage für sein Bild „Glaubenstrost", welches in der Nationalgalerie in Berlin sich befindet, gedient hatte.

Für das ganze Engadin war die Trauerbotschaft vom plötzlichen, unerwarteten Ableben des großen Künstlers geradezu niederschmetternd, denn Segantini war der einheimischen Bevölkerung nicht nur der große Verherrlicher von Gottes Natur, sondern auch der allgemein beliebte, joviale Miteinwohner. In der romanischen Zeitung „Fögl d'Engiadina" vom 30. September 1899 kam dies recht prägnant zum Ausdruck, weshalb wir eine Übersetzung dieses tiefempfundenen Nachrufes hier folgen lassen.

„Giovanni Segantini ist nicht mehr! Dieser Schmerzensschrei vom ‚Schafberg' ob Pontresina herunter verbreitete sich wie ein Lauffeuer durchs ganze Tal und durchdrang aller Herzen. Der große Maler, der berühmte Künstler, der edle Mensch, der treubesorgte Vater und der Freund unserer Berge, ist das Opfer seiner Arbeit für unser Engadin geworden. Die ganze zivilisierte Welt wird diesen Schlag eines unerfindlichen und grausamen Schicksals empfinden. In seinem schönsten Alter, mitten in fruchtreicher Tätigkeit unterlag Segantini einer heftigen Krankheit, Folge einer Erkältung, welche er sich in den kalten Septembertagen auf dem ‚Schafberg' ob Pontresina zugezogen hatte, wo er zur Vollendung des Mittelbildes seines für die Weltausstellung in Paris bestimmten Triptychons weilte. An seinem Sarge wehklagen seine Gattin, drei Söhne und eine Tochter, wehklagt unser ganzes Tal. O du schweres, beinahe unerträgliches Verhängnis!"

Das Engadin hat seinen großen Freund und Verherrlicher in gutem Andenken bewahrt. Seiner Familie wurde das Bürgerrecht von Samaden, der Hauptgemeinde des Oberengadins, geschenkt; in schöner, aussichtsreicher Lage in St. Moritz wurde das Segantini-Museum, ein gedrungener, mausoleumartiger Rundbau gebaut, dessen Hauptachse auf den Scheitel des „Schafberges" ausgerichtet ist, und worin das große Triptychon und verschiedene andere Originalbilder, sowie Reproduktionen aller übrigen Schöpfungen seiner Künstlerhand verwahrt werden, und gegenüber dem Eingang dieses Gebäudes hat das Segantini-Denkmal vom italienischen Bildhauer Bistolfi Aufstellung gefunden: eine ideale Frauengestalt, der Genius seiner hohen Kunst, aus einem großen Marmorblocke heraustretend.

Zur 25. Wiederkehr seines Todestages wurde im Segantini-Museum in St. Moritz eine Gedächtnisausstellung veranstaltet, deren Eröffnung in Gegenwart der Witwe und des ältesten Sohnes Gottardo des Verewigten zu einer stillen, aber weihevollen Gedächtnisfeier sich gestaltete. Dr. med. Bernhard von St. Moritz, der Präsident des „Comitato Segantini" ehrte das Andenken des großen Meisters durch eine gedankenreiche, von Liebe zum verblichenen Freunde getragene Eröffnungsrede, in welcher er den zahlreichen Zuhörern in lebhafter Weise dartat, wie Giovanni Segantini, der in seiner trüben Jugendzeit von den Zinnen und Türmen des Mailänder Domes und nachher als junger Künstler von den Hügeln der Brianza aus die fernen Schneeberge betrachtet hatte und magnetisch von ihnen angezogen worden war, endlich seine Sehnsucht stillen konnte und mit seiner kleinen Familie in den Bergen Graubündens eine Heimat fand. Segantini selber beschrieb den ersten Eindruck, den das sonnendurchflutete Hochgebirge auf ihn gemacht hatte, mit den begeisterten Worten: „Meine Seele quillt mir vom Glück über, meine Augen, entzückt von der Himmelsbläue, dem saftigen Grün der Weiden und der prachtvollen Gebirgskette, betrachten alle diese Herrlichkeiten mit dem beutelustigen Blick des Eroberers!" Nach der Eröffnungsrede sprach der Maler Gottardo Segantini, der älteste Sohn des Gefeierten, in einem vortrefflichen Referat über die Kunst seines Vaters, und zum Schluß trug sodann der Engadiner

Dichter Peider Lansel ein feinsinniges Gedicht in romanischer Sprache zu Ehren des großen Meisters vor.

Nur wer Giovanni Segantini persönlich gekannt hat und ihn bei seiner unermüdlichen Arbeit beobachten konnte, hat einen vollen Begriff, wie ernst es ihm um seine Kunst war. Segantini dachte nicht wie Böcklin und Altmeister Goethe, daß ein gutes Kunstwerk, Kraft der Macht der Schönheit, wohl gelegentlich auch moralische Wirkungen ausüben könne, daß aber niemand das Recht habe, der Kunst moralische Endzwecke zuzumuten, weil man damit dem Künstler sein Handwerk verderbe. Für ihn war das Wesen der Kunst mit den innersten Menschheitsfragen verknüpft, so daß das ethische Moment gar nicht aus ihrem Wirkungskreis hätte ausscheiden können. Ihm war seine Kunst das Mittel, mit dem er sein Verhältnis zu Welt, Gott und Natur umschrieb, wobei er von der höchsten Empfindung der Feierlichkeit der Natur beherrscht wurde. Alles Lasterhafte, ja selbst alles nur eitle Lust Widerspiegelnde fand in seiner Kunst keinen Platz; eine Kunst, die das seelische Empfinden des Beschauers unberührt läßt, hatte für ihn keine Daseinsberechtigung.

Besonders tief empfunden sind alle seine Bilder, welche die Verherrlichung der Mütterlichkeit zum Gegenstand haben. Dies hing wohl nicht zuletzt mit der Verehrung zusammen, die er für seine früh dahingegangene Mutter nährte. Sie war die Tochter des Giovanni de Guardi de Castella aus Val di Fiamme. Ihre Familie gehörte zu jenem Gebirgsadel aus dem Mittelalter, welchem einst abenteuernde Soldaten und jetzt tüchtige Ackerbauer entsprossen sind. Die Mutter war nach der Beschreibung des sie verehrenden Sohnes „jung und schön, aber blaß, hatte ein stolzes Gesicht und müde Augen; sie war schön, nicht wie das Morgenrot oder der hohe Mittag, sondern schön wie ein Sonnenuntergang im Lenz". Seine künstlerische Veranlagung glaubte Segantini ausschließlich seiner Mutter verdanken zu müssen.

Alle Bilder Segantinis, welche die Mütterlichkeit zum Gegenstande haben, wie: „Die beiden Mütter" — „Die Frucht der Liebe" — „Der Lebensengel" — „Dea pagana" — „Hölle der Wolllustigen" — „Die schlechten Mütter" usw. sind einem tiefen, ethischen Fühlen entsprungen. Sein Ausspruch: „Liebet und achtet und verehret das Weib, denn es hat Euch das Leben gegeben und es schenkt Euch die Liebe. Das Weib ist unsere Göttin wie die Kunst unser Gott", — war für ihn keine leere Phrase, wie dies auch aus seinen bezüglichen Äußerungen an die italienische Dichterin Neera hervorgeht: „Nur an demjenigen Weibe finde ich Wohlgefallen, das die treue geistige Gefährtin des Mannes, gewissermaßen dessen zweite Seele sei, die sein Ideal zu hegen weiß und ihn für Pflicht und Ehre erwärme. Aber nur durch seine häuslichen Tugenden, durch seine Treue zumal, erwerbe das Weib sich jene hohe Stellung, die ibm Verehrung und Ehrfurcht einbringe. Das gegenwärtige moderne Leben der bürgerlichen Gesellschaft zeige aber leider zumeist das Gegenteil, nämlich nervöse Damen, die statt gute Mütter und gute Gefährtinnen zu sein, sich lieber zu guten Koketten ausbilden. Und damit reißen sie sich los vom Sinn und Wesen der Natur."

Sein Ausspruch: „Die Lust am Leben besteht darin, daß man zu lieben weiß; auf dem Grunde aller guten Dinge ruht die Liebe", entspricht so ganz seinem innersten Fühlen, und sein Hauptstoff war „das Evangelium der Mutterliebe", beim Menschen wie beim Tiere. „Die beiden Mütter" ist für Segantini bezeichnend und bildet den Grundzug fast aller seiner Werke. „Er verleiht der Tierwelt fast menschliches Empfinden und stellt sie in ihren ergreifenden Momenten dar, in jenen, wo wir fühlen, daß auch ihr die ‚Seele' nicht versagt ist und wo dieselbe mit der Menschenseele in einem und demselben Tone zusammenklingt. Es ist das beiden gemeinsame Gefühl der Mutterschaft", sagt treffend einer seiner Biographen.

Welchen tiefen Eindruck seine Darstellungsweise auf den Beschauer machen kann, hat der Schreiber dieser Zeilen einmal selber erfahren. Es war an einem trüben Sonntag, wo er seine Schritte nach der Nationalgalerie in Berlin lenkte, um das in einem besonderen Saale mit Oberlicht ausgestellte Bild Segantinis „Heimkehr ins Heimatland" auf sich einwirken zu lassen. Es

ist ein aufs Feinste gestimmtes Bild der Trauer: Die Heimkehr des hoffnungsvollen, toten Sohnes. In einer erhabenen Gebirgslandschaft von berauschender Abendstimmung kommt ein Leiterwagen daher, der im einfachen Holzsarg die irdischen Überreste des Verblichenen mit sich führt. Auf dem Sarg kauert die leidtragende Mutter, das Tränentuch vor den Augen und in ihrem Schoß niedergeworfen, die Arme vor dem Gesicht, eine jüngere Frauengestalt. Gesenkten Hauptes, den Hut in der Hand, führt ein Mann in einem schwarzen Mantel gehüllt das müde Pferd an der Halfter und zwischen den Hinterrädern des Wagens folgt das Haushündchen mit niederhängendem Kopf und Schwänzchen, wie mitergriffen vom schweren Leid seines Herrn. Während im Vorsaal das ulkige Geschwätz des Berliner Sonntagspublikums sich breit machte, verstummt es an der Schwelle unseres Raumes und macht einer stillen Betrachtung Platz. Von den vielen Gefühlsausdrücken blieb mir hauptsächlich derjenige eines kleinen, von der Mutter an der Hand geführten Buben im Gedächtnis eingeprägt: „Kieck ma, Mutterken, kieck ma, det Hundeken da weent och!"

Der Künstler, der durch seine Werke im Beschauer solche Gefühle auslösen kann, ist der Menschheit nicht gestorben. Mit dieser versöhnenden Überlegung verließ ich den Raum, wo ich dem genialen Darsteller unserer hehren Alpenwelt einige Augenblicke des treuen Gedenkens widmen wollte. Dr. O. Töndury-Pedotti (Engadin)



Einsegnung der Herde

G. Segantini

(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München)

Türmers Tagebuch

Schlichte Weisheit · Der kluge Abd el Krim · „Die Marneschlacht der Währung“ · Die Abrüstungs-Vorkonferenz · Pilsudski · Linksabrutsch · Die Staatsautorität und das philosophische Familienkränzchen · Potemkin · Vor dem Volksentscheid · Die todkranke Reichsseele · Herr, mach' uns frei!

„Wenn ihr da drüben euch bloß vertragen wolltet! Aber da muß ja immer gehaßt und zerfleischt werden. Keiner denkt daran, daß Eintracht stark macht und reich dazu.“

In der „Vossischen“ las ich's neulich. Ein Neuyorker Barbiergehilfe hat's zu deren Vertreter geäußert; ganz beiläufig und während des Einseifens. Aber alle politische Erkenntnis ist schlicht; der Verstand der Verständler tappt daher meist wie die Blindekuh daran vorbei, aber der Einfalt wird sie offenbar. Dieser junge Salbader aus Dollarien hat den Herzpunkt klarer erfaßt als alle die sogenannten Staatsmänner, die den Versailler Diktatfrieden mit seinen frechen Stachelbrähten und hinterlistigen Fallgruben austiftelten. Da sie sich weise dünkten, sind sie zu Narren geworden. Großer Haß macht sie zu kleinen Dummköpfen. Nun leiden alle darunter; die Länder am schwersten, die am grimmigsten gehaßt.

Paris hat freilich wieder einmal geflaggt, illuminiert und sein ausgelassenes „on les a“ in die Mainacht gejubelt. Den Riffabylen galt es; vorerst bloß deren Führer, dem Oberkaid Abd el Krim. Es war ein freiwilliges Waffenstrecken. Die dreißig Tonnen Luftbomben, die zuletzt täglich auf sein Gebiet hagelten, was konnten sie diesen Zeltnomaden groß antun? Aber am Donnerstag nach Pfingsten erschien der Amrar bei den feindlichen Vorposten, stieg vom Berberhengst, schritt über ein sinnig verglimmendes Wachtfeuer und gab sich gefangen. Mit ihm kamen seine Frauen, sein Hausstand und — sein Archiv.

Darin steckt eine Bewandnis. Die Rifi besaßen modernes Gewaffen; es hat den „Soldats d'Alphonse“, solange sie allein kämpften, weidlich zugesetzt. Von wem wurde es ihnen bloß zugeschustert? In Madrid hätte man dies gar gerne herausgebracht. In Paris hingegen legte man Wert darauf, daß es nicht bekannt wurde. Nun hat spanischer Groll vorzeitig mit Standrecht, Tod oder Kerker gedroht. Abd el Krim machte daher ein verständiges Tauschgeschäft mit den Franzosen; er gab sein plauderhaftes Archiv und erhielt dafür ehrenvolle Haft.

Der Marokkokrieg ist aus, aber die Marokkofrage erst gestellt, nicht gelöst. England und Italien treten auf den Plan. Ohne Anteil am Kampf fordern sie Anteil am Sieg. Ein zweites Algesiras tut sich auf. Frankreich mag zusehen, daß es ihm nicht geht wie uns beim ersten. Schon heute steht fester als Gibraltar, daß diesem gegenüber auf Fliegerweite kein Meterstreif Afrikaküste in französische Hand kommt. Mussolini aber erklärte, es bekomme Niemand etwas, bevor Italien gesättigt sei. Man verlangt Tunis als Ausgleich; billiger tut er's nicht, der sacro egoismo.

Die marokkanischen Nachwehen drohen erst; in die des Versailler Sieges aber schlittert man immer tiefer hinein. Beim Wechsler ist jetzt die deutsche Mark acht Franken wert. Der Festbesoldete darbt; dem Rentner rauchten bereits neun Zehntel seines Besitzes durch den Schornstein in die Luft. Seine Nothilfe ist, daß er meist auf dem Lande hockt, sein Häuschen hat und seinen Kohl selber baut.

Die ganze politische Quacksalberzunft bemüht sich um das fallsüchtige Geld. An allen Straßenecken klebt ein Aufruf zur „Marneschlacht der Währung". Er ist von echt französischem Schnitt und Schmiß. Oben gellt der gallische Hahn sein „allons enfants". Liktorenbündel mit übergestülpten Jakobinermützen rahmen die Flanken ein. Die Jahreszahl 1792 und die Anrede „volontaires" sollen anfeuern durch den Hinweis auf eine große Zeit zu einer levée en masse für die Stützungsanleihe. Allein wer hat denn noch was? Überdies greift der Franzose leichter zur Waffe als in den Sack; er rettet bereitwilliger Frankreich als den Franken.

So soll denn die Einfuhr beschränkt, der Binnenverbrauch eingeteilt, vielleicht gar wieder auf Brot-, Zucker-, Kohlenkarte gesetzt werden. Das ist die Inflation, wie wir sie hatten. Damals sahen sie's schadenfroh. Man beschuldigte uns sogar, wir selber drückten die Mark in Absicht eines betrügerischen Bankerottes. Aber für ihre Taschen drückten sie unverdrossen mit. Im Windischgrätz-Prozeß fiel das peinliche Zeugenwort, zu den Budapester Frankenfälschungen sei dasselbe Papier benutzt worden, das die Franzosen an der Ruhr verwendeten.

Klügere erkennen heute schon, wohin der Zwangslauf der Entwicklung führt: auf den Ausgleich mit uns. Aber diese sitzen nicht im Parlament, sondern in der Wirtschaft. Sie gründen deutsch-französische Ausschüsse und feiern die europäische Verbundenheit. Man hatte unser Flugwesen erdrosseln wollen. Das mißlang. Als nun der erste deutsche Flieger in Paris landete, wurde er geknipst, gefilmt und obendrein begrüßt wie die Schwalbe, die den Sommer bringt.

Die Politiker jedoch bleiben mit Haß und Siegerdünkel bis an den Hals gestopft. Wo zeigt sich auch nur eine Spur guten Willens auf der ersten Genfer Abrüstungsvorkonferenz? Man war dort so logisch im Übelwollen, daß man in den Beschlüssen unlogisch wurde bis zum Blödsinn. Deutschland hat keine ausgebildeten Reservisten, Frankreich hingegen 5 Millionen. Daher zählen sie nach Genfer Weisheit nicht zur Heeresstärke. Wohl aber haben wir Polizei, Landjäger, Zollbeamte und Förster. Also gehören diese zur Wehrmacht. Warum nicht auch noch Feuerwehr und Nachtwächter, Bahnschaffner und Briefträger? Tragen sie nicht Uniform?

Noch stehen im besetzten Rheinland doppelt so viel Truppen als nach bündiger Zusage dürften. Unsre Beschwerden begegnen Ausflüchten, und das alte Herrenmenschentum wurstelt fort. Bei seinen Übergriffen liegt der Geist von Locarno allemal in tiefer Narkose; dafür kann er desto feinfühliger aufbegehren, sobald die deutschen Behörden kecke Ansprüche auf Sportplätze, Vorzugspreise für Theater und Straßenbahn zurückweisen. Hierin ist der Brite noch anspruchsvoller als der Franke, den jetzt die schlechte Währung drückt.

Und doch spürt auch er die Nachwehen von Versailles. Zwar zerbröckelte der Generalstreik, aber die englische Zähigkeit der Grubenleute will gleichwohl durchhalten. Allenthalb fehlt daher die Kohle, und Sheffield bläst seine Hochöfen aus.

Am 1. Juni wurden 2 Millionen Beschäftigungslose gezählt. Die Eisenarbeiter müssen feiern, weil die Bergarbeiter es partout besser haben wollen als sie. Selbstbestimmung und Brüderlichkeit sind gleicherweise hochtönige Forderungen des demokratischen Programms; in der Praxis jedoch scheitert stets die eine an der anderen.

Nun gar in der Außenpolitik! Ägypten ist ja angeblich ein freies Land. Aber es braucht nur ägyptisch zu wählen und nicht englisch, es braucht nur Zaglul ins Kabinett zu rufen, nicht etwa ein Hampelmännchen auf britischem Spiraldraht, und schon geht der Schlachtkreuzer „Resolution" nach Port Said, und schon rüstet man in den Arsenalen von Malta Truppen zum Eilversand in die Heimat Tutanchamons.

In den Vereinigten Staaten, wo das Sternenbanner flattert von Liberty Island bis zum goldenen Tor, da spotten sie über die europäische „Speisekarte kleiner Länder". Aber die Versailler Weisheit hat sie törichterweise auch noch angestückelt. Lauter Zwergstaaten, die mit reichem Mangel an Lebenskraft einen ebenso reichen Überfluß an zähnefletschendem Volksdünkel verbinden. Keinem anderem Verdienst, keinem anderen Bedürfnis verdanken sie ihre Wiedergeburt als dem Haß, dem Haß gegen das wehrlose Deutschland.

Polen hat einst sein Dasein verwirkt durch den Leichtsinn, den frechen Übermut und die innere Haltlosigkeit des sarmatischen Charakters. Aber Leid wurde nicht Lehre; daher erstand es heuer genau so, wie es dazumal zugrunde ging.

„Warschau ist die Stadt der Lügner und Verleumder; die Neigung zu Betrug und Schwindel beweist den Stumpfsinn des Volkes." „Der angeborene Hang zur Knechtschaft hat den weißen Adler vor Angst gelb gemacht." Hätte ein Deutscher so gesprochen; na ja, wir sind ja einander nicht grün. Allein dieser schlehenherbe Urteiler ist kein geringerer als er selber, der Marschall Pilsudski.

Sieben Probejahre geben ihm recht. Die alte Faulheit, Feilheit, Fäulnis brechen wie Schwären wieder aus. Man lebt von Raub und Handsalbe, rauft sich mit giftsprühendem Neid um die Futterkrippe, und verwahrlost darüber der Staat bis in aschgraue Hoffnungslosigkeit. Ein Ministerium kam auf, an seiner Spitze der Bauer Witos aus Wierzschoslavice, dem man offen das Brandmal der Schande aufdrückte mit dem schmückenden Beinamen: „Kabinett der Diebskrallen."

Pilsudski stürzte es durch Staatsstreich und Straßenkampf. Das war eine tapfere Tat. Man zweifelt jedoch, ob dieser demokratische Romantiker der Herkules ist für einen derartigen Augiasstall. Die einen vergöttern ihn; die anderen drohen ihm den Strick, da „die ehrliche polnische Kugel" zu schade sei für einen solchen Schuft.

Zudem macht stutzig, daß dieser Volksbesserer seinen Anhang gerade unter den „Congressuffki" hat; das sind die Leute aus dem ehemals russischen und galizischen Bereiche. Er will also heilen durch die Kranken, Moral und Kultur fördern mit Hilfe derer, die davon selber am wenigsten abbekamen. Aber sie sind die Masse, und kraft herrlichen Mehrheitsprinzips unterdrücken sie die Posener, denen anderthalb Jahrhunderte deutscher Zucht immerhin reifere Bildungs- und Anstandsbegriffe angeschliffen haben. Diese „Germani" lehnen sich auf und verlangen Autonomie, was nach Warschauer Ansicht nur ein neuer abgefeimter deutscher Schlich ist.

Wie nach alledem der Hase läuft, wer kann's ermessen? Aber ich glaube nicht an das engelreine Polenvolk der Zukunft, nicht an den putzsauberen Rechtsstaat und nicht an die blütenweißen Westen der kommenden Neugestalter. Weit eher schon an eine wilde Aasgeierschlacht und über dem durchwühlten Lande an den blutroten Aufgang des Rätesterns.

Keine Schadenfreude bei dieser Aussicht! Sie brächte uns nicht Hilfe, sondern doppelte Gefahr. Denn auch wir sind wieder auf dem bedenklichsten Linksabrutsch. Der Kommunismus will, die Sozialdemokratie schwenkt ein, und die bürgerliche Demokratie folgt, da sie ihren Ehrgeiz drein setzt, nicht der linke Flügel von rechts zu sein, vielmehr der rechte von links.

„Wenn ihr euch bloß vertragen wolltet", sagte der kleine Neuyorker Verschönerungsrat. Unsre Parteibonzenwirtschaft arbeitet indes gerade auf das Versteifen der Gegensätze. Schier absichtsvoll in den letzten Monaten. Fast jede Woche bringt daher neue Fälle und neue Zwiste.

Der Professor Lessing in Hannover ist im Leben an seinem Charakter gescheitert. Die Kollegen, die Gesellschaft, die Studenten, Alles lehnt diese mißhellige Natur ab, und zwar nicht erst seit gestern. Innerlich selber zersetzt, will er auch außer sich immer nur zersetzen. So höhnt er alles Hohe, aber den Kot überstreut sein hascherisches Eigenbrödeln mit dem Katzengoldstaub einer schmusenden Empfindsamkeit. So hatte er schleimige Beschönigung für den Massenlustmörder Haarmann. An dem Mädchenhändler und Bordell-Literaten Ferner entdeckte er ein Rubens- und Shakespeareformat. Dieser habe aus der Luft des Freudenhauses Wahrheiten hervorgeholt, die weder ein Schiller zu setzen, noch ein Kant zu begreifen vermöchte. Unsren Hindenburg jedoch verglich seine schnoddrige Chutzpe dem apportierenden Bernhardiner, und um ihn zu verulken, zitierte er aus dem Herodot ein witziges Geschichtchen, das gar nicht drin steht.

Ich habe diesen Mann aus der Nähe beobachtet. Undeutsch, zerrissen, talmudistisch geistreichelnd mit Blüff- und Stanksucht ist er das verkörperte Widerspiel zu allebem, was wir als Türmergeist lieben und pflegen. Ein betriebsamer Niederreißer in den Tagen, wo die Volksnot nach Wiederaufbau schreit. Ein wurmstichiger Lehrer, der die Hochschuljugend nicht fördern, nur selber wurmstichig machen könnte.

Demungeachtet hält ihn das preußische Ministerium. Seine Personalakte ist zwar ein sattsames Sündenregister, aber es hält ihn und gießt Öl ins Feuer durch wahllose Relegation von elf aufbegehrenden Studenten. So kam es zu einem schnurrigen Vorgang. Im Interesse der Staatsautorität, wie es heißt.

Auf der Straße Stoßtrupps vom Reichsbanner; faustbereit für den Genossen Lessing gegen etwaiges Protestgeschrei eines reaktionären Akademikertums. In den Höfen eine wachsame Hundertschaft der Schutzpolizei, zu gleichem Zwecke umsichtig bereitgestellt. Aber das Hochschulgebäude bleibt leer wie ein Friedhof um Mitternacht. Die Studentenschaft protestiert nämlich nur durch offiziellen Exodus. Doppelt behütet vor Gefahren, die gar nicht drohen, hält also Professor Lessing sein umstrittenes Kolleg. Hinter verschlossener Türe in einem abseitigen Zimmerchen liest er vor den beiden einzigen eingeschriebenen Hörern: seiner Frau und seiner

Richte. Hat dieses philosophische Familienkränzchen die Staatsautorität gestärkt oder zur Fratze mißbraucht?

Der Berliner Pfingsttag des roten Frontkämpferbundes war nichts als eine vom Tscherwonetz bezahlte Probemobilmachung. Alles rückte an, auf Kraftwagen und Fahrrädern, aber auch in Marschkolonnen unter Trommelschlag. Dann gab es werbende Umzüge und gewaltige Platzmeetings mit 24 gleichzeitigen Rednern und Hunderten von flatternden roten Fahnen. Dem allen gegenüber bewahrte Severing — gegen vaterländische Verbände putschängstlich wie der Zarismus und scharf bis zum Übergriff — ein unverantwortliches Wohlwollen.

Der Kreml arbeitet jetzt mit Propagandafilms. Deren größter schildert die Matrosenmeuterei auf dem Panzerkreuzer „Potemkin" im Jahre 1905. Affenboshafte Vorgesetzte, Kosakenritte gegen wehrlose, fliehende Menschenmassen; erschossene Mütter, umgestürzte Kinderwagen, Tote und Blutlachen — — alles mit erklügelter Kontrastwirkung kunstvoll durcheinander gekurbelt. Naiven Gemütern wird da ein Gebräu aus Galle und Teufelwurz eingeflößt, gesüßt mit dem Vanillezucker des Schlußschlagers: „Brüder seid mit uns!"

Die ganze Welt verbot diesen Film. Nur in unserem Bereiche „liegen die Voraussetzungen für ein polizeiliches Einschreiten nicht vor". So flimmert er denn über deutsche Leinwand und verwirrt deutsche Köpfe. Wenn da droben die Hetzredner loslegen mit ihren haßverzerrten Ghetto-Mienen und ihren fahrigen Ghetto-Gesten, wenn da Tausende von geballten Fäusten in die Luft schnellen, dann entzünden sich kindgläubige Gemüter auch drunten im Saale. Gar oft entsteht Jubel und Händeklatschen, wenn die Offizierscheusäle niedergerungen werden und kopfunter ins Schwarze Meer fliegen. Die rote Presse aber hat schellenlaute Bewunderung für diese vorgebliche Gipfelkunst, zumal die Künstler vom „Moskauer Proletkult" sind und der Macher S. M. Eisenstein heißt.

Reichswehr- und Reichsinnenminister erheben Einspruch. Vergebens. Aber die heute obenauf sind, kennen keine Geschichte. Sie wissen nicht, daß es „Die Stumme von Portici" war, die einst die Revolutionen von 1830 entzündete.

Dieser Potemkinfilm sagt nur auf räterussisch, was Dittmann über die Wilhelmshavener Meuterei auf deutsch zu sagen sich unterfing. Mit ihm leiert die gesamte radikale Holzpapierweisheit, daß jene Matrosen die Retter des Vaterlands gewesen seien, höchster Ehre wert. Früher las man anders. Ich entsinne mich eines Buches und einer Stelle darin, wo der Verfasser erzählt, er habe vor diesen Rettern voller Ekel ausgespuckt. Dieser Mann war der Sozialdemokrat Noske. Ich glaube freilich, der spuckt auch heute noch aus. Aber seine Parteigenossen, die sind eben abgerutscht.

Auch in der Fürstenenteignung. Keinem Ebert kam es in den Sinn, daß die Herrscherfamilien bis aufs Hemd beraubt auf das Pflaster fliegen sollten. Im Jahre 1920 erklärte der preußische Finanzminister, der Sozialdemokrat Südekum, es handle sich „weder um Geschenk noch um Abfindung, sondern um einen rechtlichen Ausgleich zwischen Staatsvermögen und Familiengut". Unbedenklich hat Preußen demgemäß dem Kaiser nicht nur die Gelder zum Ankauf von Doorn, sondern auch bis zum heutigen Tage regelmäßige Monatsrenten vorgestreckt zum standesgemäßen Unterhalt.

Es geht lediglich um die fürstliche Erbhabe. Alles Staatseigen ist bereits entschädigungslos ausgeschieden, so daß nur noch siebzehn Prozent übrig bleiben; weniger als ein Fünftel der ursprünglichen Masse. Das Barvermögen wird nicht höher aufgewertet als bei jedem Inflationsrentner. Worum es sich handelt, das sind lediglich die Sachwerte des Grundbesitzes.

Die Billunger waren ein reiches niedersächsisches Geschlecht längst ehe sie Herzöge wurden. Ihre Allode, die Hausgüter also, gingen tausend Jahre hindurch den privaten Erbgang und sind heute noch in den Händen der Welfen und Askanier. Kein Volksentscheid kann solches Eigentum jemals für Diebstahl erklären und Staatsdiebstahl für Staatseigentum. Er wäre neuer Umsturz, wäre die Umwandlung des Rechtsstaates in den Raubstaat; er brächte gerade das, was Ebert und Noske um Weihnachten 1918 verhinderten; mit tapferem Einsatz ihrer Person und der Tatkraft rasch zusammengeraffter Offizierfreikorps.

Wer Aale fangen will, der macht aber das Wasser trüb. Welchen Schmutz fegt doch ein giftiges Wühlertum in die klare Welle des sittlichen Denkens! Wie stochert es die Bodensätze der Untermenschlichkeit auf, um nur Sieger zu bleiben bei diesem Putsch der schlechten Triebe gegen das siebente Gebot! Braucht eine gerechte Sache Gift und Schlamm? Hier verurteilt also schon die Kampfart das Kampfziel. Denn kein Mittel ist zu niedrig; es wird gebraucht und sollten die natürlichsten Begriffe auf den Kopf gestellt werden. Die Fürsprecher Barmats und Kutiskers, jene Weichherzigen, die da weinten über Höfle, den in den Tod getriebenen Märtyrer, sie verlangten mit Cato-Strenge Anklage gegen die preußische Kronprinzessin wegen drei Sevres-Vasen, die seit der Königin Luise im Königshause als umstrittenes Privateigentum vererben. Wenn erst das Recht so zum Werkzeug des Hasses und der Rachsucht wird, dann steht schon der Robespierre dicht vor der Türe, mit ihm Fouquier-Tinville, der gewissenlose Ankläger, und Samson, der Henker.

Den Marat haben wir schon längst in tausend Sonderausgaben. Aus allen sozialdemokratischen Blättern tönt uns das mißtönige Gassengeschrei der „Roten Fahne" entgegen. Jeder Unterschied ist verwischt. Die ganze Northcliffe-Presse hat in vier Kriegsjahren nicht so viel und so frech gelogen, wie in diesen Wochen die Enteignungsraserei. Wo bleibt denn das Recht der freien Meinung? Wer sich noch den Luxus eines Gewissens erlaubt, der ist sofort ein Fürstenzuhälter, eine Latrinenseele, ein feiler Tintenkuli des Herrn Hugenberg.

Welch ein Schauspiel bieten wir der schadenfrohen Welt! War es uns nicht eine liebe Hoffnung, daß sie noch einstmal am deutschen Wesen genesen solle? Heut verzweifelt man an ihm angesichts derartiger Verrohung; man verzweifelt an der deutschen Sprache, daß sie sich hergibt zu solchem Unflat.

„Deutschland ist todkrank, schlagt ihm eine Ader!" Ein feuriger Dichter rief so vor zwei Menschenaltern. Lebte er heute, dann hätte ihm Haussuchung geblüht, denn der empfohlene Aderlaß wäre zum mindesten als Anschlag auf die Republik gedeutet worden.

Auch jetzt ist Deutschland wieder einmal todkrank. Aber sein Leiden wäre doch so leicht heilbar. Es ist seelischer Art, sollte man es nicht einmal mit Coué versuchen? Wie wäre es, wenn jeder Deutsche täglich fünfzigmal die Formel murmelte: „Ich

entsage dem Haß; ich bekämpfe den Neid. In mir und dem Nächsten. Ich glaube an redliches Wollen bis zum Beweise des Gegenteils. Ich verlange mein Recht, gebe aber jedem das seine. Selbst wenn es bloß ein Kaiser ist. Über allem persönlichen Vorteil steht mir mein Volk, seine Zukunft, seine Ehre, seine Seele." Vielleicht, daß uns dies noch rettet. Mißlingt es, dann könnte sein, daß die Ader von selber platzt und das Reich verblutet.

Im Juni-Tagebuch nannte ich Pilsudski den vierten Mussolini Europas. Schon ist auch der fünfte da. In Portugal riß der General Gomez de Costa die Macht an sich. Laut schallte sein Ruf: „Ich bin Antiparlamentarier. Ob rechts, ob links, diese Politiker sind alle die gleichen Kanaillen. Her zu mir, wer starke Staatsgewalt will; Mannszucht und Ehrbarkeit!" Da strömten sie ihm freudig zu, und er siegte.

Auch Pilsudski hat gedroht, alles parlamentarische Wesen kurz und klein zu schlagen; sein letztes Mittel sei die Peitsche. Vom Tejo zur Weichsel ist weit. Aber über Europa liegt allenthalben dieselbe Spannung. Die herrschende These hat abgewirtschaftet; es erhebt sich die Antithese und zwingt jene mit harter Faust in den Staub.

Die Nutznießer unsres Novemberumsturzes sehen's, und es wird ihnen schwül. Wind und Sonne des Zeitgeistes drehen sich gegen sie. Ihnen schwant Arges, und sie möchten es wenden. Daher der Fehler aller wackelnden Machthaber: das Forschtun, die Geste des starken Mannes, die mißtrauische und übergreifende Tscheka-Wirtschaft. „Den Daumen aufs Auge und das Knie auf die Brust" forderte der Sozialdemokrat Markwald im preußischen Landtag. Also Bruder gegen Bruder? Welch Geschrei, als der Kaiser etwas Ähnliches sprach! Jetzt hingegen beifälliges Nicken des Kopfes bei den empörten Kritikern von damals!

Derweil ich schreibe, rattert noch das Trommelfeuer des Wühlangriffes. Beim Erscheinen des Tagebuches wird Alles entschieden sein. Daher befaßt uns heute nur die Kampfart, nicht der Ausgang.

„Herr, mach' uns frei!" Wir singen es oft im Niederländischen Dankgebet. Aber woran denken wir bei dem Wort? Immer bloß an Feindestücke und Schmachfrieden. Ist das nicht falsch? Gerade im Innern müssen wir anfangen; müssen zuerst frei werden in uns, frei werden von uns. Das ist blutsaure Arbeit; die Erlebnisse zeigen es. Aber haben nur erst sie geschafft: ach, die Freiheit nach außen wieder zu erringen, das ist dann bloß noch ein Kinderspiel für ein durch Herz und Sinn geeintes, durch Sitte und Zucht gestrafftes Sechzigmillionenvolk. F. H.

(Abgeschlossen am 19. Juni)

Auf der Warte

Dichter und Akademie

Man hört seltsame Dinge. Kultusminister Prof. Dr. Becker ernennt folgende Dichter zu Mitgliedern der neubegründeten Sektion für Dichtkunst der Akademie der Künste: G. Hauptmann, Th. Mann, L. Fulda, H. Stehr und A. Holz. Der Minister, liest man, habe sich auf diese fünf Namen begrenzt, um der Sektion die Möglichkeit zu geben, sich durch Zuwahl zu ergänzen.

Dieser Versuch, eine Dichterakademie zu gründen, ist dem Herrn Kulturminister nicht gut bekommen: Gerhart Hauptmann hat in einem offenen Schreiben die Berufung abgelehnt. Er schreibt u. a.: „Bei voller und dankbarer Würdigung der mir zugedachten großen Auszeichnung wird es mir doppelt schwer, zu tun, was doch geschehen muß, nämlich zu bitten, von meiner Ernennung zum Mitglied dieser Sektion abzusehen. So sehr ich eine Akademie der Wissenschaften, eine Akademie der bildenden Künste und der Musik als eine staatliche Notwendigkeit ansehe, da es sich hier um Geistesgebiete handelt, die durch gemeinsame Arbeit gefördert werden müssen, und hinter denen staatliche Lehrinstitute in großer Zah stehen, so wenig vermag ich mich von der staatlichen Notwendigkeit einer akademischen Sektion für Dichtkunst zu überzeugen. Und zwar um so weniger vermag ich das, je mehr ich darüber nachdenke. Es bedarf keines Dichterkollegiums, um staatliche Unterstützungen zu erwirken und zu verteilen, sondern nur einiger gebildeter und wohlwollender Männer von Takt und Geschmack. Was aber die weiteren und höheren Aufgaben der Dichtkunst anbetrifft und ihre verantwortliche Förderung, so bin ich leider, wenn ich an die neu zu gründende Sektion denke, kleinmütig. Eine bewußte Führung auf dem Gebiete der Dichtkunst gibt es nicht. Staatlich beamtete, führende Dichter bilden ein Novum, das mit Recht in den Kreisen der freien Poeten beanstandet werden wird. Was mich betrifft, so kann ich mir weder eine unbewußte, noch eine bewußte Führerstellung dieser Art zusprechen. Wenn ich, wie andere Schriftsteller und Dichter, auf Menschen im Sinne der Menschlichkeit gewirkt habe, ist es mir genug. Sie sehen mich also, Herr Minister, auf seiten derer, die schon vor meiner Zeit gegen die Bildung einer Dichterakademie gewesen sind...."

Der Fall liegt denn doch wohl nicht so einfach. Warum hat sich eigentlich der Kultusminister nicht vorher mit den Beteiligten verständigt, ehe er sich diese Abfuhr holte? Und dann: ist nicht Hauptmann bereits Mitglied der Münchener Deutschen Akademie? Was für ein Schauspiel bieten wir nun dem Ausland, wenn dieser Dichter absagt, während andre zusagen! Konnte sich dieser repräsentative „größte deutsche Dichter der Gegenwart" nicht mit seinen oben genannten Kollegen verständigen, ehe er für seine Person durch Absage Gegenstimmung machte? Was für eine Akademie soll denn das werden nach diesem fahrigen Anfang?! Thomas Mann hat recht: „Es ist ein schlechter Anfang, es ist eigentlich eine Katastrophe." Man gründet keine Akademie, wenn man nicht dem Dichter zugleich Aufgaben stellt.

Man wird sich erinnern, daß ich vor einigen Jahren im „Türmer" eine Akademie lebendiger (nicht nur repräsentativer) Art, in enger Verbindung mit dem Ausbau der Goethe-Gesellschaft, für Weimar vorgeschlagen habe. Hervorragende Dichter und Schriftsteller sollten eine Art Ehrensenat der Goethe-Gesellschaft bilden und so das lebendig Schaffende mit der wissenschaftlichen Rückschau auf die Vergangenheit verbinden. Bei dem jährlichen Hauptfest der Gesellschaft sollten, abwechselnd, einige dieser Ehrensenatoren tätig mitwirken (durch Vortrag, Ansprachen, Uraufführung und so weiter). So sollte sich das geistige Deutschland der Gegenwart um das Zeichen Goethe und um die Kulturstätten Weimar und Wartburg sammeln, eine Insel der Eintracht mitten im Chaos der Zeit.

Ein schöner Traum, nicht wahr! Er war schon von Wagner, Liszt und Nietzsche vorgeträumt. Friedrich Nietzsche hatte folgende Prägung dafür geformt: „Zukunft von dem Bayreuther Sommer; Vereinigung aller wirklich lebendigen Menschen: Künstler bringen ihre Kunst heran, Schriftsteller ihre Werke zum Vortrag, Reformatoren ihre neuen Ideen. Ein allgemeines Bad der Seelen soll es sein; dort erwacht der neue Genius, dort entfaltet sich ein Reich der Güte."

So etwa dachte auch ich mir die Kernzelle einer künftigen „Goethe-Akademie", die mit den Gebilden der Leibniz-Epoche nur den Gedanken einer Geistesgemeinschaft und der Sammlung gemeinsam hat. Zeitgenossen wie Graf Keyserling, v. Gleichen-Rußwurm, Eucken und andere haben sich damals dazu geäußert. Aber wir sind in Deutschland viel zu sehr parteiisch zerrissen, um solch ein Olympia des Geistes herzustellen. Ich wurde persönlich angepöbelt und habe den Gedanken fallen gelassen. Der Kultusminister versucht es nun mit Ernennungen in ein veraltetes Gebilde.

Meines Erachtens ist jetzt in Deutschland, das weder in der Fahne noch in der Welt- und Kunstanschauung Einheit besitzt, nur in stillen Zellen aufbauende Arbeit zu leisten.

F. L.

Sonderbarer Handel

Nämlich mit Theaterstücken. Wir dürfen den reizenden Briefwechsel, der durch das „Berl. Tagebl." und andre Blätter in die Öffentlichkeit gelangt, unsern Lesern nicht vorenthalten. Dieses geschichtliche Dokument wirft auf die Bühnen-Handelsverhältnisse ein blinzelndes Licht. Es handelt sich in diesem Fall um ein Stück von Gerhart Hauptmann.

Felix Bloch Erben, Verlag dramatischer und musikalischer Werke, Berlin-Wilmersdorf, an Herrn Intendanten Paul Barnay, Breslau, Lobe-Theater.

Sehr geehrter Herr Intendant!

Auf Ihr gefl. Schreiben vom 22. d. M. erwidern wir Ihnen ergebenst, daß wir über dessen Inhalt auf das lebhafteste erstaunt sind. Max Reinhardt hat „Dorothea Angermann" für Berlin und Wien angenommen, ohne das Werk zu kennen. Eine Reihe der ersten Provinzbühnen, wie Hamburg, Leipzig, Frankfurt a. M., Düsseldorf u. a. haben in die gleichzeitige Uraufführung mit Berlin eingewilligt, ohne das Werk gelesen zu haben, und ungeachtet der großen Schwierigkeiten, die damit verknüpft sind, sich verpflichtet, den Berliner Uraufführungstermin einzuhalten. Nur Sie machen die Annahme von der Einsendung eines Leseexemplares abhängig! Wir sind der Ansicht, daß Hauptmann mit seinem neuesten, für das Theater ausdrücklich bestimmten Stück (im Gegensatz zu reinen Dichtungen wie „Indipohdi", „Veland") dem Publikum auch dann vorgeführt werden sollte, wenn das Werk dem individuellen Geschmack eines Direktors nicht entspricht. Bühnenexemplare werden erst nach der Uraufführung gedruckt. Wollen Sie gleichzeitig mit Berlin aufführen, so müssen Sie schon jetzt Vertrag machen. Alsdann wird Ihnen ein Manuskript zugehen.

Hochachtungsvoll

Felix Bloch Erben.

Intendant Paul Barnay an Felix Bloch Erben:

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihren Brief vom 25. d. M. habe ich folgendes zu erwidern: Wenn Sie auf das Lebhafteste darüber erstaunt sind, daß ich das neueste Werk von Gerhart Hauptmann „Dorothea Angermann" nicht ohne vorherige Lektüre zur Uraufführung erwerben will, so bin ich nicht weniger darüber erstaunt, daß Max Reinhardt und so bedeutende Bühnen wie Hamburg, Frankfurt a. M., Leipzig und Düsseldorf ein Stück ungelesen uraufführen wollen.

Gerade die Tatsache, daß so viele bedeutende Theater eine Uraufführung von Gerhart Hauptmann erworben haben, ohne das Werk zu kennen, beweist, daß derartige Uraufführungen kein künstlerisches Wagnis bedeuten. Das wird ja ein entzückender Tag in der deutschen Theatergeschichte sein, wenn in so vielen großen Städten ein Werk uraufgeführt wird, das von allen prominenten Bühnenleitern ungelesen angenommen wurde. Eine derartige Uraufführung ist für mich reizlos und kann auch für Gerhart Hauptmann keine rechte Freude sein. Ein deutscher Dichter ist doch

keine akkreditierte Fabrik, deren Waren man ungesehen kauft. Ich könnte noch verstehen, daß ein Theaterleiter eine Uraufführung zu einem Zeitpunkt kauft, an dem das Werk noch nicht vollständig fertig ist. Dies aber ist hier nicht der Fall, denn Sie kündigen mir ja die Einsendung des Manuskriptes nach Vertragsabschluß an.

Es wäre mir eine Freude und Ehre gewesen, Gerhart Hauptmanns neuestes Werk in Schlesiens Hauptstadt zur ersten Aufführung zu bringen. Unter diesen Umständen ziehe ich es aber vor, jene künstlerischen Kräfte, die ich für Uraufführungen frei habe, dramatischen Werken zuzuwenden, die ich vorher gelesen habe, auch auf die Gefahr hin, daß diese nicht bei Felix Bloch Erben verlegt sind.

Mit vorzüglicher Hochachtung
gez. Paul Barnay,
Intendant der Vereinigten Theater in Breslau.

Vom deutschen Beamten

war in unsrer Betrachtung „Deutsche Dichternot“ (Maiheft) in einem Zitat die Rede: er werte nun sein Vermögen auf usw. Dies war von uns unbeanstandet aus dem „Börsenblatt“ in unsrem Aufsatz eingeklebt worden; wir hätten eigentlich an jener Stelle ein redaktionelles Fragezeichen einfügen sollen. Denn unsre Zustimmung galt den Schlußsätzen jener Ausführungen des „Börsenblatts“. Flugs kommen nun einige Zuschriften, die uns grade diesen Punkt mit Recht ankreiden. „Wer einen Blick in die Lage unsres Beamtentums, ob Reichs-, Staats- oder Gemeindebeamte, tun kann, weiß, daß in den unteren Schichten Not, in den mittleren und z. T. oberen äußerste Sparsamkeit und Einschränkung herrschen. Gerade der weitaus größte Teil der Beamtenschaft, der dem gebildeten Mittelstande angehört, beklagt es zutiefst, daß er auf eine Reihe edelster Genüsse verzichten muß, die das Leben bereichern und verschönern. Daß hierzu das gute Buch im besonderen gehört, bedarf keiner Feststellung.“

Das ist durchaus richtig. Es bedarf keiner weiteren Worte unsrerseits, daß wir grade auch den Beamten im Kampf um deutsche Geistesgüter als Bundesgenossen empfinden.

In einer andren Zuschrift heißt es: „Ich gebe zu, daß ledige oder verheiratete Beamte ohne Kinder der Gehaltsklassen XI und aufwärts unter Umständen in der Lage sind, Ersparnisse zu machen. Der großen Masse der Staatsbeamten aber ist es wirklich nicht möglich, ihr verloren gegangenes Vermögen wiederherzustellen. Neun Zehntel der Beamtenschaft sind gezwungen, ein sehr, sehr bescheidenes Leben zu führen. Ihr Einkommen reicht vielleicht gerade zur Bestreitung der leiblichen Bedürfnisse aus, es reicht aber nicht, die während der Kriegs- und Inflationsjahre zugrunde gegangene Wäsche-, Kleider- und sonstige Haushaltungsausstattung nachzuschaffen.

Sind gar noch besondere Aufwendungen für die Ausbildung der Kinder zu machen, dann liegen die Verhältnisse noch schlimmer. Unter solchen Umständen verloren gegangenes Vermögen neu aufbauen zu wollen, ist ein ganz und gar vergebliches Unterfangen. Daß es den Beamten in ihrer Mehrzahl gegenwärtig nicht möglich ist, Aufwendungen für gute Bücher und sonstige ideale Güter zu machen, bedauert niemand mehr als die Beamtenschaft selbst. Es ist wirklich nicht an dem, daß den Beamten das Interesse an geistigem Leben verloren gegangen ist, aber es fehlen den Beamten, die sich ebenfalls zum Mittelstand zählen, die Mittel, um jene geistige Kultur zu pflegen, die früher für sie zu den Selbstverständlichkeiten des Lebens zählte.

Schon seit geraumer Zeit erscheinen in vielen industriellen und gewerblichen Zeitschriften sowie auch in der Tagespresse Artikel, welche in ihrer Aufmachung nichts anderes bezwecken sollen, als bei den übrigen Bevölkerungskreisen Voreingenommenheit gegen die Beamten zu erzeugen. Gibt es doch bekanntlich sehr einflußreiche Kreise, welchen das Beamtentum mit seinen ‚Rechten‘ ein Dorn im Auge ist. Da ich nicht glauben kann, daß der weitverbreitete, vornehme ‚Türmer‘ mit Absicht in das gleiche Horn blasen will, habe ich mir erlaubt, Sie auf jenen Satz besonders aufmerksam zu machen. Es dürfte Ihnen bei Ihrem großen Einfluß leicht sein,

der Sache genau auf den Grund zu gehen, und Sie werden selbst zugeben müssen, daß das, was in jenem Satz zum Ausdruck gebracht worden ist, vielleicht für einen sehr engen Kreis der Beamtenschaft zutreffen mag, aber sicher nicht für die große Masse. Diese leidet unter den gegenwärtigen Verhältnissen genau so, wie die Mehrzahl ihrer Volksgenossen."

Wir haben auch dieser Zuschrift gern Raum gegeben und hoffen, daß nun jedes Mißverständnis behoben ist, so daß wir von einer Berücksichtigung ähnlicher Briefe absehen können.

Unser Aufruf selber ist bisher fast ohne Wirkung geblieben, von einigen warmherzigen Einzelpersonen abgesehen. Von den Gruppen hat sich nur der „Hellring" mit verständnisvollen Vorschlägen gemeldet.

Nietzsches Hilfsbereitschaft

Zu der von Frau Förster-Nietzsche in ihrem Aufsatz „Friedrich Nietzsche im Verkehr" erwähnten großzügigen Hilfsbereitschaft Nietzsches kann ich einen charakteristischen Beitrag liefern. Ein Schul- und Studiengenosse Nietzsches, Geheimrat Emil Jungmann in Leipzig, erzählte mir eines Tages folgendes: Als der dritte Band der Gesammelten Briefe Nietzsches 1904/05 erschienen sei, habe man ihm erzählt, daß er auch darin vorkomme. Er habe sich lange Zeit gescheut, die betreffenden Stellen nachzulesen, weil er für möglich hielt, der als junger Philologe sehr kritische Nietzsche könne vielleicht über ihn, Jungmann, und seine philologischen Leistungen scharf geurteilt haben. Schließlich habe er die Stellen aber doch nachgesehen. Und da sei er vollkommen ergriffen gewesen von dem, was er nun, mehr als drei Jahrzehnte nach dem Zusammensein mit Nietzsche in Leipzig. zum erstenmal erfahren habe: Nietzsche habe Ritschl gegenüber angeboten, heimlich den Druck der Dissertation Jungmanns, der diesem materielle Schwierigkeiten machte, aus eigener Tasche zu bezahlen!

Die auf diese Angelegenheit sich beziehenden Stellen in dem Briefwechsel Nietzsche-Ritschl lauten:

Ritschl an Nietzsche, 30. März 1870: „Aber ‚properatost opus' oder ‚bis dat qui cito dat' muß ich leider hinzufügen, weil Freund Jungmann auf diese Druckgelegenheit für seine Dissertation wartet, nachdem er bereits vor geraumer Zeit sein Examen gemacht hat, aber die wirklichen honores erst mit Einreichung der Druckschrift erlangt. Ich brauche nicht mehr zu sagen, um Ihnen die Sache ans Herz zu legen, wohl eingedenk übrigens des ‚ultra posse nemo tenetur'" (Br. III, S. 98 f.).

Nietzsche an Ritschl, 9. April 1870: „Schließlich gebietet doch, so viel ich sehe, nichts anderes diese grausame Eile als Freund Jungmanns Situation. Hören Sie nun meinen Einfall. Geben Sie seine Arbeit sofort zu Teubner in Druck und lassen Sie gefälligst Teubner sagen, er möge die Rechnung später an mich gelangen lassen. Ich mache mir dies Vergnügen — mit Vergnügen. Nur darf Fr. Jungmann gar nichts davon erfahren; und mein Name muß gar nicht genannt werden. Vielleicht darf ich Sie um eine wohlgemeinte Lüge ersuchen und verspreche meinerseits, die Last dieser Sünde tragen zu wollen" (Br III., S. 101). Dr. Richard Oehler

Geleitwort zur Gesamtausgabe

Zur Gesamtausgabe meiner Werke (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer) sei ein persönliches Geleitwort gestattet. Was der Sechzigjährige fortan noch schreibt, wird man in die Alterswerke einreihen. Mein eigentliches Lebenswerk liegt vollständig vor.

Es hat noch kein Literarhistoriker, von wenigen Ansätzen abgesehen, den Versuch gemacht, diese 15 Bände als innere Einheit zu sehen. Der eine behandelt mich als „Heimatkünstler", der andere als „Epigone", der dritte wesentlich als „Lyriker", der vierte geht auf die gedanklichen Werke überhaupt nicht ein; jener wieder nennt mich „überschätzt", ein anderer „unterschätzt", und hart neben Hohn ist ein verächtliches Totschweigen festzustellen, so daß in der neuesten Auflage einer solchen Literaturgeschichte nicht einmal mein Name verzeichnet ist, während Werfel mit Klopstock verglichen wird. Das ist das gegenwärtige Deutschland. Zerrissen von Gunst und Haß nicht nur in seiner Politik, sondern ebenso vielspältig in seiner Kultur und Dichtung.

Meine Werke sind erlebt, erlitten, erliebt. Ich

habe nie einer Richtung angehört, sondern bin meinen schweren Weg aus einer elsässisch-französischen Wasgauecke und aus dem Hause eines einfachen Dorfschulmeisters nach Weimar allein gegangen. Andre sind am Wege liegen geblieben; meine Pfade hat Gott gesegnet, das darf ich mit Dank anerkennen. Neben mancher guten Freundschaft hat mich die Liebe meines Weibes erst aus der Ferne, dann in der Nähe treulich begleitet. Meine Grundstimmung ist eine edle Demut; ich empfinde es als Ehre, bescheidenes Werkzeug des Ewigen sein zu dürfen.

Wer diese Wanderung vom Wasgau nach Weimar, diesen engen Zusammenhang zwischen Werk und Leben, diesen Vollendungsdrang unter dem Lichte der Ewigkeit nicht in seiner Ganzheit erfaßt, dem bleibt nur übrig, von Werk zu Werk Zensuren auszuteilen. Ich persönlich, nebenbei bemerkt, bin der Überzeugung, daß der Kunstwert meiner Werke ihrem Lebensgehalt ebenbürtig ist. Was ich aber nicht als Selbstüberschätzung zu mißdeuten bitte; solche Betrachtungsweise liegt mir gar nicht.

Man nennt mich manchmal auf der rechten Seite unsres parteizerrissenen Volkes mit König, Geucke, Bartels und andren zusammen. Ich lehne dies vollständig ab. Diese Männer sind ihren Weg gleichfalls für sich gegangen, besonders der Dithmarsche Bartels, der für den Elsässer niemals das volle Verständnis aufgebracht hat. König kämpft übrigens heute noch wirtschaftlich sehr schwer; die Rechte läßt ihn im Stich. Da müßte überhaupt manch hartes Wort gesagt werden.

Andrerseits wittert die Linke im Herausgeber des „Türmers" den Deutschen und den Christen und verhält sich entsprechend. Da wären gleichfalls reizende Dinge zu erzählen, wie man einen Schaffenden planmäßig verächtlich macht oder totschweigt, wenn er nicht in die Richtung paßt. Ich bin in der Tat von ganzer Seele deutsch, und zwar großdeutsch; unter „Heimatkunst" begriff ich schon vor Jahrzehnten Dezentralisation im Sinne der Beteiligung aller Gaue gegenüber der einseitigen Berliner Vorherrschaft. Ich schäme mich auch nicht, mich der Reihe jener Männer bescheiden einzureihen, denen Christus der Meister der Menschheit ist und die ihr Leben in diesem Sinne würdig zu gestalten suchen: vom Herzen aus, ohne dogmatische Enge. Die Leitsterne meines Lebens faßte ich zusammen in die drei Worte Akropolis, Golgatha, Wartburg: Griechenschönheit, Christusgüte, Eindeutschungskraft. Mein Sinnbild ist das Rosenkreuz: Vereinigung von Würde und Anmut, von Frömmigkeit und Frohsinn, von Religion und Kunst.

Wer hier noch in parteipolitisch-modernem Sinne von „links" und „rechts" zu sprechen vermag, der hat nicht erkannt, um was es sich handelt: um das deutsche Herz, um die deutsche Seele. Sie muß mit Gemütskräften unser Reich durchdringen, sonst sind wir ganz verloren. Eins meiner Losungsworte lautet in diesem Belang Reichsbeseelung. Das sind keine zusammengedachten Redensarten; das erlebt und erliebt man in Tat und Wahrheit und strahlt es dann in seinem Leben wie in seinen Werken aus.

Ich schrieb meine Werke aus Drang und für meine Freunde. Meine Freunde sind jene Menschen, die in solchem Sinne unbefangenen Herzens und guten Willens sind. Wenn jemals von einem oder dem andren meiner Bücher Lebensmut und Lebenserhöhung ausgegangen ist, wenn jemals dem oder jenem der Glauben an das Ewige, das durch die Welt waltet, gestärkt worden, so ist mir diese Wirkung Lohn genug. F. L.

Ein elsässischer Roman

Der neue Roman des Elsässers René Schickele hat den Titel „Ein Erbe am Rhein" (München, Kurt Wolf, 2 Bde. 15 M). Was für Klänge dröhnen heute für jedes deutsche Herz in dem Wort „Rhein"! Man erwartet, hier behandle der Verfasser des ratlosen „Hans im Schnokeloch" von seiner pazifistischen Seite her das tief bedeutsame Problem. Es schweben uns Hermann Stegemanns „Kampf um den Rhein" oder Leopold Zieglers „Das heilige Reich der Deutschen" vor, und wir erwarten unter jenem Titel Wucht, Größe, Monumentalität, wie etwa die Dombauten von Straßburg, Freiburg und Köln.

Nichts von alledem. Es ist wieder nach Schickeles Art die subjektive, feuilletonistische

Liebesgeschichte, der Tanz um das Weib — oder vielmehr um zwei Weiber. Wie jener Hans nicht weiß, ob er zu Deutschland oder zu Frankreich gehört, schwankt dieser Klaus zwischen Doris und Maria. Kein Ansatz über die Weibergeschichte hinaus zu objektiver epischer Gestaltung der nationalen Sache selber! Diese Kreise von internationalen Nichtstuern und Genußmenschen treiben sich zwischen den Völkern an der Riviera herum, schattenhafte Figuren, unfähig zu ernster und tiefer Erfassung einer sittlichen, nationalen oder religiösen Fragestellung großen Stils überhaupt. Die Atmosphäre ist sinnlich-nervös; „Liebe“ ist die körperliche Besitznahme einer Frau. Kein Ansatz von dem, was man deutsches Gemüt oder deutschen Stil nennt. Das hastet flink und nervös dahin, unbeschwert von gedanklicher oder gemüthafter Vertiefung. Ein echter Schickele! Das „Berliner Tageblatt“ findet denn auch den Roman „wundervoll“. Denn der Verfasser wagt es „von der Liebe zu reden“ und „Leute hinzuzaubern, die für die Liebe Zeit haben“ (in der Tat, sie haben sonst nichts zu tun), das Buch hat Vorzüge, „kurz alles, was wir der Frau an den Leib wünschen, der wir das Buch schenken wollen“ (an den Leib — sehr gut!).

Nebenbei sollte der gute Georg Heinrich Meyer, der Kurt Wolffs Reklamen schreibt, nicht das Wort aus Viktor Hehns „Gedanken über Goethe“ in der Anzeige wiederholen (das er schon vor dreißig Jahren bei Lienhards Erstlingen zitierte!): aus dem Elsaß werde ein großer Dichter erstehen usw. Wenn schon, dann zitiere er ganz und enthülle damit Hehns groben Irrtum; denn dieser weissagte (S. 40): nach Goethes Tod „war eine Epoche abgeschlossen, und es begann das jüdische Zeitalter, in dem wir jetzt leben. Wenn es auch achtzig Jahre dauert, dann würde es im Jahre 1912 seine Endschaft erreichen“!

Deutsch geschrieben, ist der Roman französisch empfunden. Oder soll man sagen: er ist weder dies noch jenes? Er ist lyrischer Feuilletonismus, wie er jenseits und diesseits wuchert? Der Held heiratet zwar eine Deutsche (die einzig anständige Figur des Buches); er will ihr seine Seele geben, so weit er eine hat. Das hindert ihn aber nicht, mit seiner schönen Italienerin sehr intimen Verkehr zu pflegen. Wer einen Blick in dieses internationale Leben und Treiben an der Riviera und in Venedig werfen will, mag zu dem Buch greifen. Die Schilderung dieser Art Menschen und ihrer Unterhaltung, wobei ein arg verzeichneter Schwede in unmöglichem Deutsch eine Rolle spielt, kann aber ein tieferes Interesse nicht beanspruchen. Ihr Verkehr ist geistreichelnd, seelenlos, oberflächlich. Das Buch würde vielleicht gewinnen, wenn es — französisch geschrieben wäre.

In den Naturschilderungen macht sich allein eine gewisse Geschmeidigkeit und Schönheit unserer deutschen Sprache geltend. Interessant ist für den deutschen Leser, außer in der Einfühlung in das Leben der Natur, der politische Einschlag, wie er nur kurz an einer Stelle (im zweiten Band in dem Kapitel: „Sie kommen, wir gehen“) hervortritt. Der Riß, der durch die Familie Breuschheim geht, wird an dieser Stelle dem deutschen Leser greifbar, aber ohne ihn tiefer zu packen. Denn seine elsässischen Landsleute, deren Verhalten beim Einzug der Franzosen 1918 sehr scharf gegeißelt wird, können ja — nach dem Verfasser — gar nichts Besseres tun, als Franzosen zu werden. Von dem Aufbäumen des alemannischen Stammes gegen die welsche Art, wie es sich in der Zeitschrift „Zukunft“ widerspiegelt, findet sich in dem Roman keine Spur. Dem pazifistischen Verfasser fehlt offenbar dafür jede Ader.

Wir Deutschen sind mit unserer ganzen Seele dem Elsaß verbunden und verfolgen den dortigen trotzigen Kampf für Autonomie mit größter Spannung. Davon spiegelt sich hier nichts. „Assimiliert“ nur das herrliche Land dem Welschtum und tötet seine geistigen Kräfte, die, kaum erwacht unter der Herrschaft der Deutschen, nun vollends zermürbt werden! Ein furchtbar tragisches Geschick! Und nichts von der Wucht dieser Tragik in diesem Roman ...

Ob der Verfasser des vorliegenden Romans sich jemals in gereiften Jahren an dieses wahrhaft ernste Thema wagen und versuchen würde, in — französischer Sprache ein Buch deutschen Geistes (statt umgekehrt)

zu verfassen? Sollte er es tun, so kann ich einen Wunsch nicht unterdrücken: er möge die Leser nicht so lang auf die Folter spannen wie in seinem „Erben am Rhein". Der Roman beginnt nämlich damit, daß der Held des Buches als Witwer einen Brief an seine Geliebte in Rom schreibt, sie solle zu ihm kommen. Durch einundzwanzig Kapitel hindurch wartet der Leser auf Antwort. Er erhält sie endlich im Schlußkapitel S. 307. Die Antwort lautet: No. Man kann es ihr nicht verdenken. W. R.

Der Weg der Mary Wigmann

Um den Tanz als eigenmächtige Kunstgattung kreisen in diesem Augenblick Schicksalsfragen. Es gibt eine Problematik des künstlerischen Tanzes, wie es eine Problematik der künstlerischen Existenz des heutigen Menschen gibt. Es gibt Tanzgruppen und -grüppchen, die sich infolge mangelnder Ursprünglichkeit der tänzerischen Sinnengemeinschaft die mysteriöse Würde einer besonderen menschlichen Gesellschaftsklasse beilegen — diesen Sinn hat bisher außer ein paar oberflächlichen Ästheten niemand gebilligt, niemand ernsthaft aus einem weiteren Kultur- und Kunstverständnis begründen können. Und es gibt immer noch auch ein fahrendes Tänzervolk, das nichts von Theorie und Dogmen weiß: Tänzer von Blut und Rasse, in denen sich das Uraltertum einer Kunst andauernd verjüngt, eine Kunstzeitlosigkeit bestätigt. Auch das zeitlose Tänzertum begibt sich in den Zwang gebundener Formen, wechselt mit der Maske die innere Bedeutung. Aber es sprengt nach und nach diese Formen ab, wie die Natur selbst sich ihres Kleides entledigt, sobald es unscheinbar geworden ist. Diesem zeitlosen Tänzertum, das in der Kunst primitiver Exoten ebenso fortlebt wie in den sublimierten, schwebenden Tanzgebilden des Russischen Ballets, setzt Mary Wigman bewußt ihre Welt der künstlerischen Vorstellung entgegen: eine Kunstbildnerin großen Formats, deren Typus Eigenheiten einer fast religiösen Monomanie zeigt — mag ihr schillerndes menschliches Wesen noch so sehr dem Diesseits einer im tiefsten unreligiösen, materialistischen, überzivilisierten Zeit verhaftet sein. Aus dieser Wesensdoppelheit erklärt sich alles im Tanz der Wigman: Tiefstand und Aufschwung, Sinnlichkeit und Entsinnlichung, Resignation und siegreicher Zauber. Schließlich auch Erfolg und Mißerfolg, Zustimmung, Vernichtung, zögernd-skeptische Gefolgschaft geistig anspruchsvoller und sensitiverer Menschen und — völliges Erliegen im Bann einer seltsam zwitterhaften, stets fordernden, selten ganz beglückenden Kunst. Daraus erklärt sich noch ein weiteres: Mary Wigman als Dichterin eines „Tanzmärchens" ist der klarste Widerspruch in sich — und vielleicht deshalb gerade zum halb paradoxen, halb fesselnd-eigenartigen Erlebnis geworden.

Vor einiger Zeit versammelte man sich in einem Dresdner Theater, um diese Schöpfung der Wigman kennen zu lernen. Neu ist allerdings weder der Gedanke noch die Form ihres „Tanzmärchens". Den Weg hierher haben frühere Tänze gewiesen, besonders die träumerische „Vision" im älteren „Tanzdrama". Belanglos im dichterisch-pantomimischen Einfall, an einem Programmfaden sich abhaspelnd, strebt dies neue Märchen zur Freiheit tänzerischer Autonomie. Dies Streben wird immer wieder gestört, diese Höhenlinie gesenkt, diese stilistische Bindung zersetzt. Was hier naiv wirken soll, wirkt in Wahrheit kindlich verkrampft. Was als einfacher seelischer Komplex über die tönende und dröhnende Buntheit einer Musikpantomime hinaussteigen soll, bleibt im Innern dieser Tanzdichterin verschlossen, findet nirgends befreienden Ausdruck, wird kompliziert und ertötet in einer Folge von müden Gestaltungprozessen. Dies Märchen ist in Wahrheit ein Zusammengesetztes, nichts Organisches, Natur- und Seelenhaftes. Dabei wird auch die Musik zum erstenmal in eine Rolle gedrängt, die sich unerträglich gibt. Dennoch lebt in Momenten ein tänzerischer Formwille auf, der chaotische Tiefen erfassen möchte, ein Schrei der gefesselten Kreatur, eine Sehnsucht nach dem Urzustand des Tanzes —: immer wieder dieser fast religiöse Wahn, der Zug ins Supranaturalistische.

Mary Wigman hat sich in ihrem Tanzmärchen die Rolle eines Magiers gegeben.

Im Sinne der Märchenpantomime ist sie damit eine Art Oberzeremonienmeister im Reich schalkhaft und wirklich phantasievoll kostümierter Wesen: der Blumen, des Mondes, der Gartenhüter, der „Tänzer", „Trommler", des liebeschmachtenden Jünglings, der Naturdämonen, sie alle suchen, bekämpfen, umgaukeln einander, bisweilen liegt feinerer Spott, Pierrot-Lunairestimmung darüber. Im Sinne der tänzerischen Gruppenkomposition ist die Wigman aber das Gesetz, das sich aufzwingt, das Unterordnung, Entpersönlichung, Zersetzung der tänzerischen Individualität fordert. Erstaunlich bleibt es, zu welcher Steigerung der rein physischen Kräfteausgabe die Wigman ihr Tanzensemble anzuspornen vermochte.

Zeigt sich in alledem ein Weg der Mary Wigman? Ist nicht alles ein Kreisen um verschlossene Phantasiebezirke, ein leidenschaftlicher Kampf gegen die Widerstände der eigenen Ich-Natur, ein Aufbegehren und Resignieren? Wir lesen irgendwo ein Wort der Wigman über „Tänzerisches Komponieren", das uns eine Stimmung der Resignation zu beleuchten scheint. Da heißt es etwa: daß es keinen Sinn habe, eine begonnene Linie um jeden Preis bis zum letzten durchzuführen. Vielleicht ist hier die Einsicht bezeichnet, daß das Tanzmärchen ein Fehlschlag der eigenen Erwartungen war. Also eine jener großen Selbstkorrekturen, ein Abbruch der Wanderung. Mary Wigman hat sich inzwischen längst wieder zu sich selbst zurückgefunden. Sie bewies das überzeugend und wie nie zuvor beglückend mit drei Bruchstücken aus einer Suite „Bann", die dem Märchenspiel vorangingen. „Polonaise", „Gesang", „Rhythmus" heißen diese neuen, durch und durch musikempfundenen, von innen heraus klingenden und bewegten Schöpfungen einer kultisch beseelten Phantasie. Diese neuen Gebilde sind Erfüllungen uralter tänzerischer Wünsche. Und sind doch mit ihrer geläuterten Sinnlichkeit, ihrer Reinheit und ihrem Maß der Form, Zeugnisse einer seelischen Erneuerung, eines völligen Sieges geistiger Bewegungskräfte über körperlich dumpfes Beharren. Man wird diese Kunstwerke in einer Zeit der tänzerischen „Problematik" begeistert bejahen dürfen.

Hans Schnoor

Theodor Birt über Alexander den Großen

Theodor Birt, ord. Professor der klassischen Philologie an der Universität Marburg, der 72jährige jugendflotte Dichter und Archäologe, dieser scharfsinnige Geschichtsforscher und helläugige Deutsche mit dem durchdringenden Staatsmannsblick, gibt uns in seinem Alexanderbuche den vielleicht größten „Großen". (Theodor Birt, Alexander der Große und das Weltgriechentum bis zum Erscheinen Jesu. Leipzig, Quelle u. Meyer, Verlag. VI u. 497 Seiten.) Alexander, der Makedone, dieser nordrassige Edelmensch mit dem Willensblitz, der immer schlagfertigen Spannkraft und umfassenden Genialität, ist das Vorbild aller Monarchen der Zukunft. So innerlich erschöpfend, kongenial, hat ihn wohl vor Theodor Birt noch keiner unter Beherrschung aller Archäologentechnik gestaltet.

Tief ergreift dieses Alexanderbuch. Th. Birt hat seine warme Dichterseele und seine tief bohrenden Studien, vielleicht sein ganzes Leben in diese Arbeit gelegt, um jetzt in der Zeit höchster Bedrängnis Deutschlands das Ergebnis von fast zwei Menschenaltern zielfester Sammlung hinzugeben.

Er gibt uns mehr als ein Buch: er gibt Lebenszauber, der begeisternd und emporreißend die deutsche Geisteswelt ergreifen muß. Alles lebt in diesem Buche und muß Leben schaffen. Das Alexanderbuch ist das Werk eines Feuergeistes, wie es ein Dichter sein muß: temperamentvoll, scharf logisch in der Beweisführung der Forschung, unerbittlich nüchtern, aller Phantastik feindlich, realistisch wahr, kraftvoll männlich und darum echt deutsch.

Man freut sich über die scharfe Abschätzung minderwertiger Völkertypen, der Syrer, der Phöniker und aller nur auf Handelsgewinn bedachten Menschentypen ohne den Weitblick der am Ewigen wirkenden Edelart. Man freut sich, daß Th. Birt den Sensationsklatsch athenischer Erzähler über das erfundene Martyrium des Philotas zerstört, dessen haarsträubende Folterung als Strafe für den Hochverrat an dem königlichen Freunde den stets weitherzig

vertrauenden Alexander noch in dem in allen Gymnasien gelesenen Buch von Curtius Rufus zu einer Teufelsfratze von Grausamkeit verzerrt, ja selbst noch im Alexanderdrama von Gobineau als schaudererregende Unmenschlichkeit alle Sympathie für den sonst so edlen Monarchen zerstört.

Lebensvoll treten die scharf gezeichneten einflußreichen, fördernden oder hemmenden Persönlichkeiten im Eroberungs-, Forschungs- und Entdeckungszuge Alexanders auf: Bessus, Spitamenes, Clitus, der Herr Philister Aristoteles als Schulmeister, der Hetzer Kallisthenes, dann die auch für hohe Aufgaben der Regierung unbrauchbaren, mit scharfem Menschenkennerblick erschauten und deshalb von der Staatsverwaltung ferngehaltenen Semiten, Babylonier, Syrer, ebenso das Gesindel von Kleinvölkern, die Wühler und Verführer im Heere. Das alles erleben wir wie Berichte eines Augenzeugen.

Wie erhaben und großzügig überlegen steht dann Alexander mit seinen Ansprachen an sein Heer da, die alle gärenden Ansätze zur Meuterei mit überzeugender Wahrheit der führenden Vernunft in der natürlichen Beredsamkeit des Genies niederschlagen!

Wir müssen das Argument Birts anerkennen, daß bei der übermächtigen Wirkung der Persönlichkeit Alexanders und der Menge literarischer Kräfte im Gefolge des Königs alle Möglichkeit gegeben war, eine Rede des Helden gewissermaßen stenographisch festzuhalten und so sorgfältig in Abschriften zu bewahren, daß wir heute den Wortlaut einer Alexanderrede vor uns haben, wie auch Briefe Alexanders den Anspruch auf Echtheit machen können.

Den größten Mann des Altertums ereilte ein unerwartet jäher Tod in seinem 33. Jahre nach 12½jähriger Regierung im Mai oder Juni des Jahres 323 v. Chr. Birt bemerkt dazu: „Das Schicksal bricht den Starken in Stücke wie den Schwachen, und alle sind ihm gleich. Wo ein ganz Großer stirbt, hat man den Trieb zu schweigen. Es war wundervoll und ein Gottgeschenk, ihn gekannt zu haben. Da er abgeschieden, starrt man in den Sonnenuntergang, und ist wie Abendstille im Herzen.

„Erst der Zwergenmoral der Epigonen blieb es vorbehalten, den Sünden des Toten nachzuspüren. Er aber hatte sich in eine Höhe hinaufgelebt, wo dem Eindruck edler, reiner Größe nichts Irdisch-Menschliches mehr schadet."

Den größten Mann des Altertums ereilte der Tod nicht durch das Gift des Meuchelmörders, sondern durch die unheilvolle Malaria. Eine armselige Mücke, den Anopheles, kennen wir nach Robert Kochs, des Unerschrockenen, Forschungspfaden als Urheber der Malaria, die den Europäer hinstreckt.

Was nach Alexanders unerwartetem Ende noch geschah, das erzählt die zweite Hälfte des Alexanderbuches: die teuflische Zähigkeit in der Verfolgung der Verwandtschaft des Königs bis zur Ausrottung aller Blutskeime Alexanders. Brutal verbrecherische, tragische, possenhafte Gestalten treten unter den Thronräubern auf, deren Herrsch- und Habgier nichts von den Geisteswerten verstanden, die der große Gründer des gewaltigen Reiches geschaffen hatte.

Es ist schwer, sich von dem Reichtum des Alexanderbuches Birts zu trennen. Selbst eine annähernd übersichtliche Skizze von dem vielseitigen Inhalt der zweiten Hälfte zu geben, ist unmöglich. Was der Verfasser über die Neugestaltung der Welt, über Alexanders Nachleben, über das Weltgriechentum und sein Geistesleben, über die Hellenistische Naturforschung, über das Alexandrinische Museum, über die Hellenistische Kunst und über den Trieb zur Weltreligion in korrigierender Forschung berichtet, könnte nur in umfassender Charakteristik beleuchtet werden. Diese wertvollen Kapitel haben mit den geistvollen Anmerkungen eine geradezu führende Bedeutung für die Gegenwart. Dr. Hugo Göring

Herausgeber: Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard. Verantwortlicher Hauptschriftleiter: Dr. Konrad Dürre. Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmte Namen) zu richten An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4. Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Blick auf Stuttgart — Erwin Schweitzer



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h. c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

28. Jahrg. | August 1926 | Heft 11

Fragen wir nach der deutschen Nationalität unsrer Tage, so fragen wir nach dem Ideale der Deutschen unserer Tage. Eine Antwort auf diese Frage gibt es nicht, denn ein solches Ideal ist nicht vorhanden...

Deutschland kann nur einig werden durch gemeinsame Arbeit, vorausgesetzt, daß diese Arbeit die ganze Nation in Anspruch nimmt. Denn nur diese Arbeit wird alle Kräfte wecken und alle nicht zum Wesen der Deutschen gehörigen, sondern durch ein beispielloses Mißgeschick ihnen aufgebürdeten fremden Stoffe abstoßen.

Lagarde

Zweierlei Fahnen

Von Prof. Dr. W. Rein

Wer sich die innere politische Zerrissenheit unseres Volkes veranschaulichen will, der braucht nur seine Augen aufzumachen, um alsbald zu gewahren, daß man im Reich zweierlei Fahnen aufrollt: die alte schwarzweißrote und die neue schwarzrotgoldene. Hie Welf, hie Waibling hieß es ehedem. Diese Gruppierung ist längst dahin. Dafür heißt es heute: Sammlung unter dem schwarzrotgoldenen Banner in scharfem Gegensatz zu denen, die bei der alten Fahne bleiben wollen. Viele Auslands-Deutschen sind außer sich über diese Spaltung, weil sie aller Welt die Uneinigkeit der Deutschen anzeigt. Sie fragen: Mußte denn ein neues Banner enthüllt werden, wenn auch das Kaisertum gefallen und eine neue Verfassung dem Reich gegeben war? Konnte nicht die alte Fahne bleiben, unter der unser Heer den Riesenkampf gekämpft hatte und die aller Welt bekannt war, weil die deutschen Schiffe sie überallhin brachten als Symbol der Einheit des großen deutschen Volkes? —

Sie ist nicht geblieben. Die französische Trikolore hat alle Verfassungsänderungen überstanden; die deutsche Fahne nicht. Die Anhänger der neuen republikanischen Form wollten damit sagen, daß mit dem alten Deutschland gebrochen sei, daß ein neues Reich unter einem neuen Banner emporsteige. Und dieses neue Banner sei ein uraltes: das Banner des alten Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation.

Das ist aber der erste große Irrtum, der bei dem Fahnenwechsel unterlief. Das alte Reichsbanner zeigte den schwarzen Adler auf gelbem Grund. Die Fahne der deutschen Burschenschaft war rot und schwarz, mit goldenem Eichenlaub bestickt. Die Wahl dieser Farben geht zurück auf den Turnvater Jahn, der sie 1813 dem Lützowschen Freikorps brachte. Symbolisch wurden die drei Farben so gedeutet: Schwarz wie die Nacht der abzuschüttelnden Knechtschaft, rot wie das Blut, das der Kampf kosten wird, golden wie die Freiheitssonne, die dem Vaterland aufgehen soll. Die Jenaer Burschenschaft, unter ihr acht oder neun ehemalige Lützower, nahmen die Farben auf, an die sich eine heiße Schwärmerei für das Deutschtum, für die Einheit und Freiheit des Reiches knüpfte. Den Stürmen von 1848 wehte dieses Banner voran mit der Sehnsucht nach der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreichs und der Vereinigung der deutschen Stämme! Diese Sehnsucht wurde durch Bismarck erfüllt. Aber er kam nicht aus der deutschen Burschenschaft. Er entstieg dem Preußentum und brachte die preußischen Farben schwarzweiß mit, dem er das Hanseatische Rot hinzufügte. Das Schwarzrotgold versank mit all seinen romantischen Träumen; an seine Stelle trat die neue deutsche Fahne, die Schöpfung eines Tatmenschen, der aber im Wilhelminischen Zeitalter keine Nachfolger fand, die seine Schöpfung erhalten und mehren konnten.

So wurde nach dem Umsturz des Reiches 1918 die 48er Fahne wieder hervorgeholt und entrollt. In unseren Tagen wird sie nun mit besonderem Gepränge von denen vorangetragen, die sich als Erben der alten Demokratie fühlen. Insofern diese durch und durch deutsch war, können alle Vaterlandsfreunde mit ihr gehen und ihr zustimmen. Nun folgt auch die Sozialdemokratie dem schwarzrotgoldenen Banner. Damit rückt sie, ohne sich dessen voll bewußt zu werden, von der Inter-

nationalen und vom Klassenkampf ab und stellt sich auf den gemeinsamen nationalen Boden. Das ist ein Gewinn, den wir buchen wollen.

Wäre nur nicht ein tiefer Schatten damit verbunden, der die leuchtenden Farben rot und gold verdunkelt und das Schwarz zu stark hervortreten läßt!

Er besteht darin, daß mit der Wendung zum Nationalen beklagenswerte politische Auffassungen verbunden sind, die große Gefahren für die Nation in sich bergen. Die erste besteht darin, daß man in demokratischen Kreisen die Form des Staatswesens noch immer überschätzt; daß man sich hier der Illusion hingibt, als ob die Republik, die vermeintliche höhere Staatsform, an sich schon die Wohlfahrt des Volkes herbeiführen könnte. Ihnen legen wir die Frage vor: Die deutsche Republik haben wir; aber haben wir auch die dazu gehörigen Republikaner? Welcher ernsthafte Demokrat hätte den Mut, angesichts der erschreckenden Mißstände, die zur Verneinung der aufgeworfenen Frage führen müssen, sie zu bejahen? Allerdings muß man an den Republikaner strengere Anforderungen stellen als an den Monarchisten. Denn warum hätten wir die Monarchie beseitigt, wenn wir nicht unter der republikanschen Staatsform bessere Zustände erwarteten? Selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß eine Staatsform, die auf Pergament in wohlgeordneten Paragraphen niedergelegt ist, keine Kraft von sich ausströmen kann, wenn nicht ein Reichtum von Persönlichkeiten festen Willens, warmen Herzens, klaren Verstandes den Rahmen füllt, der die Form ausmacht. Wollen wir nicht aus der Geschichte lernen? Wann war die römische Republik stark und warum ging sie unter? Solange die römischen Tugenden herrschten, wie sie Cato Uticensis, der Republikaner, in sich verkörperte, so lange stand das römische Reich hoch; als sie allmählich einem niederziehenden moralischen Relativismus Platz machten, schwand die Größe dahin, um schließlich der Despotie Platz zu machen, die von den Germanen zerschlagen wurde.

Wenn wir den Spektakel der schwarzrotgoldenen Bannerweihen heute erleben, können wir uns des Eindrucks nicht erwehren, daß auf diese Weise unsere junge deutsche Republik nicht gesichert werden kann. Durch Reden, Fahnenschwingen, Umzüge und ähnliche Äußerlichkeiten ist noch nie etwas Positives geschaffen worden. Man erinnere sich an 1848! Gewiß hat es die deutsche Republik nicht leicht, sich im Volk festzusetzen. Die Zustände, die sich nach dem verlorenen Krieg und durch die Staatsumwälzung bei uns herausgebildet haben, sind nicht geeignet, eine begeisterte Anhängerschaft für die neue Staatsform zu gewinnen. Der Mammonismus hat das Volk durchseucht, beinahe so schlimm wie in Amerika; der Parlamentarismus hat ein oberflächliches Denken erzeugt, das in dem Mitreden über den Kleinkram der Tagespolitik sich austobt, um morgen vergessen zu sein. Das Treiben der politischen Parteien hat dazu geführt, daß selbst die Stätten, die bisher der ruhigen Entwicklung der Jugend dienten, aus ihrem Frieden gerissen und den politischen Leidenschaften preisgegeben wurden. Die Bürokratie hat sich oft übler und roher entfaltet als in den Zeiten des alten Staates. Der Bürokrat von heute sieht seine Aufgabe darin, eine seelenlose Staatsmaschine mechanisch zu treiben, alles besser wissen und darum alles selbst machen zu wollen. Ihm ist es versagt, Führer freier Männer zu sein, die ihre Angelegenheiten selbst verwalten; er kann nur herrschen und vergewaltigen. Vom freien Volksstaat sind wir weiter entfernt denn je. Sein Kenn-

zeichen ist die Gemeindeverwaltung und die berufsständische Verfassung. Was man heute politisches Leben nennt, ist Ausnützung der politischen Macht für den wirtschaftlichen Gruppenegoismus und für den persönlichen Egoismus derer, die aus der Politik für sich und ihren Anhang ein Geschäft machen. Niemals ist in Deutschland die Habsucht so verbreitet gewesen, die vom Staat etwas haben, von ihm leben, möglichst viel ihm abzapfen will. Niemals hat die Korruption, die Bestechlichkeit solchen Umfang angenommen wie heute in Verbindung mit einem Reklamewesen, das sich nicht scheut, auch unsere öffentlichen Staatsbauten zu verschandeln. Soll das die neue Kultur sein, welche die neue Staatsform heraufgeführt hat? Den echten Republikaner kann man nicht finden, und wenn man hundert Laternen anstecken würde. Dafür findet man Tausende, die sich an den schwarzrotgoldenen Bannerweihen berauschen und dabei einem politischen Programm huldigen, das geradezu den Tod eines freien und ehrenhaften Volkes bedeutet.

Das ist das Furchtbare, daß die Farben, die einst einer begeistert nationalen Jugend vorleuchteten, heute von einer politisch verblendeten, unreifen Masse, die ahnungslos ist, wohin ihr Programm unser Volk führt, als Symbol benutzt werden. Es ist in ihr der nationale Instinkt erloschen, der alle anderen Nationen auszeichnet, insofern sie unbewußt fühlen, was ihrem Volk nützt oder schadet. Denn wie heißt das Programm der Schwarzrotgoldenen?

Sie verkünden: Nie wieder Krieg! Völkerfrieden! Völkerversöhnung! Dieses Deutschtum überbietet sich in edlen, schönen Gefühlen und dem entsprechenden hohen Reden, wie sie schon auf dem Hambacher Fest gehalten wurden. Die pazifistische Weichheit und Sentimentalität ist seitdem nie ausgestorben, ja nach dem letzten, grauenhaften Weltkrieg hat sie neue Nahrung erhalten, die sich in der Losung: „Nie wieder Krieg" kundgibt. Weg mit den Waffen, nieder mit dem Militarismus! In der außenpolitischen Ohnmacht unseres Volkes vertraut die schwarzrotgoldene Masse das Heil der Nation anderen Nationen an, auf die Selbständigkeit des eigenen Volkes verzichtend. Schon die Wilsonanbetung, die dem Zusammenbruch voranging, konnte nur so bei deutschen Doktrinären und Illusionisten gedeihen. Die nachfolgende Enttäuschung vermochte sie nicht zu heilen, und das Beispiel der russischen Revolutionäre, die sich eine starke Armee schufen, sie nicht zur Besinnung zu bringen. Auch das Vorgehen unserer alten Bundesgenossen, der Türken, ging spurlos an ihnen vorüber. Die Schwarzrotgoldenen sind für Nachgeben, für Erfüllen, ja sie sind nicht abgeneigt, die Schuldlüge des Weltkrieges auf sich zu nehmen; in jedem Fall wollen sie diese Frage nicht aufgerollt sehen, um ja nicht in der großen Völkerfamilie als Urheber eines neuen Streites angesehen zu werden. Ist es nicht ein tragisches Geschick, daß Schwarzrotgold, welches den Lützowern und den deutschen Burschenschaften als Symbol einer heroischen Vaterlandsliebe vorleuchtete, die sich dem Tode weiht, wenn es sich um Ehre, Einheit und Freiheit handelt — heute das Zeichen einer pazifistischen Unterwürfigkeit unter die Befehle der imperialistischen, bis an die Zähne bewaffneten Weltdemokratie geworden ist?

Unter ihrem Zeichen hat sogar eine sozialistische Zeitschrift den Versuch unternommen, die berühmte „Schuldfrage" dadurch aus der Welt zu schaffen, daß der

Nachweis geliefert werden könne, der Versailler Vertrag enthalte überhaupt kein Schuldbekenntnis Deutschlands. Es läge ein Mißverständnis ... in bezug auf die Übersetzung des Art. 231 vor. In der Tat ist der Text des Friedensdiktats zweideutig. Aber davon abgesehen, ist die Meinung der Diktatoren von Anfang an unzweideutig gewesen. Sie haben nie einen Zweifel darüber gelassen, daß sie Deutschland die Schuld am Krieg beimessen. Dafür muß Deutschland büßen. Man belastete Deutschland mit einem Weltverbrechen, um es so niederträchtig zu schädigen, wie es im sogenannten Versailler Frieden geschehen ist. Der Franzose beruft sich darauf, daß Deutschland den Krieg erklärt habe. Deshalb sei Deutschland der Schuldige. Und der Teil der Deutschen, die dem Schwarzrotgold folgen, redet es nach und verkündet: Eine Schuldfrage gibt es nicht; von einer Schuldlüge dürfen wir nicht reden, aber unsere Schulden müssen wir bezahlen; also erfüllen, erfüllen — bis nichts mehr aus dem Sklavenvolk herauszuholen ist.

Heute wissen wir nach der Veröffentlichung der russischen Dokumente, daß die Diktatoren von Versailles eine große Unklugheit begingen, als sie eine Verbindung zwischen der Schuldfrage und der Leistungsfrage herstellten. Deshalb wollen sie jede Erörterung darüber abschneiden. Die deutsche republikanische Regierung aber, die diese Sache ins Rollen gebracht hatte, schob plötzlich einen Riegel vor, gab den Gegnern nach, ohne zu bedenken, wie das moralische Ansehen der Deutschen in der Welt, nicht am wenigsten bei den befreundeten Neutralen, dadurch sinken mußte.

Dies ist das Drückendste: Bei einem Teile unseres Volkes hat sich das Ehrgefühl in einer Weise abgestumpft, daß es mit dem burschenschaftlichen, alt-demokratischen Wahlspruch: Ehre, Freiheit, Vaterland! nicht mehr vereinbar ist. Weite Kreise unseres Volkes haben sich bereits daran gewöhnt, daß wir entwaffnet, im Kreis der Völker als Arbeiter und Handlanger geduldet, in allen wichtigen Lebensfragen fortwährend kontrolliert, weite Gebiete noch von Feinden besetzt, dahinleben, ja sogar Feste feiern, Aufzüge, Maskeraden veranstalten und Lieder singen können! Und gerade diese Kreise preisen sich als Republikaner, als die höher stehenden Volksgenossen, denen die Führung gebührt!

Sie sind ja auch nach ihrer Meinung die wahrhaft Friedfertigen, da sie den Begriff der Rasse wohl auf die Tierwelt angewendet wissen, ihn aber von dem Menschenvolk fernhalten wollen. Daher sammelt sich bei ihnen alles, was mit der germanischen Rasse nicht vereinbar ist, um so eher, weil die Gutmütigkeit, die der letzteren eignet, das Fremdrassige gern zur Führerschaft zuläßt, die jeden, der überhaupt von Rasse zu sprechen wagt, als Reaktionär, als Dummkopf, als Friedensstörer geißelt. Alles unter dem schwarzrotgoldenen Banner, das doch den Deutschen, d. h. den Germanen, den nordischen Menschen, vorleuchten sollte — nach Überzeugung der alten Burschenschafter und der echten Achtundvierziger, die lieber in den Tod gingen als die Schande des Sklaventums auf sich nehmen.

Die neue Bewegung, die als schwarzrotgoldene für die Erhaltung der Republik sich einsetzt, wird erst dann eine nachhaltige Stoßkraft ausüben können, wenn die zu ihr haltenden Republikaner die Schwächen erkannt haben, an denen unsere nach Westen hin orientierte Demokratie leidet, und den festen Vorsatz hegen, sie abzulegen. Geschähe dies, dann würden sie alle die zu sich herüberziehen, die heute noch an der

alten Fahne Schwarzweißrot festhalten, und zwar mehr als je festhalten, weil sie überzeugt sind, daß von der Demokratie, wie sie ist, das Heil Deutschlands nicht kommen kann. Die deutsche Republik muß erst Erfolge, Taten zeigen, ehe sie zur Anziehungskraft wird. Sie darf nicht die Sünden der alten Regierung in vergrößertem Maße auf sich laden, weder in der Innen- noch in der Außenpolitik. Solange sie dies tut, wird die schwarzweißrote Fahne nicht eingezogen, da sie die deutsche Kraft verkörpert, die unter Bismarck das Reich gebaut und Elsaß-Lothringen nach jahrhundertelanger Trennung wieder gewonnen hatte.

Laßt also die schwarzrotgoldene Fahne neben der schwarzweißroten wehen! Letztere sei das Sinnbild für die heroische Kraft, welche Deutschland im aufgezwungenen Kampf gegen die halbe Welt bewiesen hat; erstere soll die Sehnsucht nach einem Großdeutschland lebendig halten, in dem vom Straßburger Münster wieder die deutsche Fahne flattert; das die deutschen Volksgenossen in Tirol, an der Donau, an der Weichsel und in Böhmen-Mähren in sich schließt.

Nachwort. Dieser Artikel, vor Monaten geschrieben, beansprucht heute ein besonderes Interesse, insofern ein Kanzlerwechsel sich im Anschluß an den Streit um die Flagge des Deutschen Reichs vollzogen und den ganzen Unsegen unserer inneren Spaltung wieder einmal der gesamten Welt gezeigt hat. Und warum? Tatsächlich ist es doch so, wozu der Schluß des vorstehenden Artikels auffordert. Im Reich wehen bei festlichen Anlässen beide Fahnen nebeneinander. Die offiziellen Gebäude flaggen schwarzrotgold gemäß der Reichsverfassung; die Bürger, je nach ihren Gefühlen, ob sie mehr in der Vergangenheit oder mehr in der Zukunft leben: Schwarz-weißrot hält die Großtaten unseres Volkes in dem gewaltigen Ringen des Weltkriegs lebendig; Schwarzrotgold richtet die Blicke auf das unerlöste Deutschland, das zu uns kommen soll, mit uns vereint werden muß.

Fassen wir die beiden Symbole in diesem Geiste auf, warum sollten sie nicht nebeneinander wehen können? Auch die Auslandsdeutschen würden sich damit bei aller verständlichen Bevorzugung des Schwarzweißrot abfinden können.

Übrigens gibt in seiner Schrift „Die deutschen Universitäten und der deutsche Staat“ (Tübingen 1926, Mohr) der bekannte Berliner Geschichtsprofessor Dr. Fr. Meinecke folgender Meinung Ausdruck: „Ein Fehler war eben der völlige Farbenwechsel. Die Weimarer Mehrheit hätte weiser gehandelt, wenn sie die Seeflagge, die beide Farben vereinigt, auch zur allgemeinen deutschen Flagge erhoben hätte. Das wäre der richtige Ausdruck unserer historischen Situation. Wir können nicht mehr ein ausschließlich schwarzweißrotes Deutschland sein, wir können auch kein ausschließlich schwarzrotgoldenes Deutschland heute schaffen. Irgendwie muß beiden Farben fortan Ehrfurcht und Anerkennung gewährt werden. Das reinste und geistigste Vaterlandsgefühl aber wird sich überhaupt über den Farbenstreit zu erheben versuchen.“

NB. Eine Partei hat den romantisch klingenden, aber zeitgemäßen Antrag eingebracht, die Fahne unseres versklavten Volkes sei schwarz; aus unserem Freundeskreise wird vorgeschlagen: schwarz mit weißem Kreuz. Es wird noch viel Wasser den unfreien Rhein hinunterlaufen, bis die Frage gelöst ist. D. T.

Maria von Jever, die friesische Häuptlingstochter

Erzählung von L. Schwenger-Cords

Ueber der Nordseemarsch hing schwarze Novemberfinsternis. Der Sturm peitschte vom Meer her, schwer donnerte die Brandung an die Deiche. Fern zerriß rotes Feuer, gleich Blitzen im Unwetter, die Dunkelheit.

Im Prunksaal des Schlosses zu Jever flammten die Kerzen.

Da tafelte Enno, der Graf von Ostfriesland, und hob den Pokal gegen seine Kumpane.

„Ein Vivat der schönen Maria!“ rief er, „meiner an- und aberkannten Braut!“ — Höhnischer Triumph blitzte in seinen stahlgrauen Augen.

„Harro Onken!“ hob er wieder an, den breitschultrigen Hauptmann anrufend, der am Ende des Tisches saß, — „bei der blutroten Türkennarbe, deinem Schönheitsmal —, Herzbruder, sag' deine unverblümte Meinung, — soll ich mir von den Jeverländern ein Weib anbinden lassen, und sei sie auch schön wie Kleopatra und klug wie die Seelenfreundin des Salomo! — Soll ich, weil sie meinen Kopf haben wollen, ihre störrischen Schädel zu lenken, soll ich darum auch Hand und Herz in Kauf geben, he?!“

Und ehe der Angeredete, den eckigen Kopf schüttelnd, zu einer Antwort kommen konnte, fuhr Enno fort, knapp mit der Faust auf den Tisch schlagend: „Ich habe den Pakt unterschrieben, es ist wahr. Jever und Rüstringen zu Ostfriesland, Maria zu Enno, Enno zu Maria, — aber jetzt bin ich in Jever, jetzt bin ich Herr im festen Schloß Edo Wiemkens, — Hallali! — Soll ich mir nun lebenslang die Bracke ans Bein binden, die mir den Keiler erlegen half? — Hochzeit auf Befehl? — Mir befiehlt man nicht! — Auch du nicht, Maria, so stolz du den Kopf in den Nacken wirfst!“

Das Letzte sprach er, seine Stimme vermurmeln lassend, vor sich hin, während er den Pokal erneut an die Lippen setzte.

Ein Schwall von Reden schwirrte über die Tafel. Die Gläser klirrten.

Aller Augen funkelten erregt. Sie waren Herren im Schloß zu Jever, — wer wollte das bestreiten? — Faustrecht, — alter Friesenbrauch!

Was ließen die Jeverländer sich überrumpeln, — was schützten sie ihr Gebiet nicht besser! Wer den Feind hat, hat auch das Weib, — da braucht es keinen Pakt.

Und wer das Weib nicht mag, — nun, der geht eben vorüber und läßt es liegen.

Die Knechte gingen herum und füllten die Pokale mit dem Wein aus Edo Wiemkens Kellern, dem goldflüssigen, blumigen Wein aus Poitou.

„Und wer das Weib nicht mag“ — — Enno äugte unter halb geschlossenen Lidern hervor in die Runde. Wer hatte es gesagt? Ubbo Beninga, der Schwätzer, Focko Reepsholt, das unleidige Großmaul, — wer hatte hier ein Mögen in Erwägung zu ziehen?

„Mag oder nicht mag, — laßt das beiseite!“ fuhr Enno auf, — und bei seinen Worten umgaukelte ein großäugiges, klares Mädchengesicht, ein fein geschwungener, stolzer Nacken seine erregten Sinne, — „ich werde nicht Herr von Jever um eines Weibes, sondern um meiner selbst willen! Ob ich mag oder nicht mag, — das wird Maria fühlen, wenn die Zeit dazu gekommen ist!“

Frevelnder Leichtsinn zuckte in seinen blassen, herrischen Zügen.

Er legte sich im niedrigen Sessel zurück und faßte eine der aufwartenden Dirnen um die Hüften. „Weib ist Weib, — wie heißt du, Dirn?"

„Maria", antwortete das Mädchen, geschmeichelt errötend.

„Sagte ich es nicht!" lachte Enno auf. „Maria hier, — Maria dort, — das Glück ist überall!"

Und er zog die Dirne übermütig an sich, um sie gleich darauf mit der Nachlässigkeit des großen Herrn wieder freizugeben.

Am Tischende hatte sich der Hauptmann Harro Onken erhoben. Sein Gesicht glühte von dem reichlich genossenen Frankenwein, — die Narbe flammte wie ein blutiger Striemen quer durch die breite Wange.

Er hob den Pokal und begann, indem er sich bemühte, seine heisere Stimme zu klären:

„Enno, Graf von Ostfriesland, alleiniger Herr zu Jever, Östringen und Rüstringen, Tyrann seiner selbst, — er lebe! Vivat!"

Die Tafelrunde jubelte, die Gläser klangen.

„Vivat! Vivat!" dröhnten die rauhen Stimmen.

„Crescat, floreat!" vollendete Enno, kalt bleibend. „Den Tyrannen hättest du dir schenken können, Harro Onken", fügte er hinzu.

Aufs neue schäumte der schwere, duftende Wein aus den Kannen in die Pokale. Der Übermut stieg. Wie saßen sie so breit und fest auf den eroberten Sitzen! Wie blitzte das Silber aus dem Brautschatz Fräulein Marias, wie flammten die Kerzen im Saal Edo Wiemkens, die Kerzen, die Fräulein Maria zur Hochzeit leuchten sollten!

Wulf Cirksena, der Seemann, der ein zweiter Störtebeker geworden wäre — hätte die Hansa nicht klug den gärenden Most für ihre Zwecke gekeltert —, Wulf Cirksena spürte den Wein aus Poitou in den Adern, und ihm war, als stände er auf tanzendem Schiff, breitbeinig und sturmzerpeitscht, beim steifen Nordnordwest. Er stand auf und fing an zu tanzen, der blonde, nordische Bär, einen Seemanstanz. Schwer stapften die Beine in den hohen, schmutzbespritzten Stiefeln auf die blanken Dielen des Schlosses zu Jever.

„Heio! Enno, gräfliche Erlaucht, daß du mich zu diesem lustigen Zuge mitnahmst, dankt meine Seele dir ewiglich!" schrie er atemlos und faßte Ubbo Beninga rechts und eine der Dirnen links, um mit ihnen den Reigen weiter zu stampfen. Aus dem Vorzimmer klangen Flöten und Fiedel auf, — irgend ein Beflissener hatte die Musikanten entboten. Stühle und Tische wurden gerückt, bald dröhnte der Saal von den schweren Tanzschritten der trunkenen Eroberer, hallte er wider von den lustigen Schreien der bereitwilligen Mägde, die gestern noch Fräulein Maria dienten.

Enno trat an eines der hohen Fenster und riß es auf. Lauer Südwest peitschte ihm den Regen entgegen. Am Horizont über die Stadt weg, die im schwarzen Dunkel der Nacht lag, zuckte Flammenschein. Da brannten die Gehöfte, die Vorwerke, die äußersten Häuserreihen, in die bei der Überrumpelung der Stadt die Pechfackeln fielen.

Aus dem unteren Stockwerk des Schlosses, aus den Räumen, die unter dem Saale lagen, fiel ein schwacher Lichtschein in den Hof.

In diese Räume hatte sich die Schloßherrin geflüchtet, als die Eroberer die breite Treppe nach den Festgemächern heraufstürmten.

Da war es gewesen, wo beim Aufflackern einer Fackel, durch den Spalt einer schnell geöffneten und wieder geschlossenen Tür Ennos rasche Augen das helle Mädchengesicht streiften und den fein geschwungenen, selbstbewußten Nacken. Seine Braut, — die er sitzen ließ, nachdem er sich ihres Hochzeitsgutes bemächtigt hatte.

Er lachte hart auf und schlug das Fenster zu, daß es klirrte.

Und er riß dem nächsten Tänzer die Tänzerin aus den Armen.

„Komm, Maria, Blume von Jever!" höhnte er und schwang das Mädchen weiter im trunkenen Tanz.

* * *

Unten aber, in der schlichten Gesindestube, deren kahle Wände kein gestickter Teppich verbarg, die, anstatt von festlichen Lichtkränzen, von einer spärlichen Flamme erleuchtet wurde, saß die rechtmäßige Herrin von Jever, Maria, Edo Wiemkens, des großen Häuptlings Tochter.

Sie saß, den Arm auf den eichenen Tisch gestützt, starr und regungslos und horchte. Die Decke des Raumes erzitterte von den schweren Tritten der Tanzenden. Wenn sie doch einbräche und sie mit den Frevelnden zusammen unter ihren Trümmern begrübe!

Die Flöten schrillten wie aufgeregte, geschwätzige Stimmen. Auch Musik! Wer hatte ihr das getan? Welch schändlicher, feiger Diensteifer, dem frechen, vertragsbrüchigen Eroberer aufzuspielen! — Aber durften sie ihm trotzen, wagten sie nicht ihr Leben?

O, Vater, Vater, du gingst zu früh! — Und sie nestelte ein kleines, auf eine dünne Kupferplatte gemaltes Bildnis, das an einem seidenen Bande hing, aus ihrem Kleid. Ihre Augen durchdrangen das herbe, geliebte Gesicht, das der Maler kaum in flacher Ähnlichkeit wiederzugeben vermocht hatte.

„Vater!" schluchzte sie auf.

Als Edo Wiemken, der geliebte Häuptling der Jeverländer starb, kam die Nachfolge in seinem Erbe an Maria, seine älteste Tochter.

Jung war sie, im Frühling ihres zwanzigjährigen Lebens. Aber hinter der hellen, klugen Stirn wohnten Gedanken, der kräftig geformte Mund sprach von Kühnheit und Willensstärke.

Doch die Räte und Herren von Jeverland, Östringen und Rüstringen traten zusammen und ratschlagten, — ob die weiche Mädchenhand den störrischen Friesengaul lenken konnte? — Eine Reiterin freilich war sie wie keine zweite. Schon als Kind saß sie im Sattel und jagte neben dem Vater her. Der frische, unermüdliche Seewind ließ ihr langes, blondes Haar wehen. Aber nun, da die Blüte des Weibes sie mild umhauchte, war es da nicht besser, ihr einen härteren, sturmgewohnten Gefährten zu geben?

Da traf es sich, daß die Ostfriesen eine Annäherung an Jeverland einleiteten. In Ostfriesland herrschte Enno, jung, stark, klug, mit Macht und Ehrgeiz begabt. Der Landstrich von der Ems bis zur Weser, — so ging sein Plan, — mußte ungeteilt zu einem Gebiet geschlagen werden.

Edo Wiemken war tot, — ein junges, unmündiges Weib an seiner Statt, — greif'

zu, Enno, — rieten die Räte auf beiden Seiten. Nimm das Mädchen zur Ehe und Jeverland zur Morgengabe.

Über Marias junges Haupt ging der Entschluß hinweg. Aber ihre Gedanken sannen ruhelos: ein starkes, einiges Friesland, dessen Herrscher einst Erben aus ihrem Blut sein würden, — war das nicht ganz in des Vaters Sinn? Und sie beugte sich der Erkenntnis und sah in Enno ihren zukünftigen Herrn. Man überbrachte ihr sein Bild, und sie entsann sich des Jungherrn, der sie, ein Jungfräulein, auf einem Fest in Dornum, wohin der Vater sie mitgenommen, mit höfischem Anstand begrüßte: ein schmales, blasses Gesicht, graue, scharfe, fast harte Augen, — über fest geformtem Kinn schmale, in sich verhaltene Lippen. In den Augen blitzte ein Funke Übermut, oder schillerte Verschlagenheit aus ihrem schattenden Grau?

Marias Gedanken begannen um dieses Bild zu kreisen in uneingestandener Furcht, adligem Stolz und scheuer, mädchenhafter Sehnsucht. Enno war ein Cirksena aus dem alten Geschlecht der Cirksena von Greetsiel. War sein Blut nicht Gewähr für eine gute Edelingsart? — Und sie begann, scheu und keusch, ihrer selbst kaum bewußt, den Mann, dem sie Weib sein sollte, zu lieben.

Das war im Herbst, als Ostfriesland und Jeverland den Vertrag schlossen, nach dem die beiden Länder und ihre Herrscherfamilien zusammenkommen sollten. Um die Weihnacht wurde Graf Ennos festlicher Besuch auf dem Schlosse zu Jever erwartet. Im Frühling gedachte die Stadt ihrer Herrin eine glänzende Hochzeit zu rüsten.

Aber was sind Verträge, was sind Pergamente und Siegel gegen die Unbändigkeit eines Mannes, — was vermag der Deich gegen die plötzliche Gewalt des Meeres?

Auf der Höhe der Nordsee springt der Sturm mit jäher Tücke auf, fährt in die Wellen wie der Wolf unter das zahme Wild, sie jagend und hetzend, bis sie in atemloser, keuchender Brandung gischtaufspritzend sich dem Deich in die Flanken wühlen.

Maria entsann sich einer Sturmnacht in ihrer Kindheit, als eine furchtbare, unabwendbare Flut die Dämme gebrochen und einen Teil der Stadt hinweggespült hatte wie zerbrechliches Spielzeug.

Sie erhob sich jäh und griff sich an die Schläfe. Das war sie dem Frechen, nichts anderes, ein Ding zum Spielen, das man nimmt oder liegen läßt, je nach der herrischen Laune. Wieder warf sie mit unbewußter Bewegung den Kopf in den Nacken. Und sie sah wieder in Gedanken das hochmütige, kecke, verächtliche Gesicht im Fackelschein, flüchtig, einen Augenblick nur, durch den Spalt der Türe.

Droben dröhnte und polterte es, — umgeworfene Stühle, Klirren von Scherben, Johlen und Lachen.

Enno Cirksena! — Muß ich Gott nicht danken, daß er meinem Sinn durch die Sturmflut deines frevelnden Übermutes die Erkenntnis schickt, die Erkenntnis deiner Edelingsart?

Vater, was hättest du zäher verteidigt, dein Land oder dein Kind?

Beiden galt deine Liebe. Aber wenn sie dir den letzten Fetzen Landes entrissen hätten, mit deinem Kind auf den Armen wärest du in die heimatlose Öde hinausgeirrt.

Aus der Nebenstube trat eine Frau, die Frau des Torwarts, die Maria diente. Sie berührte leise den Arm der Herrin.

„Kommt, Fräulein, legt Euch zur Ruhe, die Kinder schlafen schon.“ Sie meinte Marias jüngere Schwestern, die sie gebettet hatte.

„Geh' nur, Theda,“ wehrte Maria ab, die brennenden Augen trocknend, „geh' und ruhe dich aus. Ich bleibe wach.“

Erst als das Toben im Saale nachließ und auch die Gänge des Schlosses nicht mehr von torkelnden Tritten und trunkenen Rufen, sondern nur noch von dem regelmäßigen Schritt der Wachen widerhallten, neigten sich Marias müde Schläfen. Sie ließ den Kopf auf die Arme fallen und schlief, über den harten Gesindetisch gebeugt, eine Vertriebene, eine Verhöhnte, eine Geächtete auf eigenem Grund, unter eigenem Dach.

* * *

Der Graf von Ostfriesland pflegte keine Verhandlungen. Wozu auch verhandeln über die vollendete Tat? — Schloß und Stadt Jever waren in seiner Gewalt, — das übrige ergab sich von selbst. Die Abmachungen des Vertrages, denen er mit kurz entschlossenem Handeln zuvorgekommen war, erfüllten sich nun aus selbstverständlicher Notwendigkeit.

Die Heirat? — Enno lächelte. Wer weiß, — sie mochte einmal zustandekommen —, wann e r wollte, nicht aus bindender Pflicht. Und wenn er die Tochter Edo Wiemkens verschmähte? — Es gab weit glanzvollere Verbindungen für ihn, — warum sollten die Jeverländer nicht seine Erben aus adligerem Blut als Herrscher anerkennen?

Maria, ein zwanzigjähriges Mädchen, — ihr Geschick erfüllte sich in jeder Ehe, und die friesische Erde trug manchen Häuptlingssohn.

Aber Weltmann war Enno Cirksena, höfisch genug, der Dame die Wohnung, die ihr gebührte, einzuräumen, — für's erste, bis sich die Dinge anders gestalten würden.

Er sandte den Hauptmann Harro Onken, der die Besatzung befehligen sollte, hinab zu der Schloßherrin von Jever und ließ sie höflich bitten, ihre Wohnräume im linken Schloßflügel wieder zu beziehen. Der große Saal und die Vorzimmer blieben von den Eroberern besetzt.

Aber Fräulein Maria neigte kaum den Kopf, als der Hauptmann vor ihr stand. Ihre jungen, lebhaften Lippen wurden schmal. In ihrer Stimme bebte der verhaltene Zorn. Sie denke nicht daran, sich in ihrem eigenen Hause Wohnräume anweisen zu lassen. Ihre Zuflucht sei ihr gesichert. Das Schloß zu Jever sei einer Hafenschenke gleich geworden, in der rohe, sittenlose Abenteurer ein- und ausgehen, kein Aufenthalt für eine Frau, die auf ihre Ehre hält.

Sie, Maria, habe ihren Auszug aus dem Schloß angeordnet und betrete seine Schwelle nicht eher wieder, bis sie von Räubergesindel gereinigt sei. Harro Onkens Narbe rötete sich bei den hochmütigen Worten der Häuptlingstochter. Der Zorn stieg ihm in die Augen, aber er mäßigte sich und neigte den ergrauenden struppigen Landsknechtkopf stumm vor der Hoheit des Mädchens. Mochte der Graf sehen, wie er mit diesem Trotz fertig wurde! — Sein Auftrag war erfüllt.

Am andern Morgen stand die Reisekutsche Fräulein Marias vor dem Schloßtor. Zwei junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen und eine Dienerin saßen darin.

Vom Markt her sprengte ein Reitertrupp. Graf Enno kam von der Vogeljagd. In Büscheln hingen die erlegten Enten und Hühner an den Sätteln der Reitknechte. Warum sollte er nicht in Ried und Knick jagen, da der feste Platz sein Eigen war?

Er sah die wartende Kutsche und wollte sich eben fragend an seine Begleiter wenden, als eine hohe Mädchengestalt aus dem Schloß trat. Sie trug ein reiches Kleid, und ein breitrandiger, federnumwallter Hut beschattete das blasse, ernste Gesicht.

Der Schloßverwalter und sein Weib begleiteten sie, sich vor ihr neigend und ihr unter Tränen die Hände küssend.

Enno zügelte sein Pferd, — der ganze Trupp stockte in verhaltener Bewegung. Maria hob den Kopf und sah den Reitern entgegen. Einen Augenblick bebte ihr Fuß.

Enno hob sich leicht im Sattel. Seinen vom Jagdeifer gesteigerten Übermut durchzuckte ein jäher, lähmender Schlag. Aber schon brach der Hohn, der Kraftverteidiger, hervor. Seine Augen blitzten. Er lüftete den Hut und neigte sich gegen die Dame zum Gruß. Seine Begleiter erfüllten in gleicher Form das Gebot der Höflichkeit.

Maria zögerte, gebannt, nur einen Herzschlag lang. Mit hoch erhobenem Kopf sah sie aus großen, ruhigen Augen den Grafen von Ostfriesland an. Nicht das geringste Neigen ihres Nackens, nicht die geringste Veränderung ihrer Züge erwiderte den Gruß.

Sie stieg in die Kutsche. Die Pferde zogen an, und das Gefährt rasselte über die großen Quadern des Schloßhofes.

„Stolz wie eine Göttin", sagte Ubbo Beninga, sein Pferd an das Ennos herandrängend. „Gräfin von Ostfriesland genügt ihr nicht, — sie hat höherfliegende Pläne."

Enno lachte auf. „So mag sie ihre Pläne umarmen!"

Er gab seinem Pferd eine scharfe Wendung und hielt vor dem Schloßtor.

* * *

Das breite, behäbige Haus am alten Kirchplatz, das mit seinen weißgerahmten Fenstern ein Antlitz hatte wie das einer freundlichen, alten Frau, gehörte dem bremischen Franziskanerorden. Einige Schwestern walteten dort ihres frommen Amtes, boten Leidenden und Heimatlosen eine Zuflucht und linderten in Stadt und Land das Los der Armen und Kranken. In die geweihte Hut dieses Hauses flüchtete Maria sich und ihre Schwestern. So hatte ihr der Priester Klaus Remmer geraten, ein ihr väterlich gesinnter Freund. Wohl hätte sich ihr jedes Haus in Jever gastfrei geöffnet, aber sie wollte keinen der treuen Untertanen mit ihrer Gegenwart belasten und in eine Gefahr bringen, der die Zuflucht der Franziskanerinnen am wenigsten ausgesetzt war.

Stiller, friedevoller Kirchplatz! Zwischen den hohen, breitästigen Ulmen hing der Nebel, rieselte schleierhaft nieder, Bäume, Kirche und Häuser in sein Gespinst einhüllend. Die Luft sang leise wiegende Traumlieder, Maria saß am Fenster und horchte in die Stille hinein.

Ihre Hände hielten ein Stickzeug, aber die Nadel ruhte. Welch geruhiges Dasein, lautlos dahintreibend wie der Kahn auf dem glatten Wasserspiegel. Kein Wind, kaum ein Luftzug!

Und sie war doch mit Edo Wiemken, dem Häuptling, zu Pferde am brandenden Meer entlang gejagt, umpeitscht von Sturm, der ihre Haare flattern ließ! Sie sah die Stickerei in ihren Händen. Frauliche, zierliche Arbeit, Gedanken und Sinne einlullend. Und diese ihre Hände hatten doch Gesetze unterzeichnet, ihre Gedanken hatten

sich in das Gefüge eines Staatswesens hineingefunden, ihre tastenden Sinne sich in ahnendem Begreifen gezügelt, um andere Gewalten zügeln zu können.

Wie regungslos zufrieden blickten die Häuser, — Kirche und Glockenturm traumhaft versonnen, als seien sie aus dem Märchen dahingesetzt.

O, ihr trotzig getürmten, mächtigen Quadern am festen Turm Edo Wiemkens! Ihr seid die Wirklichkeit, — vergewaltigte, heilige Stätte, über der das freche Banner des Räubers weht.

Maria erhob sich, — ihre Schläfen brannten, — unbeachtet glitt die Stickerei aus ihrem Schoß zu Boden.

Da pochte es an die Tür, und Schwester Scholastika, die Oberin des kleinen Klosters, ließ einen breitschultrigen Mann in Priestertracht herein.

„Salve, Maria! Seid gegrüßt, edles Fräulein!" sagte eine dunkle Stimme, die so klang, als ob sie mit dem Rollen der Meereswogen wetteifern wollte.

„Willkommen, Hochwürden!" wandte Maria sich dem Eintretenden, freudig errötend, entgegen.

Es war der Priester Klaus Remmer, der sie aufsuchte, ein breitgestellter, wuchtiger Friese und feuriger Gottesdiener, aus Seediek gebürtig. Maria führte ihn zur Fensternische und bot ihm einen Sitz ihr gegenüber an.

„Ein geruhiges Plätzchen habt Ihr hier, edles Fräulein", hob der Priester an.

„Allzu geruhig, Hochwürden, für ein pochendes Herz und schweifende Gedanken", entgegnete Maria. Sie hatte die Stickerei aufgenommen und versuchte nun, einige Fäden zu ziehen.

„Schmiegt Euch nur eine Weile in diese stille, friedliche Bucht, Fräulein Maria", sprach Remmer ihr zu. „Draußen auf dem freien Meer regen sich schon die Stürme.

Maria sah ihn fragend an. Er nickte, und seine Augen strahlten herzlich. „Glaubt Ihr, die Freunde Edo Wiemkens ließen sein Blut im Stich?" — Einen Augenblick horchte er vorsichtig nach der Tür und neigte dann den Kopf näher zu Maria.

„Graf Enno zieht morgen ab. Es heißt, er schließe sich den Händeln des Braunschweigers an. Die große Welt lockt ihn mehr als Jeverland. Eine starke Besatzung bleibt zurück, Harro Onken führt den Befehl. — Schade um ihn," fügte er hinzu, „er wäre eines besseren Lebens und besseren Todes wert."

„Todes?" Maria sah dem Priester in die Augen. Remmer nickte.

„Harro Onken stirbt eher, als daß er das Schloß herausgibt, — Enno weiß das wohl. Herausgeben aber muß er es!"

Remmer hatte sich erhoben.

„Maria Wiemken," flüsterte er dem Mädchen zu, — „hinter Euch stehen die treuesten Häuptlinge in Jeverland und Rüstringen. Die Stadt ist eingeschüchtert und vermag wohl auch wenig, aber das Land rüstet heimlich. Kennt Ihr die Oldersum von Goedens?"

Marie nickte leise versonnen. Sie erinnerte sich eines blonden Jünglings, den der Vater ihr bei Gelegenheit eines Tanzfestes zugeführt hatte. „Boing von Oldersum bittet, für Euch und Euer Recht kämpfen zu dürfen," sagte Remmer.

„Wie komme ich zu soviel Treue?" fragte Maria und ließ ihren Blick in den Nebel schweifen, aus dem die Ulmen gespenstisch ragten.

„Was Enno an Euch verbrach, wird hundertfach geahndet werden", versicherte der Priester feurig. „Lebt wohl, Fräulein, und vertraut auf Gott und unsere Kraft."

Als Klaus Remmer gegangen war, ließ Maria sich wieder auf ihren Sitz am Fenster nieder. Sie hielt die Hände verschränkt, ziellos verloren sich ihre Blicke in das neblig verschleierte Gewirr der Ulmenäste.

„Wie komme ich zu soviel Treue?" wiederholten ihre Lippen leise. Sie kannte manche der jeverländischen edlen Familien, und ihre Gedanken suchten sich der bekannten Gesichter zu erinnern. Die Waddewarden, die Atena, die Rankena, die von Clooster, — die von Oldersum auf Goedens — —

Unbestimmte Schatten huschten vor ihren Augen vorbei, — freundliche, besorgte Blicke winkten ihr zu. Aber der Nebel verwischte die wechselnde Reihe, und aus dem eintönigen, rieselnden Grau tauchte ein anderes Antlitz, schmal und blaß, stahlharte Augen — —" Wie komme ich zu soviel Treue?" lachte die Träumende auf.

Sie hatte sich erhoben, ging zur Tür und zog eine Glocke, kurz und schnell. „Bringe mir meine Schwestern", gebot sie der eintretenden Dienerin.

Sie war gewöhnt, sich in der Dämmerstunde mit ihren Geschwistern zusammenzufinden. Dann erzählte sie den aufhorchenden Kindern, was sie von ihrem Ahn, Edo Wiemken, dem Älteren, wußte, der auf Sibetsburg saß und den ersten, festen Turm zu Jever baute. Wie sein Enkel Sibet den Turm mit einem Wall umwehrte, und doch der ganze, feste Platz im Kampf an Ocko tom Brock verloren ging und geschleift wurde, bis Sibets Halbbruder, Hajo Harlda, zupackte und Jever mit einem neuen, mächtig trotzenden Turm befestigte, den sein Enkel, Edo Wiemken, der Jüngere, der geliebte Vater, zum Schloß ausbauen ließ.

Oder Maria beschwor die Märchenwelt der dämmrigen Marschküste herauf, und in den Ohren der Kinder sangen die Sagen von den weißen, wehenden Nebelfrauen, dem feurigen Strandreiter, dem grauen, plumpen Heidemann oder dem alten, griesgrämigen König Radbod tief auf dem Grund des schwarzen, unheimlichen Moores.

Die Tage begannen sich zu längen. Das abendliche Licht hing zögernd in den Büschen, um die Weißdornhecken spann schon leise blauer Duft.

Zu Jever führte Harro Onken die Befehle seines Herrn aus. Die Stadt fügte sich in die ihr vom Eroberer vorgeschriebenen Richtlinien, die kaum einen Zwang bedeuteten. Man wartete ab, — irgendwie mußte doch eine Klärung kommen. Man erhoffte von Enno Einsehen und Besinnung, — der Frühling würde doch noch seine Vermählung mit Fräulein Maria bringen.

Harro Onken ließ auf Ennos Befehl Maria in ihrem Trotz verharren. Sie war vor der Welt wie ein weggewischtes Bild, ein ausgelöschtes Licht. Nur hin und wieder wurde sie in Begleitung der Schwester Scholastika in den Straßen gesehen, einfach gekleidet gleich einer Bürgersfrau. Sie begleitete die Schwester zu ihren Armen und Kranken und zwang sich, Handreichungen und Arbeiten zu tun, die sie nicht gewohnt war. Ja, sie demütigte sich vor anderen und vor sich selbst. Es war wie ein Drang in ihr, ihrem Schicksal nachzugeben, heimlich den stolzen Nacken zu beugen. Ihrem Schicksal, das Enno ihr aufgezwungen, — Enno, — seine Züge standen unauslöschlich hinter allem Geschehen.

In den einsamen Nächten — im Zimmer neben ihr atmeten im glücklichen Schlaf ihre kindlichen Schwestern —, in den einsamen Nächten weinte Maria. Sie preßte das Bildnis ihres Vaters an die Lippen, sie suchte sich seine starke, gelassene, tief und fest in sich ruhende Art lebendig zurückzurufen. Aber die Tränen flossen unaufhaltsam aus ihren brennenden Augen, bis endlich ein erlösender Schlummer sie umfing.

Doch am Tage waren ihre Blicke klar, klang ihre Stimme froh und zuversichtlich. Sie betete und sang die Morgenandacht mit ihren Geschwistern, und als die Tage blauten und Sonnenstrahlen die winterlichen Wiesen und Weiden aufleben ließen, führte sie die Kinder am frühen Morgen durch stille Heckenwege zum weiten Strand.

Das Meer! Hochauf spritzte die Brandung, weiß schäumte der Gischt. Maria! Strahlenden Auges sah sie die weitbewegte, rauschende Flut. Und die frischen, unentwegten Wogen, der starke, salzgetränkte Wind scheuchten die Weichheit fort wie Wolken. Ihr Wesen klärte sich wieder auf zu ungebrochener Kraft. Sie dehnte die Brust und breitete die Arme, sich selbst beschwörend, ihren eigenen Namen rufend: „Maria!"

Nur das Meer, das allgewaltige Lebensbild, wogte und brauste vor ihren Blicken, alle gespenstischen Schatten überflutend.

Kurz vor Ostern sagte Klaus Remmer sich bei ihr an. Aber er kam nicht allein. Boing von Oldersum begleitete ihn. Bescheiden, fast schüchtern, neigte er sich vor Maria. Sie reichte ihm die Hand, und sie erkannte im blassen Zurückerinnern seine Züge: blaue, treue, etwas schwermütige Augen sprachen aus dem grobknochigen, wettergegerbten Gesicht, — in die breite Stirn fiel das blondsträhnige Haar.

Boing teilte in knappen, verhaltenen Worten — als ob er sich scheue, zuviel zu versprechen, — seiner Herrin mit, daß eine stark gerüstete Waffengemeinschaft bereit stehe, um die Besatzung im Schloß zu überrumpeln und die rechtmäßige Herrin von Jever wieder in ihr Eigentum einzusetzen.

„Das Unrecht, das Euch geschehen ist, edles Fräulein, wird in kurzem geahndet sein", sagte Boing schlicht.

Maria sah ihn still prüfend an. Unerschütterlich klang seine Versicherung, wie ein beeidigtes Versprechen.

„So ist den Jeverländern an Edo Wiemkens Tochter gelegen?" fragte Maria leise.

Boing begegnete ihrem Blick. „Erlaßt mir die Worte, Fräulein," sagte er gerade, „unsere Tat wird Euch unserer Gesinnung versichern."

Maria fühlte sich fast beschämt von seiner selbstverständlichen Würde.

Als Boing gegangen war, zögerte Klaus Remmer noch einige Zeit bei Maria. „Ich habe durch einen mir ergebenen Freund Nachrichten aus Emden, Fräulein Maria," sagte der Priester; „es heißt, Enno trage sich mit der Absicht, nun doch um Eure Hand anzuhalten."

Maria erhob sich. „Graf Ennos Absichten wechseln wie die Gezeiten, Hochwürden," sagte sie und setzte spottend hinzu: „Aber er ist kein Meer, daß er das Recht hätte, uns mit Ebbe und Flut zu überraschen."

Und sie wandte sich ab, über den Platz in die sinkende Sonne spähend.

„Welche Antwort hätte er von Euch zu erwarten, Fräulein?" fragte der Priester.

Maria machte eine rasche Wendung.

„Die Antwort, die Boing und seine Getreuen den Ostfriesen zu geben gedenken!" sagte sie hell.

„Da spricht Edo Wiemkens Tochter!" lachte Klaus Remmer auf, und es war seiner dröhnenden Stimme anzuspüren, wie wohl ihm Marias Antwort getan hatte. Ehe er ging, bat Maria ihn, ihr und ihren Schwestern bald die Beichte abzunehmen, könne doch keiner wissen, ob die nächsten Wochen Tod oder Leben bringen würden. „Leben, Maria Wiemken, Leben!" versicherte der Priester und drückte ihre Hände.

(Schluß folgt)

Führers Los

Von Rudolf Ableiter

Sie rufen mich: zeige uns Weg und Bahn
Zu Höhen, da freier man atmen kann.

Sie fassen die Hand, wenn Müdigkeit
Sie mutlos macht: das Ziel, wie weit?

Und stoß' ich den zackigen Stein aus dem Weg,
Und geh ich voran auf schwankendem Steg,

Und bieg' ich den dornigen Strauch zurück,
So trifft mich wohl auch ein zufriedener Blick.

Und fang ich aus sprudelndem Felsenquell
Im Wanderhut auf das Wasser hell,

Und reiche zum dürstenden Mund den Trank,
So gibt man dem Führer die Hand wohl zum Dank.

Doch wenn des Nebels Vorhang fiel
Und klar aus den Wolken hebt sich das Ziel,

Wenn Schmerzen vergessen, der Schwindel schwand,
Empfinden sie lästig die führende Hand:

„Jetzt find' ich den Weg. Ich brauch' nicht mehr dein.
Genießen das Ziel will ich allein."

Sie reißen sich los und stürmen davon
Und vergessen die Liebe, den Führerlohn...

Und dennoch ... es warten noch viele im Tal,
Den Weg zu finden zum Sonnenstrahl.

So tu' ich mein Bergamt, das Gott mir gab,
Bis Gott aus der Hand nimmt Hut und Stab.

Dann setz' ich mich nieder auf felsigen Stein,
Am Wege zum Ziel — und schlummre ein.

Wenn all, die ich führte, zum Ziel ihr kamt,
War dennoch gesegnet mein Führeramt.



Stilleben Erwin Schweitzer

Ernte-Sonnabend

Eine Idylle von Börries, Freiherrn von Münchhausen

„Kommt wohl der Weizen rein vor Feierabend?“

„Ich denke doch, wir schaffen's Herr Baron!
Das wär doch traurig, wenn zum Erntefeste
Ich meine Felder nicht ganz sauber hätte!
Der Kühgrund ist schon drin, die Nelzige
Mehr als dreiviertel leer, — seit Mittag ist
Auch Kaspar mit dem Hunger-Rechen draußen!“

Ich schlendre langsam über meinen Hof ...

Die Kühe kommen von der Weide heim,
Schwerfällig wandelnd, als ob auf dem Rücken
Sie tausendjährige Erinnerung
Gemeinsam durchgelebter Menschheitstage
Unsichtbar trügen, —
Bei dem Haufen Klee
Zögert ihr Zug, und mit dem nassen Maule
Wirft eine, schlappt die andere, reißt die dritte
Noch einen Leckerbissen sich hervor. —
Wie springt der Junge, — hui, die Weidenpeitsche! —
Hoch auf den Klee, wie sinkt sein nacktes Bein,
Das staubig-heiße, wohlig in die Kühle!
Ich fühl's ihm nach und kann's doch nicht genießen
Wie er, weil ich an meinen Weizen denke, —
Wir schaffen's nicht, zu dicht stand heute früh
Noch auf den Feldern bis ans Deutsche Holz
Der gelben Zelte unzählbares Heer. —

Der alte Jof stelzt langsam übern Hof,
Und in der welken Hand trägt sorglich er
Ein blaues Kohlblatt, — will er das als Strauß
Der Magd verehren? — Als vor sechzig Jahren
Großvater mit ihm stand auf diesem Hof,
Der hätte wohl mit Recht so etwas vermutet,
Jetzt ist er achtzig, — ich brauch nicht zu fragen.

„Sunabend Jof, was macht das böse Bein?“

„Mei guder Herr Baron, das biese Been
Is widder gut, nur was das gude war,
Das is derweilen sehre bies geworden!
Nu habch blos Angst, das biese werd ooch bies,
Dann hättch zwee biese, das wär eens zeviel!“
Und er verhumpelt in die Molkerei.

Zwei Mägde jagen aus der Wirtschaft her, —
Ich brauche gar nicht hinzusehn, weshalb
Ihr Tempo so verschärft, — die Frau Inspektor
Tritt hinter ihnen aus der Tür, die Schürze
Bläht in der Zugluft aus der heißen Küche,
Bis her zu mir wallt her ein würziger Hauch,

Zimmt-butter-schwerer Thüringer Kuchenduft,
So daß die Schweizerjungen sehnsuchtsvoll
Von ihren Kühn die Nasen rückwärts richten,
Verständnisinniges Grinsen zieht ihr breites
Gesicht in Festvorfreude auseinander.

Die Mägde treiben ihre Hühner her
Mit Rufen, Lachen, Schürzenscheuchen, Schrein,
Und erst als siebzehn auf der Leiter wippen,
Verzweiflungsvoll die kurzen Flügel schlagen,
Wild gackern in Verzweiflung über die Welt, —
Natürlich ist die Tür nicht aufgezogen
Zum Hühnerstall!
Und als die Emma kommt
Den Strick zu ziehn, stiebt alles auseinander,
Und ganz von vorne hebt das Scheuchen an.
Die Röcke wehen um die derben Waden,
Und in den Blusen hüpft die Brust, wie sie
Hierhin und dorthin übern weiten Mist
Ihr Federvieh erneut zu Bette jagen.

So sind die Mädchen! Ja, so waren sie:
Spektakulös, unvorbedacht und feixend
So lang ich denken kann!

Doch aus der Scheune,
Wo triefend unsre braunen Knechte grade
Ein neues Fuder kunstgerecht verbansen,
Fliegt her ein Scherz, und schnippisch kommt die Antwort,
Und Necken hin und her zeigt deutlich an
Daß, wie sie sind, sie manchem doch gefallen!

Der alte Jof stelzt übern Hof zurück,
Und sorglich in das Kohlblatt eingeschlagen
Trägt ein Stück Butter er als Festgeschenk
Und drängt sich ängstlich an des Tores Pfeiler,
Denn eben schwankt ein neues Fuder ein. —

Die schräge Sonne sticht heut doppelt heiß ...
Der junge Knecht, der bei den Braunen trabt,
Hat weit das schmutzige Hemd zurückgeschlagen,
Daß naß wie Bronze glänzt die glatte Brust.
Ob wohl mein Weizen ... ?

Grollendes Donnergeroll!
Von Stall und Scheunen hin und her gehallt,
Prallt knallend des Echos Fußball übern Hof!

„Kops, wieviel ist noch draußen? Kommt's noch rein?"
„Da gann mer freilich nischt gewisses sagen,
Nur eens, das weeßch: Mir machen heite weider
Un wenns bis neine wärd, mir wärchen's nei! — "

Drei alte Weiber fegen auf dem Hof,
Um für den Sonntag alles vorzuputzen,
Und der Brennmeister schimpft mit ihrer Hilfe

Die Wagen imposant in Reih und Glied,
Und immer wieder: „Noch een Schlag zerick!
Ei Guttverdimian, die Weiber haben
Gar keene Ogen, was ne Richtung is!“

Dann nagelt er mit schiefgehaltnem Kopf
Zwei derbe dunkle Fichten an die Pfosten
Der Wirtschaftstüre, — wo sie hergekommen? —
Ich frage vorsichtshalber lieber nicht,
Ich werd am Steinbruch schon die Stümpfe finden
Na, schließlich: Morgen ist ja Erntefest!

Ein Fuder Rechbucht (Harken-Lese) schaukelt übern Hof,
Es ist nachlässig schief geladen, — ängstlich
Seh ich das Taumeln an und rufe hin:
„Ihr habt das Heuseil ja nicht festgeschnürt!“

Der alte Hofemeister aber läßt
Sich nicht gern tadeln:
„Nee, das Hei-Seel is
Ganz hibsch gewäsen, bloß, was unser Herre,
Will echal 's Hofeflaster rebarieren,
Un nachen's gommt er meerschtens nich derzu!“

Der leere Wagen prasselt aus der Scheune,
Kops, im Galopp, kann kaum die Deichsel lenken, —
Da wankt ein neuer in den Hof herein.
Die Stränge los und übers Kreuz geschlagen,
Die Leute springen an die Räder, schieben
Mit Keuchen, doch mit unentwegt-fidelem
Sächsischen Wortgeplätscher ihn hinein, —
Heut macht's den Kerlen offensichtlich Spaß,
Im Augenblick sind Leitern angesetzt,
In einem Nu sind sie hinaufgeklettert
Und werfen sich beinah die Garben zu!

Ein neuer Donnerschlag, — dann eine Stille,
Und plötzlich fährt ein Windstoß übern Hof,
Wirbelt in Wolken, Staub und Stroh zusammen
Und schlägt die Tür vom Schweinestall knall zu.
Die alten Weiber krieschen wie verrückt
Und halten ihre Röcke, —
„Haltet lieber
Den Kehricht fest, ihr fliegt uns doch nicht weg,
Da heute abend nicht Walpurgisnacht!“

Der Kehricht ist gottlob schon festverpackt
In Heinis Ziegenwagen, und der Junge
Reißt wild am Zügel seines weißen Bocks
Und müht vergeblich sich, das große Tier
Zum Weiterziehen zu treiben, — aber Ziegen
Sind unberechenbar und willensstark, —
Was hat der Bock denn da?
Die Weiber lachen
Und halten sich den Bauch mit Hand und Besen:

Da hat doch eine Magd den Futterschuppen,
Statt einen Holzpflock durch den Ring zu stecken,
Mit einer gelben Rübe zugestöpselt!
Nun frißt das weise Tier die Tür sich auf,
Als ob es wüßte, daß dort was zu naschen
Für sein Geäse, — seine bösen Augen
Erglänzen grün und schräg und zielbewußt.

Der Herr Inspektor kommt vom Feld zurück,
Sein Fuchs ist dunkelnaß, nur wo am Halse
Die Zügel scheuern, steht ein weißer Schaum,
Und weiße Flocken kleben an der grauen
Durchschwitzten Joppe.
„Zwei sind unterwegs
Und eins, das letzte war halbaufgeladen.
Ich laß die Wagen auf der Straße traben, —
Da kommt ja Fraß schon um den Teich geschwenkt
Und im Galopp, — das hab ich nicht befohlen!"

Und gleich nach ihm jagt der Verwalter an,
Springt, plautz, vom Rad, läuft in den Pferdestall,
Eh die Pedale stillstehn, sitzt er wieder
Im Sattel, und die neue Kette hängt
Ihm wie ein eiserner Orden um den schlanken
Sonnbraunen Hals:
„Die gurtenen Stränge hielten
Den Zug nicht aus!"
Schon flitzt er aus dem Tor.

Der Himmel ist jetzt dunkelschieferblau,
Mich quält die Unruh, und ich geh zum Stall,
Als ob ich so den Regen bannen könnte. —

Wie hängt hier drückend warm die Dämmerung
In lauen Schleiern vom Gewölbe nieder!
Die Schweizer hocken unter ihren Kühen,
Eintönig strullt es in die holzenen Gelten,
Eintönig klirrt der Ketten Silberlied,
Eintönig malmt es in den breiten Laden,
Und nur im Mittelgang, wo Frau Inspektor
Die Liter zählt, hör ich zwei Mägde flüstern:
„Ich zieh mein Blaues an mit dem Volang!"
Und aus der Gelte rauscht die Milch bleichschimmernd
Dumpfschäumend in die Kanne, und des Schweizers
Pantoffelklappern schlurft ins Dunkel hin,
Verknistert irgendwo im Stroh der Spreu,
Beruhigend klingt's! „Komm meine Schecke, komm!"

Von draußen dröhnt ein Donnerschlag, und grell
Schleudert ein Blitz durch spinnwebtrübe Scheiben
Taghellen Glanz in Stall und Futterhaus.
Die Unruh treibt mich wieder auf den Hof,
Da seh ich doch, wie's mit dem Weizen wird!

Der alte Gärtner zerrt im Kastenwagen
Zwei mächtige Garben, Gurken, Kohl, Radieschen

In prallen Büscheln, blassen Blumenkohl,
Karotten, Weißkraut, Wirsing und Kohlrabi,
Zwiebeln, Tomaten, Bohnen, Sellerie,
Melonen, Porree, Kerbel, Petersilie,
Dill, Thymian, Schnittlauch, Äpfel, Birnen, Zwetschen,
— Von allem ist das schönste ausgesucht,
Zum Erntefest die liebe alte Kirche
Dankbar zu schmücken, — aber obenauf
Da thront ein Kürbis, so überwältigend kolossalisch-
titanisch-gigantisch,
— Ihr seht, er geht nicht mal in einen Vers!

„Grüß den Herrn Pastor, Heilmann, und er soll
Den Kürbis oben auf den Taufstein legen,
Damit die alten Spittelweiblein morgen
Die Predigt über was zu freuen haben
Für ihre Speisekammer Montag früh!"

Nun knarren die Tore schwer und dröhnend zu
Bis auf das letzte ...
Ob mein Weizen wohl ...?

Gottlob, das letzte Fuder prescht herein!
Die Knechte sitzen oben in den Garben
Und in dem Prassel-Lärm übers holprige Pflaster
Zeigen sie lachend in die Wolken auf,
Aus denen schwer die ersten Tropfen fallen.

Leitern herbei! Sie gleiten daran nieder,
Getümmel, Befehle, dreißig nackte Arme
Schirren die Pferde ab und drücken schnell
Das mächtige Fuder über die knarrende Schwelle
Ins Strohgeknister der weiten Tenne hinein ...

Gottlob, das wär' geschafft!
Und wie das Tor
Sich kreischend in der Hängeschiene schließt,
Säuselt der Regen los in schweren Güssen,
Und mit dem Regen fangen voll und weich
Die Windischleuber Glocken an zu spielen
Und läuten ein das liebe Erntefest.

Mein Weizen wird mir plötzlich feierlich,
Zum Sinnbild, ja, zum Innbild fast verwandelt,
Ich atme tief und nehm die Mütze ab
Und laß den Regen regnen, was er will
Und sage dankbar: Unser täglich Brot!

Ernte-Sonne

Von Johannes Wilda

Eine lebhaft gewellte Landschaft, ein eichenumgebenes Hünengrab mitten im reifen Roggen, Weidekoppeln voll Vieh, Buchenkulissen um verträumte Landseen und Blicke über die tiefblaue Ostsee. Alles voll Sonne! So viel schöne Erntesonne!

Johann staakte die Roggengarben auf den Wagen. Im rinnenden Schweiß arbeiteten die Leute. Johann war strohblond, strohgrob und voll Hunger nach romantischem Lesestoff. Diesen Trieb hatte ich zu seiner Bestechung benutzt. Der Preis war das Leihen meines feinen Robinson Crusoe. Ich wußte, das Buch würde monatelang in Johanns Stallschieblade zwischen Kamm, Priemtabak und Stiefelschmiere liegen und mit gelben Flecken und einem schrecklichen Geruch behaftet werden. Ich wußte, daß Herr Haberkorn im Fall eines üblen Ausgangs meines Vorhabens peinlicher Handlungen fähig wäre — immerhin: es galt der Erfüllung eines Lebenstraumes!

Mir schlug das Herz bis in den Hals hinein. Es war soweit: der Wagen turmvoll. Schon stand ich mit meiner Weidengerte zwischen Lotte und Peter auf der Deichsel, und schwubb! saß ich an Stelle Johanns auf dem Sattelpferd.

„Oha! Doch ni de Jung?" sagten Bocksch und Bollsch, die Tagelöhnerfrauen.

„Oha! Wenn dat man good geiht!" sagte der Jungknecht.

„Holt Muul!" sagte Johann.

Lotte und Peter sagten nichts, aber sie sahen sich spitzbübisch an.

Johann schritt eine Weile neben mir her, indem er den Steigbügel noch kürzer zu schnallen versuchte, ohne damit die Verbindung für meinen Fuß zu erreichen.

„Biet Hofdoor vun'n annern Rönnsteen ut — biet Schünendoor, wenn Lottes Naes an de Klink vun de Peerstalldör reckt; denn kümmst du glatt up de Deel! — Nich' vergeten!"

„Ne, ne! Hüh, Lotte!"

Auf der Höhe hielten Lotte und Peter eine Schnaufpause für angemessen.

„Ruck zu — zu, zuu! Ruck zu — zu, zuu!" riefen die Holztauben aus der Tannenschonung herüber.

Vorn lugte der Turmhahn unseres Städtchens aus dem Grunde, goldblitzend in den Sonnenstrahlen. Seine Ungeduld, mich zu bewundern, war augenscheinlich. Guter Turmhahn, einzig Agnes Martens ist es, auf die mir's ankommt, Agnes Martens, meine erkorene Vogelschießendame!

Ziemlich steil rutschten wir aus dem offenen Heck in den Grasredder ab. Lotte und Peter schnaubten spöttisch, worauf sie sich quer über den Weg einem Busch zudrehten.

„Hüh! Hüh! Donnerwetter, wollt ihr mal weiter, ihr ...!" Nichts half. Wie versessen waren Lotte und Peter auf die Blätter. Es schmeckte ihnen ausgezeichnet; in unverschämter Behaglichkeit klang ihr eifriges Rupfen zwischen den stillen Knickwänden. Die Goldammern äugten recht ironisch von den Schlehdorn- und Mehlbeerenzweigen. Meine Lage ward empfindlich.

Ich hielt Lotte und Peter ernstlich vor, daß sie ein Paar ruppige Kerle seien, in deren Charakter ich mich getäuscht habe. „Niemals schütte ich euch wieder heimlichen Hafer in die Krippe, ihr Esel!"

Diese für Pferde zweifellos sehr ehrenrührige Bezeichnung erzielte im Verein mit der Drohung den erwünschten Eindruck. Lotte und Peter beschlossen, sich wieder auf die Reddermitte zurückzudrehen und weiter zu bummeln.

„Jetzt wartet! Da ist die Chaussee. Nun will ich euch zeigen, was 'ne Harke ist!“ … „Kracke, du!“ Bei der Biegung hatte Peter nämlich zwei Füße im Graben, und der Roggenturm lag über wie ein Schiff im Sturm.

Aber frei war die Bahn! Daß jetzt die Senkung zum Städtchen begann, störte mich weiter nicht, schien sich doch die weißgepuderte Chaussee vor mir endlos hinzuziehen. Ein ungeheurer Mut überkam mich.

„Hüh, ihr Kerle!“ Die schlenkernden Bügel schlugen gegen Lottes dicke Flanken, und die Gerte sauste auf die beiden Mähnen nieder. Ein Köpfewerfen und ein Schwanzheben war die Folge, und gleich schwerer Artillerie im Aufmarsch vor dem Feind donnerten und klirrten wir urplötzlich in wilden Staubwirbeln dahin. Knacks! ging es rechts und knacks! ging es links, und ein paar Chausseeböcke flogen seitwärts.

Auf meinem glattgeriebenen Sattel nicht wenig hüpfend, fühlte ich mich von schrecklichen Gefühlen bewegt, aber auch von solcher großer Erhabenheit, deren nicht zu lange Ausdehnung mir allerdings erwünscht schien. Da kam die Rettung! Das hemmende Pflaster unseres Städtchens, auf das jeder Fremde den Fluch des Himmels herabzurufen pflegte, erwies sich mir unendlich segensreich. Es begann jetzt, und: „Wozu noch mehr Schweiß vergießen?“ dachten Lotte und Peter, „wir kriegen ihn doch nicht herunter.“

„He, wer ist nun der Herr, ihr oder ich? Hüh, du Bande!“

Stattlich rumpelnd hielten wir unseren Einzug. Der Turmhahn lächelte freudig bewegt herab. Daß Karl Bauer gerade auf der Straße stand, berührte mich angenehm, denn durch Bescheidenheit glänzte Karl Bauer nicht. Und gleich kam das Ziel meines Herzens, kamen die viereckig geschnittenen Linden mit dem goldenen Bäckerkringel dazwischen. „Bitte, bitte, lieber Gott, laß sie bloß kucken!“ flehte ich.

Und sieh: akkurat zu dieser Minute ließ der liebe Gott Agnes Martens sich in die Fensterauslage hinausbücken, um ein Brot für einen Kunden ihres Vaters herauszuholen. Sie sah mich und nickte erstaunt. Dieses Nicken sagte alles! Es sagte: „Ich bin *deine* Vogelschießendame, nicht die von Karl Bauer!“

O du goldene Sonne! Ich schwang die Gerte. „Hüh, hüh, ihr Kerle!“ Wahrlich, Strammheit war nötig, denn jetzt erst trat der bitterste Ernst meiner Aufgabe an mich heran: Haberkorns Torweg gähnte vor mir. Also: Engste Wendung vom jenseitigen Rinnstein und dann mit Johanns Instruktion vor Augen und Gottvertrauen im Herzen scharf rechts den Zügel angeholt … Angstpause … Der Wagen dreht sich unheimlich, macht einen kleinen, dumpfen Satz über das Rinnsteinbrett und rattert (nur den linken Torpfosten ein bißchen die Backe eiend) in den Hof. Der erste Teil der Aufgabe war gelöst!

Nun zur letzten und schwersten Klippe!

Im gleichen Augenblick bemerkte ich, wie Herr Haberkorn langbeinig vom Hause herbeistaakte.

„Jung, verdeubelter, halt, halt!“

Kuchen! Hatte ich doch gerade meine Ansteuerungsmarke erreicht, „de Klink vun de Peerstalldör“. Entschlossen legte ich mein Ruder.

Ich sehe Tiras noch vor mir. Tiras den gelben, langhaarigen Hofhund, dessen Hütte neben der Scheunentür stand. Wir pflegten gemeinschaftlich auf ihr oder in ihr zu liegen. Tiras hatte sich mit hängender Kette breitbeinig aufgepflanzt und hielt das Maul noch offener als Karl Bauer. Aus seinen ehrenfesten Augen sprach das höchste Gemisch von Bewunderung und Warnung.

„Hüüh!“ ... Herum war der Wagen! Eine Sekunde lang glaubte ich selber, daß wir in die Dunggrube hineinsausten, auf der einige vertrauensvolle Enten schliefen. In der nächsten ward es dunkel um mich. Nur ein Rauschen und Streichen der Ähren in der Einfahrt, die der hohe Wagen von oben bis unten vom Licht abschloß. Dann ein wundersam erlösendes sanftes Getrappel auf der Lehmdiele, und dann ein seliger Stillstand.

Die Vorstellung des Nirwana war mir damals unbekannt. Sie ist mir übrigens auch heute noch etwas schleierhaft, allein ich nehme an, daß der Zustand in ihm dem meinen nach jenem glorreichen Ende ähneln muß.

Als ich aus dem Wonne-Erlösungsrausch zu mir kam, hatten sich meine Augen an die Dämmerung gewöhnt. Ich sah die Staaker mit ihren Forken auf dem Boden und hörte ihr lachendes: „Kiek an! So 'n Dreekäshoch!“

Jetzt glitt ich wie der Blitz aus dem Sattel.

„Jung, komm mal her!“ rief Herr Haberkorn hinter dem Wagen und forderte Rechenschaft von mir.

Dann strich er mir über das schweißnasse Haar und sagte: „Ich fahr' den Wagen selbst nach der Koppel zurück. Bist 'n fixen Menschen. Geh man nach Mamsell ... K'rinthenstuten mit Butter auf, ließ ich sagen, 'n ordentliches Stück! Und denn“ — er zeigte nach dem großen Augustapfelbaum im Garten — „ich glaub', es sind schon welche reif.“

Nun, dieses wußte ich bestimmt.

Und so umarmte ich Tiras und tanzte wie auf Stahlfedern nach der Küche, ganz gebadet vom Glück, von so viel Sonne an einem einzigen Tag!

Der Feldweg

Von Willy Arndt

Ein Feldweg nur.
Tiefausgefahren die Räderspur.

Drüber zog jahraus, jahrein
Die Wucht der Wagen,
Die ins Dorf hinein
Ernten getragen,
Garbe an Garbe,
Sack an Sack.

Brav und strack
Geht der Weg durch seine Flur.
Mit seiner Farbe
Und seinen Rinnen und Runzeln spricht
Er wie ein lieb alt Bauerngesicht,
Darüber hartes Leben mit reichen Frachten fuhr ...

Ein Reiseerlebnis

Von Sophie von Adelung

Es gibt Erlebnisse so feiner und lieblicher Art, daß deren tiefste Ursachen uns verborgen bleiben, und sie uns fast wie ein Wunder vorkommen. Ereignisse, bei denen ein Gefühl uns überschleicht, wie es damals, vor langer, langer Zeit die ganze kleine Kinderseele ergriff, wenn wir, zu der Mutter Füßen sitzend, auf die alten, lieben Bibelgeschichten lauschten: „Wir nennen's: fromm sein!" Aber ich will nicht gleich zu Anfang weich werden: die Rührung muß man immer bis zuletzt aufsparen. Also wir waren im Begriff, in Göppingen in den Zug einzusteigen, meine Schwester und ich, um nach einem langen Sommeraufenthalt in unser Winterquartier zurückzukehren. Die Fahrt von Göppingen nach Stuttgart ist eigentlich gar keine Reise, zumal mit einem so raschen Zuge wie der unsere, der nur einmal auf kurze Augenblicke hält. Aber wenn man über zwei Monate an einem Orte wohnt und notwendigerweise allerhand Sachen bei sich hat, einen ambulanten kleinen Haushalt, bestehend aus Schnellsieder, russischem Tee, Decken und Kissen aller Art, warmen und leichten Kleidern und Hüllen — eine ebensolche wandelnde Schriftstellerwerkstatt samt Büchern — den biederen Duden und das russische Wörterbuch vorne dran — „die Feder", das unentbehrliche Organ für den Autor, den Stempel mit dem „Mitglied des allgemeinen Schriftstellervereins" ja nicht zu vergessen, Bleistifte, Radiergummi usw., — dann, geehrter Leser, gleicht das Reisen dem Auszuge der Kinder Israels aus Ägypten, und ist es vorbei, so ist es „viel Mühe und Arbeit gewesen". Kommen aber zu der sehr berechtigten Totmüdigkeit gar auch noch starke rheumatische Schmerzen dazu, die lebhaft an das liebliche Leiden, den sog. „Hexenschuß" erinnern — so ist es genug, um alle Nerven in jene Vibration umzusetzen, die sich nur allzuleicht durch schlechte Laune auslöst, wenn man diese auch selber verwünscht.

Dazu kam noch etwas anderes: der Sommer 1912 hatte zwar auch im Bad Boll keine Ausnahme gemacht und Wind, Regen und Kälte sich fast täglich darum gestritten, wer sich von ihnen am allerunangenehmsten betätigen könne. Aber drinnen, in den bekannten behaglichen Räumen war's still und warm und traut gewesen und es war viel harmloser Scherz, viel frohes Lachen im hohen luftigen Speisesaal erklungen, auch aber Worte hohen Aufschwungs und lebendiger, beglückender Anregung.

Das alles bewegte unsere Herzen noch während der ganzen Wagenfahrt von Boll nach Göppingen, und der Gedanke: „Es ist vorbei" stimmte sie nachdenklich und wehmütig. Nicht umsonst hat jemand Bad Boll, wo Pfarrer Blumhardt ein- und ausging und jedem ein Vater wurde und wo das tiefste Bedürfnis, das heimlichste Sehnen der Menschenseele gestillt wird, „die Insel der Seligen" getauft. Wenn irgendwo auf Erden sich Theorie in Praxis, soziale Ideale in tätige, praktische Menschenliebe umsetzen bei aller irdischen Unzulänglichkeit, so war es hier, und darum war es so schön und warm und heimelig in dem alten Hause, wenn auch das Thermometer draußen beharrlich auf vier und drei Grad R. Wärme wies und

wenn auch der Wind in die alten Jalousieläden hineinpfiff und draußen in den mächtigen Bäumen des Parkes orgelte.

Das machte nachdenklich und ernst. Man möchte es in sein eignes Leben hinaustragen, es dort verwirklichen, und besinnt sich, wie . . .

Ja, gut so lange, wie diese mächtige Vorrede, hatten wir im Wartesaal gesessen. Nun kam der Zug herangebraust und mit unserem weiblichen Gepäckträger suchten wir nach einem nicht allzu vollen Wagen dritter Klasse. Verehrter Leser, lachen Sie nicht über die anscheinende Paradoxie unseres vielen Handgepäcks, unserer großen Koffer, der Wagenfahrt im Zweispänner und der dritten Klasse. Wir reisten nämlich immer ein wenig originell, meine Schwester und ich. So fuhren wir z. B. zuerst vornehm im Zweispänner, um die schmerzenden Glieder nicht dem alten gelben Postrumpelkasten auszuliefern, dann aber, um dies wieder gut zu machen, bescheiden im Abteil dritter Klasse. Ich nenne das: am rechten Fleck sparen, und gute Hausmütter werden unserer genialen Erfindung gern beipflichten (Herren haben für dergleichen kein Herz). Zudem hatte die dritte Klasse damals noch eine große Anziehungskraft: man erlebte darin fast jedesmal etwas, und meist etwas Nettes.

Aber der Schnellzug steht ja bloß eine einzige Minute in Göppingen, und ich komme nicht vom Fleck! Also „tapferle, tapferle" einsteigen, wie die Schwaben sagen. Vor uns her geht eine katholische Schwester und eilt ebenfalls auf den Wagen dritter Klasse zu. Ich liebe die katholischen Schwestern: ihr Anzug mit der Haube, deren große weiße Flügel an Taubenflügel erinnern, ist so reinlich und so ist auch der seelische Ausdruck ihres Gesichts; ja manchmal kommt zu dieser Reinlichkeit auch noch ein Zug milder Güte und kindlicher Fröhlichkeit, der sie sehr anziehend macht. Die ganze Erscheinung dieser Schwester hatte aber in ihrer behaglichen Fülle noch etwas Besonderes — ich hätte nicht sagen können, was — und so sagte ich nur schnell zu meiner Schwester: „Wir wollen ins selbe Abteil steigen". Und jetzt hieß es wirklich: „tapferle, tapferle machen". Beim Besteigen des Trittbrettes fühlte ich einen Druck von hinten: es war das Handköfferchen der Schwester, die im Gedränge plötzlich nicht mehr vor, sondern hinter mir war. In meiner Hast und Angst, gestoßen zu werden, und in meiner verschiedenfarbigen Stimmung sagte ich ziemlich unwirsch: „Bitte, nicht stoßen!"

„Nein, ich gebe acht, ich will Sie gewiß nicht stoßen!" Wie weich und voll war der Klang der Stimme hinter mir! Sie legte sofort die Wogen meiner aufgeregten Seele, wie Öl, das sich auf die wildgepeitschten Ozeanwellen ergießt. Leser, kennst du die geheime Macht einer vollen und doch zugleich weichen Stimme? Es liegt etwas Unwiderstehliches darin, denn sie redet von Kraft und Hoheit, von Ruhe und Klarheit, von Milde und Frieden zugleich. Unser Zug glitt schon sachte von der Station weg, als wir uns in dem engen Wagenabteil, wo nur noch ein weibliches Wesen außer uns dreien saß, einschachtelten. Die Schwester half meiner Schwester sofort beim Einteilen der Gepäckstücke in den Netzen — ich mußte untätig zusehen wegen meiner Schmerzen — und hatte augenscheinlich meine hastigen Worte von vorhin nicht beachtet — oder nein, ich glaube, sie hatte sie nicht beachten wollen — und darin liegt ein großer Unterschied.

Ich setzte mich neben sie. Was hatte sie für ein schönes Gesicht! War es so schön, weil es so gut aussah oder umgekehrt? Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß einem warm und wohl wurde, wenn man es anschaute. Etwas Helles, Starkes, Frohes leuchtete aus dem blauen Auge, das Gesicht war frisch, wenn auch nicht mehr sehr jung, und man sah ihm die Unbekanntschaft mit allen den tausend und abertausend der Schönheitsmittel und -Mittelchen der Dame von heute an. Auch aus jeder der ruhigen Bewegungen sprach Kraft, Sicherheit und doch zugleich Sanftmut und Bescheidenheit. Ich wunderte mich nicht mehr, daß ich mich schon im ersten Augenblick angezogen gefühlt hatte: hier war ein Mensch, der im innersten Kern seines Wesens gesund und fromm war, mochte sein äußeres Kirchenbekenntnis noch so weit von dem meinen verschieden sein.

„Sie fahren wohl nach Stuttgart in die Marienanstalt?“ fragte ich, als ersten Versuch, ein Gespräch anzubahnen, „ich bin mit dessen Gründerin, der Baronin, sehr befreundet.“

„So?“ sagte meine Nachbarin und ließ ihren Blick wie in freundlicher Prüfung voll über mich gleiten. „Ich kenne die Anstalt und habe oft von ihr gehört. Nein, ich reise nach X., in das Herz-Jesu-Stift.“

„Also noch viel weiter, als Stuttgart!“

„Ja, und ich besorge, ob ich mit dem richtigen Zuge fahre, der um so und so viel in X. ankommt: es gibt gar so viele Züge von Göppingen aus.“ Wir konnten die Schwester beruhigen, daß sie im richtigen Zug sei, und nun gab ein Wort das andere. Ich erzählte von Ditzenbach, dem kleinen Luftkurort, der von katholischen Schwestern verwaltet wird und wo es so sauber und behaglich sein soll. „Es liegt ganz nahe von Bad Boll, wo wir einen großen Teil des Sommers zubrachten“, sagte ich, und da war ich also schon wieder bei meinem lieben Boll angelangt. „Haben Sie schon von Bad Boll und von Pfarrer Blumhardt gehört?“ fragte ich weiter, ein wenig zaghaft; ich hatte doch eine katholische Schwester vor mir! „Wir sind nämlich Protestanten“, fügte ich hinzu, um gleich von vornherein Farbe zu bekennen. Die Schwester lächelte — ein feines schönes Lächeln, das geradenwegs aus der Seele heraufkam. „Das ist doch ganz einerlei“, sagte sie schlicht — und diesmal ging ihr Wort mir geradenwegs in die Seele. Nun erzählte ich ein wenig, dies und das, zumeist nur Äußerlichkeiten, von der Gegend, vom Park von Boll mit seinen uralten Silberpappeln, von dem schönen luftigen Speisesaal, der hunderte von Gästen aufnehmen kann. Dázwischen ließ ich aber doch durchblicken, welch hoher, starker, religiöser Geist die württembergische Oase — früher das Herz des Pietismus unter dem Vater des jetzigen, dem alten Blumhardt — auch heute noch durchweht, wenn auch ein weit modernerer, freierer Geist. Sie hörte gespannt zu, ihre Augen leuchteten, die ganze Haltung verriet gesammelte Aufmerksamkeit. Wie schön ist es, solchem Zuhören gegenüber zu erzählen! Das Erzählen wird zum reinen, geistigen Genuß. Ich sah, wie der Hauch religiöser Kraft, der sich in Boll Verwirklichung in tätiger Liebe schafft, in ihr vollen Widerhall fand: sie war eins damit, und für den Augenblick vergaß ich vollständig ihre, meinem künstlerischen Auge lieb gewordene Tracht, ja sogar die weißen Taubenflügel, dieses Symbol einer völlig verschiedenen Kirche. Wir sprachen von Mensch zu Mensch, und das ist etwas Gutes. Dann er-

zählte ich auch die lustige Geschichte von der armen Tischlersfrau, die im Bad Boll wochenlang unentgeltlich Erholung suchen durfte, gleich so vielen, vielen anderen, und die sich mir gegenüber bitter beklagt hatte, sie habe „alsfort so's Magewaih", denn sie vertrage das dortige Essen nun einmal nicht. Ich wand vergeblich dagegen ein, das Essen werde doch gerade in Bad Boll so sehr gerühmt seiner vorzüglichen Zubereitung und Bekömmlichkeit wegen. „Jetzt, heret Sie no: Obeds a warm's Floisch oder a Eierspeis ond Kartoffel ond a kalte Platte ond Salat ond Millich ond Tee ond Brot ond Butter ond no Kompott- ond des älles werd zwoimal romg'reicht — noi, des vertrag i nette!" Hierauf hatte ich ihr vorgestellt, warum sie denn von allem esse? Sie könne ja auch einmal ein Gericht an sich vorbei gehen lassen. Aber da hatte sie die Hände andächtig gefaltet auf die Brust gedrückt und mit einem unsagbar innigen Ausdruck gerufen: „Ha, 's schmeckt mer halt so arg gut!" Die Schwester lachte. Auch ihr Lachen war schön. Natürlich, denn bei einem innerlich harmonischen Menschen ist eben alles schön. Die Rede kam auf ihren Beruf, die Krankenpflege. „Er ist beglückend", meinte ich. „Aber schwer," gab sie offen zurück, „und wenn man nicht etwas Hohes hätte, dem zu lieb man ihn ausfüllt, so hielte man es nicht lange aus." Was sagst du, lieber Leser — ganz protestantlisch gesprochen, nicht wahr? Nein, menschlich, sage ich, denn menschlich-fromm ist es, hohe Ideale im Herzen zu tragen, und wir wollen uns doch ja ein Beispiel an dieser Schwester nehmen, aus deren Munde ich das Wort „katholisch" nicht ein einzigesmal in jenen 45 Minuten lebhaften Gespräches vernahm. Wie taktvoll und zart uns Andersgläubigen gegenüber! Aber waren wir „Andersgläubige" in jenen dreiviertel Stunden, die wir in so innigem Zusammensein verbrachten, als hätten wir uns schon jahrelang gekannt? Ich glaube es nicht, und wenn es ein Jenseits gibt — und ich hoffe fest darauf — so hoffe ich auch, meiner liebenswürdigen Schwester dort einst die Hand wieder reichen zu dürfen — sie wird mir sie gewiß nicht verwehren: vorher aber womöglich hier noch auf dieser Erde. „Wir haben viele kranke Protestanten in unserem Stift," fügte sie noch hinzu, „alles bunt durcheinander; wir machen keinen Unterschied". Einem inneren Impulse folgend, fragte ich rasch: „Sie sind Oberin, nicht wahr?" Die Antwort lautete: „Ja", wie ich erwartet hatte; sie sagte es ganz einfach, wie etwas, das selbstverständlich ist, und von da ab war sie natürlich „Frau Oberin" für mich. Aber die Herzlichkeit blieb auf beiden Seiten dieselbe.

Es kam die Rede auf den großen und genialen Erfinder Graf Zeppelin. „Er ist der populärste Mann des Jahrhunderts," sagte sie, und „er fliegt öfters bei uns vorbei; Sie sollten nur sehen, wie wir da alle springen, die Treppe hinunter und auf den Hof. Es ist ein Gedränge und eine Freude, denn alle haben wir ihn lieb, den großen Mann! Kürzlich erst hat unser Herr Stadtpfarrer in seiner Predigt von ihm gesprochen: ‚Wir wollen uns doch auch einmal einen lebenden Menschen zum Beispiel nehmen', hat er gesagt, ‚einen Menschen, wie den genialen Erfinder des Luftschiffes, der so mutig, so sicher und ruhig dasteht, unentwegt, auch bei vielem Unglück und Mißgeschick, und der immer wieder frisch und fröhlich aufsteht, nach einer jeden Niederlage, die für ihn keine ist." „Daher die bekannten Zeppelin-Aufsteh-Männchen", sagte ich scherzend.

„Ja, und solch ein Zeppelin-Aufsteh-Männchen setzen die Schwestern in die Gondeln ihrer kleinen Luftschiffe, die an die Lampe gehängt werden. Eine alte ausgebrannte elektrische Birne ist das Luftschiff, das mit grüner Seide umhäkelt wird. Die Gondel ist ein gläsernes Trinkschüsselchen für Vögel. Für zehn Pfennige wird dann ein Zeppelin-Aufsteh-Männchen erstanden und in die Gondel gesetzt. Sogar der Herr Stadtpfarrer hat solch ein Luftschiffchen an seiner Lampe hängen, das ihm die Schwestern gemacht haben", fügte sie mit einiger Genugtuung hinzu. „Wie wunderschön sieht es aus, wenn es dahergeflogen kommt, das richtige Luftschiff, das ist gar nicht zum Sagen: wir grüßen dann immer alle hinauf, und unser Gruß gilt dem Grafen, ob er drin sitzt oder nicht." Ich erzählte, daß wir diesen Sommer in Friedrichshafen dem ersten Flug der „Hansa" aus dem Riedle-Wäldchen beigewohnt hätten und wie uns dabei zumute war, als der weiße Riesenleib seiner Halle entglitt und sich gegen den Wind drehte: wie dann zuerst das Vorderteil sich langsam in die Höhe hob, dann die ganze Hansa und majestätisch langsam dicht über dem Riedle-Wald und unseren Köpfen in die Weite dahinschwebte. „Es ist eine großartige und wunderbare Erfindung," sagte ich, „aber noch größer als sein Luftschiff steht der Mensch Zeppelin vor mir, und seine Liebenswürdigkeit, Bescheidenheit und wahre Demut. Er ist ein wirklich herzensfrommer Mann."

„Kennen Sie ihn?" fragte die Oberin gespannt.

Ich bejahte. „Er selber sagte mir, als ich von der allgemeinen Verehrung sprach, die er genieße: ‚Ich habe nichts getan — ich bin nur ein Werkzeug in Gottes Hand, und die Liebe, die ich erfahre, erfüllt mich mit Dankbarkeit.'"

„Das hat er gesagt? Wirklich gesagt? O, ist das schön!" Der Oberin blaue Augen strahlten, „also auch noch bescheiden und demütig und fromm ist dieser große Mann? Ach, ist das schön!"

„Das müssen Sie Ihrem Herrn Stadtpfarrer erzählen", meinte ich, und die Oberin stimmte mir freudig bei. Ich berichtete von einem mir unvergeßlichen Tag, als ich, todmüde und abgespannt, von einer Schweizerreise zurück kommend, im „Deutschen Haus" in Friedrichshafen anlangte, wo der Graf damals noch wohnte, um dort zu übernachten. Auf der Treppe begegnete mir Komtesse Hella, die ich lange nicht gesehen hatte, und ich freute mich des Wiedersehens von ganzem Herzen, besonders, als ich erfuhr, daß auch der Graf anwesend sei. Früher hatten wir in Stuttgart in der Keplerstraße, dem Grafen schräg gegenüber, gewohnt, und ich erinnerte mich noch lebhaft eines fröhlichen Ballfestes, das ich in den gastlichen Räumen mitgemacht hatte. „Ich habe Ihren Vater noch gar nicht wiedergesehen, seit er der weltberühmte Mann geworden ist," sagte ich; „hoffentlich sehe ich ihn heute abend. Sie speisen doch wohl auch auf der Terrasse?"

„Ich werde ihn fragen, sobald er nach Hause kommt", erwiderte Komtesse Hella fröhlich und liebenswürdig, wie immer, und ich ging, mich endlich nach der Reiseermüdung in meinem Zimmer auszuruhen. Aber wo war diese geblieben? Ich fühlte sie kaum mehr, und als ich ein paar Stunden darauf die Treppe hinabstieg, war es in fröhlicher Festlaune. Ich wurde aber nicht auf die allgemeine Terrasse, sondern in ein behagliches Speisezimmer geführt, wo mich der Graf samt meiner Gesellschafterin mit seiner berühmten herzgewinnenden Freundlichkeit begrüßte

und mich bat, neben ihm an dem blumengeschmückten Tische Platz zu nehmen. Nun erst dämmerte mir naivem Menschenkinde, daß ich als sein Gast im Privatspeisezimmer des Grafen an seinem Tische sitze, und meine Verlegenheit und Freude belustigte ihn höchlich. Bei unserem Wiedersehen auf der Treppe hatte mich Komtesse Hella noch gebeten: „Sprechen Sie Papa bitte nicht vom Luftschiff — er hat es satt, davon zu hören.“ Ich konnte mich aber doch nicht enthalten, zu sagen: „Ich komme aus der Schweiz, Herr Graf, und man redete dort nur von zwei Dingen — von den Bergen und vom Luftschiff.“ Dieser neue Gesichtspunkt, von dem aus sein geniales Werk betrachtet wurde, schien ihn zu freuen, und unaufgefordert erzählte er in der angeregtesten, liebenswürdigsten Weise, wie der Gedanke an die Möglichkeit, die Luft zu bezwingen, schon seit seiner Jugendzeit ihm vor der Seele gestanden habe. „Und ich habe ihm später dabei geholfen“, sagte sein treuer Kamerad, die Gräfin Hella mit leuchtenden Augen. „Ich selber habe nie an der Möglichkeit gezweifelt,“ bemerkte der Graf, „sie stand mir mit mathematischer Sicherheit fest.“ „Wunderbar ist uns allen Ihre unerschütterliche Geduld und Ausdauer auch bei den Niederlagen, die Sie erleiden“, sagte ich. (Damals war gerade das Unglück bei Echterdingen geschehen.) „Ich erlebe keine Niederlagen,“ entgegnete der Graf mit Ruhe, „sondern nur Hindernisse, und diese müssen allmählich durch stete Verbesserungen meines Systems beseitigt werden.“ „Ihre Erfindung soll aber doch hoffentlich nicht dem Kriege dienen?“ fragte ich im Laufe des Gesprächs ein wenig ängstlich. „Im Anfang wohl, aber später, so hoffe ich, im Gegenteil, zur Erhaltung des Friedens.“ — Alles das und noch mehr erzählte ich der atemlos horchenden Oberin, und wie der Graf mich gefragt habe, ob ich gern Champagner trinke. Ich wehrte mich aus Bescheidenheit eine Weile lang gegen die wiederholte Frage, dann sagte der Graf plötzlich: „Sind Sie auch derselben Ansicht, wie jene Dame, die versicherte, Champagner sei kein Alkohol?“ Das bejahte ich sofort lachend, und der Graf winkte dem Kellner: „Eine Flasche Sekt!“ Wohl gegen zwei Stunden saßen wir so in anregendstem Gespräch, bis der Graf, die Uhr ziehend, sich plötzlich erhob. „Es tut mir leid, aber jetzt muß ich an die Arbeit gehen, es ist schon halb zehn Uhr.“ Ja, das war ein schöner, unvergeßlich-schöner Abend gewesen ...

Ganz in meine Erinnerungen vertieft, denen die Oberin gespannt lauschte, waren wir sehr erstaunt, als sich hier plötzlich das gegenübersitzende weibliche Wesen, das sich bis dahin ganz still verhalten hatte, vorbeugte und bescheiden fragte: „Sie sind wohl die beiden Fräulein von Abelung? ich kenne Sie ganz gut: ich bin ja die Jungfer der Frau Gräfin.“

Das gab nun eine neue fröhliche Überraschung. Unser Gegenüber hatte sich schon lange im stillen höchlichst ergötzt über die warme Verehrung, die ihrem berühmten Herrn gezollt wurde. „Auch unser Pfarrer hat unlängst von ihm von der Kanzel herab gesprochen,“ sagte sie mit Wärme, „und das kann man auch.“

Jetzt erst bemerkte ich, daß es um uns her ganz finster geworden war; die Laternen brannten draußen, wir fuhren soeben in den Stuttgarter Bahnhof ein. Meine Müdigkeit und meine Rückenschmerzen waren längst vergessen.

„Müssen Sie hier wirklich aussteigen?“ Die Oberin half wieder bereitwilligst beim Herabnehmen unseres Handgepäcks. Wir schieden, und im Scheiden hielten sich

unsere Hände in festem langen Drucke, als wären wir alte, treue Freunde ... Wie seltsam ist das Leben! Und dann streiten die Theologen und Philosophen noch darüber, ob es Wunder gäbe ... Aber natürlich gibt es Wunder, nur sind sie so fein und zart aus feinsten Himmelsfäden zusammengewoben, daß wir dickfelligen, plumpen Menschen sie nur in besonders gehobenen Augenblicken zu empfinden imstande sind.

Wir stiegen aus. Meine Blicke hingen noch am Fenster unseres Abteils, wo eine Hand winkte und winkte ...

Mein See

Von Hans Gäfgen

Ein Falter küßt das Auge meines Sees.
Ist's eine Seele, die vorübergleitet,
Ein Blütenblatt, das Leben sich gewann,
Ein Engelknabe, der aus blauen Fernen
Gewandelt zu der Erde niederschwebt?
Wir wissen nicht, ob unsre Kindermärchen
Vielleicht die Wahrheit ew'ger Welten sind.
Es ist ein seltsam Ding um unser Menschenwissen,
Und Kinderglaube ist dem Himmel nahe —
Ich lausche sinnend leisem Wellenschlagen:
Ein Falter küßt das Auge meines Sees.

Und Morgens, wenn die Rosen sich erschließen,
Die silberhäuptig aus den Wellen blicken,
Erbebt der See in wundersamen Schauern
Und schlägt mit leisen Händen an die Ufer.
Will er die Föhren aus dem Traume wecken,
Die dunkelragend hoch im Morgen stehn?
Bebt er vor Wonne ob der märchenstolzen Pracht?
Wie hergeweht aus blauenden Gefilden,
Aus Gärten, die nicht Menschenhand erschuf,
Ruhen die Rosen auf dem Grün des Sees.
Und Abends schließen unsichtbare Hände
Die Silberkelche, daß der weiße Mond
Nicht neidisch auf die Blüten niederschaue
Und nicht die Sterne trunken niedersinken
Tief in den Schoß der wundersamen Rosen.

Rundschau

Ist der wirtschaftliche Niedergang Europas aufzuhalten?

Allmählich beginnt die Welt die eigentlichen Kriegsfolgen zu überschauen. Und da drängt sich in den verwickelten Aufgabenkreis der an dem Wiederaufbau arbeitenden Staatsmänner ein neues schicksalschweres Problem hinein — die Beantwortung der Frage: wie ist dem stetigen Rückgang der Vormachtstellung Europas in der Weltwirtschaft abzuhelfen, der nicht nur die materiellen Grundlagen des führenden Kulturlebens seiner Völker bedroht, sondern sich durch den Weltkrieg bereits zur Gefahr endgültiger Zerstörung der Weltgeltung Europas ausgewachsen hat?

Wenn dieser Niedergang allein durch den Krieg verursacht und nicht lediglich durch ihn in unheimlicher Weise beschleunigt worden wäre, so könnten die Regierungen der 28 selbständigen Staaten Europas hoffen, ihr ersehntes Ziel zu erreichen, nämlich den materiellen Ausbau der Nationalwirtschaft ihrer Länder durchzusetzen und dabei allmählich mindestens wieder auf den Blütestand der Vorkriegszeit zu gelangen. Leider aber werden sie alle diese Hoffnungen begraben müssen. Denn die Anfänge des Übels reichen weiter zurück und sind in natürlichen und darum zwangsläufig sich fortsetzenden Entwicklungen begründet. Denn schon vor dem Krieg hatte die bedrohliche Erstarkung übermächtiger Wirtschaftskonkurrenten auf Kosten Europas und damit die Erschütterung seiner Führerstellung in der Welt eingesetzt — freilich nicht offensichtlich genug, so daß nur ganz vereinzelte Staatsmänner, unter anderen Caprivi und Minister Möller, schon damals den wirtschaftspolitischen Zusammenschluß Europas als unentbehrliche Voraussetzung für die Behauptung der bisherigen Weltgeltung Europas erkannten und empfahlen. Aber die beispiellose Prosperität fast aller europäischen Länder vor dem Kriege hatte Europa übermütig gemacht, so daß es nicht sah, daß langsam aber deutlich die Erschütterung der Grundlagen seiner Wirtschaft und Kultur in der beginnenden Abbröckelung seiner überseeischen Absatzmärkte eingesetzt hatte. Denn nicht, wie die öffentliche Meinung Europas es annahm und noch 1920 der englische Vorsitzende der Brüsseler internationalen Wirtschaftskonferenz an die Spitze seiner Einführungsrede stellte, hat Europa im letzten Jahrhundert von den vielgerühmten, den Überseeländern unzweifelhaft weit überlegenen Errungenschaften seiner Wissenschaft, Technik und Fabrikationsroutine gelebt. Denn diese Blüte der Technik erhielt nicht nur ihre Anstöße, sondern vor allem ihre Mittel letzten Endes einzig und allein von der riesigen Exporttätigkeit Europas nach außereuropäischen Ländern, d. h. sie beruhte wirtschaftlich allein auf seinen ausländischen Absatzmärkten. Diese allein ermöglichten ihm die ungeheuren kulturellen Aufwendungen für wissenschaftliche und technische Institute, für Ausprobierung von Fabrikationsmethoden, Schaffung neuer Maschinen, für Fach- und andere Schulen, Universitäten, Theater, Bibliotheken, soziale Einrichtungen und für den gesamten, den meisten überseeischen Ländern weit überlegenen Lebensstandard der Masse seiner Bevölkerung.

Diese Märkte aber haben schon lange vor dem Kriege langsam und sicher abzubröckeln begonnen. Schon damals hatte die unaufhaltsam fortschreitende Industrialisierung bisher rein agrarischer Aufnahmegebiete für europäische Industrieprodukte eingesetzt und zu unwiederbringlichen Verlusten ererbter überseeischer Absatzmärkte der europäischen Industrie geführt. Ihren größten Verlust aber erlitt diese durch den Übergang der Vereinigten Staaten und Japans von fremde Ausfuhr aufnehmenden, zu selbst exportierenden Ländern größten Stils, die Europa heute in ständig steigendem Maße seine Absatzgebiete entreißen. Diese Entwicklung

ist durch den Krieg in bezug auf verschiedene große Überseeländer in rapider Weise beschleunigt worden. Japan, das bis zur Jahrhundertwende fast nur Einfuhrland für europäische Industrieerzeugnisse war, wurde zum Selbstversorger und steigerte zugleich den Wert seiner Ausfuhr im Jahrzehnt 1910 bis 1920 von 0,4 Milliarden auf 1,5 Milliarden Yen, vervierfachte ihn also fast. Nimmt man 50% Warenverteuerung durch den Krieg an, so bleibt noch immer eine Verdoppelung der japanischen Ausfuhr, die ständig weiter wächst. Nimmt man die Gesamtausfuhr der (vor dem Kriege 45, nach dem Kriege 52) wichtigsten Staaten der Erde, also den internationalen Welthandel mit 100 an, so steigerte sich von 1913 bis 1925 unter Berücksichtigung der inzwischen eingetretenen 50prozentigen Verteuerung die Ausfuhr der sich immer mehr selbst versorgenden Vereinigten Staaten von 13,6 auf 17,5%, die Japans von 1,7 auf 2,9%, während die Deutschlands von 13,3 auf 9%, die Großbritanniens von 17,1 auf 16,6%, also unter den Anteil der Ausfuhr der Vereinigten Staaten fiel! Lediglich Frankreich konnte nach dem Kriege infolge Inflation und kolonialer Handelsmonopole eine Ausfuhrsteigerung um 1% auf 8,3% buchen, während Europas Gesamtausfuhr von 61,3 auf 50,9%, also um 17% von ihrem bisherigen Bestande gesunken ist. Der Anteil Europas am Gesamtwarenumsatz der Welt ging seit 1913 von 64,4 auf 56,1% zurück, seine Rohstofferzeugung beträgt nur noch 84% der Vorkriegszeit, die Amerikas dagegen 111%, die Asiens 134%, Australiens 107% usw.

Die stärksten Fortschritte machte diese Enteuropäisierung der Weltwirtschaft auf dem Gebiet der Textilwirtschaft. Befanden sich 1834 noch fast sämtliche, die Menschheit mit Bekleidung versehenden 21 Millionen Spindeln in Europa, so wiesen 1923 Amerika, Indien und Japan bereits mit 57 Millionen über halbsoviel Spindeln auf wie Europa, das 100 Millionen Spindeln zählt. China verdreifachte sowohl die Zahl seiner Fabriken (heute 1400) wie die Zahl seiner Spindeln im Kriege (auf 3 Millionen), ebenso Australien, während Japan und Südafrika sie verdoppelten. In 10 Jahren steigerten die Vereinigten Staaten ihren Einfuhranteil nach Südamerika, also einem der wichtigsten europäischen Ausfuhrländer, von 24 auf 40%! Während 1913 Europas Einfuhr seine Ausfuhr nur um 5,9% übertraf, stieg diese Differenz 1924 auf 10,1%, was eine Zunahme des europäischen Handelsdefizits um 6 Milliarden Reichsmark bedeutet. Nimmt man hierzu die Verschuldung der europäischen Staaten untereinander infolge des Weltkrieges, insbesondere aber an Amerika, so wird das Bild der Periode fortschreitender Verarmung Europas seit dem letzten Menschenalter vollständig. Früher hatten die Vereinigten Staaten 30 bis 35 Milliarden Schulden in der Welt — heute sind sie mit 61,6 Milliarden Goldmark die Gläubiger der ganzen Welt, vor allem Europas geworden. Genug der Zahlen, die sich noch beliebig vermehren ließen!

Daß diese Entwicklung trotz der gewaltigen technischen Überlegenheit Europas einmal kommen mußte, lag an der natürlichen Armut Europas an tropischen Rohstoffen vor allem für die Bekleidungs-, Lebensmittel-, Öl-, Gummi- und Metallindustrie. Denn von den fünf Wirtschaftsimperien der Welt, die sich immer mehr in sich zu wirtschaftlichen Einheiten auswachsen, ist Europa mit seinen nur 5 Millionen Quadratkilometern und 300 Millionen Einwohnern das rohstoffärmste, zugleich das kleinste und das dichtestbevölkerte. Das durch den Sowjetföderalismus viel enger zusammengeschlossene russische Wirtschaftsimperium umfaßt dagegen 22 Millionen Quadratkilometer mit 145 bis 150 Millionen Einwohnern, das ostasiatische (China, Japan) 12 Millionen Quadratkilometer mit 405 bis 410 Millionen Einwohnern, das panamerikanische 30 Millionen Quadratkilometer mit 212 Millionen Einwohnern (davon allein 115 Millionen in den Vereinigten Staaten), das britische 36 Millionen Quadratkilometer mit 450 bis 455 Millionen Einwohnern. Die Kraftwurzeln des britischen Weltreichs indes liegen nicht in Europa, sondern in Asien (Keynes).

In allen überseeischen Ländern ist aber das natürliche Überlegenheitsgefühl gegenüber Europa mit der physischen und moralischen Selbstzerfleischung der europäischen Völker im Weltkrieg in

äußerst gefährlicher Weise zum Bewußtsein gekommen und hat zu einem leidenschaftlichen Unabhängigkeitswillen nicht nur gegenüber der politischen, sondern auch der wirtschaftlichen Vormachtstellung Europas geführt. Gewiß hat sich dieser wirtschaftliche Unabhängigkeitswille in vielen voreiligen Fabrikgründungen überstürzt — die bald nach dem Kriege wieder eingingen. Was die englischen Dominien betrifft, so konnte der Verfasser auf der Wembley-Ausstellung beobachten, wie außer in Kanada mit seinem hochentwickelten industriellen Leben sich in Australien, Südafrika und Indien vorerst lediglich die Erzeugung lebensnotwendiger Massenartikel der Bekleidungs- und Lebensmittelindustrie entwickeln konnte. An Qualitäts- oder gar Luxuswaren, deren Erzeugung im wesentlichen noch die Domäne Europas bleibt, ist in diesen Branchen, geschweige in andern, vorläufig noch lange nicht zu denken. Ähnlich in China, Brasilien, Argentinien, Chile. Alle diese Länder haben bis zu einer Industrialisierung nach Art Europas noch einen sehr langen Weg zurückzulegen und Hindernisse schwerster Art in der Indolenz ihrer Bevölkerungsmassen (China!) und ihrer eigenen technischen und organisatorischen Unzulänglichkeit zu überwinden. Dazu kommen in China, Japan, Indien und manchen romanischen Überseestaaten innerpolitische Unruhen.

Auch bietet speziell das Bild der gegenwärtigen deutschen Ausfuhrentwicklung keinerlei Anlaß zu Pessimismus. Seit Stabilisierung der Währung bewegten sich unsre Ausfuhrziffern stetig in steiler Kurve aufwärts, nämlich (ohne Reparationen und nach Vorkriegswert) von 1113 Millionen Mark im ersten Quartal 1924 auf 1828 Millionen im letzten Quartal 1925. Was wichtiger ist: Deutschland wird (umgerechnet in Friedenswerte) danach im Jahre 1926 wenigstens seine Durchschnittsausfuhr von 1907 bis 1910 von 8500 Millionen (gegen 7000 Millionen 1925) wieder erreicht, ja wahrscheinlich auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, erheblich übertroffen haben, wenn es auch hinter der Blüteperiode 1911 bis 1913 mit einer Ausfuhr von 10 400 Millionen Mark noch wesentlich zurückbleiben wird. Deutschland wird also seinen Vorkriegsanteil an der europäischen Gesamtausfuhr spätestens in den nächsten 2 Jahren wieder erreicht haben, nicht aber den am Gesamtwelthandel, der 1925 kaum 9% gegen 13,1% kurz vor dem Krieg betrug. Produktion und Ausfuhranteil steigerten sich aber in zahlreichen überseeischen Ländern, besonders den Vereinigten Staaten, Kanada, Japan, über den Vorkriegsanteil hinaus, und zwar weit stärker als es der natürlichen Erhöhung des Bedarfs infolge fortschreitender Vermehrung der Kopfzahl und der Bedürfnisse der Menschheit entsprach. Es hat also für die vorliegende Frage nichts zu bedeuten, wenn Europa auch die absoluten Zahlen seiner Vorkriegsproduktion und Ausfuhr allmählich wieder erreichen sollte, da sich die Produktion in den obengenannten Ländern von 1913 bis 1923 z. B. in Eisen-, Stahl- und Textilwaren teils verdoppelte, teils verdreifachte, in Kohlen in den Vereinigten Staaten sogar versechsfachte, und all diesen Ländern wegen ihres Rohstoffreichtums noch ganz andre Entwicklungsmöglichkeiten offenstehen als Europa.

Es hieße auch sich in durchaus falsche Vorstellungen wiegen, wenn man annehmen wollte, daß die heutige technische Überlegenheit Europas ewig anhalten müsse, weil die übrige Welt, insbesondere Ostasien und der Orient, im wesentlichen nur „Nachahmungstalent" besäßen. Man erinnere sich doch, daß die europäische Wirtschaft im Mittelalter nach den Kreuzzügen genau denselben Weg der Nachahmung des Orients gegangen ist, dessen industrielle Fortgeschrittenheit in der Textilindustrie jeder Art und in zahlreichen Kunsthandwerken damals das Staunen Europas erregte, dessen Zünfte und Industrien vom 14. bis 16. Jahrhundert sich vollständig auf den industriellen Leistungen des Orients aufgebaut haben — von arabischer Wissenschaft und der maßgebenden religiösen Beeinflussung des gesamten Abendlandes durch den Orient ganz zu schweigen. Anlagen dieser Art gehen in Generationen nicht verloren. Läßt doch sogar in verschiedenen Zweigen der Kunstweberei und Keramik die erstaunliche Kunstfertigkeit der Indianer Mexikos und Südamerikas auf große Entwicklungsmöglichkeiten schließen. Aus Nachahmern können und werden Neuschöpfer werden, zumal die Arbeitsenergie und die Bedürfnis-

losigkeit mancher überseeischer Völker heute die der Europäer weit übertrifft, sobald, wie in Japan, erst einmal die Öffentlichkeit von dem nationalen Ehrgeiz der Selbstversorgung und Unabhängigmachung von Europa wie von einer Massensuggestion ergriffen ist. Das ist heute außer in Japan wenigstens in den führenden Kreisen auch schon der Fall in Indien, in China, in Brasilien, Argentinien, Mexiko, Australien, Ägypten und Südafrika.

Wenn also unzweifelhaft die großartige Exportwirtschaft und damit die äußere Kulturhöhe Europas den Zenit längst überschritten hat — so erhebt sich die Frage: erhält dann nicht tatsächlich das Spenglersche Schlagwort vom Untergang des Abendlandes seine Berechtigung? — Ja und nein. Auf Grund der angeführten Tatsachen kann jedenfalls nur vom Niedergang, noch lange aber nicht vom Untergang Europas gesprochen werden. Geschichte läßt sich nicht wie mathematische Wahrheiten in die Zukunft konstruieren. Wohl aber ist nicht nur die Vorkriegsblüte der europäischen Wirtschaft (damals 44 Milliarden Mark jährlicher Export) für immer dahin, sondern alle Staaten Europas, von denen Deutschland heute der am stärksten leidtragende ist, sehen sich dem ganzen Ernst der Schicksalsfrage gegenübergestellt: soll Europa langsam und sicher von seiner maßgebenden Stellung als das Salz der Welt durch Aushöhlung seiner Absatzmärkte zu einem armselig in der Ecke stehenden wirtschaftlichen und kulturellen Gebilde herabsinken? Noch ein Krieg in der gegenwärtigen Lage Europas — und sein Ruin ist für immer besiegelt. Noch hat Europa außer den Schätzen seiner wissenschaftlichen und technischen Überlieferungen und der Arbeitsfreudigkeit seiner Bevölkerung die Kraft seines Lebenswillens, der aber nur dann das Schicksal meistern kann, wenn sich das Nationalgefühl der 28 europäischen Staaten innerlich mit einem einheitlichen Gefühl europäischer Schicksalsgemeinschaft verbunden hat. Der Weg dahin ist weit, sehr weit. Aber es bleibt keine Wahl, als ihn zu betreten.

Namhafte deutsche und ausländische Wirtschaftsführer haben bereits erkannt und offen ausgesprochen, daß die wirtschaftliche Zukunft aller europäischen Kontinentalstaaten (England kommt dabei zunächst als Zuschauer und Außenseiter in Frage) heute nur gesichert und gerettet werden kann durch interstaatliche wirtschaftliche Verständigung, durch Abbau der Zollschranken und entschlossene industrielle Arbeitsteilung. Die Wirtschaft aller Länder muß eine neue Sprache, die europäische, lernen, wie Briand und Luther sagten. Es geht nicht weiter, daß jeder kleine Staat durch hohe Zollmauern auf allen Produktionsgebieten eine geschlossene Nationalwirtschaft hochzüchtet, unbekümmert darum, ob sich damit die europäischen Staaten gegenseitig ihre Wirtschaftskräfte aussaugen. Wuchsen doch die trockenen Ländergrenzen Europas durch Versailles von 13000 auf 19000 km. Der Bonner Nationalökonom Prof. Dietzel bringt aus diesen Gründen, wenn er auch eine wirkliche europäische Zollunion noch auf mehrere Menschenalter hinaus für eine Utopie hält, um so energischer auf schnellen Abbau der Zollmauern, wobei Deutschland heute, ähnlich wie England nach den Napoleonischen Kriegen, beispielgebend aufzutreten hat, da es nach dem Dawes-Plan überall selbst offene Märkte wünschen muß und es alsbald Bundesgenossen in den Exportkreisen anderer Länder finden wird, die ihre Regierungen dann zu gleicher Öffnung der Grenzen zwingen werden, die sie selbst im Interesse der Kaufkraft ihrer Absatzländer wünschen. Ähnlich der Nationalökonom Professor Obst von der Technischen Hochschule Hannover: „Die Weltgeltung des europäischen Wirtschaftszentrums ist unrettbar dahin, wenn sich weiterhin jeder gegen jeden abkapselt." Der vor dem Krieg eingehend gepflegte Gedanke des mitteleuropäischen Wirtschaftsbundes muß zu dem Gedanken des Wirtschaftsbundes mindestens der Festlandstaaten von den Pyrenäen bis zum Balkan erweitert werden. Hier muß, wie unter anderen der Kruppsche Generaldirektor Dr. Bruhn und der Generaldirektor der A.E.G., Geheimrat Dr. Deutsch, jüngst weithin hörbar ausgeführt haben, an die Stelle der Überindustrialisierung Europas durch hohe Zollschranken in möglichst weitem Umfang der freie Güteraustausch, eine rationelle und planmäßige Verteilung der Produktion, also eine industrielle Arbeitsteilung treten, unter Abkehr von dem Grundsatz, daß jeder alles im

eigenen Lande erzeugen will. Ähnlich äußerten sich Minister Dernburg, der Nationalökonom Professor Julius Wolff und das eifrig auf diesem Gebiet arbeitende Mitglied des Reichswirtschaftsrats Reichstagsabgeordneter Cohen-Reuß und andere führende deutsche Wirtschaftler. Mit den seit Jahr und Tag schwebenden Verhandlungen der französischen und deutschen Eisenwirtschaft ist darin längst ein praktischer Anfang gemacht, der freilich auch bereits alle Schwierigkeiten des Problems enthüllt hat.

Denn in der Tat kommt es ja hierbei in erster Linie auf eine deutsch-französische Wirtschaftsverständigung an, ohne die kein entscheidender Erfolg möglich, und die zweifellos beispielgebend die andern Länder nach sich ziehen würde. Im Völkerbund wird sich eine europäische Wirtschaftsgruppe kristallisieren müssen, für die Locarno die Vorbedingungen geschaffen hat, wie überhaupt einzelne Gruppen Säulen des Völkerbundes werden müssen. Sie hätte mit England, das außerhalb Kontinentaleuropas stehend mit seinen Dominien einen Weltwirtschaftskreis für sich bildet, zu einem Verständigungsabkommen zu gelangen. Das ist aussichtsreich, da der englische Industrielle ein geschlosseneres und darum kaufkräftigeres Europa nur begrüßen wird. Gegenüber Nicht-Europa wären die Zölle aufrechtzuerhalten, während sie innerhalb Europas, soweit das eben möglich, zu verschwinden hätten unter Abschluß von Verträgen über die Verteilung der Produktionsstätten nach der Methode gegenseitiger Zugeständnisse, die schon heute bei Handelsvertragsverhandlungen angewendet wird. Daß hierbei seitens der gegebenenfalls abzubauenden Unternehmer und Arbeiter größter Widerstand einsetzen würde, ist unbedingt vorauszusetzen. Hat aber Europa erst einmal seine Zwangslage erkannt, ist sie durch öffentliche Aufklärung zum allgemeinen Bewußtsein gelangt, so wird man auch vor Überwindung dieses Widerstandes nicht zurückschrecken dürfen.

Würde nun sicherlich durch ein solches wirtschaftliches Pan-Europa, das vor allem auch die innereuropäischen Absatzmärkte zu sichern hätte, die Wettbewerbsfähigkeit Europas auf dem Weltmarkt bedeutend gesteigert werden, so kann und wird doch dieser Vorsprung wettgemacht werden durch die Vorteile des größeren Rohstoffreichtums der außereuropäischen Produktionskreise und deren schon in den Anfängen vorhandene Zusammenschlüsse. Man denke an die fortschreitende wirtschaftliche Eroberung Ostasiens durch Japan, den Zusammenschluß der ABC-Staaten und die Erfolge der panamerikanischen Agitation. Daher bleibt Europa, will es nicht allmählich zum Kolonialland des unendlich wirtschaftsstärkeren Amerika herabsinken, nichts anderes übrig, als sich selbst neue Absatzmärkte, vor allem auf seinem vor Europas Toren gelegenen natürlichen Kolonisationsgebiet Afrika zu schaffen. Als eines der krassesten Zeichen wirtschaftlicher Blindheit der Versailler Friedensmacher erweist sich im Licht dieser Tatsachen der Raub der deutschen Kolonien zugunsten von Mächten, die wegen Kolonialübersättigung und Menschenmangels völlig unfähig sind, auf ihnen in absehbarer Zeit neue Siedlungsgebiete und damit neue Absatzmärkte zu entwickeln, während zugleich der Rieseninduſtriestätte Deutschland ihre einzigen tropischen Rohstoffquellen verstopft worden sind! Dawes-Plan und europäische Not drängen ebenso stark wie elementare Forderungen der Gerechtigkeit auf schleunige Rückgabe der deutschen Kolonien, vor allem in Afrika. Man wird auch darüber hinaus dem weitblickenden dänischen Wirtschaftler und Reichstagsabgeordneten Dr. Fränkel (Kopenhagen) recht geben müssen, der jüngst in Schmollers Jahrbüchern und in einem Vortrag im Hamburger Überseeklub als einzigen Weg, den Niedergang Europas durch fortschreitenden Verlust seiner Überseemärkte aufzuhalten, die systematische Organisation der europäischen Auswanderung in andere Staatlichkeiten zur Schaffung neuer ländlicher Absatzmärkte in allen noch besiedlungsfähigen Gebieten bezeichnet hat, besonders Afrikas, Kanadas, Australiens, Asiens, Süd- und Mittelamerikas — also eine rein wirtschaftliche, unpolitische europäische Kolonisierung überseeischer Gebiete vom Standpunkt des gesamteuropäischen Wirtschaftsinteresses aus.

Es ist selbstverständlich, daß die hier geforderte europäische Gemeinschaftsarbeit zunächst ihre stärksten Widersacher in den nationalistischen Kreisen aller Länder finden wird. Dennoch bedarf

es nicht des geringsten Verzichts auf berechtigte nationale Gefühle und Ansprüche, sondern nur einer Anerkennung der Tatsache in allen europäischen Ländern, daß die nationale Zukunft jedes einzelnen nur gesichert werden kann, wenn ihr durch Lösung dieser gesamteuropäischen Fragen wieder eine gesicherte materielle Grundlage geschaffen ist, auf der sich die kulturellen Zukunftspläne jeder Nation aufbauen lassen. Für die Schaffung solches „europäischen Denkens und Fühlens" sind aber in der Gleichheit von Religion, Wissenschaft, Kunst, Literatur, Technik, Mode, Rechtsprechung, Politik, Familiensitten der europäischen Völker trotz aller ihrer Rassen-, Charakter- und Sprachverschiedenheiten derartig feste Voraussetzungen vorhanden, daß es nur für alle Nationen gilt, etwas mehr als bisher die Erdteilsverbundenheit und das Einigende des Europäertums gegenüber andern Rassen und Kulturen, statt immer nur das National-Partikularistische und Gegensätzliche zu betonen. Deutschland wird freilich die ihm als Herzland Europas in dieser Frage zukommende Führerstellung erst dann im vollen Umfange übernehmen können, wenn der Völkerbund die krassesten Ungerechtigkeiten des Versailler Vertrages aus dem Wege geräumt haben wird.

In all seiner Not treibt Europa heute verschwenderische Wirtschaft und lebt mit seinen Kultureinrichtungen in Verkennung der wirklichen Lage über seine Verhältnisse. Unendlich viel wird daher noch in allen Ländern geredet und geschrieben werden müssen, ehe die europäische Einstellung des Denkens als unentbehrlicher Bestandteil nationalen Denkens die psychologischen Voraussetzungen für eine Meisterung des europäischen Schicksals geschaffen haben wird. Dann können und werden Wille und Entschluß zum europäischen Handeln im Geiste der Gemeinschaft, der Sparsamkeit, der Selbstbescheidung und der Vernunft Europa retten und die Staatsmänner in den Stand setzen, ihren Völkern die ungewöhnlichen aber notwendigen überstaatlichen Folgerungen zuzumuten, die allein noch von Europa das Schicksal unaufhaltsamen wirtschaftlichen, kulturellen und damit politischen Niedergangs abwenden können.

Dr. Wilhelm Winßer

Vorderasien

Eine politische Studie

Seit Menschenaltern war man gewöhnt, Vorderasien als etwas vollkommen Nebensächliches im Leben der Völker und der großen Politik anzusehen, bis dann durch Deutschland Anfang des Jahrhunderts das Bagdadbahnprojekt aufs Tapet gebracht wurde, das fast weltbewegender wirkte als seinerzeit der Bau und die Eröffnung des Suezkanales. Beide, dann ausgeführten Projekte griffen aber an das Herz Englands und so nahm England als Weltreich Stellung zu den Unternehmungen und behandelte sie, wohl von seinem Standpunkte aus gesehen, nicht ganz mit Unrecht, als politische Staatsfragen erster Ordnung. Die Suezkanalfrage, das wird nachher noch kurz gestreift werden, hatte naturgemäß auch auf die wirtschaftliche Entwicklung bestimmter Teile Vorderasiens einen stark einschneidenden Einfluß, der aber nicht die Bedeutung aufwies, um daraus eine weltbewegende oder gar weltumstürzlerische Frage zu machen; es wurden nur Teile Vorderasiens davon nachteilig berührt und England griff, als es seine Zeit gekommen sah, nach gründlicher Vorbereitung ein und sicherte sich, sehr zum Ärger Frankreichs, das Verfügungsrecht über den Kanal. Damit war für England die Gefahr, nicht von sich aus allein über den kürzesten Seeweg nach Vorderindien zu bestimmen und zu verfügen, behoben. Das vorgelagerte vorderasiatische Land befand sich im Besitz der ohnmächtigen Türkei, der man jederzeit beikommen und sie niederhalten konnte, ganz besonders durch die Hetzpolitik Englands gegen die Vasallenstaaten der Türkei und im besonderen der arabischen Bevölkerung.

In dem Augenblick, da das Projekt des Baues der Bagdadbahn auftauchte, bis zum Beginn der Durchführung dieses immerhin sehr bedeutsamen Werkes, lenkte die britische Staatskunst

ihr Augenmerk auf das, was politisch als Nachteil für England anzusehen war und versuchte, seine Hände zum mindesten mit im Spiele zu haben, nachdem es ihm gelungen war, die russisch-persische Frage, die sich ebenfalls drohend für England aufgetürmt hatte, zu bannen, denn in beiden Fällen lag die Absicht Deutschlands und der Türkei, und Rußlands und Persiens vor — ob mit oder ohne Willen, ist an sich belanglos —, die Vorderindien umgebenden Wüstenländer der Kultur zu erschließen, um damit den Zugang zu Indien stark für England zu gefährden.

Welche Anstrengungen England machte, das Bagdadbahnprojekt zu hintertreiben oder zum mindesten einen eigenen starken Einfluß auf das Werk selbst zu gewinnen, gehört nach Lage der Dinge und dem Ausgange des Krieges zur Zeit der Geschichte an.

Ob und wann der derzeitige Zustand eine Änderung und in welchem Sinne er ihn etwa erfahren wird, ist sehr schwer zu sagen oder überhaupt auf eine Formel der Politik oder der Weltwirtschaft zu bringen, da irgend ein hierfür stabil erscheinender Boden nicht vorhanden ist, denn die Landstrecken, durch die dieses ländererschließende Kulturwerk führen sollte, sind der damaligen Einheitshand, dem osmanischen Reiche, durch dessen Zerstückelung entrissen und zu Mandatsländern eines Gremiums von Völkervereinigungen erniedrigt worden, deren Lage eben, weil sie nur Mandatsländer sind, weit schlimmer wirken, als wenn sie unterjochte oder unterworfene und damit eroberte Gebiete geworden wären.

Das ganze Mandatsgebilde ist eine Zwittergestaltung, die nichts sagt, aber auch beiden Teilen, den Mandanten und besonders den betroffenen Ländern so gut wie nichts erlaubt, also ein Verlegenheitsprodukt schlimmster Art, besonders wenn man bedenkt, wie hindernd solche Zustände kultureller Entwicklungen der betroffenen Länder sind, die doch alle im höchsten Falle eine mäßige Halbkultur aufweisen, also erst erschlossen werden müssen.

Die Mandatsmächte, die sich in den vorderasiatischen Raub geteilt haben, sind: England und Frankreich. Beide haben bis heute ihre Ohnmacht im reichsten Maße bewiesen und so ist anzunehmen, wenn man nur das Verhalten der Türkei als Maßstab anlegt, daß diese beiden Staaten in absehbarer Zeit ebenso verschwinden werden, wie es einstens den Griechen und Römern ergangen ist, gar nicht zu reden von den Nationen des Mittelalters in den Kreuzzügen. Im Orient werden die Methoden Europas nur noch sehr bedingt von Vorteil sein. Gerade die sofort in und nach dem Kriege einsetzenden Regierungs- und Verwaltungsmethoden, sowohl Englands, wie auch Frankreichs — Italien und Griechenland spielten eine nur sehr nebensächliche und rein vorübergehende Rolle — erwiesen sich als vollkommen falsch.

Vorderasien ist weder politisch, sprachlich, noch kulturell eine Einheit, wird es auch nie wieder werden und deshalb muß die ganze vorderasiatische Frage als eine Art Problem im Sinne der neuerstehenden Staatengebilde aufgefaßt und dementsprechend politisch gewertet und in Berechnung gestellt werden. Sie ist in großen Zügen folgende: Vier große Landesteile kommen hierbei in erster Linie in Betracht. Die heutige Türkei, Syrien, das unter französischem Protektorate steht, Arabien und das gewaltige Zweistromland des Euphrat und Tigris, das Irak, Mossul mit Mesopotamien.

Nach dem Frieden von Sèvres war nominell die Türkei aufgeteilt und zwar unter den drei Staaten England, Frankreich, Italien; Griechenland war selbständig, ohne direkte Fühlungnahme mit diesen drei Ländern vorgegangen. Wo noch heute bis tief nach Anatolien hinein Ruinen ragen und brandgeschwärzte Mauern am Wege stehen, da hat das Griechenheer gehaust und Griechenland sich für alle Zeiten ein bleibendes Denkmal „seiner Schandkultur" gesetzt, das fortleben wird als unbezähmbarer Haßerreger bei den Türken gegen diese Landverwüster, denen sich in würdiger Kulturgemeinschaft jene häßlichen Mischrassen der Levantiner und Spaniolen angeschlossen hatten, die schon in Friedenszeiten Land, Leute und Sitten radikal durch ihren korrumpierenden Einfluß zu verheeren drohten. Um es gleich hier zu sagen, war die Wut auf diese Blutsauger, zu denen auch die christlichen Armenier in der Hauptsache zu rechnen sind und daher die bittere Feindschaft zwischen beiden Nationen, so groß, daß die den fliehenden

Griechen nachdrängenden Türken den Teil Smyrnas selbst in Brand steckten, in dem sich diese Mischlinge zusammen mit den Griechen eingenistet hatten. Diese Griechenepisode mußte, als damit beendet, vorweg genommen werden. Am 10. August 1920 schlossen die drei genannten Staaten „accorde tripartide", um die Türkei und im engeren Sinne Kleinasien unter sich in Einfluß-, Verwaltungs- und Wirtschaftszonen aufzuteilen. Die geographische Grundlinie stellte die Anatolische und Bagdadbahn dar.

Die nördliche und nordwestliche Zone mit Konstantinopel hatte England bis einschließlich Konia für sich in Anspruch genommen. Italien mußte sich mit einem verhältnismäßig kleinen Teile der Bahn und zwar von Konia ausschließlich bis Karaman mit dem südwestlichen Teile der kleinasiatischen Halbinsel begnügen. Frankreich bekam den südöstlichen Teil und zwar östlich von Karaman bis Nissibin an einem linken Zufluß des Euphrat gelegen, einschließlich Syrien mit den Anschlußbahnen bis zu dem östlich des Tiberiassees gelegenen Haurangebirges; in diesen südlichen Teilen Syriens tobt zurzeit der Aufstand der Drusen und deren Nachbarvölker, der jetzt auch auf die Beduinenstämme übergesprungen ist.

Das anschließende arabische Gebiet ist nicht eigentliches englisches Mandatsland, sondern nur englisches Schutzland. Hier treibt England seine alte Politik: „Divide et impera" und ist daher zurzeit angeblicher Herr über Arabien, soweit das in diesem schwer zugänglichen Lande überhaupt möglich ist. Nirgendwo löst ein politisches Ereignis das andere so schnell ab, als gerade in diesem Teile des nahen Orient. Zur Ruhe wird das Land in absehbarer Zeit nicht kommen. Strichweise ist auch, trotz vieler abgeschlossener Verträge, der Besitz des Landes noch strittig.

England war dem Emir Hussein für seine Hilfe und Unterstützung während des Krieges gegen die Türkei zu Dank verpflichtet und glaubte diesen in „echt englischer Form in der Politik" auf diese Weise am besten abtragen zu können, daß es Emir Hussein aus seiner Vergessenheit aus Riad herausholte und ihn und seine Söhne zu Königen verschiedener arabischer und anderer Gebiete machte.

Hussein selbst wurde zunächst König des Hedschas mit dem Sitze in Mekka; zugleich war er der von England präsentierte Prätendent für das „arabische" Kalifat.

Husseins ältester Sohn Feissal wurde gleich nach dem Kriege König von Syrien mit dem Sitze in Damaskus und der zweite Sohn, Abdallah, wurde zum König über das neugegründete Königreich Irak gesetzt.

Wie schnell sich schon innerhalb eines Jahres die Dinge daselbst änderten, ersieht man daraus, daß König Feissal schon bei Übernahme des französischen Protektorates über Syrien von den Franzosen mit Waffengewalt aus seinem neuen Königreiche vertrieben wurde, und da England in Vorderasien den Franzosen gegenüber nicht stark genug war, so nahm es stillschweigend, aber zähneknirschend diesen französischen Fußtritt hin und eine „Umgruppierung" vor. Es machte Feissal zum König des selbständigen Irak und schuf für den dort überflüssig gewordenen König Abdallah das neue Emirat, das einem Königreiche gleich kam, Transjordanien mit der Hauptstadt Amman im Anschluß an das englische Protektorat in Palästina.

Zum näheren Verständnis der ganzen arabischen Fragen seien nur ein paar Zeilen eingefügt, die aber den Wirrwarr Innenarabiens wenigstens in etwas beleuchten.

Hussein ist einer der Nachkommen des einstmals mächtigsten Emirs des Nedjd Ibn Saud, der in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von dem Emir Ibn Raschid völlig unterworfen wurde und nur als Scheinregent von ihm in der Hauptstadt Riad wieder unter Ibn Raschids Oberhoheit eingesetzt worden war. Ibn Raschid, der arabische Vertrauensregent der Türkei, der zugleich auch Beschützer der Straßen nach Mekka und Medina war, die dauernd durch räuberische Beduinenstämme bedroht waren, hatte dies an sich mit seiner Macht absolut nicht nötig, aber er war nicht nur ein kluger Mann, sondern auch ein weiser Muhammedaner und Araber. Im Lager nördlich Riad sagte er 1891 zu meinem Onkel, Baron Eduard von Nolde, einem der wenigen Europäer, der in das Innere Arabiens vorgedrungen war, auf dessen Frage,

warum er Ibn Saud nach den Niederlagen überhaupt wieder, wenn auch nur in eine kleine Macht eingesetzt habe, bezeichnenderweise: „Nun, sehen Sie, etwas muß man in der Politik doch auch an Gott denken und ihn fürchten; fast anderthalbhundert Jahre sind die Ibn Sauds wahre Sultane von Arabien gewesen, und noch mein eigener Vater Abdallah war ihr Vasall; ich wollte daher diese Familie nicht ganz zu flüchtigen und heimatlosen Bettlern machen, und Unglück haben sie auch so schon genug gehabt."

Heute sind die Würfel anders gefallen, denn Ibn Raschids Nachfolger, einen Sohn hat er nicht gehabt, sind nun wieder durch Ibn Sauds Nachfahren mit Hilfe der Engländer aus ihrer Macht- in Vasallenstellung zurückgeworfen worden, und alle diese von England künstlich geschaffenen Zustände sind wiederum einfach von den Wahabiten hinweggefegt worden; England mußte wohl oder übel gute Miene zum bösen Spiel machen und „seine" Könige, wenigstens in diesem Teile Arabiens, fallen lassen. Es hat dies auch skrupellos getan. —

In Paris, London, Konstantinopel — accorde tripartide — herzlichstes und innigstes Einvernehmen zwischen England und Frankreich, aber an anderen Stellen erhalten „ihre Freunde" doch gewaltige Püffe, wie Feissal in Syrien und England bleibt sie nicht schuldig, denn es hat sich für den unglaublichen Empfang seines Lord Balfour, auf den noch zurückgekommen werden muß, wie für den zuvor schon erwähnten Hinauswurf Feissals aus Syrien an den Franzosen zu rächen verstanden, und deshalb dürfte der Drusenkampf auch nicht lediglich als ein Ausfluß der Unzufriedenheit der Drusen und Araber, sowie der syrischen Bevölkerung allein anzusehen sein, sondern England und die Türkei gehen hier Hand in Hand, um die Franzosen aus Vorderasien zu verdrängen.

Daß diese eingesetzten und zum Teil ausgewechselten und schließlich sogar gänzlich vertriebenen arabischen Könige nur Marionetten waren, ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, aber der größte Nachteil derartiger Scheinregenten bleibt die Wirkung solcher Politik auf die Eingeborenen selbst und des Ansehens gegenüber den Europäern, das dadurch weiter ganz erheblich vermindert worden ist.

Im Weltkriege trat zu Beginn des Eintretens der Türkei in den Krieg England sofort 1915 den Vormarsch auf Bagdad an. Es baute auf der Trace der Bagdadbahn westlich des Euphrat eine Schmalspurtransportbahn, so daß dieser geplante Teil der Bahn bis heute nicht als Vollbahn ausgebaut worden ist und wohl weniger aus Zeit- oder anderen Gründen nur diese geringe Spurweite erhalten hat, als eben aus der Angst Englands heraus, bis dicht an den Persischen Golf und somit bis vor die Tore Indiens heran solch einen großen Landerschließungsweg zu erhalten oder gar dulden zu müssen. Am 11. März 1917 besetzten die Engländer Bagdad.

Zu Ostern 1921 begannen die Türken den Angriff auf die Besatzungen der drei Mächte, Englands, Italiens und Frankreichs, und hatten in knapp einem halben Jahre die englischen, italienischen und französischen Truppen aus Anatolien und den östlich daran anschließenden Ländern hinausgeworfen. Die Engländer räumten alle besetzten Gebiete einschließlich Konstantinopel, die sie in Kleinasien in Händen hatten und zogen ab; die Italiener sammelten sehr schnell ihre Truppen in dem südkleinasiatischen Hafen Adalia und zogen sich auf die südwestlich Kleinasiens vorgelagerten zwölf Inseln im Ägäischen Meere zurück. Diese zwölf Inseln haben die Italiener 1912 bei Beginn des Tripolitanischen Feldzuges besetzt und trotz wiederholter Zusicherung, sie den Türken zurückzugeben, in ihrem Besitz behalten und bauen sie dauernd mit stützpunktmäßigen Befestigungen aus. — Mussolinis neueste Politik geht dahin, auch auf diesen Inseln mit rein griechischer Bevölkerung genau so kulturfeindlich gegen diese Bewohner vorzugehen, wie in Südtirol. Hier steht Italien bereit, um von dort aus bei gegebener Zeit wieder in Kleinasien einfallen zu können.

Auch die Franzosen mußten nach etwas stärkerer Gegenwehr ihre ganzen Positionen auf der Kleinasiatischen Halbinsel und die Landstrecken an der Bagdadbahn bis in die Gegend von Topra Kalé in Cilicien räumen. Besonders schmerzlich für sie war der Verlust von Adana mit



dessen Hafen Mersina; mit zähem Kampfwillen aber entrissen die Türken ihnen auch diese Landstriche, während Aleppo und Alexandretta mit dem mit 90 Prozent von Türken bewohnten Hinterlande den Franzosen in dem Angoravertrage vom 20. Oktober 1921 verblieben sind, den sie durch Franklin-Bouillon mit Kemal Pascha als Abschluß dieses Kampfes abgeschlossen haben. In diesem Grenzlande entstanden nun dauernd Zwistigkeiten, die aller Voraussicht nach durch die eingeleiteten Verhandlungen des neuen französischen Oberkommissars in Syrien, de Jouvenel, mit Kemal Pascha in Angora demnächst beseitigt werden, da durchgesickert ist, daß in dem vorläufig neu paraphierten Vertrage einmal dies Grenzland mit einer Bevölkerung von 300000 Türken eine Autonomie erhalten wird und daß zum anderen, um das hier gleich zu sagen, die Bagdadbahn außerhalb der Türkei völlig neutralisiert worden ist. Diese ganzen Abmachungen sind die allmählich sich auswirkenden Folgen der türkischen Siege von 1921 über die Franzosen und den damaligen türkischen Forderungen im Angoravertrage. Sie regeln nun alle bisher nicht erledigten örtlichen Zwischenfälle, so daß immerhin von einer gewissen Ruhe in den türkisch-syrischen Grenzgebieten gesprochen werden kann.

Immerhin verlegten nach den Erfahrungen von 1921 die Franzosen schon damals die Zentralverwaltung der Bagdadbahn in Vereinigung mit den syrischen Bahnen mehr in das Zentrum ihrer Einflußsphäre nach Damaskus.

Aleppo wurde dadurch zum zweiten Male in eine Art Hintertreffen als Handelsstadt verwiesen, denn ehe der Suezkanal seiner Bestimmung übergeben wurde, war Aleppo der wichtigste Ausgangspunkt aller nach Vorderasien, Persien, Mittel- und Ostasien führenden Karawanenstraßen. Alexandretta und Mersina mit Durchgang durch Adana waren die Häfen für diese damals große Handels- und Karawanenstadt. Nach der Suezkanaleröffnung 1869 verfiel Aleppo mit seinen Häfen in eine Art Dornröschenschlaf, aus dem sie dann das deutsche Unternehmen des Baues der Bagdadbahn wieder erweckten. Bei Beginn des Freiheitskampfes der Türken zu Ostern 1921 griffen die Türken die französische Besatzung von Djérablissé am Euphrat sofort an, zerstörten die hier errichtete große Eisenbahnbrücke und setzten damit sofort den Teil Djérablissé—Nissibin der Bahn außer Betrieb. Diese Zerstörung war ein strategisches Meisterwerk erster Ordnung, denn nun wurden auch die beiden Akkorditen, England und Frankreich, auf ihren Kriegsschauplätzen getrennt.

Bis heute ist die Brücke nicht wieder hergestellt worden. Aus welchen Gründen dies nicht geschieht oder geschehen kann oder soll, ist nur zu vermuten und dürfte sicherlich mit der innerlichen Überzeugung der Unsicherheit des Besitzes dieses Mandatsgebietes und der Rivalität Englands gegenüber zusammenhängen. England wird nie dulden, daß ein anderer Staat eine England nachteilige Politik, besonders in dem Mossulgebiet oder angrenzenden Ländern, treibt, solange es noch die Macht besitzt, dem entgegentreten zu können. Das sah man ja schon nach dem von England gegen die Türkei inszenierten Kurdenaufstand, den die Türken wider Englands Erwarten durch rücksichtslosestes Vorgehen niederschlugen und durch die Hinrichtung der kurdischen Führer und damit ein für allemal der Welt bewiesen, daß mit ihnen nicht mehr nach alten vergangenen Mustern zu spielen oder zu spassen sei.

Die Türkei ging unter der Angoraregierung auch bei anderer Gelegenheit rücksichtslos gegen England vor, als dies gegen die Interessen und den Willen der Türken 1921 den dritten und jüngsten Sohn des König Hussein des Hedschas, Said, als Emir eines neu zu errichtenden Königreiches Kurdistan mit der Hauptstadt Diarbekre ins Leben rufen wollte. Sie erzwangen das Aufgeben des englischen Planes.

Mit großer Energie geht die Türkei an den Ausbau ihres Bahnnetzes zur Erschließung des Landes, meist im Anschluß an die Bagdadbahn. Die Strecke Eskischehir bis Angora ist fertig. Von Angora aus nach Kaisseri befindet sich die Strecke im Bau, von der bereits angoraostwärts 220 Kilometer fertiggestellt sind. Diese Strecke soll dann von Kaisseri bis nach dem nördlich gelegenen Siwas und von da bis Samssoun am Schwarzen Meere durchgeführt werden. Der

Bau hat an beiden Enden begonnen und so ist von Samsoun aus die Strecke auf 60 Kilometer betriebsfähig fertig. Von Kaisseri aus soll sodann eine Linie bis zur Bagdadbahn östlich Eregli gebaut werden und die von den Russen übernommene Kleinbahn Siwas—Erzerum—Kars wird ebenfalls zur Vollbahn ausgebaut.

Die türkischen Hauptflottenstützpunkte, an die die Gegner nicht so leicht herankommen können, sind Ismit und Panderma im Marmarameer, sowie Smyrna, das am Ende des gleichnamigen 52 Kilometer langen und sehr geschützten Meerbusen liegt.

Frankreich ist Mandatar von Syrien, das es schon immer als eine Art Domäne von sich angesehen und die Behauptung aufgestellt hatte, es sei der „erwünschte" und „berufene" Beschützer der Orientchristen und insonderheit der in Syrien und im Libanongebiet ansässigen Katholiken. Das ist natürlich eine jener französischen Anmaßungslügen, bei denen der Wunsch der Vater des Gedankens ist. Syrien ist ja durch seine Geschichte der Sammelplatz so ziemlich aller Bekenntnisse des Christentums und der muhammedanischen Welt und Beyruth ist als stark internationaler Hafen und als Hauptstadt Syriens dessen Zentralpunkt, dieses ganz im besonderen geworden, namentlich nach den Drusenaufständen in den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts und nach 1905, als sich die aus Frankreich durch das Gesetz der Trennung von Staat und Kirche zahlreich ausgewiesenen und ausgewanderten Orden nach Syrien wandten und daselbst niedergelassen haben. Eben dadurch glaubten die Franzosen ein ganz besonderes Anrecht auf Syrien beanspruchen zu können und erwarben nach Kriegsende 1919 das Mandat über dies unglückliche Land, das schon zu den kaiserlich türkischen Zeiten, aus Rücksicht eben wegen der Mischzustände seiner Bevölkerung einen christlichen Pascha als Wali für das Wilajet Syrien hatte und deshalb individueller verwaltet wurde, als die anderen Provinzen des türkischen Reiches!

Die den ganzen Winter hindurch nicht nachgelassenen Kämpfe in Syrien sind einfach die Folge der Mandatsmißwirtschaft und der Wut der einheimischen, orientalischen Bevölkerung wegen des unerhörten Bombardements von Damaskus. Die Franzosen haben inzwischen ihre syrische Armee auf 30 000 Mann erhöht und erhofften dadurch eine kommende Sicherheit ihres Mandatbesitzes. Das Bombardement von Damaskus hatte sodann neben anderen zur Folge, daß der bisherige Oberkommissar und Oberbefehlshaber, General Sarrail, dem Zivilobergouverneur de Jouvenel hat weichen müssen, der in Verhandlungen mit den eingeborenen Machthabern getreten ist, die aber Forderungen gestellt haben, die einer Unterwerfung der Franzosen nicht ganz unähnlich sehen.

Der ganze Kampf in Syrien steht in engster Beziehung zu dem „Erwachen der Mohammedaner" durch den Ententeruf des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker", und daß Ruhe einzutreten scheint, ist eine gemachte Illusion, denn schon beginnen die Aufstände sich in und um Aleppo und Alexandretta hinüberzufressen.

Ungeschickter, um politisch klar und deutlich zu reden, konnten die Franzosen in ihrer Verwaltung und Beherrschung Syriens gar nicht vorgehen, als sie es zu ihrem Schaden und dem Ansehen des Europäertums getan haben.

Wenn die Weltkriegsieger in ihrer Überhebung nicht gänzlich mit Blindheit geschlagen wären, so hätten sie in dem Verhalten der Bevölkerung gelegentlich der Reise Lord Balfours, sowohl bei der Einweihung der jüdischen Universität in Jerusalem, einem Kotau vor dem Zionismus, wie auch in Damaskus bereits das heraufziehende Gewitter erkennen müssen. Aber sie sind taub und blind, weil sie in Mitteleuropa zurzeit rücksichtslos vorgehen können und glauben, sich das nun erst recht im Orient leisten zu dürfen.

Die Türken gehen in Vorderasien mit systematischer Rücksichtslosigkeit gegen jeden, der sich ihren Zielen entgegenstellt, vor. Durch nichts lassen sie sich von den einmal vorgesteckten Zielen abbringen. Wir brauchen nur an den Vertrag von Lausanne zu denken, von wo ihre Vertreter fünfmal abgefahren sind und immer wieder kamen, bis sie das erreicht hatten, was ihnen als

notwendig für den Aufbau einer neuen Türkei erschien. Das ist orientalische Zähigkeit, die schließlich der Urgrund war, den doch eigentlich immer als totgesagten Mann am Bosporus weiter am Leben erhalten zu haben, und daß er heute in Vorderasien bereits wieder ein sehr gewichtiges Wort mitzusprechen hat, das sehen wir am besten in dem zähen und stummen Ringen um Mossul und die türkisch-syrische Grenze.

Die neue türkische Grenze nach Mossul ist knapp 200 Kilometer von Mossul in nördlicher Richtung entfernt. Südlich Mossul bis Shergat geht nur die Bahn von Bagdad, das 230 Kilometer von Mossul entfernt liegt. Weiter bis Mossul und nach Mesopotanien hinein haben die Engländer aus rein strategisch-politischen Gründen die Bagdadbahn nicht mehr ausgebaut, die in diesem eben erwähnten Teile eine Vollspurbahn ist, von der die 119 Kilometer lange Strecke bis Samara am Tigris bis 1915 von uns Deutschen und auf besonderes Betreiben des hier im Kriege kommandierenden Generalfeldmarschalls Freiherr von der Goltz-Pascha ausgebaut worden ist. Den Teil Samara-Shergat haben die Engländer dann weiter gebaut. Der stille und zähe Kampf der Türken um das Mossulgebiet wird aber von seiten der Türken anhalten, bis sie auch hier ihr Ziel erreicht haben. Die Türken werden sich auch beim Völkerbunde nicht eher wieder offiziell sehen lassen, als bis die Mossulfrage in ihrem Sinne gelöst, d. h. also das Mossulgebiet der Türkei zugesprochen worden ist. — Vorläufig ist dies nicht der Fall, denn Irak mit Mossul verbleibt zunächst England.

Rein äußerlich betrachtet, strebt England nach den Erdölquellen im Mossuler Gebiet, die nach neueren Angaben aber längst nicht die erhoffte und erwartete Ergiebigkeit in sich bergen sollen, wie es bisher immer dargestellt worden ist. Sicher steht hinter dem Erwerb dieses Landstriches für England die Geschäftsfrage, aber höher ist in diesem Falle wohl die politische Sicherheitsfrage, denn es muß immer wieder auf das Abschließungssystem Indiens durch England hingewiesen werden. Ein Blick auf die Karte bestätigt dies im vollen Umfange!

Mossul greift nun als Teil Mesopotamiens und den Ausläufern des Irak in die große arabische Frage ein, die, wie schon zuvor erwähnt, durch Einsetzen von drei Königen in den von England nominell geschaffenen Königreichen gelöst werden sollte.

Ganz Arabien, einschließlich der Syrischen Wüste und der Halbinsel Sinai, schätzt man auf 3 000 000 Quadratkilometer, die Bevölkerungszahl auf mindestens $3^{1}/_{4}$ Millionen Einwohner. Die drei arabischen Königreiche sind: Im Norden an die innerarabisch anschließenden Wüsten das Irak, das von Syrien bis an die persische Grenze reicht. Im Süden keine eigentliche Grenze aufzuweisen hat, und in Innerarabien verläuft und im Norden etwa mit dem Mossulbezirk abschließt; das etwa in der Höhe von Nissibin am Tigris beginnt und sich westöstlich ziehend bis an das Kurdische Hochgebirge heranläuft, im Osten der persischen Grenze folgt, um östlich Koweit am Persischen Golfe zu endigen.

Das eigentliche Irak ist zwar englisches Mandatsland, aber ein selbständiges arabisches Königreich unter englischem Protektorat. Die Mossulfrage hat insofern einen vorläufigen Abschluß nach Ansicht der Ententeländer gefunden, als der Völkerbund nach den Berichten des Haager Schiedsgerichts das Mossulgebiet dem Irak zugesprochen hat. Die Abhängigkeit dieses Königreiches von England ist aber einem englischen Kolonialbesitz fast gleichbedeutend. Das Jahr 1926 wird die Mossulfrage wohl zu irgend einer, aber nicht zu einer endgültigen Regelung führen, da die Türkei nie aufhören wird, ihre berechtigten Ansprüche auf Mossul aufzugeben. Siehe seine vorher gekennzeichnete Stellung zum Völkerbunde.

Die Mossulfrage ist also in jeder Beziehung praktisch noch in der Schwebe, aber die Türken haben von ihren Feinden und Gegnern gelernt, ausländische Propaganda für ihre Ideen und Forderungen zu machen, indem sie an der Hand vón Verträgen nachweisen, daß einmal die Zahl der in den drei Bezirken Sulezmannié, Kekuk und Mossul wohnenden Türken 146 960 beträgt, zum anderen aber auch geopolitisch dies Land zur Türkei gehört.

Das Ganze aber gehört als Teilfrage unter die Stellung Englands zu Arabien.

Die beiden anderen arabischen Königreiche sind im ersten Anlauf dem Sturme der Wahabiten zum Opfer gefallen und wenn auch England seine Positionen im Hedschas und Palästina mit Transjordanien noch nicht aufgegeben hat, so ist doch die Politik nach dem Kriege mit den willenlosen, ganz in Englands Hand befindlichen beiden südlichen arabischen Königreichen fast vollkommen zusammengebrochen, zumal England wegen des syrischen Aufstandes nicht nur auf der Hut sein muß, sondern sich auch gewisser Sorgen nicht entschlagen darf, wie die Kalifatfrage gelöst werden wird, denn einen Marionettenkalif lassen sich weder die Türken, noch Araber, noch die Senussi in Innerafrika, wie die indischen Moslems nicht mehr gefallen.

Ob noch in den nächsten Monaten die Frage des Kalifats wird gelöst werden können, ist insofern noch nicht zu entscheiden, als die verschiedenen mohammedanischen Länder zurzeit mit dem Wahabiten-Emir Ibn Saud wegen der Sicherheit der Pilgerstraßen und der Besucher der heiligen Stätten, Mekka und Medina, verhandeln. Die Wahabiten verwerfen bekanntlich jeglichen Personenkult und sind die Puritaner der Moslims. Es hat aber nach den neuesten Nachrichten den Anschein, als ob Ibn Saud als König von Arabien, nicht nur dem Hedschas, keine Schwierigkeiten wegen des Besuches der heiligen Städte macht, sondern den Kongreß zur Lösung der Kalifatfrage nunmehr nach Mekka verlegt wissen will. Einen Entscheid hat die mohammedanische Welt in dieser Beziehung noch nicht getroffen. Es besteht die Aussicht einer völligen Einigung in dieser Frage für alle beteiligten Anhänger der sieben bisher aufgestellten Kandidaten. Der in Aussicht genommene Kalifatkongreß in Baku ist als erledigt zu betrachten und hierbei ist der Vollständigkeit halber von dem Kongreß der Türkenvölker im Februar 1926 in Baku zu berichten, daß die Türken sich an solchen Fragen und Kongressen nur beteiligen, wenn die Zusammenkünfte innerhalb der Türkei stattfinden. So lehnen sie auch alle Beschlüsse, die im Februar 1926 dieserhalb in Baku — das in Sowjetrußland liegt — gefaßt wurden, energisch und grundsätzlich ab.

Immerhin ist das vorderasiatische Problem ins Rollen gekommen und wir sehen, daß heute (1926) die Landkarte vom Bosporus bis zum Persischen Golf schon seit 1919 erheblich zum Nachteil der Siegermächte verändert worden ist, und dabei befinden sich die ganzen Entwicklungen doch erst in ihren Anfangsstadien. **Wilhelm v. Trotha, Halensee**

Die vierte und härteste Prüfung

In seinen Monatsheften, den viel zu wenig bekannten „Naumburger Briefen", versucht Dr. Schiele, der volkswirtschaftliche Vorkämpfer und Bauernfreund, der als Arzt das Problem auch von der wichtigen biologischen Seite anfaßt, Verlauf und Ausgang der bisherigen deutschen Wirtschaftskrisen jeweils rechtzeitig zu analysieren. Er ist wohl auch der Verfasser einer sehr beachtlichen Schrift: Wann und wie endet die große Wirtschaftskrise? Walter Haedecke, Verlag (Stuttgart 1926).

Danach wird die deutsche Erzeugerkrise zwangsläufig und in nicht zu ferner Zeit enden. Schon zweifeln die amerikanischen Geldgeber, ob ihre der deutschen Wirtschaft geliehenen Privatkredite auch völlig sichergestellt sind. Das heißt: ob die hohen Zinsen und die Tilgungsraten denn auch geleistet werden können. Die Stimmen in den beteiligten amerikanischen Kreisen mehren sich, die Priorität der Privatdarlehen vor den Dawes-Zahlungen verlangen.

Es dämmert also in den Köpfen, daß diese Dollar-Anlagen mit den verlockenden Zinsen vielleicht doch eine Unvorsichtigkeit sind? Und daß der Schuldner Deutschland einmal zahlungsunfähig werden könnte . . .

Was wird die Folge sein? Die amerikanischen Kredite lassen nach (sie tun es schon jetzt). Das bedeutet aber auch ein Versiegen der ausländischen Einfuhr, und zwar in ihren Hauptbestandteilen: Textilien und Nahrungsmitteln; wohlgemerkt Fertigwaren.

Die Kredite sind, gleichgültig, ob in bar und an welche Stellen ausgezahlt, schließlich eben zur Abnahme von Waren aus dem Geber-Land bestimmt. Denn die in deutsche Mark eingewechselten Dollars gehen über deutsche Importeure nach dem Ursprungsland zurück, das dafür von seinem Erzeuger-Überschuß abgibt. So strömt dann nach Deutschland all das im Grunde überflüssige Zeug — wie Südwein, Südfrüchte, Frühgemüse, Schmalz, Speck, Gefrierfleisch, und vor allem Weizen — herein, das zur Ernährung in *diesem* Maße nicht benötigt wird und das Volk zu einer Lebensweise verlockt, die in der guten Vorkriegszeit schon bedenklich gewesen wäre, jetzt aber sträflich leichtsinnig, Pump-Draufloswirtschaft genannt werden muß.

Ganz gut könnte die deutsche Durchschnitts-Haushaltung mit den *einheimischen Nahrungsmitteln auskommen*: das derbe deutsche Roggenbrot bekäme den Zähnen und dem Körper besser als das feine Weißbrot aus kanadischem Weizen. Die deutsche Vollmilch genügt nicht und verdirbt oder muß den Schweinen vorgeschüttet werden. Aber für teure Kondensmilch, als Sahne verbraucht, ist zweihundertmal soviel Geld da als vor dem Kriege; die Statistik *dieser* Einfuhr beweist es! Es ist ja für den faulen und gedankenlosen Städter so bequem, zum nächsten Laden zu laufen und die angebrochene Büchse nach und nach verbrauchen zu können. Wenn die Anlieferungsart der einheimischen Vollmilch verbessert würde, etwa nach dänischem bewährtem Muster durch Vereisung, dann käme der städtische Verbraucher billiger und ebenso bequem zu frischer, haltbarer Milch in *Urform*. Und der deutsche Bauer würde seine Milch wieder los

Die hier geschilderte Entwicklung ist schon jetzt im Gang. Die deutsche Nahrungsmittel-Zufuhr sinkt von Monat zu Monat, weil der fremde Geldzustrom nachläßt und die deutsche Geldsubstanz nicht aus sich heraus *diese* Importe zu erhöhen vermag, sondern dauernd zuschußbedürftig bleibt.

Ganz allmählich geht also die deutsche Erzeugerkrise zu Ende. *Dann hebt die deutsche Verbraucherkrise an.* Und damit tritt für den Mehrteil des Volks, eben den Verzehrer, scheinbar der Höhepunkt, in Wirklichkeit eine Kehrtwendung und ein Übergang ein: der Leerlauf, der notwendig ist, weil er zur Gesundung führt. Das wirtschaftliche Gleichgewicht setzt sich eben durch auf seine organische Weise.

Es wird also ein groß Geschrei oben und unten, ein Katzenjammer anheben, wie allweil, wenn ein leichtsinniger Borger vor dem großen Fiasko sitzt. Man wird der deutschen Landwirtschaft wieder einmal die Schuld am Ach und Weh zumessen (dabei strotzen die Läden von Nahrungsmitteln, nur kaufen kann man sie nicht). Man wird von einer Konjunktur der Landwirtschaft faseln und nach der Zwangswirtschaft schreien, um sich vollends ins eigene Leder zu schneiden.

Die Erzeugerkrise also ist aus, die Landwirtschaft findet den Binnenmarkt endlich offen. Aber was für einen ausgepowerten und anspruchsvollen Käufermarkt! Diese Wendung, so nötig sie an sich ist, kommt für die Landwirtschaft so spät, daß sie keine Freude und keinen Gewinn am schmalen Umsatz hat. Denn nun beginnt für sie die Konjunktur der Arbeit: der Höchstintensivierung, um das Volk möglichst aus einheimischer Erzeugung versorgen zu können.

Das hohen Orts so beliebte Schlagwort des Wirtschaftsjahres 1926: ankurbeln! gewinnt nun für die Landwirtschaft, als die primäre Grundform aller Wirtschaft und alles Staats-Aufbaues, den tieferen Sinn. Von der *Landwirtschaft*, dieser von einer bequemen, aber bedenklichen und bauernfremden Regierungsart durch Auslandsüberflutung und durch die brutale „Kreditrestriktionspolitik" der Reichsbank ausgepumpten Landwirtschaft, kommt die Rettung — oder sie kommt überhaupt nicht. Um die gewaltig erhöhten Aufgaben tragen zu können, wird sie — die geldleere, dauernd hochbesteuerte — erhöhte Preise nehmen *müssen*. Das ist ebenfalls wirtschaftliche *Notwendigkeit*, und der deutsche Verbraucher wird sich damit abzufinden, also sich einzuschränken oder mehr zu zahlen haben.

Dafür hat auch die Landwirtschaft bei dem Mehrbedarf an Arbeitern erhöhte Löhne zu zahlen und Unterkünfte zu schaffen. Jetzt endlich läßt die Erwerbslosenkrise nach, die Industrie

wird entlastet; der so dringend nötige Ausgleich zwischen übervölkerter, arbeitsknapper Stadt und arbeitshungrigem Land vollzieht sich (wobei die Landwirtschaft bei Arbeiter-Angebot endlich die geeignete Auswahl unter arbeitserfahrenen und moralisch brauchbaren Kräften treffen kann). Nun wird der Produktionsgang organisch. Die Landwirtschaft erteilt Aufträge. Sie ist die beste Kundin von Industrie, Handel, Gewerbe. Die uralte Weisheit, so oft erkannt (und doch nicht befolgt!), macht sich „plötzlich" wieder geltend: der einheimische Markt ist das beste Absatzgebiet. Hat der Bauer Geld, hat's die halbe Welt.

Dieser vierten deutschen Notzeit gegenüber hat diesmal der deutsche Verbraucher (der Einzelne oder das Kollektivum „Familie") besonders schweren Stand, weil diese — hoffentlich letzte — Krise scheinbar ausgerechnet ihn so hart trifft. Das Wort des Teufels Clémenceau: „Zwanzig Millionen Deutsche zuviel!" scheint plötzlich grausame Wirklichkeit werden zu wollen.

Aber das ist ein Trugschluß. Es sind nicht zwanzig Millionen Deutsche zuviel im Reich, sondern zwei Millionen Schweine zuviel. Denn: diese Borstenträger fressen aus einheimischer Erzeugung so viel Kartoffeln und Kleie weg, wie für fünf (Schiele meint sogar für sieben) Millionen Menschenmäuler genügen. Dafür muß dann entsprechend „besseres" aus dem Ausland eingeführt werden. Mit dem Augenblick, wo der deutsche Verbraucher sich den jetzt vorherrschenden Genuß des teuersten Fleisches — Produkte des Schweines als Wurst, Speck mit entsprechend oftmaliger Umsatzsteuer zu Lasten des Verbrauchers bis zur Fertigstellung der Verkaufsware — versagt und überhaupt den gichtschaffenden Fleischverbrauch einschränkt, ist die Hauptkrise schon überwunden. Es ist irrig, anzunehmen, damit erwüchse der Landwirtschaft ein Schaden. Dem Bauern ist weniger an der umständlichen und nicht risikolosen Schweinezucht gelegen als an der Züchtung von Milchvieh. Dieses vereinigt alle Bestandteile zur Intensivierung der deutschen Ackerwirtschaft wie der Versorgung des Volkes in sich. In der guten Milchkuh liegt die Urzelle organischen Produktionsganges: Mehr Futter — mehr Milch — mehr Dung — bessere Wiese — mehr Viehhaltung usw. Der Ring dreht sich spiralisch aufwärts. Die Wirtschaft läuft. Also: verringerter Fleischverbrauch, halb soviel Speck und Schmalz aus dem Ausland möglichst keine Kondensmilch, starke Einschränkung der Weizen-Einfuhr — starker Roggenverbrauch und gewaltiger Aufschwung des einheimischen Vollmilch-Verbrauchs, aus der die Hausfrau selber das Fett (Butter) gewinnen kann. An Nahrungsmittel-Importen dafür 5 Millionen Tonnen Futtermittel mehr, und wir haben gewonnen.

Das Krisen- und Gefahrenproblem ist ein Problem der deutschen Hausfrau. Ihrem guten Willen, ihrer Vernunft und ihren Nerven ist diesmal die Abwehr in der Offensivschlacht der deutschen Not zugedacht. Darum kann die deutsche Frau nicht rechtzeitig und ausgiebig genug aufgeklärt werden. Der Gedanke, diese treue und verläßliche Stütze des Staates hier am Schicksalsruder des deutschen Lebensschiffes zu sehen, gibt einige Gewähr für Überwindung der kommenden Übergangszeit. Neben ihr liegt die deutsche Zukunft in den Händen des deutschfühlenden Teils der Arbeiterschaft, die sich von der kommenden Krise nicht bange machen und verhetzen läßt.

Hans Schönfeld

Offene Halle

Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausch dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers

Die Theosophische Gesellschaft und der kommende Weltlehrer

Die heutige exakte Wissenschaft lehrt, daß die stofflichen Erscheinungen nicht die Wirklichkeiten sind, für die sie bis vor kurzem gehalten wurden. Hinter dem sinnlich Wahrnehmbaren verbirgt sich eine mannigfaltige Welt feiner Schwingungsarten, die ebenso wirklich ist wie die den Raum durcheilenden Ätherschwingungen einer Funksendestelle. Durch den Rundfunk lernen wir ein klein wenig mehr Wirklichkeit begreifen als ohne ihn. Unser jetziges Wissen von den Ätherwellen läßt uns kosmische Schwingungen ahnen, deren Entdeckung uns in naher Zukunft die Natur weiter entschleiern hilft.

Was in theosophischen Büchern seit nunmehr 50 Jahren von der verborgenen Seite der Natur im Kosmos und im Menschen verkündet wurde, hat in den letzten Jahren durch Vertreter der Wissenschaft in erheblichem Umfange Bestätigung gefunden. Professor Hans Driesch in Leipzig spricht in seiner „Geschichte des Vitalismus" von der „Autonomie" des Lebendigen. Ferner: „Die Paraphysik ist unsere Hoffnung in Sachen der Biologie, ebenso wie die Parapsychik unsere Hoffnung in Sachen der Psychologie ist. Beide aber sind unsere Hoffnung in Sachen einer wohlfundierten Metaphysik und ‚Weltanschauung'."

Der neuesten Nummer der von Dr. med. Rudolf Tischner, München, herausgegebenen Zeitschrift „Der Okkultismus" (Verlag: G. Wittler, Bielefeld) entnehme ich folgenden Ausspruch von Professor Dr. J. M. Verweyen, Bonn: „Unkritische Ungläubigkeit, gründend in Starrsinn und geistiger Arterienverkalkung, widerstrebt dem Fortschritt des Erkennens ebensosehr wie unkritische Leichtgläubigkeit."

Professor Österreich an der Universität Tübingen sagt in seinem Buch „Der Okkultismus im modernen Weltbild": „Wir haben es auf dem Gebiete der Parapsychologie schon jetzt mit Entdeckungen zu tun, die an Bedeutung den Entdeckungen unserer Tage in den Naturwissenschaften ebenbürtig sind." — „Schon jetzt" bezieht sich auf das Anfangsstadium der werdenden Wissenschaft.

Diese wenigen herangezogenen Aussprüche namhafter Gelehrter der Jetztzeit lassen erkennen, daß es ein Neuland des Wissens zu erschließen gilt, das auch auf wissenschaftlichem Gebiete einer Weltenwende gleicht.

Den noch unerklärten Naturgesetzen und den im Menschen schlummernden seelischen Kräften nachzuforschen, ferner um zur Vergleichung der verschiedenen Religionen und Philosophien anzuregen, war seit Bestehen der Theosophischen Gesellschaft ein Teil ihrer Aufgaben; aber dies sind alles nur Wege zu dem einen Ziel: der Menschheit zur spirituellen Förderung zu dienen und die Wahrheit von der geistigen Bruderschaft aller Erdbewohner aus der Einheitserkenntnis heraus zu beleben, daß eine geistige Ursache allem Lebenden zugrunde liegt.

Die Theosophie erhebt keinen Anspruch darauf, eine neue Religion zu sein, sondern sie vereint die Weisheit aller großen Religionen zu einer alles umfassenden Erkenntnis der Einheit des göttlichen Selbstes in allen Geschöpfen. In dieser Selbsterkenntnis Gottes im Menschen ist die Brudererkenntnis aller Mitmenschen und die Bruderschaft aller Religionen begründet. Um diese Wahrheit zur Wirklichkeit in der Zukunft werden zu lassen, wurde die Theosophische Gesellschaft von Meistern der Weisheit als vorbereitendes Instrument für den kommenden Weltlehrer begründet, belebt und erhalten.

Die Göttliche Weisheit („Theosophia“, wie sie der Apostel Paulus nennt) ist die Wurzel aller großen Religionen. Jede Religion betont eine besondere Seite der Göttlichen Weisheit in ihrer Wahrheitslehre, die für die Entwicklung der Menschheit während des Zeitalters, das sie einleitet, nötig ist. Sie formt die Zivilisation jenes Zeitalters und bereichert dadurch die religiöse, moralische und kulturelle Erbschaft der Menschheit in vielen aufeinander folgenden Lebensperioden der einzelnen Menschen.

Die „Weltreligion“, von der alle Sonderreligionen zugehörige Teile sind, erkärt: Es gibt ein selbstbestehendes Leben, ewig, alles durchdringend, alles unterhaltend, in welchem und durch das alle Dinge, die bestehen, ihr Dasein haben. Für unsere Welt tritt dies Leben in Erscheinung als Das Wort, Der Logos. Unter ihm wird unsere Welt regiert und geleitet durch eine Hierarchie von „älteren Brüdern“, verschieden bezeichnet als Rishis, Weise, Heilige, unter denen die Weltlehrer sind, die für jedes Zeitalter die grundlegenden Wahrheiten der Religion und Moral in einer Form verkünden, wie sie für das Zeitalter geeignet ist. Der kommende Weltlehrer, der „wiederkehrende Christus“, „Lord Maitreya“ (Der Mildvolle), wie ihn die Inder nennen, wird der Religion eine Form verleihen, die geeignet ist für das neue Zeitalter, das mit ihm beginnt — das Zeitalter der Brüderlichkeit.

Um weitere Berührungsmöglichkeiten des Gedankens vom kommenden Weltlehrer mit der Menschheit herzustellen, wurde am 11. Januar 1911 zu Benares der „Orden des Sterns im Osten“ begründet. Protektor des Ordens ist die Präsidentin der Theosophischen Gesellschaft, Frau Dr. Annie Besant, und das Oberhaupt des Ordens ist der etwa dreißig Jahre alte Inder J. Krishnamurti. Als Christus vor 1900 Jahren auf Erden lehrte und wirkte, war die Welt fast unvorbereitet für sein Kommen; nur die Weisen erkannten „Seinen Stern“. Heute ist der „Orden des Sterns im Osten“, ebenso wie die Theosophische Gesellschaft, über alle Länder der Erde verbreitet, und viele Menschenherzen sind für die Wiederkunft Christi — auch in anderen Gemeinschaften — vorbereitet. Je mehr Menschen aber den Herrn der Welt herbeisehnen und durch ihre Gedankenkräfte seinen Weg ebnen helfen, um so besser, länger und häufiger wird der göttliche Lehrer uns mit seiner Weisheit und Liebe helfen können. Niemand denke: „Was kann ich einzelner Mensch denn zu einem solchen gewaltigen Werk beitragen!“ Wer diese Zeilen liest, bedenke: Jedes Atom eines Sprengstoffes hat bei der gewaltigen Kraftentfaltung der Explosion seine Mitwirkung getan.

In der Wirkungszeit des Weltlehrers sollen Fesseln von Vorurteilen, Unduldsamkeit, Lieblosigkeit, Zwietracht und Unwissenheit, die die Herzen der Menschen umklammern, gelöst werden. Das seit Jahrhunderten zur Gewohnheit gewordene, gegen die Menschlichkeit und damit gegen die göttliche Weltordnung verstoßende Denken und Handeln von vielen Millionen Menschen soll gerade gerichtet werden zu der einen Linie, für die Goethe schon die Formel prägte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“ Das Bruder-Evangelium, das Christus bei seinem letzten Wirken auf der Erde verkündete: „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“, soll in dieser Zeit einer vorher nicht geahnten Weltenwende zur Wirklichkeit gemacht werden. Fürwahr, das ist eine Arbeit, zu der auch die scheinbar kleinste Mithilfe willkommen ist.

Vor 1900 Jahren sprach Christus durch den einen Menschen, den wir heute noch als Jesus verehren, zu einem Volke. Diesmal wird der Weltheiland auf dem ganzen Erdball unter allen Völkern sprechen und wirken und mit seiner Weisheit geeignete Persönlichkeiten inspirieren, um brauchbare und gute Werke aufzurichten zum Wohle der ganzen Menschheit.

Aus dieser Darstellung möge der Leser erkennen, daß alle Berichte in der Öffentlichkeit, die von der „Ausrufung Krishnamurtis zum Christus“ sprechen, auf Mißverständnissen beruhen. Ein Erdenmensch kann nicht zum Logos werden, wohl aber als besonderes Werkzeug für den Logos geeignet sein. Wer diese Eignung am besten besitzt, wird sich in der nächsten Zeit herausstellen.

Bis jetzt hat nur eine deutsche Tageszeitung einen längeren klarstellenden Bericht vom kommenden Christus veröffentlicht. Professor Ludwig Jahn schreibt im „Kölner Tageblatt" vom 26. Januar 1926 u. a.: „,Er' soll schon gekommen sein, der neue Weltlehrer, dessen Kommen schon lange vorausgesehen und vorbereitet war. Sein Erscheinen bedeutet aber nicht den Untergang und das Ende der Welt, wie die christliche Kirche es lehrt, sondern nur das Ende eines bestimmten Zeitabschnittes der Entwicklung. Die Theosophische Gesellschaft betrachtet das Auftreten von Weltlehrern als etwas ganz Normales, als Ausfluß eines ganz bestimmten Gesetzes, das sich in der Entwicklung der Menschheit auswirkt, und wonach diese Lehrer in ganz bestimmten Zwischenräumen in Erscheinung treten. Und zwar zu Zeiten gewaltiger Umwälzungen und Reformen mannigfacher Art, wie wir sie heute und vor dem Kriege erleben und erlebten. Auch Tolstoi erwähnt in einer seiner Visionen, daß im dritten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ein großer Weltreformator auftreten würde. Und nun ist sein Kommen beschleunigt worden, heißt es ... Aus dem Zusammenhang herausgerissen, erscheint das Mitgeteilte als übertrieben schwärmerisch, manchem sogar als gottlos. Doch wer sich Mühe gibt, sich in die oben kurz angegebenen Gedanken hineinzufinden, wird das erneute Auftreten eines Weltlehrers nicht mehr so absurd finden. Der Wißbegierige findet eingehende Begründungen hierzu in dem sehr schön geschriebenen Buche ‚Weltenwerden, Weltenwende, Der kommende Christus' (Zwei-Welten-Verlag, Stade in Hann.). Das von der Theosophischen Gesellschaft Verkündete wäre demnach schneller zur Tat geworden, als ursprünglich erwartet wurde. Nun werden wir sehen, was wird."

Dieser letzte Satz von Professor Jahn: „Nun werden wir sehen, was wird" hat einen wundervollen Klang. Sagt er doch, daß ein deutscher Gelehrter, der außerhalb der theosophischen Bewegung steht, aus ihr eine große neue Hoffnung schöpfte. Möchten alle im öffentlichen Leben wirkenden Zeitgenossen diesen neutralen Standpunkt beherzigen und ihre Meinung und Anschauung über den kommenden Weltlehrer für eine kurze Spanne Zeit zurückhalten! Wenn es sich herausstellte, daß es nicht wahr wäre, ist es ja immer noch Zeit, eine „Irrlehre" zurückzuweisen.

Am 28. September 1925 sprach Krishnamurti vor etwa 3000 Mitgliedern der T. G. und des Sternordens, die aus 41 Ländern in Adyar-Madras zum 50jährigen Jubiläum der T. G. versammelt waren, am Schluß seiner Rede folgende Worte:

„Wir alle erwarten Ihn, der die Verkörperung des Adels ist, und er wird bald mit uns sein. Er ist mit uns jetzt. Er kommt, um uns alle zu jener Vollkommenheit zu führen, in der ewige Glückseligkeit ist. Er kommt zu denen, die nicht verstanden haben, die gelitten haben, die unglücklich, unerleuchtet sind. Er kommt zu denen, die bedürftig sind, die wünschen, die sich sehnen — — — —

Ich komme zu denen, die nach Mitgefühl verlangen, die nach Glück verlangen; die sich nach Befreiung sehnen; die sich danach sehnen, das Glück in allen Dingen zu finden; Ich komme, um zu erneuern, nicht um niederzureißen; nicht um zu zerstören, sondern um aufzubauen."

Alle Teilnehmer waren in diesen Augenblicken beglückt und beseligt, und der Sonnenglanz in Indien wurde überstrahlt von einem anderen Glanze, der wohl kaum durch das optische Auge vermittelt wurde.

Einige Tausende wissen, daß ER gekommen ist; an uns wird es jetzt sein, zu erkennen, wo und wann und durch wessen Mund ER jeweilig schöpferisch wirkt.

Als Mitglied der Deutschen Landesgesellschaft der T. G. Adyar-Madras betrachte ich es als meine vornehmste Aufgabe, die Heilsbotschaft der Theosophischen Gesellschaft von dem nahe bevorstehenden Wirken des Weltlehrers meinen deutsch sprechenden Brüdern bekanntzugeben; es liegt an jedem einzelnen von uns, ob das deutsche Wesen zu einem kleinen oder großen Werkzeug des Weltreformators wird.

Georg Korf (Hamburg)

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Der Anteil Elsaß-Lothringens an der deutschen Literatur

Elsaß-Lothringen als Glied des deutschen Reiches ist uns verloren gegangen — Elsaß-Lothringen im Ruhmeskranze der deutschen Literatur ist ein unverlierbares nationales Gut. Das deutsche Geistesleben hat hier unvergängliche Werte geschaffen.

Eines der ältesten Literaturdenkmäler der althochdeutschen Zeit stammt von einem Elsässer. Mit Wehmut muß es uns heute erfüllen, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Otfried von Weißenburg in seinen Evangelien als erster aller deutschen Dichter seinen vaterländischen Gefühlen Ausdruck gibt, und zwar in deutscher Sprache, während bei den meisten deutschen Gelehrten und Dichtern, und besonders im geistlichen Stande, damals noch auf lange hinaus das Latein vorherrschend war. Er legt Zeugnis ab von dem königstreuen Sinn seines Volkes und führt den Gedanken aus: es ist eifrig, Gott zu dienen, und so soll auch in seiner Sprache Gottes Lob ertönen! Und alle, welche wohlgesinnt sind dem Frankenvolke, ruft er auf zur Freude, daß nun Christus deutsch besungen sei.

So ist ein Elsässer als der erste deutsche Vaterlandssänger zu betrachten.

Auch das alte germanische Heldenlied, das im 10. Jahrhundert im Kloster zu St. Gallen zu neuem Leben erweckt wurde, das Waltharilied, wurzelt im Elsaß. Jene Szene, die Jakob Grimm mit zu dem Erhabensten zählt, das unsere alte Poesie aufzuweisen hat, führt uns vor eine Höhle im Wasgenwalde. Dort ruht Walther mit der starken Hand vom Kampfe aus, sein Haupt in den Schoß der Geliebten gebettet, die für ihn Wache hält, durch Gesang den Schlaf aus ihren übermüdeten Augen scheuchend.

Auf Wasgenhöhen sammelte, malte, dichtete und schrieb Herrad von Landsberg, die Äbtissin des Klosters von St. Odilien zur Zeit Barbarossas ihren berühmten Hortus Deliciarum. In der Vorrede sagt sie: „Dieses Werk habe ich unter Gottes Eingebung verfaßt, als kleine Biene den Saft hinzutragend aus den Blumen der Heiligen Schrift und den Werken der Philosophie . . .“ Ihr Werk ist eine Sammlung, von allen Zweigen der menschlichen Wissenschaft gepflückt und mit eigenen Gedichten gemischt. Das Schönste daran aber sind die eigenhändigen Miniaturen, welche einen großen Wert für die Geschichte der Malerei und der Sitten und Trachten jener Zeit haben und ebenso für die Geschichte des christlichen Symbolismus.

Fast gleichzeitig trieb die mittelhochdeutsche Poesie ihre schönsten Blüten, und das Elsaß ist als die deutsche Provence zu betrachten.

„In den Tälern der Provence
Ist der Minnesang entsprossen —
Kind des Frühlings und der Liebe,
Holder, blühender Genossen!“

Reinmar von Hagenau war einer der ersten deutschen Minnesänger, und einer der Größten jenes Zeitalters war Gottfried von Straßburg.

Elsässische Dichter weilten am Hofe Rudolfs von Habsburg, und als die Sonne der mittelhochdeutschen Poesie zur Rüste ging und die Kirche so viel Einfluß auf die Seelen gewann, daß

sogar das deutsche Lied verpönt war und als verboten galt, da war es wiederum im Elsaß, wo eine Erneuerung sich Bahn brach. Der Straßburger Kaufmann Rulmann Mersvin entfaltete um die Mitte des 14. Jahrhunderts, zur Zeit der Gottesfreunde, als Laie in bewußtem Gegensatz zu den Geistlichen eine reiche literarische Tätigkeit, in welcher schon Vorboten der Reformationszeit zu finden sind.

Er war ein Beichtkind des Straßburger Mystikers Johannes Tauler gewesen, dessen deutsche Predigten, von humanem Geiste durchweht, jahrhundertelang Anhänger aller Konfessionen erbauten und aufrichteten.

Anfang des 15. Jahrhunderts wurde Straßburg als Stätte des Meistergesanges bekannt, nach deren Vorbild die anderen Singschulen im Elsaß entstanden, in Colmar, Hagenau und Weißenburg. Der Colmarer Meistersinger Jörg Wickram hat sich auch im Drama betätigt und Fastnachtspiele verfaßt.

Eine bedeutende Förderung erfuhr das Geistesleben im Elsaß dadurch, daß Gutenberg zwanzig Jahre in Straßburg lebte und seine herrliche Erfindung zum größten Teil dort ausarbeitete. Im Jahre 1446 erschien bei Johann Mentel in der Dornengasse die erste vollständige deutsche Bibel, und zur Zeit der Reformation besaß Straßburg zwanzig Druckereien. Damit begann die Epoche, in welcher der Anteil Elsaß-Lothringens an der deutschen Literatur auf der höchsten Stufe stand. Der berühmte elsässische Humanist Jakob Wimpfeling schrieb darüber: „Auf keine Erfindung oder Geistesfrucht können wir Deutschen so stolz sein, als auf die des Buchdrucks, die uns zu neuen geistigen Trägern des Christentums, aller göttlichen und irdischen Wissenschaft und dadurch zu Wohltätern der ganzen Menschheit erhoben hat. Welch ein anderes Leben regt sich jetzt in allen Ständen des Volkes, und wer wollte nicht dankbar der ersten Begründer und Förderer dieser Kunst gedenken!"

Wimpfeling war ein glühender Patriot, der in seiner „Germania", der ersten deutschen Geschichte, sogar nachzuweisen versucht, daß das Elsaß überhaupt nie zu Gallien gehört habe.

Diese Behauptung veranlaßte seinen Landsmann Thomas Murner zu einer Gegenschrift, „Germania nova", welche aber das deutsche Nationalgefühl der Straßburger derart beleidigte, daß ein Sturm der Entrüstung gegen ihn losbrach. Murner, der hauptsächlich Satyriker war, lehnte sich in seinen Predigten an Geiler von Kaysersberg, in seinen Dichtungen an Sebastian Brant an. Beide Leuchten der Wissenschaft in der alten deutschen Reichsstadt Straßburg! Letzterer gewann durch sein „Narrenschiff" einen bedeutenden Einfluß auf die ganze deutsche Literatur des 16. Jahrhunderts. Charakteristisch ist darin, abgesehen von der Satyre, die politische Anschauung des Dichters, welcher in der Universalmonarchie das Ideal erblickte und die Verwirklichung desselben von Kaiser Maximilian erwartete.

Ein anderer elsässischer Dichter jener Zeit, dessen Name leider nicht mehr bekannt ist, ging ganz in der Politik auf. In seinem Werk „Die welsch Gattung", welches im Jahre 1513 zu Straßburg erschien, warnt er in hochentwickeltem deutschen Nationalgefühl vor den Gefahren, welche der deutschen Art von der welschen Art, der „Welsch Gattung", drohten.

Vom Jahre 1576 an gab es in Straßburg ein ständiges, öffentliches Theater, das Akademietheater, welches aus den von Johann Sturm begründeten Lehranstalten hervorgegangen war. So wurde Straßburg die erste klassische Pflegestätte der dramatischen Kunst in Deutschland.

Auch Johann Fischart betrachtet Straßburg, wo sein Vater ansässig war, als seine Heimat, obgleich es nicht erwiesen ist, daß er dort geboren wurde. Der leidenschaftliche Verfechter des Protestantismus, ebenso fruchtbar in religiösen wie humoristischen, satyrischen und politischen Schriften, kommt in dieser Sammelarbeit, welche den literarischen Spuren des Deutschtums in Elsaß-Lothringen nachgeht, hauptsächlich durch die Mannhaftigkeit in Betracht, mit welcher er für die Aufrechterhaltung der germanischen Grundtugenden kämpft, indem er seine Landsleute vor der Nachahmung ihrer welschen Nachbarn und vor feiger Abhängigkeit warnt, indem er sie an ihr „angeerbt teutsch Adlers-Gemüt" erinnert.



Wahrhaft deutsche Gesinnung kommt auch in der im Jahre 1633 in Straßburg begründeten Sprachgesellschaft „die aufrichtige Tannengesellschaft" zum Ausdruck, welche aber nur sehr minderwertige literarische Erzeugnisse hervorgebracht hat, sowie in den „Wunderlichen und Wahrhaftigen Geschichten" des Philander von Sittenwald. Der Verfasser, Johann Moscherosch, welcher in Wilstädt, einem kleinen rechtsrheinischen Städtchen, geboren, in Straßburg erzogen wurde, vereinigt auf der Burg Geroldseck in den Vogesen Ariovist, Armin, Wittekind und andere germanische Helden und läßt sie ihren Unwillen und ihren Kummer über die Verwelschung der Zeit aussprechen: „O alte Mannheit, o alte deutsche Tapferkeit und Redlichkeit, wo bist du hingeflogen?"

Nachdem die Hoheitsrechte der deutschen Kaiser über Lothringen mehr und mehr mißachtet und infolge der verhängnisvollen Hilfeleistung, welche die protestantischen Fürsten von dem französischen König Heinrich II. angenommen, Metz, Toul und Verdun dem deutschen Reiche verloren gegangen waren, streckte Frankreich seine Hand immer begehrlicher auch über das Elsaß aus. Straßburg hielt noch fast ein halbes Jahrhundert nach dem westfälischen Frieden treu und fest zum Reiche, bis es eine Beute Ludwigs XIV. wurde. Die Universität aber blieb auch im 18. Jahrhundert protestantisch, deutsch, wie der junge Goethe sie vorfand. Es ist kein Zufall, sondern bezeichnend für den auch unter französischer Herrschaft echt deutschen Charakter der Stadt, daß unser größter Dichter beim Anblick des herrlichen Münsters, „an alter deutscher Stätte gegründet und in ächter deutscher Zeit so weit gediehen", sich mehr denn je als Deutscher fühlen lernte, und daß die urdeutschen Werke, „Götz von Berlichingen" und „Faust", gerade dort Wurzeln faßten!

„Da ich nun an alter deutscher Stätte dieses Gebäude gegründet und in echter deutscher Zeit so weit gediehen fand, auch der Name des Meisters auf dem bescheidenen Grabstein gleichfalls vaterländischen Ursprungs war, so wagte ich, die bisher verrufene Benennung ‚Gothische Bauart', aufgefordert durch den Wert dieses Kunstwerkes, abzuändern und sie als deutsche Baukunst unserer Nation zu vindizieren; sodann aber verfehlte ich nicht, erst mündlich und hernach in einem kleinen Aufsatz D. M. Erwini aus Steinbach gewidmet, meine patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen."

Der beste Freund des jungen Goethe aus der Straßburger Zeit, sein Tischgenosse Franz Lerse aus Buchsweiler im Unterelsaß, dem er im Götz von Berlichingen ein Denkmal gesetzt hat, wurde später Inspektor an Pfeffels Kriegsschule in Colmar (vgl. Lienhards „Oberlin"!)

Von letzterem, dem deutschen Lafontaine, singt Daniel Hirtz in den elsässischen Neujahrsblättern 1843 in Straßburger Mundart:

„Ja, gueder Pfeffel, frohi Stunde,
Hesch Du mer schun als Bue verschafft,
Un wie e Blitzstrahl het's gezunde
Dyn Dichterfyr voll dytscher Kraft!
Was d' in der Muedersproch hesch g'sunge,
Isch dief in Herz und Seel' gedrunge!"

Erst unter Napoleon I. fingen die Elsässer an, sich als Franzosen fühlen zu lernen. Im Jahre 1816 malt der Straßburger Dichter Hans Arnold in seinem „Pfingstmondag" noch ein Spiegelbild der alten Zeit in der einheimischen Sprache (das Folgende ist hochdeutsch wiedergegeben):

„So herzlich und naiv, die Töchter alter Treu'
Und ungekünstelter und froher Lebensweise,
So sprach man schon am Rhein, als dort mit kühnem Fleiße,
Was durch Begeisterung in ihm ein Gott ersann,
Erwin den Riesenbau des Münsterdoms begann!

Die Sprache war dies einst der ersten Minnesinger,
Es schwur hier früher so der eine Carolinger
Dem andern Treue zu, und längst um Chlodwigs Thron
Ertönt mit edler Kraft die alte Sprache schon!
Noch spricht der Schweizer so, noch lebt in Schwarzwalds Auen
Die gleiche Mundart fort, noch auf des Schwarzwalds Gauen!"

Naturgemäß kam nach und nach ein innerer Zwiespalt in die Seele des elsässischen Volkes, der schon damals die ersten Keime einer Bewegung entstehen ließ, die sich in unsern Tagen mehr und mehr geltend macht: der Drang nach einer Autonomie. Wie mitten aus der Gegenwart erklingt heute die Stimme eines Ehrenfried Stöber:

Mag es über den Rhein und über den Wasgau erklingen:
Elsaß heißt mein Land,
Elsaß, Dir pocht mein Herz!

Die Söhne jenes Rufers im Streite waren aber wieder ganz auf deutscher Seite. August Stöber in Mülhausen widmete sich, von den Brüdern Grimm angeregt, der Erforschung altheimischer Sitte und Sage. Neben ihm und seinem jüngeren Bruder Adolf sind noch Ludwig Schneegans, Heitz, Gustav Mühl, Ringel, Stoffel, Zetter (Friedrich Otte), Karl Hackenschmidt und Karl Kandidus hervorzuheben. Die Alsabilder, die August und Adolf Stöber gemeinsam herausgaben, sind heute mehr denn je ein kostbares Dokument deutscher Gesinnung in dem uns leider zum zweiten Male entrissenen urdeutschen Lande. Das Straßburger Münster war ihnen und ihren Dichtergenossen das Symbol des Deutschtums, gleichviel, ob welsche Fahnen auf seinem ehrwürdigen Turme gehißt wurden!

„Ei, so weht nur, wälsche Fahnen!
Aus der Nacht entsteigt der Tag,
Wo empor der deutsche Adler
Sich erhebt mit mächt'gem Schlag!
Wo er schlägt die starken Klauen
In des Domes Felsenkleid
Und verkündet siegesjubelnd
Deutschlands neue Herrlichkeit!"

So sang Karl Hackenschmidt im Jahre 1859. Und im Jahre 1864 schrieb Ludwig Schneegans seinem Freunde Gustav Mühl: „Wir alle müssen ausharren bis zum Ende, fest und unerschütterlich, wie schwierig und wie wenig lohnend es auch immerhin sein mag, dem reißenden Strom sich entgegenzustellen, der allmählich unsere ganze Vergangenheit unterwühlt und unser altes, ehrwürdiges Nationalelement mit sich fortspült, mit dem wir noch so innig und unaufhörlich mit unserm ganzen Sein und Wesen verwoben sind, so bleibt dies doch stets eine edle und ehrende Tat. Mich wenigstens soll die täglich wachsende Strömung dennoch nie zum Wanken bringen. Attinghausens Wahlspruch und Zuruf soll der meine bleiben, bis zum letzten Atemzuge."

Karl Kandidus aus Bischweiler lebte im fernen Odessa als die Kunde kam, daß sein Heimatland wieder deutsch geworden. Seine Gefühle darüber klangen in den Versen aus:

„Am Schwarzen Meere ward mir kund,
Elsaß sei nicht mehr wälsch zur Stund,
Da wurde mir so wohl und frei,
So spaßhaft und doch ernst dabei.
Jetzt simmer dietsch für allezeit,
Von nun an bis in Ewigkeit!"



Leider erlag dieser wahre deutsche Patriot aus dem Elsaß schon im Jahre 1872 einem tückischen Leiden, ohne seine Heimat wiedergesehen zu haben. Dagegen war es Adolf Stöber vergönnt, noch zwei Jahrzehnte lang als Nestor der elsässischen Literatur zu wirken. Es gereichte ihm zu besonderer Freude, jüngere Landsleute einzuführen, von denen der Begabtesten einer, wie Stöber ihn im Vorwort nennt, das er seinen Alsaliedern mit auf den Weg gegeben, Christian Schmitt, singt:

„Wir sind erwachsen in deutscher Zeit,
Als die Brüder, die lange der Zwist entzweit,
Zur Eintracht neu verbündet
Das einige Reich begründet!"

Christian Schmitt ist ein Verkünder der Schönheit seiner Heimat geworden, und seine vielfach vertonten Lieder werden dort auch unter französischer Herrschaft in der trauten Muttersprache gesungen werden. Sein offenes Bekenntnis zum Deutschtum veranlaßte den, von beiden Eltern her altelsässischen Geschlechtern entstammenden Dichter, im Jahre 1919 freiwillig die seinem innersten Fühlen und Denken verlorene Heimat für immer zu verlassen. Wehmütig und männlich zugleich erklingt sein „Abschied vom Elsaß":

„Wie strahlst in heller Maienblüte
Du, Heimat, hell vor meinem Fuß!
Verhaltnen Kummer im Gemüte,
Biet' ich dir meinen letzten Gruß.

Dein tröstlich Bild, wenn ich nun scheide,
Sei nah mir und begleite mich!
Geheiligt ist mir, was ich leide,
Weil ich es leiden darf um dich!"

Christian Schmitt ist an erster Stelle Lyriker. Er hat aber außer seinen innigen Liedern, seinen formvollendeten Übertragungen aus fremden Sprachen, seinen schwungvollen Zeitgedichten und sonstigen poetischen Werken, auch Prosaschriften herausgegeben, z. B. „Goethe im Elsaß". In der Einleitung sagt er vom jungen Goethe: „In Straßburg wurde der Genius in ihm zum ersten Male frei. Erwins herrlicher Münsterturm, der Einfluß Herders und die Erschütterungen einer glück- und leiderfüllten Liebe haben dieses Wunder bewirkt."

Ja, wahrlich, ein gut Teil des inneren Lebens unseres größten deutschen Dichters wurzelt im Elsaß, und diese Seelenfasern spinnen sich unzerreißbar hinüber zum deutschen Mutterlande. Es ist kein Zufall, daß der Elsässer Lienhard der gebildeten Welt die „Wege nach Weimar" gewiesen, nicht nach dem äußeren, vielmehr nach dem geistigen Weimar, als einem Symbol der Erneuerung des Idealismus!

Auf die neueren elsässischen Dichter, die zum Teil noch in der Entwicklung sind, wie der begabte Eduard Reinacher („Elsässische Elegien") oder der zwischen Deutschland und Frankreich schwankende René Schickele, soll hier nicht eingegangen werden. Das Obige sei nur ein Gruß an jene jetzt wiederum verlorene deutsche Westmark. A. Michaelis

Franz Heins Erinnerungen an das Elsaß

Der Kunstmaler Prof. Franz Hein, der jetzt in Leipzig wirkt, ist auch unsern Lesern nicht unbekannt. Er hat neulich seine Lebenserinnerungen (mit mehr als 100 Abbildungen seiner Werke) unter dem Titel „Wille und Weg" (Leipzig, Verlag C. F. Koehler) veröffentlicht. Darin spricht dieser echt deutsche Maler, der besonders dem Wald so viel reizvolle Stimmungen

abgewonnen hat, gegen Ende des schönen Buches auch von seinem Aufenthalt im nördlichen Elsaß, wo er im herrlichen Tal von Obersteinbach (hinter Niederbronn nordwärts) oft zu malen pflegte. Wir lassen den Künstler selber von jenen Zeiten plaudern:

„... Im nächsten Frühling ging es wieder mit Biese ins Elsaß, diesmal in die Gegend von Kolmar, wo wir im Dorf Häusern unser Standquartier nahmen, und im Gasthof des Herrn Sonnenlitter, als man in uns die Besucher vom vorigen Jahr wiedererkannte, von ihm und seiner Familie mit wahrer Herzlichkeit aufgenommen wurden. Im vorigen Jahre, als wir müde von den drei Exen herniedergestiegen kamen und nach Unterkunft fragten, hatte die Tochter uns, ganz besonders Biese, zweifelnd angesehn und war dann bei den Eltern nachfragen gegangen. Sie kehrte zurück mit der Aufforderung: „Kumme Se emol!" Sie führte uns dann die Stiege hinauf an ein Zimmer, in welches sie uns eintreten ließ. Kaum standen wir beide darin, auch der lange Biese, als sie ausrief: „Ho, 's geht jo, 's geht jo — jo, Se könne dobliewe." Sie hatte offenbar Angst gehabt, daß Biese nicht in das sehr niedere, sonst aber behagliche Zimmer hineingehen würde.

Am Ende der Woche stieß Kampmann zu uns, der die Nordvogesen durchwandert hatte und dabei auch in Obersteinbach gewesen war, ohne aber davon einen besondern Eindruck gewonnen zu haben. Da sich das Wetter zum Schneien gewendet hatte und wir dadurch zu Mußestunden in unserem Gasthause kamen, so fand Kampmann Gelegenheit, uns zum Anlegen eines Künstleralbums zu veranlassen, was seine Besonderheit war. Es wurde mit Papier und Pappe, die wir beim Dorfkrämer kauften, aus dem Stegreif hergestellt, und jeder von uns stiftete eine schöne Zeichnung hinein, worauf Kampmann in einem längeren Vortrage unseren freundlichen Wirten den Wert derselben und des ganzen Albums darstellte und die Weiterführung ans Herz legte.

Eine hervorragende Eigenschaft des Herrn Sonnenlitter war sein ausgezeichneter Wein zu zwölf Pfennigen das Viertelliter. Biese, der durch seine Heirat zu Wohlstand gekommen war, konnte der Versuchung nicht widerstehn, sich diesen vorzüglichen Tischwein auch für das Haus zu sichern, und da er in allem großzügig war, gleich in der ansehnlichen Menge von dreihundert Litern. Die wurden im rechten Verhältnis weniger, da aber diese einfachen Landweine nicht auf Überliegen eingerichtet sind, hieß es doch eines Tages in der Augustenburg: „Alle Mann zu Hilfe!", um mit vereinten Kräften den dreihundert Litern den Rest zu geben.

Eines Abends hatten Biese und ich noch eine Wanderung nach dem nahen Städtchen Egisheim unternommen und waren im dortigen Wirtshause eingekehrt. Der Wirt unterhielt uns sehr gut und lebhaft über allerlei Wissenswertes: über den reichen Weinbau der Gegend, über die Ruine Drei Exen, die ihren Namen von drei Burgen dreier Herren von Egisheim hat, und über den berühmten Schutzheiligen der Stadt, Papst Leo IX., aus demselben edlen Geschlecht, dessen achthundertjähriger Todestag zwei Jahre vorher mit großem Pomp gefeiert worden war. „Und 's isch merkwürdig," setzte der wackere Wirt ohne jede Ironie oder Betrachtung hinzu, „im nämliche Johr sin alli Rewe verfrore." —

Mein Bild von der gefangenen Königstochter wurde dazwischen endlich fertig und gelangte zur Ausstellung. Ihm folgte die „Sommernacht", die jetzt im Leipziger Museum ist. Ich hatte den Gegenstand aus dem Garten der Augustenburg geschöpft, dem einzigartigen, auf engem grabenumzogenen Erdwürfel inmitten des Schloßvierecks aufragenden Märchengarten, in welchem ich nicht müde wurde, am Tage seine reiche Blumenwelt und nachts den Mondschein zu studieren. Es ist auf diesem Bilde die erste Königskerze, die ich gemalt habe, die ich überhaupt kennen gelernt und gleich in so märchenhafter Pracht und Größe kennen gelernt habe, wie seitdem keine andere.

Ich war mit diesen Bildern zur Ölmalerei zurückgekehrt, nachdem ich des Glaubens geworden, mit der mir so vertrauten Wassermalerei an einen Grenzstrich meiner Entwicklung gekommen zu sein. In dieser mutlosen Auffassung hatte mich das freundlich kollegiale Urteil eines Erfolgreichen bestärkt, das mir vertraulich übermittelt worden war: „Wenn der Hein nur sein dummes

Aquarellgeschmier lassen wollte!“ Fortan malte ich also nur in Öl, ohne aber damit vorerst weder bei mir selbst noch bei anderen erfolgreicher zu sein. Es folgten die Fleckensteinlandschaft, die Feuerlilien im Garten der Augustenburg, Malven im Bauerngärtlein, die Märchen: „Bär und Nixe“, „Lockung“, „In kühler Tiefe“ und die lange Reihe der Bilder aus dem Wasgenwald, seitdem ich nach all den Wanderfahrten bei Obersteinbach in seinem Kranze von Wäldern und Burgen meine Waldheimat gefunden hatte.

Schon als wir noch in Karlsruhe wohnten, hatten wir bei einem Besuch bei Allers die junge Dame kennengelernt, die von der Großherzogin als Leiterin der von ihr gegründeten Kunstgewerbeschule für Frauen aus München berufen worden war: Irene Braun, die bekannte Batikkünstlerin, Tochter der Schriftstellerin R. Artaria-Braun. Durch eine Einführung von anderer Seite tauchte sie bald nach unserem Einzug auch in Grötzingen auf, und es entspann sich daraus eine Beziehung, die als herzliche Freundschaft heute noch fortlebt. Da sie erkannte, daß ihre Ausbildung auf der Münchener Kunstgewerbeschule mangelhaft geblieben war, wurde sie, obgleich schon selbst Lehrerin und Schulleiterin, meine Schülerin.

Damit hatte ich die erste ernsthafte Schülerin gefunden, und ernsthaft genug war die Aufgabe, vor die sie mich bald stellte. Denn nachdem ich ihr zuerst als Maler geholfen, ihre rein malerischen Anschauungen zu klären, verlangte sie nach kurzem, daß ich ihr auch aus dem Wirrsal der kunstgewerblichen Vorstellungen, die sie von München mitgebracht hatte, den Ausweg finden helfen sollte. Ich durfte wohl vor dieser Aufgabe erschrecken, denn wenn ich vor dem, was damals Kunstgewerbe hieß und an den Kunstgewerbeschulen gelehrt wurde, ein Grauen empfand, so hatte ich doch weder eigene Versuche hinter mir (seit dem verunglückten in der Götzesauce), noch waren auch nur meine kritischen Empfindungen zu klarer Fassung gediehen. Aber Läuger, an den ich die Dame verwies, lehnte ab, und so mußte ich auf erneuten Anruf doch darangehen, Wege zu suchen, die ich selbst noch nicht betreten hatte.

Dieser Zwang wurde für mich selbst wertvollste Ergänzung meiner eigenen ganz einseitigen Erziehung zur Kunst. Zwar hatte ich mich schon an eigenen Möbeln, Geräten usw. kunstgewerblich betätigt, aber in ihrer schlichten Sachlichkeit hatte ich diese Arbeiten nie für Kunstgewerbe gezählt. Denn „Kunstgewerbe“ war damals die Herrschaft des Schnörkels, die Sintflut der „Ornamente“ aller Stilarten mit dem Pauspapier aus Büchern gesammelt und in Strömen über alles ausgegossen. Hatte doch der namhafte Leiter einer großen Kunstgewerbeschule einmal erklärt, eine Lokomotive könne niemals künstlerisch wirken, weil keine Renaissanceschnörkel darauf anzubringen wären. So hatte ich das „Kunstgewerbe“ schon in der Lehre kennengelernt, als wir Meister Gruners berühmten Renaissancesaal für das Frankfurter Opernhaus und bald darauf noch einmal nach denselben Entwürfen, ich glaube für Lübeck malten, und auf Prospekten, Bögen, Soffitten, Kulissen, Fenstern und Türen die „Ornamente“ in unendlicher Reihe und Gleichförmigkeit wiederholen mußten. So muß ich es vorgeahnt haben, als ich bei der Wahl des Handwerks mit goldenem Boden so stark an dem mir aufgegebenen Zimmermaler vorbei zum Theatermaler drängte, und so hatte ich es noch einmal auffassen gelernt, als ich mich vergeblich bemühte, die Gunst des allmächtigen Direktors Götz zu erringen, indem ich ihm seine Schnörkelwut absah, wie alle Lehrer und alle Schüler seiner Kunstgewerbeschule erfolgreich taten. Jetzt aber keimte überall ein neues Kunstgewerbe auf, das auf Sachlichkeit hinzielte (wenigstens angeblich) und die Schönheit in der Gestaltung des Gegenstandes selbst, nicht nur in seiner Ausschmückung suchte. Zu diesem zog es auch mich und die neue Schülerin, und allmählich fand ich für uns beide den Weg dahin und mir die Möglichkeit eigener, freier und freudiger Betätigung auf dem bisher gefürchteten und gemiedenen Felde.

So war ich vorbereitet, als später von der Kunstdruckerei des Karlsruher Künstlerbundes der Ruf zur Mitarbeit erging. Vorerst aber gab ich meine Funde und meine jungen Erfahrungen an die Schülerinnen weiter, von denen sich bald nacheinander mehrere um mich sammelten, nicht mehr Dilettantinnen, sondern ernsthaft studierende: die Schwester des Dichters Otto Erich



Hartleben, die Blumen- und Landschaftsmalerin Berta Welte, die Steinzeichnerinnen Schwestern Peppmüller. Nicht zum wenigsten der neuen Lehre, die auch die Frauen von der Einseitigkeit und Ziellosigkeit des bisherigen Malunterrichts erlöste, verdanke ich's, daß diesen ersten sich bald weitere Schülerinnen anreihten, so daß ich in kurzem ohne jedes Werben eine ganze Schule um mich hatte. Margot Grupe, die Herausgeberin der „Neuen Nadelarbeit“, die erste Schaufensterdekorateurin Elisabeth von Hahn, die Landschafterin Gertrud Schäfer, Dora Horn-Zipelius, Käthi Baur und andere waren in dem Kreise, der sich Jahr für Jahr erneuerte, ohne daß ich etwas dafür tat.

Willkommen war mir das Lehren junger, eifriger und vertrauensvoller Menschen, aber es widerstrebte mir, mich mit dem geschäftlichen Apparat einer Schule zu belasten, und so mußten diese jungen Mädchen selbst Sorge dafür tragen, daß sie Atelier und Modell in der Stadt hatten, wenn der Herbst der Arbeit im Freien, in Grötzingen oder in Obersteinbach, ein Ziel setzte.

Denn auch ins Elsaß waren sie mir gefolgt, obgleich ich erst im Spätherbst dahin aufbrach, da mein Aktunterricht an der Kunstgewerbeschule ja erst im November begann. Eine richtige kleine Kunstschule entwickelte sich dann in dem stillen Dorfgasthaus, das bald seinen Vorteil erkannte und für die immer größer werdende Zahl der Schülerinnen, durch die auch Verwandte und Freunde zur Sommerfrische in das schöne Land gezogen wurden, einen großen Speisesaal anbaute. Welches lustige Treiben, aber auch welch Fleiß und reiche Anregung erfüllte das schlichte Haus! An den langen Herbstabenden rückten wir in dem großen Saale, der so ganz nur uns gehörte, daß ein vereinzelter, fremder Gast uns und auch wohl sich selbst wie ein Eindringling vorkam, die langen Tische zusammen und ordneten die Beleuchtung, um uns gegenseitig zu zeichnen. Besuche von Kollegen brachten Abwechselung und neue Anregung: Kampmann, Biese, Fikentscher, Hans von Volkmann tauchten bei uns auf; ersterer vor allem kam fast jedes Jahr zu uns und hat viel in dem schönen Land gearbeitet.

Waren schon die ersten Maler in dem abgelegenen Walddorfe eine fremde Erscheinung gewesen, so waren die vielen „Malmamselle“ den schlichten Dörflern vollends seltsam, und sie wußten nicht, was sie daraus machen sollten. Da kam es uns als Empfehlung wunderbar zu Hilfe, daß sich eine kleine Prinzeß der Gegend in die lustige Schar der „Lehrmädele“ einreihen ließ, ein Fräulein von Dietrich, die Tochter des großen Hüttenbesitzers aus dem alten elsässischen Hause. Wie alle elsässischen Notabeln hatten auch die Herren von Dietrich sich mitten in der deutschen Bevölkerung ihre französische Gesinnung lange bewahrt. Es konnte wohl für ein Wunder gelten, daß das kleine Fräulein Amélie, als es Malerei studieren wollte, nicht nach Paris, sondern nach Karlsruhe in die Malerinnenschule kam. Zwar war ihre Mutter eine Deutsche aus altem Thüringer Adel und von Art und Wesen schlicht deutsch geblieben; aber so stark war die französische Luft im Hause, daß die vielen Töchter mit der einen Ausnahme sich ganz als Französinnen fühlten, und auch die temperamentvolle, obgleich gutmütige kleine Amélie sich in manchen Augenblicken als ein richtiger kleiner Revancheteufel gab (die Tochter der deutschen Mutter!).

Das launische Schicksal hatte es aber gefügt, daß sie von allen Kolleginnen an der Karlsruher Malerinnenschule sich gerade die Tochter des preußischen Obersten, Margot Grupe, zur Freundin erwählen mußte. Ähnliches und Unähnliches hatte sie zusammengeführt: ähnlich einander die beiden Herrschernaturen, aufstrebend, eigenwillig, stolz und hart; unähnlich die soldatische Klarheit und Selbständigkeit der Hannoveranerin gegenüber der tyrannischen Kindlichkeit der verwöhnten kleinen Elsässer Baronesse. Kaum stand es für Fräulein Grupe fest, daß sie mit den anderen Schülerinnen mir nach Obersteinbach folgen würde, in das Land der Dietrichs, denen die ungeheuren Wälder von Niederbronn, dem elsässischen Kurort, bis zum Steinbach gehörten, als sie an die Freundin in Reichshofen die Aufforderung sandte, sich der Kolonie am Fuße des Wasgensteines anzuschließen. Feurig wurde der Plan von der kleinen Amélie aufgenommen, aber die Familie mußte erst feststellen, ob die improvisierte Kunstschule in dem Dorfgasthause, vielleicht auch die Persönlichkeit des Lehrers, für die Baronesse von Dietrich passend sei.

Um das zu erkunden, meldete sich Frau von Dietrich nebst Tochter eines Tages bei uns zum Kaffee an. Offenbar fiel die Probe zufriedenstellend aus, besonders nachdem im Schulhause passende Wohnung für das Fräulein und eine Tante Duenna gefunden wurde. Bald hatten wir eines Sonntags eine vornehme Gesellschaft an unserm Tische, mit dem die braven Wirtsleute, getreu dem Rufe ihres Hauses, volle Ehre einlegten. Zu Herr und Frau von Dietrich gesellte sich ein Oberförster-Vetter aus dem Thüringer Hause der Mutter und eine Base, die Hofdame der Königin von Holland war; und als wir gemütlich beim Kaffee saßen, rasselte mit Waldhornfanfaren ein zweiter Wagen voll von Dietrichs aus dem Jägertaler Zweige in den Hof, dem ein dritter voll lauter Verwandten der französischen Linie Bussière folgte. Wie ein Schwarm ergoß es sich über die Wiesen meines Wirtes, als wir zum Walde und zur Ruine Klein-Arnsburg emporstiegen, und rundum schwirrte es von Französisch, während die deutschen Bauern erstaunt dem vornehmen Gesellschaftstreiben zusahen.

So habe ich es immer im Elsaß gefunden: das Volk deutsch — die Vornehmen und die Vornehmtuenden in den Städten welsch parlierend, was ja nach schlechter alter deutscher Art immer das Kennzeichen der Vornehmheit war, wenn es auch bis zu so lächerlichen Blüten der „Doppelkultur" führt, wie ich deren eine selbst in unserem Gasthause erlebt habe, als eine liebenswürdige junge Frau von ausgesprochen deutscher Art zu zwei anderen Damen in den Saal trat mit der Frage: „Minna, as-tu le Hundekuchen?"

Aber der Abend zerstreute den bunten, lärmenden Spuk wieder auf den langen einsamen Straßen, die durch die unendlichen Wälder führten, und wir kleine Schar von Arbeitsgenossen waren wieder allein. Und noch mehr allein war ich, als ich am anderen Morgen, wie vorher und nachher, den Malkasten auf dem Rücken, durch den Morgennebel zu der stillen Waldbucht emporschritt, die mir ihre Flügel, auf der rechten die ragende Arnsburg, wie ein feierliches Tempelrund entgegenreckte. So viele lustige und emsige Schülerinnen — und später, als durch unsere Entdeckung das abgelegene Dorf zur berühmten Sommerfrische geworden war: so viele Kurgäste sich auch an der Gasttafel zusammenfinden mochten, hier oben in der Wirrnis von Wald und Felsen war ich allein, konnte ich in Einsamkeit untertauchen und vergessen, daß ich aus der Stadt und ihrem Kampf und Treiben gekommen war...

Noch immer fühle ich die Schauer der Ehrfurcht, die mich ergriffen, wenn ich heimwanderte aus dem Wasgensteintale, der Stätte alter Heldentaten, und die in dem Liede nachklingen, das ich einst aus der Herbstdämmerung mit nach Hause brachte:

Verzaubert Land! Als wären diese Felder
Von Menschenhänden nicht bestellt.
Als führte aus der Tiefe dieser Wälder
Kein Pfad hinaus in die geschäft'ge Welt.
Als herrschten immer in der Runde
Das Schweigen nur und milder Dämmerschein,
Und Geisterstimmen tauschten leise Kunde
Vom hohen Schloß am grauen Stein.

Um Tal und Rain die dunkeln Gipfel ragen
Wie eine Riesenscheidewand,
Dahinter alles Rennen, Hasten, Jagen
Und Menschentum und -nichtigkeit verschwand.
Nur Träume schweben auf den stillen Weiten
In weißer Nebel wallendem Gewand,
Und längstversunkne Märchenherrlichkeiten
Durchglühen dich, verzaubert Land!"

Erwin Schweitzer

Er ist einer der Maler, die in sich einmal ihr Gesetz erblickt haben und ihm dann dienen, unverwandt, inständig, verhaftet, bis es ihnen am Tag der Erfüllung sein Antlitz offenbaren wird.

Keine Mode, keine Bewegung bringt in den Bereich ihres Schaffens. Ihre Kunst ist gleichsam im Samen vorbestimmt. Trotzdem auch diese gewiß Verwandtschaften und Einflüsse zu verwirken hat, unterscheidet das daraus gewordene Werk sich elementar von allem andern und hat eine eigene Luft um sich. Ja für grobe Augen wird solche natürliche Bindung ein Mangel, sie vermissen die sogenannte Entwicklung, welche bei den Meisten sonst nur jeweilige Anpassung ist.

Man nennt Erwin Schweitzer im Gefolge Renoirs. Das ist hohe Ehre; der Name des Meisters wurde wirklich auch Stern der Verehrung für den Jünger. Aber eben der stammt doch aus Schwaben und dessen besonderem Geblüt. Er muß, um jenes gesuchte Antlitz seiner Kunst zu finden, mehr Vorhänge wegziehen und Nebel spalten als der leichter begnadete Franzose.

Die lichte Farbe ist sein Problem. Überlicht und überfarbig empfindet der unvertraute Beschauer zuerst seine Bilder. Dieser steht vielleicht vor einer Landschaft und freut sich, wie da der Schmelz etwa des griechischen Meeres gegeben ist. Dann erfährt der Enttäuschte, es sei eine Landschaft vom Bodensee. Nachher an dessen Gestade kommend, wird er wohl von einem Blick beschenkt: Das schwäbische Meer kann hellenisch hell sein, wenn die Pupille hell ist.

Ähnlich geht es, wenn man an einer Wand einen Strauß des Malers sieht. Der wirkt vielleicht wie hereingestoßen in die gedämpft farbene Stube. Doch wenn man ihn später wegnähme, fehlte ein Stück des Raumes.

Das durch die Gewohnheit verschleierte Auge zu klären, ist der Sinn solcher Kunstmühe; den jungfräulichen Anblick zu geben, ihr Ziel. Das Festliche, Morgendliche, im Aufwachen Gesicht Werdende will sie uns zeigen.

Erwin Schweitzer malt seine Blumen auf bunte seidene und brokatene Hintergründe. Es ist nicht leicht, wenige vermöchten das Gleiche — und doch ist es noch ein Behelf. Bald wird er Rosen in die leere Luft, in ihren eigenen reinen Atem stellen. Renoir hat dies Schwerere wunderbar getan.

Aus welchem in der Tiefe zarten, zärtlichen Wesen er entwuchs, bekunden seine Zeichnungen und Radierungen. Da waltet der Stift der nahezu traumhaften Andeutung.

Nur liebevolle Betrachtung erkennt, wie er auch die Gestalt sucht, in seinen Farbenbildern das Farbengebild. (Ohne von der Farbe als lauteres Mittel des Ausdrucks zu lassen.) Das scheinbar Gelöste schließt sich, erweist sich als wohl komponiert und vom Geist geordnet.

Diese fesselnde und das hohe Vertrauen bietende Erkenntnis findet man, wenn man die scheinbar so einheitlich daliegende Arbeit nach Zeiten trennt. Es ist wirklich der Weg durch die Farbe zur Form.

Die lichte Form könnte man endlich das Gesetz heißen, nach welchem Erwin Schweitzer auf dem Anstieg sich zeigt.

Nicht müd werden in der Not der trübfäligen Zeit!

Hans Heinrich Ehrler

Armin Knab und seine Lieder

Armin Knabs Name erklingt jetzt häufiger. Hie und da gibt es sogar Sänger, die nicht der Mode versklavt sind; die nicht nur Strauß und Schönberg kennen (über Schubert sind sie längst „hinausgewachsen"!), sondern begreifen, daß unser Volk Nährbrot verlangt und braucht, nicht fremde kandierte Früchte, die Magenweh und Übersättigung wirken. Jetzt endlich ward es möglich, einen gewichtigen Teil dieser ernsten und redlichen Liedkunst gedruckt hinauszusenden; und es ist Schuld des „Publikums", wenn es sich stolz und eitel abwendet.

Eines gibt gute Gewähr: dieser Komponist kommt vom Volksliede her. Und er hat sich von Schuberts reiner, unerschöpflicher Quelle gespeist. Bach ist ihm ein hehres Heiligtum, ein gotisch weisender Dom. Und Bruckner der keusche, fromme Künder einer ewigen, dauernden Gottesbotschaft. Der protestantische Choral ist ihm vertraut und ein unverwüstliches Heiligtum. Wahrlich — es gehört Mut dazu, sich heute solche Führer zu wählen! Aber darum wurde diese Kunst auch rein und deutsch. Vor allem jedoch — die Macht und Logik der Melodie erheischt wieder ihr unumstößliches Recht. Sie verflüchtet sich nicht in das Mosaik nebensächlicher Motive; sie spannt sich weit und ruhig; die besteht in sich selber. Freilich würde man ein arges Versehen begehen, wenn man von „Reaktion" fabeln wollte. Armin Knab blüht in unserer Zeit; er will nicht Überlebtes neu auffärben; er ist eigen und bewußt. Die Begleitung ist sorgsam ausgewoben, und die Harmonik weist deutlich genug auf Errungenschaften der Gegenwart, ohne jedoch aufdringlich oder Manier zu sein. Hier waltet künstlerische Frömmigkeit; einige minder gereifte Früchte können angesichts der Fülle des Geglückten getrost entschuldigt werden.

Zunächst die Vertonung neuzeitlicher Verse: Mombert, Dehmel oder George. Welch sorgsames Einfühlen in ganz persönliche Gebilde. Wie ist erlebt, was hier gestaltet wurde! Man betrachte die beiden Hefte op. 3 und 4 (Anton J. Benjamin, Hamburg). Da ist „die Amsel" — zartester Abendfriede und lindes Wipfelraunen. Daneben der in güldenen Triolen wogende „Sommer", festlich und jauchzend. Wer so frühe schon ein Lied wie „Stimme im Dunkeln" schaffen konnte, dieses Lauschen in erregtes Düster, dieses bange Fragen, aus dem sternengleich die Worte aufleuchten „Mein Blut ist ruhig wie die Nacht", der hat Anspruch auf Meisterschaft. Und dann die „Weißen Schafe"! Nur wenige Akkorde; die Melodie nur auf sieben Tönen errichtet. Eine Natursymbolik voll kosmischer Größe. — Ferner die Mombert- und George-Lieder (Universal-Edition, Wien). Die blasse, abseitige Kunst Georges erscheint wundersam belebt und durchpulst. Welch herbstlich klare Stille durchsilbert „Wir stehen an der Hecken gradem Wall", wie ist das sechste Lied wirklich „Geführt vom Sang"! „Keins wie dein feines Ohr" oder „Ein Grab" — wie fein ist die melodische Linie gezogen, wie organisch und schlicht, trotz aller Eigenheit! Oder die Arabeske „Es lacht in dem steigenden Jahr dir" voll schattig heiterer Lenzeslust. Momberts „Winterabend", gleich einer Pietà vor brandroten Winterwolken, schmerzhaft ringend. Höher und reicher entfaltet sich die metaphysische Ergriffenheit. „Mich besingt die Zeit" und „Das ist nicht Zeit". Hier rauscht es strömend und feierlich empor, männlich und dennoch selbstverloren. Man beachte, wie ein schlichtes Motiv („Auf den Höhen sitzend") sich zu breiter Feierlichkeit ausspinnt; man versäume sich dabei, wie sich das Dunkel des sechsten Gesanges, „Schwarze Zweige", zu flutendem Glanze aufhellt. Daß gerade bei den Mombert-Liedern hie und da ein wenig Reflexion dämmert, ist wohl in der Wahl der Texte schon begründet. Aber wenn man die beigegebenen Jahreszahlen der Entstehung liest, so erfährt man, ähnlich wie bei Ansorges Werken, die Überraschung, daß sehr viel von dem, was unsere Gegenwart sucht und will, hier bereits vorgeahnt und gelungen ist, freilich ohne Krämpfe und klinische Experimente!

Das Hauptwerk des Künstlers aber bleiben doch seine 12 „Wunderhornlieder" (Breitkopf & Härtel). Hier, ihr suchenden Sänger, die ihr immer „Neues" geben wollt, hier wartet euer in Wahrheit das Neue! Mit Worten ist so wenig gesagt. Darum eben ist ja Musik, weil Worte nicht ausreichen; weil sie schwer sind und arm. Und dennoch — wie könnte ich anders sagen von dem, was mich bewegt? Seht doch den Scherz im vierten Liede, diese schelmische Unmittelbarkeit! Oder den stechenden Schmerz im „Toten Knaben", diesen webenden Tränen in Tönen. Wie leuchtet und prangt „Die Rose", werbend, zart, voll unbeschreiblich süßer Melodik. Daneben die Marienlieder, so rein und keusch und wie auf Goldgrund entfaltet. „Maria und der Schiffer" — man achte auf die zwingend einfachen Themen und ihre notwendige Entwickelung. Die „Inschrift", ganz Romantik, warm, andächtig, so schlicht, daß man erstaunt über die inneren Kräfte, die hier entbunden wurden. Oder „Der Maria Geburt" mit seiner wundersam ausgewobenen Begleitung unter der schwärmerisch geruhsamen Choralmelodie. Fühlt ihr nicht, daß

hier wahrhaft Eigenes singt! Hinaus mit solcher Kunst zu den lechzenden, übersättigten Konzertbesuchern, damit sie heimatliche Töne hören, die über den Zufall und Tag hinausführen zu sicheren, frommen Gefilden!

Wiederum die 23 „Kinderlieder" (Breitkopf & Härtel, Leipzig). Fülle und schenkende Güte. Jubel, Tanz und Wärme. Ganz einfache, beinahe einfältige Stücke wie die ersten beiden bezeugen, daß der Komponist zu den Quellen gegangen, daß er gelauscht hat auf den volkstümlichen Ringelreihn. Gerade diese Tanzliedchen weisen einen so erquickenden Weg der Gesundung. Und dann das „Sonnenlied" mit seiner beglückenden Helle; das rührende „Roseliedchen" (man beachte, wie Reger es in seiner Vertonung aufgebauscht hat); der flatternde „Frühlingswind"; das so lauschig milde „Abendgebet". Seht, wie sicher der „Abzählreim" sich zu dem überraschenden Schlusse aufbaut; wie die Weise vom Maiglöckchen so lieblich legendenhaft läutet; wie der „Ball der Tiere" gar übermütig dargestellt ist; erfahrt die trauliche Melodie des „Aurikelchen" — nein, es ist unmöglich, daß hier kein Widerhall erwachen sollte! Das ist Hausmusik im lautersten Sinne, wie sie heute so bitter not ist.

In dem reizenden Hefte „Steht auf, ihr lieben Kinderlein" (Georg Kallmeyer, Wolfenbüttel) hat Armin Knab — vielleicht in allzu sparsamer Ausnutzung des Vorhandenen — manche seiner Melodien, freilich auch einige neue, sehr geschickt und sorgsam für zwei-, drei- und vierstimmigen Frauen- oder Kinderchor gesetzt, auch sechs reizvolle Kanons beigegeben. Überall in den Schulen, wo man über den bisher üblichen Gesangunterricht hinausstrebt, sollte diese Sammlung gepflegt und emsig benutzt werden.

Schließlich noch die stattliche Reihe der „Lautenlieder" (G. Kallmeyer, Wolfenbüttel). Man hört jetzt gar so viel von der Laute reden, aber sie recht selten vollkommen spielen. Wer dies vermag — denn die Begleitung ist nicht alltäglich —, der greife zu dieser Sammlung. Zunächst die Volkslieder. „Abschiedszeichen" oder „Rewelge" — dergleichen vernimmt man heute selten. Das selige „Wiegenlied" (als fein ausgesponnener Frauenchor mit einem Tanzlied zusammen bei Banger, Würzburg, erschienen) oder „Stirb, Lieb und Freud" — das sind Töne innerster Bewegtheit. Dann der waldquellfrische Eichendorff. „Nachtblume" voll wiegender Traumsüße; „Heimweh", in echt deutscher Sehnsucht hinschwellend; „Liebe in der Fremde", anmutig hingesummt. Oder die beiden kecken Soldatenlieder. O selige Romantik! Und wiederum die neueren Dichter. Die Vertonung von Goethes Bekenntnis „Gott und Welt" erscheint ein Wagnis und ist so überraschend weihevoll gelungen. „Der Tod, das ist die kühle Nacht", müde und ergeben; „Die stille Stadt" mit den innig aufblühenden Schlußzeilen aus ungewissem Dunkel; „Venedig" von Nietzsche als Gondellied voll erstaunlicher Magie, wie Sternenglanz über strömenden Wogen.

Dies sind nur Andeutungen. Das Entscheidende bleibt: singt und lauscht!

Ernst Ludwig Schellenberg

Neue Musikliteratur

Auch in diesem Berichtsjahr ist ein Hauptkennzeichen auf dem Musikbüchermarkte die verhältnismäßig geringe Kaufkraft des ernsthafteren Publikums geblieben, der sich die Verleger durch geringeren Umfang und größere Konzentration ihrer Veröffentlichungen anzupassen versuchen mußten. So sind Veröffentlichungen großen Umfangs immerhin selten.

Ich nenne als solche in erster Linie das „Handbuch der Musikgeschichte" von Guido Adler, einen Wälzer von fast 1100 Seiten Lexikonformat, den die „Frankfurter Verlagsanstalt" geradezu glänzend ausgestattet hat. Adler hat zu diesem Werk aber nur die Gesamtdisposition und ein paar kurze Kapitel beigesteuert, während der Hauptteil des Buches auf zweiunddreißig namhafte Fachleute der Musikwissenschaft entfällt, unter denen Namen wie Hermann Abert, Friedrich Ludwig, Arnold Schering, Peter Wagner, Robert Lach begegnen, während man andere

schmerzlich vermißt. Der greise Leiter der österreichischen „Denkmäler der Tonkunst" ist bei diesem Sammelwerk von dem an sich zweifellos richtigen Gedanken ausgegangen, unser Gebiet sei durch die Arbeit der letzten Jahrzehnte derartig gewachsen, daß ein einzelner nicht mehr imstande sei, alle Kapitel der Musikgeschichte gleichmäßig zu beherrschen. Andererseits unterschätzte er doch wohl den Wert und Reiz einer einheitlichen Betrachtungsweise, wie sie eben nur eine große Historikerpersönlichkeit gewährleistet, und wie sie von so vielen Mitarbeitern keinesfalls erreicht werden kann, selbst wenn etwaige zentrale Leitsätze strenger durchgeführt werden, als es hier geschehen ist. So hat sich das Buch zu einem sehr schätzenswerten, lexikonartigen Nachschlagewerk entwickelt, aber die Einzelkapitel schwanken zwischen mustergültiger kritischer Darstellung und bloßen Häufungen von Namen und Zahlen, von denen man wenig hat. Immerhin glaube ich, daß bei den zu erwartenden Neuauflagen des Werks bei straffer Gesamtleitung das Ideal, das dem Wiener Historiker vorgeschwebt hat, doch in ziemlich erheblichem Maße erreicht werden kann.

Von biographischen Werken ist dem Umfang nach in erster Linie die Biographie Luigi Cherubinis von Ludwig Schemann (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) zu nennen. Der hochverdiente Gobineau-Forscher und Mitarbeiter der „Bayreuther Blätter" hat mit mustergültigem deutschen Gelehrtenfleiß alles irgendwie erreichbare Material über den „französisch-italienischen Beethoven" zusammengetragen, für den er noch eine deutsche Wiederauferstehung als Opernmeister erhofft. Aber wie ich diesen Glauben, trotz aller Verehrung für Cherubinis Muse, kaum ernstlich zu teilen vermag, so wäre auch über das trefflich ausgestattete Werk der Satz zu setzen: „Weniger wäre mehr gewesen". Von der ersten Seite an, wo Schemann behauptet: Florenz hätte vor Cherubini noch keinen namhaften Opernmeister besessen, und darüber u. a. den gewaltigen Lulli vergißt, merkt man doch allenthalben schmerzlich den Mangel wirklicher musikalischer Fachkenntnisse und musikwissenschaftlichen Überblicks, so daß das umfangreiche Werk in der eigentlich zentralen Frage über das weit schlankere Büchlein Hohenemsers nicht wesentlich hinausführt. Das neue Buch von Konrad Muschler (Verlag Franz Borgmeyer, Hildesheim) über Richard Strauß kann mich ebensowenig wie ein vor Jahresfrist mit großem Aufwand empfohlener Roman desselben Verfassers von der hinlänglichen Feinheit dieses Kopfes zur Bewältigung eines derartigen Gegenstandes überzeugen. Die Art, wie hier gegen jeden anders Denkenden Attaque geritten wird, ist doch reichlich primitiv, und ich finde besonders den ganzen Stil der Darstellung höchst fragwürdig, wiewohl sonst manches hübsche neue Einzelmaterial dargeboten wird. Sehr sympathisch berührt dagegen der soeben erschienene erste Band einer Biographie des Dichter-Komponisten Peter Cornelius (Deutsche Musikbücherei, Regensburg) aus der Feder seines Sohns Carl Maria Cornelius, der uns bis an die Schwelle der Münchener Jahre seines Vaters geleitet. Bedeutet das Buch auch grundsätzlich nicht viel mehr als einen reichen und liebevollen Kommentar zu Cornelius' „Gesammelten Schriften und Dichtungen", so wird doch eine Fülle höchst dankenswerter Aufklärungen geboten, und die Darstellung liest sich fast unterrichtender als jene zu vollständigen Dokumentenbände. Trotz der Versuche von Kretzschmar, Sandberger und dem etwas zu heroengeschichtlich eingestellten Werk von Max Hasse bleibt hier immer noch das Wichtigste zu tun: eine großzügige musikhistorische Einstellung des Lied- und Opernmeisters. Prächtig liest sich auch aus demselben Verlag die Lebensbeschreibung Josef Joachim Raffs, die uns seine Tochter Helene Raff kürzlich beschert hat, auch sie freilich nur die Außenseite dieses Künstlerdaseins beleuchtend. Als Dritte im Bunde meldet sich in Engelhorns „Musikalischen Volksbüchern" Robert Schumanns jüngste Tochter (Eugenie Schumann) mit allerliebsten Erinnerungen an das Haus ihrer Eltern. Weiß man durch die große Clara-Schumann-Biographie von Berthold Litzmann auch eigentlich genug des Tatsächlichen, so beruht unsere wesentliche Bereicherung bei der Lektüre vor allem darin, daß man in der Verfasserin selbst eine prächtige und verehrungswürdige Persönlichkeit kennen lernt. Endlich sei in diesem Zusammenhang ein sehr gescheites und kulturhistorisch nicht ergebnisloses Buch des Hamburger

Musikkritikers Ferdinand Pfohl über Arthur Nikisch (Alster-Verlag, Hamburg) erwähnt. Der Meisterdirigent nimmt ja gegenüber so mancher äußerlichen Betriebsamkeit in der neuesten Entwicklung unseres Konzertlebens in von Jahr zu Jahr rasch wachsendem Maße die Bedeutung eines Klassikers seiner Kunst an, und Ferdinand Pfohl ist der geeignete Mittler, uns aus jahrzehntelanger naher Beobachtung das Bild dieses wahrhaft königlichen Orchesterleiters dauernd festzuhalten.

Eine feine Essai-Sammlung sind Ernst Bückens „Musikalische Charakterköpfe" (Quelle & Meyer, Leipzig). Was der geschätzte Musikhistoriker der Kölner Universität hier in angenehm lesbarer Form aus seinem reichen Wissen von Metastasio bis zu Wagner und Berlioz ausbreitet, verbindet das Angenehme mit dem Nützlichen in mustergültiger Form und darf besonders unter dem Gesichtspunkt einer fortlaufenden Musiker-Ästhetik warm empfohlen werden. In diesem Zusammenhang sei auch wenigstens kurz zweier ausländischer Werke gedacht, die der Musikredaktion des „Türmer" zugegangen sind: eine holländische „Geschichte der Tonkunst" von dem vortrefflichen Konservatoriumsdirektor Wouter Hutschenruijter im „Verlag für gute und billige Lektüre" in Amsterdam, die aus zwölf Vorträgen an der Rotterdamer Volkshochschule hervorgegangen ist und von einer mustergültigen Auswiegung des ungeheuren Stoffes Zeugnis ablegt. Daß wir in dem Verfasser einen warmen Freund der deutschen Musik und Musikliteratur sehen dürfen, bestätigt sich auch bei dieser Lektüre und darf dankbar angemerkt werden. Dann ein Dänisches Musiklexikon von stattlichem Umfang, das Wilhelm Behrendt und Hortense Panum bei Aschenhoug & Co. in Kopenhagen in Lieferungen erscheinen lassen. In einer Beziehung ist dieses jetzt bis zum Buchstaben M erschienene Werk besonders bemerkenswert: durch die reiche Beigabe eines gut ausgewählten Bildermaterials, wie dergleichen unseren deutschen Musiknachschlagewerken zurzeit noch vollständig fehlt. Könnte man auch eine ziemliche Liste kleiner Versehen (z. B. bezüglich der Familie Bach) aufstellen, so weiß ich doch selbst als Verfasser eines Musiklexikons („Musikalisches Fachwörterbuch" bei B. G. Teubner in Leipzig) wie schwer auf diesem Felde auf den ersten Anhieb absolute Zuverlässigkeit zu erzielen ist. Vor allem aber ist dieses Werk für uns schätzenswert durch die Fülle von Angaben über skandinavische Musik und Tonkünstler.

Mehrere Jahrbücher sind im folgenden zu erwähnen: Der Verlag des Bühnenvolksbundes G. m. b. H. in Frankfurt a. Main läßt unter dem Titel „Deutsche Musikpflege" durch Professor Dr. Ludwig Jos. Fischer und Ludwig Lade erstmals ein Sammelwerk ausgehen, das mit vorzüglicher Mitarbeiterschaft und in vortrefflicher Verteilung des Stoffes ein Vademecum unseres gesamten gegenwärtigen Musiklebens genannt werden kann; Grundfragen der Musikerziehung werden ebenso wie die Probleme der evangelischen und katholischen Kirchenmusik, Opernregie, Volkskonzerte, Filmmusik usw. dargelegt. Gleichfalls eine bemerkenswerte Ersterscheinung ist das vorzüglich ausgestattete „Jahrbuch des deutschen Sängerbundes" (Herausgeber Ernst Schlicht). In erfreulicher Weise wird hier Kunde davon abgelegt, daß großzügiger Organisationswille über das Liedertafelwesen und die phrasenreiche Vereinsmeierei hinausstrebt zur Mitarbeit an unserer ernsten Musikkultur. Wenn nur dem schönen Zielwillen der Führer das natürliche Beharrungsvermögen der unendlichen Spießervereine nicht allzuviel Wasser in den Wein gießt. Besonders freut mich, daß der „Reichsausschuß für Chorgesangwesen" auf dem Marsch zu sein scheint, und daß sowohl zum Arbeitersängerbund wie vor allem auch zur musikalischen Jugendbewegung Wege gesucht werden. Einem unermüdlichen Rufer im Streite wie Walter Hensel sollten die Männergesangvereine nicht mit Feindseligkeit begegnen, sondern lieber aus seiner Kritik alles Erdenkliche zu lernen suchen. An dritter Stelle nenne ich den hochwichtigen zweiten Jahrgang des von Rolf Cunz im Verlag Reißmann-Grone, Essen a. d. Ruhr herausgegebenen „Deutschen Musikjahrbuches", das sich rasch zum Hauptforum einer wahrhaft deutsch gerichteten Musikpflege auf allen Gebieten aufgeschwungen hat. Zwar sind naturgemäß nicht alle Beiträge gleichwertig, und neben Meisterleistungen wie dem programma-

tischen Kampfaufsatz des Barons von Waltershausen stehen Polemiken gegen den Atonalismus, die ich bei aller persönlichen Abneigung gegen diese Richtung doch etwas subaltern finde. Aber das Wesentliche bei einer solchen Unternehmung ist die Grundrichtung, und es hat sich hier und anderwärts gezeigt, daß durch eine kraftvolle Zusammenfassung aller deutschgesinnten Musikbestrebungen dem internationalistischen Unfug gewisser Futuristen wirklich erfolgreicher Widerstand entgegengesetzt werden kann. In diesem Sinne sei auch mit Dank und Hochachtung der von Paul Schwers in Berlin geleiteten „Allgemeinen Musikzeitung“ gedacht, die es durch ihren systematischen Kampf gegen die unsinnigen Zukunftsparolen gewisser Fachblätter vermocht hat, den Trupp der wilden Neutöner erheblich zusammenschmelzen zu lassen.

Endlich sei wärmstens hingewiesen auf die zahlreichen Neuerscheinungen im Gebiet der musikalischen Jugendbewegung. Es liegt vom Verlag Kallmeyer in Wolfenbüttel und Bärenreiter-Verlag in Augsburg eine schier unabsehbare Reihe wertvoller kleiner Veröffentlichungen, teils in Gestalt von Neudrucken alter Meisterwerke, teils als Erstlingsdrucke neuester Gegenwart vor, so daß die Einzelaufzählung des Besten weit über den hier möglichen Raum hinausgehen würde. Wer seinen heranwachsenden Kindern wirklich Gutes und im Sinne der Jugend Geschaffenes für Schule, Haus- und Kirchenmusik an die Hand geben möchte, der lasse sich die betreffenden Verlagskataloge kommen. Auch zwei kleine Zeitschriften geben einen Überblick über die Fortschritte dieser Bewegung, in der ich, trotz mancher jugendlichen Einseitigkeiten und Überheblichkeit, doch die eigentlich hoffnungsvolle Zukunftsrichtung erblicke: Die „Musikantengilde“ in Wolfenbüttel und die „Singgemeinde“ in Augsburg.

Stattliche Zuwüchse hat letzthin vor allem die Beethovenliteratur zu verzeichnen, die spürbar einer neuen Gipfelwelle im Zeichen des kommenden hundertsten Todesjahres entgegenwächst. An der Spitze steht nach Umfang wie innerem Gehalt der ausgezeichnete, 500 Seiten starke Band, den der Bonner Musikhistoriker Ludwig Schiedermair den rheinischen Jahren des „Jungen Beethoven“ gewidmet hat (Verlag Quelle & Meyer, Leipzig, der für eine sehr opulente Ausstattung gesorgt hat). Es wird hier nicht nur mit rühmenswerter Sorgfalt und Liebe alles irgend erreichbare neue Material herangebracht, sondern auch das alte aufs neue durchgeprüft, was zu einer ganzen Reihe wichtiger Ergebnisse führt. So stellt sich heraus, daß das angeblich aus erblicher Belastung stammende Trinkertum des Vaters in Wahrheit erst recht spät, nach dem Tode der Mutter, ausgebrochen ist, was der ganzen Jugendgeschichte Beethovens ein wesentlich versöhnlicheres Gepräge gibt. Über den Einfluß des Lehrers Neefe und des Virtuosen Sterkel auf Beethovens Frühstil erfährt man mancherlei fesselnd Neues. Vielleicht hätte die Frage der von Fritz Stein Beethoven zugesprochenen „Jenaer Sinfonie“ eine erneute selbständige Durchprüfung verdient. Erfreulich ist, daß Schiedermair von der bedenklich erweiterten Riemannschen Liste der B.schen Frühwerke wieder erhebliche Abstriche gemacht hat. Also jedenfalls eine Arbeit, die allgemeinsten dankbaren Interesses gewiß sein darf, sind doch ohnehin an allen Künstlerbiographien die „ersten Bände“ immer die weitaus fesselndsten.

An weiterer Beethovenliteratur sei das knappe, aber sehr inhaltreiche Buch von Paul Mies (Studienrat in Köln) über die Bedeutung der Skizzenbücher für Beethovens Stil — bei Breitkopf & Härtel, Leipzig — hervorgehoben. Recht scharfsinnig wird hier, über Nottebohms Verfahren hinausgehend, nach dem Wie und Warum der zahlreichen Wandlungen gefragt, die Beethovens musikalische Gedanken auf dem Wege von der ersten Niederschrift bis zur endgültigen Festlegung durchgemacht haben, und die Fälle geschickt rubriziert. Was dabei herauskommt, scheint mir allerdings weniger über B.s angeborenen Personalstil, als über die Ziele seines bewußten Kunstgestaltens Aufschluß zu geben — beides liegt zwar gewiß nahe beieinander, ist aber doch nicht schlechthin als gleich anzusehen. Einen eigenartigen und eindrucksvollen Beitrag zu B.s Lebensgeschichte stellt das glänzend ausgestattete Buch von Stephan Ley dar: „Beethovens Leben in authentischen Bildern und Texten“ (Bruno Cassirer, Berlin), das offenbar in Anlehnung an die große Schubertikonographie von Otto Erich Deutsch den auf Beethovens



Zur Sommerszeit — Hans Thoma

Freundeskreis und Umwelt zielenden Bilddarstellungen feinsinnig ausgewählte Zitate aus des Meisters eigenen Briefen oder ältesten Biographien gegenüberstellt. Das Büchlein von Dr. Max Reinitz (Nicolaverlag, Wien) sollte statt „Beethoven im Kampfe mit dem Schicksal" lieber „B. als juristische Persönlichkeit" heißen. Es enthält nämlich viel dankenswertes neues Material über Beethoven als Hausvater und als Prozeßpartei, Streiflichter zumal auf die betrüblichen Lebensumstände des Alternden aus der Zeit seines Kampfes mit und um den Neffen — Künstlers Erdenwallen von einem besonders huckebeinischen Winkel aus gesehen.

Einen besonders schwerwiegenden Beitrag zum Brucknerschrifttum, ja dessen Höhepunkt wohl auf lange Zeit hinaus bedeutet das zweibändige Werk von Ernst Kurth, dem Vertreter der Musikwissenschaft an der Universität Bern (Max Hesses Verlag, Berlin). Außerordentlich tiefschürfend und im Bemühen um den deckendsten Ausdruck bis zum Schrulligen stilisierend, sucht Kurth seinen Helden vom eigentlichen Zentrum seines Schaffens, von seinem besonderen Lebensgefühl her zu erfassen und zu begreifen. Weniger nach der historischen als nach der ästhetischen und musiktechnischen Seite hin ergiebig, wird das Bild Bruckners als das des größten neueren Mystikers entwickelt und das Gesamtschaffen dieses Herrlich-Großen lückenlos erklärt und beleuchtet. Es bedeutet das nach den früheren Arbeiten Kurths keine Überraschung, daß hier ein Höchstmaß an geistvoller Ausdeutung erzielt wird und gegenüber allen bloß poetisierenden Auslegungen eine streng musikalische Analyse eintritt, die in jedem Augenblick nachgeprüft werden kann und sich nicht hinter blendenden Federkünsten zu verstecken braucht. Also ein Werk, das energische Mitarbeit des Lesers verlangt, dann aber auch reich belohnt.

Endlich ein wesentlich leichter gewogenes Musikbuch, eine Geschichte der Operette von dem bekannten, verdienten Sammler Otto Keller (Steinverlag, Leipzig-Wien), zweifellos ein außerordentlich brauchbares Nachschlagewerk von erstaunlicher Vollständigkeit, aber trotz der bis auf Singspiel und komische Opern aller Arten zurückgreifenden Vorgeschichte doch nur eine Geschichte sozusagen von außen her, die von Librettisten, Komponisten, Direktoren, Theaterzetteln und Aufführungsziffern berichtet, aber zur inneren Kunstgeschichte der Gattung kaum viel beiträgt.

Um zum Schluß zu kommen, so kann man wohl im ganzen sagen, daß die rege Arbeit der Musikwissenschaft auch dem musikalischen Schrifttum, soweit es sich an Laien wendet, zusehends das Gewissen und die Verantwortlichkeit schärft, ohne daß ein Ideal darin gesehen werden dürfte, die Betrachtungsweise auf unserem Gebiet immer gelehrtenhafter werden zu lassen.

Prof. Dr. Hans Joachim Moser (Heidelberg)

Türmers Tagebuch

Das Hexeneinmaleins · Der Volksentscheid · Die potentielle Kriegsstärke · Tschitscherins Erisapfel · Amerikanischer Völkerbund? · Caillaux' Glück und Ende · Frankreich und „die glücklichen Völker" · Der Geist von Locarno und der Geist von Aberystwith · „Das heilige Dennoch"

Die Demokratie hat das Volk in die Politik hineingeredet, wie Mephisto den Faust in die Hexenküche. Den Zaubertrank versprach sie, der den Untertan verwandeln sollte in ein Elektronenteilchen von einem Selbstherrscher. Was aber dabei heraussprang, das ist nichts als das Meerkatzengeschrei des immerwährenden Wahlrummels und die schrille Beschwörungsformel der Hexe:

„Du mußt verstehn
Aus eins mach zehn — —
Doch neun ist eins
Und zehn ist keins
Das ist das Hexeneinmaleins."

Hat der Beschauliche etwa einen besseren Eindruck von dem Volksentscheid? Weil man die Fürsten berauben wollte, deshalb nannte man sie Räuber. Es ging um die Rückgabe von einem Fünftel ihres Eigentums, aber die Hetzpresse rechnete — weiß der liebe Himmel wie — eine 1450prozentige Aufwertung heraus. Ein Galgen wurde durch die Straßen geführt mit einer Strohpuppe daran in der Maske Kaiser Wilhelms; das sollte Anreiz sein zur Stimmabgabe für ratzenkahle Enteignung. Verständigen Zulauf erhoffte man also nicht; worum man warb, das war die vielköpfige Masse der Dummen, der Neidhämmel, der Geschmacklosen.

Und doch hat man sich geschnitten. Der rohe Anschlag mißlang. Freilich war am Montagmorgen schon mit Hilfe des Hexeneinmaleinses das Ergebnis umgestellt. Daß 14½ Millionen Republikaner 27½ Millionen Neinsagern unterlagen, bedeutete nach der „Voss. Ztg." einen Sieg der Republik. Die Kommunisten machten sogar eine Niederlage Hindenburgs daraus. Weil die Mehrzahl der Wähler ihm gefolgt, deshalb forderten sie seinen Rücktritt. Schärfsten Kampf kündeten sie jedem Versuch „einer Fälschung dieses klaren Massenwillens zugunsten der Fürsten". Man glaubt den sudelköcherischen Chor von hunderttausend Narren sprechen zu hören. Sie sind jedoch gar nicht dumm; allein sie brauchen die Dummen.

Die Novemberflutwelle ist im Staatsrecht verebbt. Räterußland wünscht daher das Nachholen des privatrechtlichen Umsturzes. Die Fürstenenteignung war nichts als deren geschickter Anfang. Deshalb fand es die „Times" so ungeheuerlich, daß ein gesitteter Staat eine solche Räuberei ernstlich erwäge. Nur übersah der angelsächsische Cant, daß das gesittete Volk der Engländer schon einmal an den Stuarts tatsächlich so gehandelt hat, wie das deutsche an den Zollern und Wettinern zu handeln sich weigerte.

Immerhin führten Levy und Rosenfeld die ganze sozialdemokratische Masse ins bolschewistische Garn. Man stellte die Parteigelder, die Reichsbannerschaften, die Bläserchöre und Mandolinenklubs, die Sänger, Redner und Schreier in den Dienst des Rätesterns. Umsonst warnten die hellsichtigen Genossen; selbst so scharfe Linkser wie Braun und Severing blieben der Urne fern. Dafür buddelten die Maulwürfe Mosses und Ullsteins bei den Demokraten; ihre Erfolge wurden freilich teuer erkauft durch den Abfall der besten Köpfe; der Schacht, Meinecke, Delbrück, Fischbeck, Gothein, Petersen, Rohrbach. Andrerseits versagte die sonst so strenge Manneszucht beim Zentrum. Wie weit hat es sich doch von der „katholisch-konservativen Partei“ entfernt, die es nach dem Sinne seiner Gründer werden sollte! Der tote Erzberger bleibt und der lebende Wirth spielt seinen Propheten. Hiergegen kamen die Hirtenbriefe des Episkopates nicht auf, so laut sie auch von den Kanzeln verlesen wurden und so dicht der Altar neben den gestürzten Thronen steht.

Wie die Kommunisten nun einmal sind, erklären sie alle diese blinden Mitläufer ihres Enteignungs-Antrages schlankweg für Kommunisten und prahlen mit versiebenfachter Stimmenzahl. „Aus eins mach zehn“ also auch hier. Die umgestempelten Kampfgenossen wehren sich natürlich dieser anrüchigen Parteigängerschaft; sie schimpfen und behaupten, gerade die rohen Werbeformen „der Firma Kanalgeruch“ hätten die Sache „versaut“.

Populus locutus, causa finita. Wenn der Souverän gesprochen, wer darf dann noch drehn und deuteln an seinem Worte? Die Sozialdemokratie tat es dennoch, und so ging das Kompromißgesetz in die Brüche. Hindenburg ließ es zurückziehen, damit es darüber nicht zu Neuwahlen und Kabinettskrisis kam.

So ist man also wieder so weit wie zuvor. Nur daß die Reichsseele durch ekle Gifte angesteckt und in der Heilung zurückgeworfen wurde. Nur daß die Gegensätze sich wieder die Stirnen wund stießen und das Große, was einen müßte, arge Not leidet unter dem Kleinen, was trennt. Nur daß der Parlamentarismus sich wieder als ein leistungsunfähiges, aufgeblasenes Nichts erwiesen hat.

Wie das blinde Göpelpferd haben wir einen Ring durchlaufen; einen Ring von Dummheiten. Es war Unsinn, wenn das Reich in den Fürstenausgleich eingriff, den die Länder fast schon erledigt hatten. Es war Unsinn, daß man durch den Volksentscheid den Urwähler zum Richter über Tragweiten machte, die sein Augenmaß ums Zehnfache überschreiten. Es war Unsinn, daß die Schwarzrotgoldnen sich ins rote Schlepp begaben und war — gerade von deren eigenem Standpunkt aus —, wie die doch wohlgesinnte Tante Voß meinte, „Unsinn von gigantischem Ausmaß“, wenn die Sozialdemokratie hinterher das Marxsche Kompromiß, statt es rasch festzulegen, zermurkste.

Aber das Reich hat Dummheiten zu machen, sobald ein Zehntel der Urwähler Dummheiten verlangt. So steht in der Verfassung, nur mit umkleidendem Wort. Der Spaß hat uns vier Millionen Goldzechinen gekostet. Ein schönes Stück Geld. Wenn man unsre Arbeitslosen gefragt hätte: was ist Euch lieber, einen Taler auf die Hand oder das Stimmrecht für Fürstenenteignung — wer hätte da wohl geschwankt?

Immerhin wäre der Schaden noch nicht einmal zu teuer bezahlt, wenn er uns

wenigstens klüger machte. Allein da schon die Geschichte lehrt, daß nie Einer daraus gelernt, wie viel aussichtsloser ist's da noch in der Politik!

Gleich darauf wurde Kutisker verurteilt. Der Ausfall des Volksentscheids hat ihm eine seiner epigrammatischen Nadeln zerbrochen. Denn der Gewitzte hätte sicher nicht versäumt, einzuwenden, daß er gar nichts anderes getan, als das Reich; daß er nur auf eigene Faust ein klein bißchen enteignet habe. Mit List, da ihm die Gewalt fehle. Sein Verteidiger erbat ihm mildernde Umstände, sintemal er doch nun einmal in solcher Moral erzogen sei und bloß die Gepflogenheiten seiner östlichen Glaubensgenossen unvorsichtigerweise mit nach Deutschland gebracht habe. Der Gerichtsvorsitzende nannte ihn einen Mann von ungeheurer Beeinflussungskraft und einer Verlogenheit, wie sie seit Cagliostro nicht mehr beobachtet worden sei. Hat er denn ganz die Männer des Diktatfriedens vergessen? Die unterscheiden sich von Kutisker doch höchstens dadurch, daß sie nicht für sich, sondern für ihr Land beeinflußten und betrogen.

Ihn sind wir los, sie aber sind geblieben und üben weiter die Kunst ihres Hexeneinmaleinses. Was ist's anders, wenn der Unterausschuß des Genfer Abrüstungsrates der Welt an den Fingern herzählt, daß das Deutsche Hunderttausend-Heerchen, ohne jeden Nachschub an Soldat und Zeug in seiner „potentiellen Kriegsstärke" gleichwohl noch um 25000 Mann stärker sei als die ganze französische Wehrmacht von fünf Millionen bei einem Friedensstande von 738000 nebst ungezähltem schwersten Geschütz und sonnenverdunkelnden Fluggeschwadern?

„Du mußt verstehn
Aus eins mach zehn — —,
Doch neun ist eins
Und zehn ist keins.

Man hätte die Herren einmal fragen können, warum sie denn, wenn dies wahr ist, in Versailles so ungeheuren Wert darauf legten, daß Deutschland stärker wurde als Frankreich? Und weshalb man uns jährlich nur acht neue Geschütze, nur 400 Patronen auf die Flinte verstattet? Weshalb General Walch jeden roten Schurken, der ihm ein verrostetes Maschinengewehr verrät, hoch bezahlt, wenn doch lagernde Materialbestände gar „nicht in den Rüstungsbegriff einzubeziehen sind?" Entweder ist dieser Beschluß des Ausschusses ein höhnisches Bubenstück oder die Kontrollkommission ist es, die sich jetzt, da ihre Uhr abläuft, unnützer denn je geberdet.

England hat aufbegehrt, weil der wirtschaftsmordende Streik seiner Bergarbeiter von Räterußland unterstützt wird. Ohne den herbeiflatternden Tscherwonetz wäre er allerdings längst zusammengekracht. Die Ausgehaltenen danken durch stetiges Anpassen an bolschewistischen Geist und bolschewistische Form. Im sonst so steifstelligen Parlamente geht es zu wie im thüringischen Landtag. Man schimpft die Minister Lügner und Spitzbuben; Unterhäusler dringen bei den Lords ein und fuchteln mit Proletarierfäusten vor den hohen Nasen herum. Kaum ist an den würdevollen Sprecher die kleine Anfrage gerichtet, ob es zulässig sei, daß ein ehrenwertes Mitglied des Hauses einem andern ehrenwerten Mitglied Prügel anbiete, als es trotz des verneinenden Gutachtens zu den verwegensten Faustkämpfen über den Achtstundentag kommt.

Der Kreml nimmt übel, und das Wurfgeschoß seiner Rache ist der Erisapfel. Auch diesmal tat man nur einen Griff in das wertvolle alte kaiserliche Geheimarchiv. Nichts als ein paar kleine Depeschen aus der Kriegszeit gab man heraus; einen Beitrag zur Geschichte unsrer Zeit und zu der Lehre, wie man Bundesgenossen wirbt.

Als es galt, Italien in den Krieg zu zerren, hatte man ihm nicht nur Trient, Triest, Fiume und die östliche Adriaküste, sondern auch Smyrna und die ägäischen Inseln zugesagt. Kaum war's geglückt, da sprach Franz Moor: „Dir eine Stallmagd und keine Amalia."

Denn nun war Griechenland zu entflammen für die höchsten Güter der Kultur, wider deutsches Hunnentum. Flugs versprach man ihm dasselbe Smyrna und dieselben ägäischen Inseln. „Wir wollen nicht, daß Italien sich im Mittelmeer vergrößert", schrieb Delcassé nach Petersburg in denselben Pfingsttagen von 1915, in denen Italien Österreich den Krieg erklärte und die Pariser Presse zu Ehren der heißgeliebten lateinischen Schwester Purzelbäume heißesten Gefühlüberschwanges schlug. Später äußerte sich Loyd George verächtlich über die Habsucht Italiens und dessen geringen Kampfwert. „Ihr kennt die Italiener nicht. Wir haben sie leider kennen gelernt. Das Unausstehlichste von der Welt."

Nichts als ein paar kleine Depeschen. Aber sie machen verständlich, weshalb alle so ungern mit dem Kreml anbinden; so lästig er ihnen auch ist. England hat seine Flotte, Frankreich seine Flugzeuge, Amerika seinen Dollar, aber Räterußland — ganz wie Abd el Krim — sein volles Archiv. Es gibt keinen gefährlicheren Feind als den ehemaligen Spießgesellen.

Der Zweck wurde erreicht. Mussolini schäumte vor Wut. Aber — er machte ein Geschäft daraus und bot sie England käuflich an. Was gebt Ihr, wenn wir uns abentrüsten? London hat Sinn für so was. Es verstand sich daher zu dem abessinischen Vertrag, der die Haut des Löwen von Juda vorläufig im Prinzipe wenigstens aufteilt. Aber das ärgert Frankreich und es erhebt auch seinerseits Anspruch auf ein annehmbares Stück. Irgendwie wird man es nun schon abfinden müssen; aber vielleicht gelingt dies wieder einmal auf Kosten Deutschlands.

Genf ist der Jahrmarkt, auf dem alle schmackhaften Bundessatzungen im Aufschnitt verkauft werden. Je größer die Macht, desto kleiner der Sinn für Recht. Ehrbare Politik nach dem Maßstab eines unbestechlichen suum cuique erstreben nur die alten kleinen Neutralstaaten. Sie sind aufs bitterste enttäuscht. Schweden hat auf seinen Sitz im Genfer Rate verzichtet, die Schweiz, faschistischer Unverschämtheit preisgegeben, zeigt ihren vollen Abscheu gegen das ganze Schwindeltreiben. Ihr Bundesrat Motta, einst eifriger Förderer des Völkerbundsgedankens, droht jetzt mit dem Austritt der Eidgenossenschaft. Denn wie es jetzt stehe, würden die Kleinen zwischen den Mahlsteinen der Siegerstaaten zerrieben. Auch das Verhalten Argentiniens, neuerdings Brasiliens, Spaniens, Chinas, Persiens und anderer ist nur Gefühlsauflehnung gegen das Großverbrechertum, das unter der Heuchlermaske der Friedfertigkeit im Reformationssaale sein beelzebübisches Wesen treibt.

Man spricht jetzt von einem amerikanischen Gegenbund unter der Flagge der Monroe-Lehre. Er wird sicher kommen; nur jetzt noch nicht. Nicht einmal die lateinischen Südstaaten sind unter sich bundesreif; gerade jetzt droht wieder zwischen

Chile und Peru eine Neuauflage des hundertjährigen Salpeterkrieges. Aber diese ganze kreolisch-indianische Gesamtheit ist auch dem germanischen Norden spinnenfeind, der doch die Vorhand haben müßte im allamerikanischen Zusammenschluß. Er geht auch selber darauf aus, wenn gleich mit jener plastischen Ruhe, die ihres Erfolges sicher mit Geschichtsjahren rechnet, deren jedes mindestens fünfzig Zeitjahre umfaßt. Schon in dem Namen, dem man sich in der Vergangenheit gab, liegt der Anspruch der Zukunft: „United states of America".

Solch Absplittern der Neuen Welt wäre uns freilich ein neuer Schlag. Erst durch den Nichtbeitritt der Union bekam der Völkerbund den Charakter einer G. m. b. H. unsrer Ausbeuter. Weitere Austritte würden ihn nur noch verstärken; wo unser Dichten und Trachten doch aufs Gegenteil zielt.

Wessen wir uns von einem ungehemmten Frankreich zu versehen hätten, das beweist das Buch des Generals Mordacq über seine fünf Kommandojahre am Rhein. Der Mann rühmt sich, daß er uns Mores gelehrt, die Schwarzen nach Deutschland gebracht, die Separatisten unterstützt und den Anschlag auf Frankfurt ausgeführt habe. Jedes Wort ist Haß, Bosheit und Bochefressertum bis zu einem Grade, daß er sogar Poincaré, Degoutte und Tirard als pflaumenweiche Leisetreterchen verächtlich abtut.

Auf die Franzosen, wer rechnet noch auf die? Aber was ihnen an gutem Willen abgeht, das schafft vielleicht ihre schlechte Lage.

Es war im Mai 1919 kurz vor dem Diktat. Als die Nachrichten aus Versailles immer bedrohlicher lauteten, da bot unsre Regierung hundert Milliarden, jedoch unter dem Beding, daß Oberschlesien, die Schutzgebiete und unsre Handelsflotte beim Reiche blieben. Jede andere Auflage, so erklärten die Sachverständigen damals, stürze zunächst die deutsche Währung, dann aber die französische.

So kam es denn auch pünktlich. Daß vor, in und nach dem Kriege ein Mann Namens Poincaré die Geschichte Frankreichs leiten durfte, das werden nicht nur wir, sondern auch die französischen Rentner bis an das selige Ende spüren.

An der Frankenheilung hatten sich in zwei Jahren acht Finanzminister stumpf gedoktert. Nun kam als der neunte Caillaux wieder, und zwar im zehnten Kabinett Briand.

Oder war's Briand im zweiten Kabinett Caillaux? Denn diesmal grüßten seine Freunde ihn schon mit dem Rufe: „Hoch der Diktator!" Nicht der Ministerpräsident, sondern **er** hat die Portefeuilles verteilt und ihm sollten selbstherrliche Vollmachten über das ganze Staatskämmereiwesen übertragen werden. In Belgien, wo der Frank **noch** tiefer steht, hat man lieber gleich den König auf sechs Monate zum Finanzomnipotens gemacht, ist also auf Zeit zum aufgeklärten Despotismus zurückgekehrt. So gerät der Parlamentarismus selbst in seinen Mutterstaaten unter den Schlitten, und es schieben ihn sogar die zur Seite, die durch ihn hochkamen.

Dabei sind es noch die Sachlichen. Ihre Gegner, starr durch Haß und Schulmeinung, entsetzten sich über solchen Frevel und brachten Caillaux zu Fall, trotzdem er in London dem Churchill allerlei Schätzbares abzuwinseln verstanden. Aber es schien ihnen weit nötiger, den Parlamentarismus zu stützen, als den Franken.

Es war kurze Freude. Nach fünf Tagen schon stürzte der Stürzer Herriot seinem

Gestürzten nach und nun kommt Poincaré. Schlimm für die Welt, schlimmer für uns, am schlimmsten für Frankreich. „Morgen steht das Pfund auf 300", rief sogleich nach Caillaux' Niederlage ein Mann aus dem Block der rettenden Tat.

Je höher es steigt, desto tiefer sinken die Hoffnungen auf Währungsanleihen. Wer sollte sie denn geben?

„Die glücklichen Völker" erwiderte Caillaux. Wie sich dies anhört! Es läßt sich viel denken bei einem derartigen Wort. Man erinnert sich der großen Hall- und Jubeltage vom November 1918 und Juni 1919. Damals hielten die Franzosen sich selber noch für ein glückliches Volk. Wie aber kam's? Der Zinsgenießer hat jetzt zwei Sous, wo er früher einen Franken bezog, und die um einen solchen Preis befreiten Elsässer sind obendrein so frei, im freien Frankreich ebenso viel Freiheit zu fordern, als sie im knechtenden Deutschland genossen.

Das ist bitter, und man wütet sich daher aus. Der Soldat benimmt sich in Germersheim mit vaterländischer Ruppigkeit; in belgischen Seebädern feiert der französische Badegast seinen 14. Juli dadurch, daß er dem deutschen gesinnungstüchtig vor die Füße spuckt. Aber sogar im selbstgefälligen England züngelt noch ein gehirnschwacher Haß. Zu Aberystwith in Wales tagte die Völkerbundsliga, und Graf Bernstorff hielt eine Rede. Ein Zuhörer von geistigem Rückstand beschimpfte ihn dafür als elenden Hund und dreckigen Deutschen. Der Tagungsleiter, um den Zwischenfall beizuglätten, brachte dem Angepöbelten ein billiges Lebehoch. Sofort erklärte Lady Asquith ihren Austritt; nicht wegen der Rüpelei, sondern wegen des Hochs. Nun sprach der milde Mittler auch ihr gütlich zu. Gerade Bernstorff gehöre doch zu den „wirklich reumütigen Deutschen". Allein die charaktervolle Lady blieb bei ihrem Entschluß. Man könne dem Mörder seines Kindes verzeihen, aber zum Wärter der andern Kinder mache man ihn darum doch nicht. Rasch scharten sich andere Fundamentalisten der Schuldlüge um ihre Lordschaft; wer kennt nicht das englische Pharisäertum, das so fingerflink ist auf der Rechenmaschine des moralischen Hexeneinmaleinses?

Wir regen uns darüber nicht weiter auf. Aber wenn von Mördern die Rede, dann sagen wir Baralong. Dann weisen wir auf den Gesandten Findlay und erinnern an die deutschen Säuglinge, die zu Hunderttausenden ins Grab welkten, weil England das Völkerrecht brach durch den Herodesstreich der Hungerblockade.

Leider hat Graf Bernstorff das zweideutige Lob eines reumütigen Deutschen nicht abgelehnt. Er hätte darauf hinweisen müssen, daß wir stolz sind und stolz bleiben auf die Schwertstreiche, womit wir uns vier Jahre lang die ungeheure Übermacht eines heimtückischen Überfalls vom Leibe wehrten.

Jüngst wurde das erweiterte Gefallenendenkmal der Berliner Universität enthüllt. Aus ihm spricht der echte deutsche Geist; die treffende Antwort auf Aberystwith: „Invictis victi victuri". Der Theologe Seeberg nannte es daher „Das heilige Dennoch!"

F. H.

(Abgeschlossen am 22. Juli)

Auf der Warte

Militarismus?

Ich freute mich jedesmal, wenn ich vom Ausland zurückkehrte, über die Ordnung und Sauberkeit, die ich in der Heimat antraf. Durch staatliche Regelung schienen hier viele Gebiete der Willkür des Einzelnen entrückt, auf denen anderwärts der Starke den Schwachen, der Gewissenlose den Vertrauensseligen ausbeuten konnte. Schon bei der Ankunft war es erholend, wenn man auf den amtlichen Schein hin seinen rechtmäßigen Koffer ausgeliefert bekam, anstatt ihn mühsam, wie in England, auf dem Bahnsteig aus einer wahl- und planlos hingeworfenen Menge von anderen Gepäckstücken selbst heraussuchen zu müssen. Hier gab es neben eleganten Luxusstraßen keine so verkommenen, schmutzigen Stadtteile wie in London oder Paris, die man nur mit Ekel und dem Gefühl von Unsicherheit betrat, keine derartig zerlumpten Gestalten, bei deren Anblick einen gelindes Gruseln überlief.

In seinem Buche „On the Bummel" spottet Jerome gutmütig über die deutsche Ordnungsliebe. Er behauptet, dem Deutschen sei es erst dann ganz wohl, wenn er nach angestrengter Wanderung auf dem Gipfel eines Berges auch eine Tafel fände, auf der irgend ein Verbot angeschlagen sei. Mir schien die vielgerühmte englische Freiheit immer schon hauptsächlich nur Freiheit zu schlechten Manieren zu sein, von der ein wahrhaft Gebildeter ohnehin keinen Gebrauch macht, und in unseren berüchtigten Verbotstafeln sah ich ein gutes Mittel zur Volkserziehung. Es war doch nützlich, die Gedankenlosen daran zu erinnern, daß es Pflichten und Rücksichten gab gegenüber der Allgemeinheit. Außerdem war es sicher nicht überflüssig, darauf aufmerksam zu machen, daß herumgestreute Papierschnitzel, Apfelsinenschalen und andere unerfreuliche Zeichen menschlicher Anwesenheit nicht zur Verschönerung eines Aussichtspunktes beitrugen. Die meisten Verbotstafeln, die mir begegneten, erschienen mir zweckmäßig und beachtenswert, und ich hätte mir niemals vorstellen können, daß sie halbwegs gebildeten und vernünftigen Menschen als Anreiz dienen würden, behördliche Vorschriften zu übertreten.

Anders freilich erlebte ich es mit den jungen Engländerinnen, im Alter von 16—20 Jahren, die in einer großen Stadt Mitteldeutschlands zwei Jahre hindurch meiner Obhut anvertraut waren. Wenn sie in den Anlagen auf die Inschrift trafen „Verbotener Weg", so empfanden sie dies als eine persönliche Kränkung, und einige von ihnen fühlten sich innerlich getrieben, gerade diesen Weg zu gehen. Daß man in Deutschland den Rasen nicht betreten dürfe, erschien ihnen als eine Schikane von seiten der deutschen Polizei. Obwohl die jungen Damen sich darüber entrüsteten, Frauen schwere körperliche Arbeit verrichten zu sehen, fiel ihnen doch in ausgelassener Stimmung kein besserer Scherz ein, als mit den Füßen das Laub auseinander zu schleudern, das Taglöhnerinnen kurz vorher zusammengekehrt hatten. Diese täglichen Spaziergänge gehörten jedenfalls nicht zu den Annehmlichkeiten des Lebens, und ich fühlte mich heimlich erleichtert, als die berüchtigte deutsche Polizei sich eines Tages wirklich zum Einschreiten veranlaßt sah. Es geschah, als meine Schutzbefohlenen sich einmal durch eine Verbotstafel dazu angeregt gefühlt hatten, auf einer kleinen Insel inmitten eines künstlichen Sees Zweige von den Bäumen zu reißen. Die Missetäter wurden von den Hütern des Gesetzes verhört und zu einer kleinen Geldstrafe verurteilt mit der Wirkung, daß die Spaziergänge künftighin etwas ordnungsgemäßer verliefen.

Nach solchen Erfahrungen machte mir ein englischer Artikel, der mir vor einiger Zeit in die Hand fiel, großen Eindruck. Er stand in der konservativen Zeitschrift „The nineteenth Century and After" mit der Überschrift „Parents first". Der Verfasser, William Hewlett, beklagt darin den T i e f s t a n d d e r e n g l i s c h e n M a s s e n. Eine Hebung erscheint ihm

nur möglich, wenn man vor allem einmal die Erzieher erzieht, in erster Linie also die Eltern.

Hewlett ist sich klar darüber, daß die Ausführung dieser Forderung eine Einmischung ins häusliche Leben bedeutet, und daß die persönliche Freiheit dadurch stark bedroht würde. Wörtlich sagt der Verfasser: „Ist es der Mühe wert, über die Freiheit des Einzelnen zu disputieren, angesichts der Einschränkungen und Verbote, an welche die Forderungen des Krieges und der Nachkriegszeit gewöhnt haben? In unserer Zeit muß man sich ganz klar darüber sein, daß wir, um unsere Freiheit zu sichern, dazu gezwungen wurden, uns mit den Fesseln der Unfreien zu binden, daß wir, um das Preußentum zu töten, es zweckmäßig fanden, bis zu einem gewissen Grade ‚verpreußt' zu werden. Ein Land, das genötigt wurde, seine Nahrungsvorräte zu rationieren, außergewöhnliche Steuern zu erheben, Läden und Häuser zu ungewohnten Stunden zu schließen, die Beleuchtung einzuschränken und Privatgespräche zu überwachen, kann sich nicht als freies Land betrachten."

Wenn auch diese Zwangsmaßnahmen zum größten Teil wieder aufgehoben wurden, so kommt der Verfasser doch zu der Einsicht, daß die Freiheit des Einzelnen eine bloße Redensart sei, ein Schlagwort, nichts weiter. Wenn je, so sei jetzt der Augenblick da, um Reformen anzubahnen, und zwar durch gesetzliche Bestimmungen. Viel mehr als bisher müßten sich die Behörden um die öffentliche Sauberkeit bekümmern. Schlechte Manieren sollten künftig strafbar sein. Rohes Singen auf den Straßen zur Nachtzeit, Störungen im Theater und Konzertsaal dürften nicht geduldet werden. Streng geahndet werden müßten alle Mißhandlungen von Frauen, Kindern und Tieren. Wenn die Behörden bisher eingeschritten seien, so wäre doch die Bestrafung dem Vergehen längst nicht angemessen gewesen. Die größte Sorgfalt müßte der Wohnungsfrage gewidmet werden. Es gälte nicht nur, zweckmäßig zu bauen, sondern auch schön und mannigfaltig, denn Schönheit der Umgebung trage zur Veredelung des Menschen bei.

Mir schwindelte, als ich das gelesen hatte. Welche Wandlung mußte sich in den letzten Jahren vollzogen haben, wenn ein Engländer in einer angesehenen Zeitschrift solche Vorschläge machen durfte! Früher wurde der Begriff der persönlichen Freiheit ja so hoch gehalten, daß Lehrer oft lieber Unarten ihrer Schüler übersahen, als sie zu rügen, aus Angst, diese geheiligte Freiheit zu verletzen. Wenn die Hälfte dieser Reformen durchgeführt würde, so würde aus England ein Polizeistaat schlimmer als das ehemalige Deutsche Reich.

Daß der Boden für solche Anschauungen bereitet ist, bewies mir aber auch ein Artikel in der „Neuen Züricher Zeitung", den ich bald darauf las, unter dem Titel: „Englische Eindrücke". Es heißt darin: „Der Sinn für die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit aller, um zu besseren sozialen Verhältnissen zu kommen, scheint immer mehr zuzunehmen. Diese Resultate wurden allerdings nicht erreicht ohne einige Einschränkungen der persönlichen Freiheit durch Ausnahmegesetze, die während des Krieges eingeführt wurden. Aber diese Einschränkungen werden ganz allgemein gutgeheißen, denn der Krieg hat dem Volke den Sinn für Disziplin und Opfer zugunsten der Allgemeinheit eingepflanzt."

Und wie steht es damit nunmehr in Deutschland, der Geburtsstätte des sogenannten Militarismus?

Schon als ich im Sommer 1915 in die Schweiz kam, fand ich dort bis ins hinterste Dorf alle Menschen von seiten der Entente unterrichtet über das Wesen des „deutschen Militarismus". Mit eigenen Ohren hörte ich, wie sich zwei Waschfrauen darüber unterhielten, daß der deutsche Militarismus unter allen Umständen abgeschafft werden müßte, und daß dies das eigentliche Ziel des Krieges sei. Bis zum Überdruß kehrte das Schlagwort wieder in allen Schweizer Zeitungen — und sehr oft bekannten sich die Artikelschreiber, die im Militarismus die Wurzel alles Übels sahen, als „Reichsdeutsche".

Und wir haben ihn ja nun auch glücklich abgeschafft. Um dafür einzutauschen — was denn?

Thekla Lehnert

Die Ackerfurche

In dem Film von den Schöpfungswundern erscheint nach den zeitlos kreisenden Himmelskörpern ein Bild von unserer Erde: Zwischen großen Schollen läuft senkrecht eine Ackerfurche bis an den Horizont.

Der Krieg hat uns wieder in unsere Urbahn hineingeschleudert: Je internationaler die Technik wird, desto fester gegründet muß die innere Wirtschaft sein. Länder, die früher von unserm Export lebten, sind heute mündig geworden und verarbeiten ihre Rohstoffe selbst. Kolonien fallen von ihren Mutterländern ab wie reife Früchte. Deutschland, auch seiner noch unmündigen Kolonien beraubt, muß teuer einführen, was ihm auf dem inneren Markt fehlt. „Wir zivilisierten Männer und Frauen wissen alles", sagt Kropotkin. „Wir wissen nur nichts davon, woher das Brot kommt, das wir essen, wir wissen nicht, welche Mühsal es denen macht, die es herstellen ... Warum sind die Hungersnöte in Indien unter denen, die Weizen und Reis kultivieren, so häufig?" Haben wir das Recht, ihnen alles zu nehmen, statt selbst unsern Boden so zu bearbeiten wie einen Garten? England fängt notgedrungen heute an, den unnatürlichen Zustand zu verbessern, daß ein geringer Bruchteil seiner Bewohner auf den Feldern arbeitet und fast die Gesamtheit in den Fabriken und andern Berufen. Und Deutschland?

In jeder Nummer der „Deutschen Tageszeitung" werden heute zwischen 100 und 150 Morgen landwirtschaftliche Fläche zum Verkauf angeboten. Kaufen kann diesen deutschen Grund und Boden nur die amerikanische Hochfinanz. 1924 haben wir 1,7 Millionen Hektar weniger an Getreide angebaut als 1913, weil jene Ländereien als Schafweide oder Brache liegengeblieben sind. Das ist Selbstmord. Aber diesen Selbstmord begehen eigentlich arbeitslose und verhungernde Menschen der Großstädte; in Berlin sollen es heute täglich 20 sein. Das Brachland braucht nur ungelernte Menschenarbeit: Umgraben, Dränieren und Düngen, um fruchtbar zu werden. „Dann werden sich Hunderte von Hektaren mit Wärmhäusern bedecken, und Mann und Weib werden daselbst die jungen Pflanzen mit behutsamen Fingern pflegen. Dort werden andere Hunderte Hektare mit dem Dampfschälpflug bestellt und mittels Dünger oder künstlicher Erde, die man durch die Pulverisation von Felsen gewonnen hat, verbessert werden. Legionen gelegentlicher Feldarbeiter werden auf diesen Hektaren eine bienenhafte Tätigkeit entfalten" (Kropotkin). Durch eine solche „ungelernte" Arbeit könnte aus den Menschen eher ein voller Mensch werden als durch das Spezialistentum, das heute Hand- und Kopfarbeit streng scheidet. Nicht die Riesenfarm mit Arbeiterbataillonen, sondern die Kleinfarm, die Gärtnerei, Obstkultur und Geflügelzucht birgt den wahren Reichtum in sich. Frankreichs Wohlstand liegt darin, daß es jetzt 6—7mal so viel aus seinem Boden gewinnt wie vor hundert Jahren. So lebte um 1900 in Frankreich die Hälfte der Bevölkerung von der Landwirtschaft und ein Viertel von der Industrie. Sogar die Sandwüsten und Torfmoore der Ardennen hat es in Gärtnereien verwandelt, und reiche Ebenen sind bewässert. In einem kornexportierenden Lande wie Rußland sind neun Zehntel der ganzen Bevölkerung landwirtschaftlich tätig. Daneben fabrizieren die russischen Bauern Hüte, Möbel, Töpfereiwaren, Spielsachen, alles Industrien, die durchaus auf dem Lande und in Verbindung mit der Landarbeit möglich sind. Aber „Rußlands Fassadenfenster gehen nach dem Sonnenaufgang, nach der Vormittags- und Nachmittagssonne, und nur die Fensterluken der Rückseite stehen nach dem Sonnenuntergang und den Ländern des Abendlandes offen", sagt Sven Hedin. Was bleibt Deutschland übrig, dem seine Kornkammern genommen sind?

Einen Weg zeigt die Tagung der Preußischen Landwirtschafts-Kammern. Sie planen eine Ostlandsiedlung durch Aufkauf der Güter, deren jetzige Besitzer ihr Land nicht selbst ausnutzen und intensivieren können, um es nach der Kultivierung an Siedler aufzuteilen. Der Weg muß gegangen werden, damit wir nicht weiterhin 300000 deutsche Ostkolonisten nach Brasilien schicken müssen, während polnische Landarbeiter für sie auf unsern großen Gütern arbeiten. Der Getreideanbau

ist in Ostpreußen seit der Vorkriegszeit um 22,4 % zurückgegangen, während die Weidewirtschaft um 120 % vermehrt ist. Ostpreußen ist also nicht mehr Kornkammer des Reiches. Es ist menschenarm. Das große Kolonisationswerk des Deutschen Ordens, von den Preußenkönigen fortgesetzt und seit 1906 von der Ostpreußischen Landgesellschaft wieder aufgenommen, darf nicht verloren gehen, sondern wir müssen uns diese einzige uns gebliebene Kolonie erhalten durch Besiedlung mit einem Wall heimattreuer deutscher Menschen. Dazu brauchen wir nach Feststellung des Archivs für innere Kolonisation die Schaffung von jährlich 500 neuen Bauernstellen. Rußland und Frankreich zeigen, daß es sehr wohl möglich ist, Landarbeit mit Industrie zu verbinden. Jedes Dorf kann seine Fabrik haben. Das Kropotkinsche „Habt Fabrik und Werkstätte dicht neben euren Gärten und Feldern" würde die Fabrikfron erleichtern und den Bodenzusammenhang sichern.

Die neue Bodenheimstättengesetzgebung bereitet den Weg für die Innensiedlung. Es wird so kommen, wie Scheffler vor einiger Zeit in einem Hamburger Vortrag sagte: Ob die Menschen es bejahen oder nicht, die Entwicklung wird so gehen, daß die Riesenstädte sich auflösen in ein dichtmaschiges Netz städtischen Charakter tragender Siedlungen. E. B.

Kulturlosigkeit

Es wird sich verlohnen, aus ähnlichen, zahlreichen Bekundungen die folgende Notiz aufmerksam und mit bewußt deutschem sozialen Empfinden auf sich wirken zu lassen:

„Die fieberhafte Spannung, mit der die Boxsportgemeinde der Entscheidung des Meisterschaftskampfes zwischen Samson-Körner und Diener entgegensah, kam am Freitagabend in einer Weise zum Ausdruck, wie man sie selbst bei den größten Kämpfen in Deutschland noch nicht gesehen hat. Mit 12000 Zuschauern, die dem Kampf auf der Rennbahn Berlin-Treptow beiwohnten, ist die Zahl eher zu niedrig als zu hoch geschätzt."

Zwölftausend Menschen sind versammelt, um zuzusehen, wie sich zwei Männer in wütendem Kampfe das Blut aus Mund und Nase hauen und sich gegenseitig die Rippen zerdreschen! Während die deutschen Künstler hungern müssen, ist der gemeinste Sport so beliebt und gepriesen, daß für solche Ausgaben das Geld noch immer flüssig ist. Man überlege sich: wenn jeder der Besucher sich ein deutsches Buch gekauft hätte, welche Hilfe wäre der Literatur erwachsen! Man klagt über Deutschlands wirtschaftlichen Ruin: — wie, sollte man angesichts derartiger Notizen nicht beträchtliche Zweifel hegen müssen?

Es ist nicht allzu lange her, als die „Berliner Illustrierte Zeitung", also ein Organ der Ullsteinpresse, die bekanntlich stark links gerichtet ist, das Bild eines Boxers zeigte, auf dessen Körper alle wichtigen Stellen verzeichnet waren, die es zu treffen gilt, um den Gegner kampfunfähig zu machen. Wer wird sich bei Betrachtung ernsthaft gefragt haben, ob solch eine Abbildung in einer „pazifistischen" Presse überhaupt möglich sei? Da faselt man immer in selbstgefälligen Tönen von der Abschaffung des Militarismus; aber was setzt man an seine Stelle? ... Wie viele von denen, die unsere tapferen Krieger darum lästern und schmähen, weil sie das Vaterland, weil sie Weib und Kind gegen anwütende Feinde verteidigt haben, sitzen mit schwitzendem Behagen in der Arena, um zuzuschauen, wie sich die Menschen „zum Spaß" blutig oder oft auch tödlich zerbläuen! Dorthin trägt man gern den Wochenlohn, auch der arme Proletarier; aber wenn es Parteigetriebe gilt, dann jammert man über den kargen Arbeitsertrag, über Hunger und Elend.

Solange es noch möglich ist, daß ein niedergebrochenes, Kriegsschulden-belastetes, von Wohnungsnot heimgesuchtes Volk sich derartigen „Vergnügungen" hingibt, so lange ist es nicht wert, einer helleren Zukunft entgegengeführt zu werden! E. L. Schellenberg

Überschätzung des Sportes

Ich will sofort in die Sache springen und an einem Beispiel aus jüngster Zeit praktisch dartun, was ich meine.

Mit großer Freude, angehaucht von nationalem Stolz, haben wir die im Yankee-Lande erzielten Erfolge zweier prächtiger deutscher Schwimmer, in erster Linie des breit und männlich gebauten Rademacher und dann des feiner gebauten Froelich, vernommen.

Aber war es nicht ein wenig Überschwang, triumphierte der Biceps, die Arm- und Schenkelkraft, nicht etwas zu sehr, als man die beiden Schwimmer nach ihrer Rückkehr eine Woche lang in Deutschland offiziell feierte? Was konnte man nicht alles an Kulminationen in Sportberichten lesen, deren Verfasser sich gegenseitig in Sportbegeisterung auszustechen suchten?!

Die körperliche und sportliche Tüchtigkeit sowie die Tatkraft etwa Rademachers, die Ersprießlichkeit, ja Notwendigkeit des Sports für unser Volk in allen Ehren! Aber brauchen wir uns in die Gefahr zu begeben, dem Sport wie einem Götzen zu huldigen, wie dies die Amerikaner tun?

Das Deutschland eines Goethe, Schiller und Kant — erlauchte Geister aus neuerer Zeit nicht zu vergessen — hat es nicht nötig, den die Körperlichkeit veredelnden guten und feinen Geist gegenüber der Muskelkraft zu kurz kommen zu lassen. Amerikas Völkergemisch hat keinen Goethe, keinen Schiller, keinen Kant erzeugt, in seiner Kultur findet man statt geistiger und seelischer Feinheit — man denke u. a. an den amerikanischen Film, immerhin, wie der Film überhaupt, ein Nenner moderner Kultur — vielfach eine kitschige Sentimentalität. Und wenn drüben jenes ingenium, in deutscher Geistes- und Kulturgeschichte von Epochen bevatert, von Traditionen bemuttert, von hohen Geistern gesegnet, nur verkümmert anzutreffen ist, so soll das auf uns Deutsche abschreckend wirken.

Der Bürger Amerikas hat sonst noch Züge, die der Nachahmung wert sind.

Biceps et ingenium! Gewandte Körperkraft und Fähigkeiten des Geistes und des Herzens! Körperlichkeit — nicht nur aufs Sportliche bezogen —, die sich ans Materielle nach Notwendigkeit hält, und der gute, aus bewährten edelmetallhaltigen Schächten und Tiefen stammende, sich auch durch Gerechtigkeit und Toleranz auszeichnende Geist — sie mögen sich zueinander finden und eine innige Verbindung eingehen, zum Segen deutscher Kultur und deutschen Volkstums!

Dann würden wir als Nation den Lebensstil erlangen, der uns bisher in der Unruhe und Explosivität unserer Tage versagt blieb.

Dann würde auch der Träger geistiger Werte nicht in den Schatten gerückt vor dem hervorragenden Sportsmann.

A. Gregori

Härten

Wenn Deutschland gesunden will, muß es von innen heraus gesunden. Alle Kongreß-Pflästerchen und dergleichen kostspielige Quacksalbereien können nichts helfen. Wir brauchen eine gesunde Seele, d. h. Lauterkeit, Ehrlichkeit, Treue.

Das fühlt niemand stärker als der deutsche Frontsoldat, den die vier Jahre Kriegsnot und Kriegskameradschaft erzogen haben, und der mit geschärftem Auge sieht, wo es fehlt. Im großen wie im kleinen, im ganzen wie im einzelnen.

Daß die wirtschaftliche Not, unter der das deutsche Volk insgesamt seufzt, eine Folge der Untreue des Staates seinen Gläubigern gegenüber ist, wurde kürzlich erst von berufener Seite im Reichstag dargelegt; daß das Verhalten des Staates zu grausamen Härten führt, dafür nur einige aufs Geratewohl aus der unübersehbaren Fülle herausgegriffene Beispiele, die jetzt die alte Front veranlassen, gegen die Art der Finanzmanipulation des Staates schärfstens Front zu machen. Unsere Frontsoldaten wollen sich die unerhörten Härten nicht länger gefallen lassen, wie das im „Frontbann", im „Stahlhelm" und „Kriegerbund 1914/18" zum Ausdruck gekommen ist und noch stärker zum Ausdruck kommen wird.

Infanterist A. wird im Schützengraben von seinen Vorgesetzten veranlaßt, Kriegsanleihe zu zeichnen; als Belohnung winkt ein mehrwöchiger Urlaub. Er war länger als 1½ Jahre nicht zu Hause. Die kleine Bauernwirtschaft führt seine alte Mutter. Also: „Mutter, schaff Geld!" Sie zögert nicht einen Augenblick. Sie gäbe ja ihr Leben hin, um den Sohn ein-

mal da zu haben; um für die trotz ihres unaufhörlichen Schaffens arg zurückgehende Wirtschaft wieder einmal — wenn auch nur für ein paar Wochen — eine feste Hand zu gewinnen. Geld hat sie nicht. Not und Sorge die Fülle, aber kein Geld. Die Sparkasse gibt 1000 ℳ auf Hypothek. Später noch einmal 800 ℳ. Dafür wird Kriegsanleihe gezeichnet. — Jetzt steht der Sohn als Halbinvalide auf verschuldetem Grund und Boden. Die Hypothek muß er mit 450 ℳ aufwerten, seine Kriegsanleihe aber ist — wertloses Papier. Ergebnis: 4½ Kriegsjahre, Gut und Blut sind geopfert. Lohn: Elend und Verzweiflung.

Infanterist B., Arbeiter mit einem kleinen Häuschen auf dem Lande. Auch er zeichnet Kriegsanleihe, um einen kurzen Urlaub zu erhalten; denn die Frau, die daheim vier kleine Kinder zu ernähren hat, ist unter der Arbeits- und Sorgenlast zusammengebrochen. Nach der Rückkehr an die Front fällt er. — Jetzt will eine Tochter heiraten. Ihre und ihrer Geschwister Ersparnisse mitsamt dem väterlichen Erbe stecken in der Kriegsanleihe (300 ℳ). Aber der Staat zerreißt die Papiere und macht den für Volk und Heimat gefallenen Toten zum Dieb an seinen Kindern.

Auch hier das Ergebnis einer Treue bis an den Tod: Armut und Verzweiflung.

Infanterist C. ist Geschäftsmann. Während seines Frontdienstes von 1916 bis 1918 führt die Frau das Geschäft weiter. Sie wird betrogen, erhält keine Ware mehr und muß schließen. Das Geschäft wird mit Verlust verkauft. Auf Urlaub aber kann der Mann nicht kommen, weil er als Schwerverwundeter in Gefangenschaft geraten. Die Frau kauft „das sicherste Papier der Welt, für das das ganze Reich mit all seinem Besitz haftet“. Das sicherste Papier, Kriegsanleihe, ist heute ein wertloser Fetzen. Der Mann kränkelt, die Frau geht an ihrer „Schuld“ langsam, aber sicher geistig und seelisch zugrunde.

Einsatz: Treue und Opferfreude. Lohn: Elend und Untergang.

Der dauernd Unabkömmliche D., E., F. usw., vor dem Krieg in Bomst oder Ostgalizien mit Lumpen, Papier und alten Kleidern handelnd, bewohnt heute eine herrschaftliche Villa mit 10—15 Zimmern, besitzt ein 100 PS.-Auto und führt ein äußerst einträgliches Handelsgeschäft. Sein Einsatz? Weniger als nichts. Sein Kriegs- und Revolutionsgewinn aber?

Diese Gegensätze, die in ihrer Häufung heute kaum noch alle aufzuzählen sind, sind so kraß, die Härten, unter denen die Besten leiden müssen, so unerträglich, daß hier unbedingt ein Mittel gefunden werden muß, der Bestrafung der Ehrlichkeit, Treue, Vaterlandsliebe, Opferfreude und Hingabe einerseits und der Belohnung der Unehrlichkeit, Untreue usw. andererseits ein Ende zu machen. Wie anders wollen wir denn die Schäden heilen, die seit 1918 der deutschen Seele beigebracht worden sind? Und ohne die Gesundung der deutschen Seele kein Wiederaufbau des Volkes und Reiches. Sch.

Verballhornte Klassiker

Shakespeare und Byron, die beiden größten Dichter Englands, sind für die heutigen Engländer shoking und werden von ihnen nicht geschätzt. Einige Schauspiele Shakespeares wurden zuweilen von findigen Londoner Theaterdirektoren zu Ausstattungsstücken umgestaltet, doch ohne den erwarteten Erfolg. Zuletzt verfiel man in London darauf, einige Schauspiele Shakespeares im Smoking zu geben. So wurde Hamlet vorgeführt, nach der neuesten Mode gekleidet, wie er sich eine Zigarette anzündet und dabei über Sein und Nichtsein redet. Zu Shakespeares letzter Geburtstagsfeier (am 26. April) wurde auf Veranlassung der Britischen Shakespeare-Gesellschaft als Festvorstellung auch der Kaufmann von Venedig in neuester Modetracht gegeben. Der alte Shylock trug Vatermörder, einer der Kaufleute eine große Hornbrille, und Jessica erschien in kurzem Rock und rauchte eine Zigarette.

Gewisse international gerichtete Kreise in Deutschland, die immer nach dem Ausland schielen und Ausländisches nachäffen, veranlaßten einige Theaterdirektoren in deutschen Großstädten, die englischen Verballhornungsversuche herüberzunehmen. In den Hamburger Kammerspielen, wo sonst vorzugsweise ero-

tische Stücke gespielt werden, wurden Schillers Räuber in sensationellem Aufputz vorgeführt: Franz Moor in Pyamma mit Zigarette, Karl Moor mit neuestem Schillerkragen, Amalia im Reitdreß, die Räuber mit Stahlhelm usw. Leider fehlte es nicht an urteilslosen Lobrednern dieser Sensationsspielerei.

Eine Hamletaufführung in den Hamburger Kammerspielen Ende April war mit Jazzbandmusikanten u. dgl. karnevalistisch aufgeputzt und auch textlich verballhornt. Die Totengräber sprachen plattdeutsch. Zu Ophelia sagte Hamlet: „Geh in ein Kloster, Ophelia, geh, mach endlich, daß du weiterkommst." Der gewaltige Fortinbras war gestrichen, statt dessen sprach zum Schluß ein Narr das Regenlied aus „Was ihr wollt".

Bei einer Vorführung von Gounods Oper Faust erschienen die Sänger in neuzeitlichem Gewande, der alte Faust zu Anfang in geblümtem Schlafrock, Mephisto in Stutzerkleid mit Zigarette, Gretchen im Kerker in kurzem ausgeschnittenem Trauerkleid und neben ihr Faust in hochfeinem Straßenanzug. Der Faustwalzer wurde im Foxtrottschritt ausgeführt von Choristen in Oxforder Studententracht, auch von Sängerinnen in durchsichtigen Badegewändern. Die Menge brüllte Beifall. Der Direktor machte glänzende Geschäfte. Das Geschäft über alles! D.

Morcote als geistiger Mittelpunkt

Man schreibt uns aus Freundeskreisen: Jeder Besucher des Luganer Sees kennt wohl die traumhaft-feierliche Stätte der Kirche von Morcote mit ihren Zypressen und Rosen, die wegen ihres Reichtums an intimen Reizen zu den ästhetischen Weltwundern gerechnet zu werden verdient, an denen Natur und Mensch ein Jahrtausend gearbeitet haben. An diesem Ort gründet der Kölner Privatdozent Dr. Ernst Barthel, der Träger des Strindbergpreises für 1925, einen „Geistigen Mittelpunkt für Fundamentaldenken und Lebensaufbau", zu dessen Vortragsveranstaltungen vom 1. bis 15. September 1926, bzw. auch vom 15. bis 30. August, ein Rundschreiben einlädt, das vom Veranstalter (Morcote, Kanton Tessin, Schweiz) Interessenten zur Verfügung gestellt wird. Die Verbindung von Landschaft und Lebensdenken soll, da die Vorträge zum Teil an hervorragend stimmungsvollen Stellen in Aussicht genommen sind, und da der Inhalt der gebotenen Ausführungen, wie die literarische und rednerische Eigenart des Philosophen erwarten läßt, an Wert nicht zurücksteht, ganz neue Wirkungen erzielen.

Die Grundlinien der „real-idealistischen" Welt- und Lebensauffassung, die Dr. Barthel nunmehr auch in Morcote vertreten will, lassen sich im großen ganzen durch sieben Programmpunkte wiedergeben, die hier genannt seien. Polarität, Gegensatz, Spannung und Rhythmus wird als Weltgesetz betrachtet und auf sämtliche Einzelfragen angewandt. In der Welt wird eine überpersönliche, objektive Vernunft anerkannt, die sich widerspruchlich dynamisch entwickelt. Die reiche und harmonische Persönlichkeit im Sinne eines Griechentums der Weisheit und Schönheit wird als Lebensgipfel und als Aufgabe betrachtet. Friedensgesinnung wird als öffentliche Pflicht gelehrt, Friedensermöglichung durch soziologische Technik als geistiges Problem behandelt. Tätiges Wohlwollen und Herzensgüte gilt als ethische Norm. Es wird eine fiktionsfreie Weltanschauung erstrebt, die auf Grund fortschrittlichen Denkens und Forschens von Materialismus und Aberglauben gleich weit entfernt ist und eine Synthese des Wertvollen in entgegengesetzten Weltanschauungen erfaßt. Schließlich will die neue Philosophie dazu beitragen, daß die moralischen Beurteilungen des Sympathielebens von veralteter Enge evolutiv befreit werden.

Dieses Programm wird in Morcote durch Vorträge, Einführungen und Individualbesprechungen ausgestaltet. Es wird beabsichtigt, die Veranstaltungen alljährlich ein- oder zweimal zur Ferienzeit einzurichten und im übrigen durch Schaffung eines Heims Gelegenheit zu seelischer und geistiger Erholung zu geben. Die Grundstimmung der Landschaft wie der Philosophie ist „Seele", wodurch aber nicht gesagt ist, daß der Intellekt zu kurz kommt! Die Barthelsche Kontrast-

philosophie umspannt sehr weite Gegensätze, die man sonst nur als getrennte Bruchstücke vorfindet. An der Gestaltung einer universalen neuen Weltanschauung in Goetheschem Sinne für moderne Menschen durch organisches Zusammenfassen, kritisches Sichten und jugendkräftiges Neuerleben zu arbeiten, ist die Kulturbestimmung des Werkes von Morcote. Es ist unabhängig von Parteien, Konfessionen und Gruppen irgendwelcher Art. Allein auf die Tatkraft und die Philosophie seines Urhebers gegründet, will es Menschen sammeln, die gleich ihm in den gegebenen Weltanschauungen keine Möglichkeit finden, das Streben nach vollkommeneren zu unterlassen. Dr. Barthels Philosophie verbindet nach dem übereinstimmenden Urteil vieler Kritiker die Eigenschaften der Originalität und der Allgemeinverständlichkeit in seltener Weise.

Das genannte Rundschreiben trägt als Motto das Nietzsche-Wort: „Frei steht großen Seelen auch jetzt noch die Erde. Leer sind noch viele Sitze für Einsame und Zweisame, um die der Geruch stiller Meere weht!" Es wäre wohl erfreulich, wenn manche, die sich abseits vom Orte ihres Berufes einige Wochen erholen können, in den Herrlichkeiten einer einzigen Landschaft und den Stimmungen einer neuen Philosophie Größeres aufsuchen würden, als man üblicherweise in Natur und Geisteswelt einmal verbunden findet.

Deutsche Richtwochen

Seit dem Herbst des letzten Jahres hat die Jugendbewegung einen neuen Weg beschritten, um an die großen und schweren Aufgaben, welche die Zeit stellt, näher heranzukommen. Ich meine damit die „deutschen Richtwochen", von denen bis heute im ganzen drei stattgefunden haben. Ihr Leiter ist der bekannte Dichter Georg Stammler, der schon lange neben seinen Schriften persönlich an der Heranbildung einer jungen, verantwortungsbewußten Führerschicht arbeitet. Die Bauernhochschule und auch das junge Artamanenwerk lagen ihm dabei besonders am Herzen.

Wie er selber schreibt, will die „Richtwoche" deutschgesinnte Menschen — vor allem Jungvolk und vor allem solche, denen eine Führerpflicht obliegt — zu einer freien Unterrichtsgemeinschaft zusammenschließen, in der die Grundlagen unseres Volkstums besprochen werden, so daß sie dabei aus dem Dunst der Tagesmeinungen und Schlagworte heraustreten und in ihren tieferen Zusammenhängen verständlich werden. Der Zweck der Woche ist also kurz gesagt: Richtung zu geben und zugleich das Bewußtsein der persönlichen Verantwortlichkeit für unser Volkstum zu wecken.

Die letzte Richtwoche fand in der Woche nach Pfingsten in dem schwäbischen Flecken Heubach am Fuße des Rosensteins statt. Etwa fünfundzwanzig Burschen und Mädchen aus den verschiedensten Berufen waren erschienen, darunter auch etliche, die außerhalb der Jugendbewegung stehen. Die Persönlichkeit des Leiters, seine richtunggebende Arbeit, die vor allem auf Verinnerlichung und auf die ewigen Ziele des Menschenlebens eingestellt war, dazu die Leibesübungen, Volkstänze und ganz besonders das frisch und freudig betriebene Singen schufen binnen einer Woche ein festes Band, das die Teilnehmer zu einer engen Gemeinschaft zusammenschloß. Erzählungen aus dem eigenen Leben sowohl des Führers als auch der Teilnehmer halfen dabei in trefflicher Weise mit. So herrschte durch die ganze Woche hindurch ein herzhafter und doch feiner Ton. Einer geistigen Überspannung war durch guten Wechsel von Bewegung und unterrichtlicher Tätigkeit vorgebeugt. Auch stand äußerlich die ganze Woche unter dem Zeichen der Lebenserneuerung, was sich in Sitte und Brauch, Nahrung und auch notwendiger Ruhe ausprägte.

Die Behandlung der Fragen geschah durch Vortrag des Führers und durch Aussprache, die der Leiter doch immer straff in Händen behielt und vor Abwegen bewahrte. Außer ihm bestand das ganze „Lehrpersonal" nur noch aus dem jugendlichen Singemeister, der zugleich die Leibesübungen unter sich hatte. Die Fragen, die zur Behandlung kamen, waren: Deutsche Not und Notwende; Stadt und Land; Deutsches und römisches Recht; Führertum; Lebenserneuerung und Reformertum; Vom

Mannes- und Weibtum und vom Sinn der Ehe. — Ausgegangen wurde von dem betrübenden Blick, den kürzlich Börries von Münchhausen auf die deutsche Volksseele geworfen hat. Wir verzweifeln trotzdem nicht; die allergrößte Not wird unserem Volke erst zum neuen Leben verhelfen; so daß es die Fremdformen, in die es aus Bequemlichkeit geschlüpft ist, abstreifen und wieder Eigenes gestalten wird. Was getan werden kann, ist Arbeit im kleinen Kreis, in dem jeder steht. Die Berufsarbeit bedarf neuer Auffassung. Eine Verwachsung des Menschen mit seiner Arbeit tut vor allem beim Industriearbeiter not. Der Technik stehen hier große ethische Aufgaben bevor: die Maschine muß wieder dienend, der Mensch führend werden. Dabei muß jeder im Volke spüren, daß er mit notwendig ist. Führer müssen auch alle unsere Fachleute werden; Führer sein heißt, selber unter göttlicher Führung stehen. Dazu gehört ein neuer Sinn: Gemeinschaft an Stelle der „Gesellschaft" und Gemeinsinn an Stelle des nur privaten Denkens. Das gilt auch im Rechtlichen. Damit aber das Neue kommen kann, müssen wir selbst ein Beispiel werden und mit der Erneuerung an unserem Leben anfangen: alles Hemmende wegräumen; den Leib wieder im engen Zusammenhang mit Geist und Seele sehen, als ein Stück, womit dem Volke gedient werden muß. Opfern, willig Not erleiden, wo es das Schicksal will, das soll uns einen neuen Adel schaffen. Und daran mitzuwirken ist vor allem die Ehe bestimmt. Auch als Mann oder Weib sind wir in einen festen Verantwortungskreis hineingestellt, der in der Ehe zur höchsten realen und sinnbildlichen Aufgabe hinanwächst.

Der Wandervogel hat den Schutt wieder weggeräumt, die Quellen aufgerissen, die Freiheit geschaffen, in der nur echtes Leben gedeihen kann. So konnten doch weite Kreise des Volkes der Wurzel und dem uralten Erbe des Deutschtums nahe gebracht werden. Aber damit war zunächst nur der Abstand gezeigt, der sie von dem Zeitgeist trennte. Ungeheure Aufgaben tauchten vor dem für Verantwortung bewußt und reif gewordenen jungen Deutschen auf. Was jedoch nun eintrat, das war eine schmerzhafte Zerrissenheit, eine durch allzuviele Probleme und oberflächliche Schriften hervorgerufene Ziellosigkeit und Unsicherheit der Bewegung, die nur allzuoft ein schwankes Rohr war, das nach allen Winden sich stellte. Schon ein Schritt weiter war es, als doch manche den Wert der Zucht und Beschränkung erkennen lernten und sich offen zum Volkstum und seinem Schicksal bekannten. Man spürte, daß wahre Religion nur möglich sei in enger Verbindung mit dem Volkstum und Volk als einem Gottgeschaffenen, einem Lebenskreis, in den man hineingeboren war. Menschentum bedeutet für den Deutschen, daß er deutsch sei!

Nun wird auch das Ziel und der Zweck der Richtwochen klar. Man könnte ihnen ein Wort Friedrich Lienhards als Leitspruch voranstellen: „Der größte Teil der aufgeregten jetzigen Jugend verpufft sich zu früh. Sie wissen das Heiligste nicht zusammenzuhalten, was der Mensch besitzt: die Herzensglut. Sammelt euch in stille Gruppen, ihr Edelsassen, und nährt das heilige Feuer, bis es kräftig genug ist, zu leuchten für viele!"

Otto Schmid

Nachschrift: Georg Stammler arbeitet darauf hin, einen ständigen Platz für seine Unterrichtstätigkeit zu finden. Vorerst zwingen ihn die wirtschaftlichen Verhältnisse, daß er mit seinen Richtwochen von Ort zu Ort, von Ackerfeld zu Ackerfeld wandert. Nähere Mitteilungen darüber können von der Kanzlei der Deutschen Richtwochen, Mühlhausen in Thüringen, bezogen werden.

Herausgeber: **Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard.** Verantwortlicher Hauptschriftleiter: **Dr. Konrad Dürre.** Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten **An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4.** Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart



Ruine am Rhein — Georg Broel



ZUM SEHEN GEBOREN ZUM SCHAUEN BESTELLT

Herausgegeben von Prof. Dr. h.c. Friedrich Lienhard
Begründer: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß

28. Jahrg. September 1926 Heft 12

Das ist des Menschen Ruhm,
zu wissen, daß unendlich sein Ziel ist,
und doch nie stille zu stehen im Lauf. Nie
werd' ich mich alt dünken, bis ich fertig bin,
weil ich weiß und will, was ich soll. Dem
Bewußtsein der inneren Freiheit und ihres
Handelns entspricht ewige Jugend und
Freude. Dies habe ich ergriffen und lasse es
nimmer, und so sehe ich lächelnd schwinden
der Augen Licht und keimen das weiße
Haar. Nichts, was geschehen kann, mag mir
das Herz beklemmen; frisch bleibt der Puls
des innern Lebens bis an den Tod.

Schleiermacher

Nach der Sündflut

Von Hans von Wolzogen

Es wird viel davon geredet, daß wir einem Chaos, oder deutsch gesagt: einer Sündflut entgegengehen; und es sieht in der Tat ganz danach aus. Das menschliche Beharrungsvermögen, oder noch deutscher gesagt: die angeborene Faulheit und Feigheit, beruhigt sich dabei und läßt die Dinge gehen und kommen, wie sie mögen und müssen. „Es ist ja doch nichts zu wollen“, meinen die einen; „warten wir ab“, sagen die anderen. Etliche Mutigere und Klarerblickende gibt es freilich, welche an mögliche Gegenmittel und Schutzvornahmen denken; nur leider sind sie selber gehemmt durch Dämme enger Bindungen an Parteien und Prinzipien verschiedener Art und gegensätzlicher Richtung. Eben durch diese Dämme nach innen ist der nahenden Sündflut der Weg erst recht freigelegt worden. So scheint es denn das Richtigste und Wichtigste, beizeiten noch Dämme nach außen zu schaffen, welche den Andrang der Flut zurückhalten können. Beizeiten! Wenn nur nicht die Zeiten schon versäumt sind!? Wo ist die Einigung, oder wie soll sie sich noch erreichen lassen, wo alles nur Zwiespalt und Zerrissenheit ist?! Das müßte ein gewaltiger Deichhauptmann sein, der heute noch mit der Vollkraft des unbedingten Herrenwillens die ganze Masse zwiegespaltener und widerstrebender Einzelkräfte und Schwächen zusammenzuballen vermöchte gegen die Flut, die doch gar nicht allein von draußen, vielmehr im Grunde aus eigenen inneren Schulden quillt!

Von einem solchen Deichhauptmann ist diesseits der Flut nichts zu bemerken. Er müßte uns erst aus dem Innersten unserer Art und unserer Not empor- und zuwachsen. Manche mögen sein Bild in ihrer Vorstellung jenseits der Flut auftauchen sehen. Der alte Mythos vom Heiland-Helden der goldenen Zukunft! Aber nur als schattenhafte Angstgeburt des unheldischen Gehenlassens und Abwartens — wie soll uns dieses Bild noch Trost und Beistand sein *vor* der Sündflut? —

Doch ist der Blick auf etwas *nach* der Sündflut nicht ohne Wert und Bedeutung. Es gibt gar keine Sündfluten, in denen alles versinkt und ertrinkt, was war, ist und werden könnte. Immer wird noch etwas nach der Sündflut sein oder wieder sein, es fragt sich nur: was? Der Mythos vom Heiland-Helden braucht kein Schattenbild zu sein. Nur bedarf auch der Held seiner Welt, und diese Welt ihre Bürger, wahrscheinlich immerdar recht wehrhafte Bürger. Denn es ist gar nicht gesagt, daß nach der Flut nur eine Arche der Guten auf dem Ararat geborgen bliebe: die Flut zerrinnt, aber die Sünde bleibt. Der Kampf mit dem Bösen ist die Dauerbestimmung des Erdenlebens. Nicht die goldene Zukunft dürfen wir nach irgendwelcher zeitlichen Sündflut erwarten; im Gegenteil: gerade weil der Kampf mit dem Bösen die Dauer-Erscheinung der irdischen Zeitlichkeit ist, darum dürfen wir allezeit auf eine Zukunft rechnen, darum gibt es eine Zukunft nach der Sündflut. Und eben für diese Zukunft müssen wir uns rüsten, müssen wir leben und streben, auch sterben, wenn es sein muß, und jedenfalls überzeugt sein, daß Gehenlassen und Abwarten nicht die rechten Mittel sind der Sündflut gegenüber. Unsere ernstesten Aufgaben und Pflichten liegen über sie hinaus. Sie ist nicht das Ende, wohin die Zeit drängt und zielt, sondern der Vorhang vor einer neuen Zeit. Er wird zerrissen

wie ein Nebel, und die neue Zeit wird dasein, nur eine andere Form des uralten Spieles, der Menschengeschichte. Darauf aber kommt es an: wie werden wir Menschen dann unsere Rolle spielen, im Ernst: wie werden wir unserer Zukunft gerecht werden? Werden wir noch ihrer wert sein, werden wir ihre wehrhaften Bürger, werden wir, die wir heute Deutsche sind, auch dann noch echte und rechte Deutsche sein? Daß wir das seien, das ist unsere Aufgabe für die Zeit nach der Sündflut, gleichviel ob sie nun kommt oder nicht, ob wir ihr standhalten, sie noch eindämmen können, oder sie über uns kommen lassen und hindurchzukommen suchen müssen. Sie ist nicht das Ende und soll auch nicht das Ende unserer Gedanken sein. Helfen uns keine Gedanken, keine Pläne und Versuche mehr gegen sie, so denken wir eben über sie hinaus. Raffen wir alles Gute, alles Menschenwürdige, alles Deutsche von alters her in uns zusammen, so stark, so bewußt, vor allem: so rein als möglich. Denn nur das reinste, vom Zeitlichen mindestbefleckte Deutschtum vermag überhaupt über die Zeit hinaus die neue Zeit, die Zukunft, zu bilden und zu beseelen.

Das Beste der Vergangenheit, wie könnte es das nur Zeitliche, Vergängliche sein! Die idealen Werte sind es, welche die Zukunft nötig hat. Wieviel mehr gilt dies von der Gegenwart, die wir so völlig versponnen sehen in ihre zeitweiligen politischen und wirtschaftlichen Sorgen und Zwiste! Nichts von den Leiden der Geschichte, den Kämpfen der Parteien des Tages soll sich mischen in die reinen Formen eines neuen Deutschland. Es handelt sich ja nicht um einen Zukunftsstaat. Jede Zeit mag ihren Staat bilden, jeder Staat seiner Zeit dienen. Hier aber heißt die innere Form der Zukunft: *Kultur*. Den kulturellen Dingen und Belangen widmet sich die Arbeit der deutschen Geistesmenschen, welche mit dem einigermaßen verpönten Namen der „Idealisten" eine heilige Pflicht gegen das reine Deutschtum sich auferlegt wissen. Die schöne Vereinigung von Weimar und Bayreuth, die beglaubigten Stätten eines lebendigen deutschen Idealismus, welche wir jüngst erleben durften, war ein bedeutsamer und hoffnungsvoller Schritt auf dem Wege dieser geistigen Bestrebungen — in kürzester Fassung: *aus der „Politik" zur Kultur*. Wir glauben damit auch dem Begriffe des „Völkischen" seine überparteiliche Weihe gegeben zu haben. Möge nun die Jugend, welche jene Vereinigung so begeistert feierte, mit vollem Bewußtsein in die ernst-freudige Arbeit des deutschen Idealismus eintreten, keine Sündflut fürchten, sondern auf das jenseitige Ufer blicken! Nicht eine gestrandete Arche mit allerlei Getier der alten Erde — nein: ein wurzelfester Baum im eigenen Boden, in dessen grünem Wipfel die jungen deutschen Vögel ihre Heimatlieder singen: das ist uns das Bild unseres lieben Vaterlandes, unserer geweihten Muttererde, auch nach der Sündflut.

Hochsommer

Von Margarete Ihle

**Diese Tage sind so wunderklar,
Lichtdurchströmt und so im Glanze trunken,
Daß der Abend, tief in sich versunken,
Sinnt, wie übergroß die Schönheit war.**

**Überfluß und seliges Verschwenden,
Tiefstes Ruhen und Vollendetsein —
Still, wie unter mutterweichen Händen
Schlummert endlich alle Sehnsucht ein.**

Maria von Jever, die friesische Häuptlingstochter

Erzählung von L. Schwenger-Cords

(Schluß)

Um die Mitte des März sprang das Wetter noch einmal um. Der Winter behauptete sich noch ein letztes, verzweifeltes Mal mit rauher Strenge. Schneestürme fegten über das niedere Land, rüttelten ungebärdig an den Dächern, wirbelten in den Gärten die schwachen Zweige von den Bäumen und ließen die frühen Veilchen erschauern und ihre Knospen enger zusammenfalten.

Harro Onken wurde die Zeit lang. Ehrenvoll war der Posten wohl, den Enno ihm anvertraut hatte, aber ein Soldat und Abenteurer wie er, der sich an allen Weltenden herumgeschlagen, vermochte nicht lange untätig still zu sitzen. Was war er hier weiter, als der knurrige, bissige Schäferhund, der die Schafe hübsch in der Hürde zusammenzuhalten hat? — Denn geduldig wie Schafe schienen diese Jeverländer, froh, daß der Wolf, der unter sie gefahren war, ihnen fürs Erste das Leben ließ. Nur die Häuptlingstochter hatte eine Art, die die Zähne wies.

Harro Onken fühlte noch jetzt eine ärgerliche Scham aufsteigen, wenn er des Hochmuts dachte, mit dem Maria sein Angebot abgelehnt. Verflucht! Enno mochte sich andere Boten aussuchen, als gerade ihn.

Er, der auf einer Abenteurerfahrt in griechischen Meeren ein Piratenfahrzeug erstürmt und mit dem Schwert gesäubert hatte, er sollte sich von einem Jungweib — und sei sie eine Königstochter — abkanzeln lassen wie ein vorlauter Knabe?!

Harro Onken tat einen tiefen Zug aus dem Humpen, der vor ihm stand, — immer noch strömte der Wein aus Poitou den durstigen Eroberern, — er verstand Enno nicht. Das Weib war eine Grafenkrone wert — warum griff er nicht zu? — Harro Onken versank in Träume, — ein blasses, süßes Gesicht umgaukelte ihn, große Augen, ein schön geschwungener Mund — Chloë, die Beute, die ihm auf dem Piratensegler in die Hände fiel, damals, als er wie ein Wiking die südlichen Meere gestürmt hatte. Sie verband ihm den tiefen Hieb quer durch die Wange, mit dem ihr Eigentümer ihn getroffen, ehe ihn selbst Harro Onkens Degen mit tödlichem Stoß niederstreckte.

Der Wind heulte um das Schloß und rüttelte an den Fenstern. Ein Klirren und Klappern. — — Der Hauptmann setzte den Humpen ab und lauschte — —

Ach, das war das Klappern der Würfel unten im Vorzimmer, wo Ubbo Beninga und Heino Berum mit verbissener Wut wie zwei kämpfende Keiler sich in das Spiel verkrampft hatten. Tap — tap — dazwischen der eintönige Tritt der Wachen. Und Harro Onken schloß die Augen und küßte das griechische Mädchen. Wie lind waren ihre Hände gewesen — wie grenzenlos ihre Demut — — sie wußte, was Weib sein heißt. Das müßtest du diese stolze Maria lehren, Enno! fuhr es ihm durch den Sinn. Und der Wein, der Gaukler, tat seine Schuldigkeit, immer buntere Bilder der Erinnerung gaukelte er ihm vor.

Er tanzte mit seinen Matrosen in der Schenke einer kleinasiatischen Küstenstadt. Wild und toll hatte sie der schwere, griechische Wein gemacht. Sie tanzten und stapften auf wie die übermütigen Teufel, sich und der Welt hohnlachend, ekstatische Schreie ausstoßend, mit denen die südlichen Völker ihre Tänze begleiten.

Bis Harro Onken, der Hauptmann, plötzlich in seinem Toben innehielt und mit gläsernem Blick in den dunklen Hintergrund des Raumes stierte. Da lag Chloë in den Armen eines türkischen Stutzers.

Harro Onken brüllte auf, riß das Messer aus dem Gürtel und stürzte auf den Türken zu. Der stand wie der Blitz und durchschnitt im Handgemenge, in dem er der Gewandtere blieb, dem Hauptmann die Sehne der linken Hand. Onken, vom plötzlichen Schmerz gelähmt, wich einen Augenblick zurück — da schlug ihn der Türke mit einem Stuhl auf den Kopf. Das war das Signal. Das Handgemenge griff über auf die Matrosen und die anderen Zecher, — Brüllen, Klirren, Poltern und Hohngeschrei. — — Die Stube schien zu wirbeln — da, krach! Was war das?! — Der Schuß eines Pistols, — noch einer, kurz und dumpf aufeinander folgend. Klirren, Dröhnen, Johlen, Schuß auf Schuß — — — Harro Onken war aufgesprungen. Der Pokal fiel um und zerbarst, Wein floß zu Boden. Der Hauptmann riß den Degen aus der Scheide. Die Tür krachte auf, — Soldaten fluteten herein, ihnen voran Ubbo Beninga, blutüberströmt —

„Überfall!“ stöhnte er auf, zusammenbrechend.

Harro Onken haute um sich wie ein Wahnsinniger, — von allen Seiten quollen die Feinde herein, als ob Wände, Türen und Fenster sie ausspieen.

„Enno!“ schrie Onken, „Enno!“ Wie einen Schlachtruf brüllte er den Namen. Er wehrte sich heldenmütig, der alte Landsknecht.

Da prallte ihm ein heller, herrischer Ruf entgegen: „Maria!“

Ein Gesicht tauchte vor ihm auf aus dem Gewühl, grobknochig, lederfarben, blaue, unerschütterliche Augen — — Und noch einmal: „Maria!“

Harro Onken taumelte. An die Schläfe hatte es ihn getroffen mit kleinem, hartem, peitschendem Schlag. Er taumelte in Rauch und dumpfen Klang hinein. „Enno!“ wiederholte die Treue noch einmal mit sterbenden Lippen. Das Gewühl ging über ihn hinweg.

Eine Stunde später klang Boing von Oldersums heller, harter Befehl durch den Saal: „Tragt die Toten hinaus in den hinteren Hof! Öffnet die Fenster! — Die Räume werden gesäubert! Morgen zu Mittag bezieht die rechtmäßige Herrin von Jever ihr Schloß!“

* * *

Nun strömten sie alle befreit herbei, die sich vorher gedrückt in den Häusern gehalten hatten. Nun griffen ihre erlösten Gedanken noch nachträglich zu den Waffen und taten die Tat Boings noch einmal.

Vorfrühlingssonne tauchte aus den windgejagten Wolken und spiegelte die Fenster in blendendem Licht.

Maria stand im großen Mittelfenster über dem Eingangstor, festlich geschmückt, zu beiden Seiten ihre kindlichen Schwestern. Mütterlich stand sie da und neigte grüßend den Kopf zu dem Jubeln der Jeverländer.

Boing hatte einen Kranz waffenstarrender Abwehr rund um das Stadtgebiet aufgestellt, aber Enno, der Übertölpelte, war weit, schlug sich im Braunschweigischen herum, suchte Beziehungen zur großen Welt, pokulierte und liebte. Als ihn die Nachricht von dem Verlust Jevers traf, lag er in den Armen einer schönen Frau von

hohem Rang, die um seinetwillen die Ehe brach. Aber sie hatte keinen großen Dank davon. Denn der Verführer überließ sie ihrer sehnsüchtigen Sünde mit dem Namen einer anderen Frau auf den Lippen.

„Maria!" hatte er gerufen, als der Kurier die Unglücksbotschaft vorbrachte, und man wußte nicht recht, rief er die Heilige an oder meinte er den Namen als Fluch?

Boing von Oldersum befehligte die Waffen, die auf seinen Ruf zur Verteidigung Fräulein Marias sich zusammengeschlossen hatten. Er war überall, — der lebendige Pulsschlag seines Werkes und dennoch wenig zu sehen, sich hinter der Tat verbergend.

Maria selbst entbehrte ihn fast, hätte ihm gern in Ruhe und Herzlichkeit den Dank abgestattet, den sie ihm in der Erregung des Geschehens nur flüchtig erweisen konnte. Aber er hielt sich zurück mit einer Bescheidenheit, die wie Stolz wirkte.

Täglich überschritt indessen Klaus Remmers wuchtige Gestalt die Schwelle des Schlosses, um der jungen Herrin mit Rat zur Seite zu stehen.

Der kluge Priester sah in Marias Herz wie in einen klaren Quell. Er, der der Freund ihres Vaters gewesen, fühlte das Wesen der Tochter, und es hätte nicht der keuschen Geständnisse ihrer Beichte bedurft, um ihn den Kampf, den ihr Herz kämpfte, wissen zu lassen.

Ihm äußerte Maria eines Tages den Wunsch nach einer Unterredung mit Boing. Sie plante, die Stadt und das Vorgelände zu befestigen und Boing mit der Leitung dieses Werkes zu betreuen. Noch hielt Enno sich ruhig, aber seine Tücke und sein gekränkter Übermut würden sich eine Rache nicht entgehen lassen.

Boing kam. Und als ob er Marias Gedanken geahnt hätte, breitete er einen durchdachten Befestigungsplan vor ihr aus. Es fehlte nichts, als der Befehl zum Angriff der Arbeit. Den erteilte die Herrin ungesäumt.

Und in einem Tone, in dem leise der Befehl durchklang — es wurde ihr schwer, so zu sprechen, aber die Klugheit gebot es ihr —, bat sie Boing, sie täglich auf einem Ritt durch das Gelände zu begleiten, da sie sich von der Beschaffenheit ihres Landes und den Möglichkeiten der Verteidigung selbst überzeugen wolle.

Boing verneigte sich stumm, und Marias Augen zögerten einige Herzschläge lang auf seinem Antlitz.

O Lust, zu Pferde in den erwachenden Frühling zu sprengen!

„Prinz", den rotbraunen Hengst, ritt Maria, ihr liebstes Pferd, das der Vater ihr noch geschenkt. Er war unter den groben Fäusten der Leute Ennos verstockt und verbockt, aber als er die Stimme der Herrin hörte und ihre Hand spürte, schnupperte er erst wohl noch, die Ohren spitzend, zur Seite, fügte sich dann aber bald dem gewohnten Zügel und stieß während des Rittes ein freudiges Wiehern aus. Boing trabte auf schwererem Tier neben Maria, Reitknechte folgten.

Boing gab knapp und gehorsam Auskunft wie ein Offizier seinem Vorgesetzten. Er wunderte sich im geheimen über die klugen Fragen des Mädchens. Hin und wieder streifte sein ruhiger, still abwartender Blick die hohe Gestalt im knappen Sammetkleid.

Die Stadt wurde mit Wall und Graben umzogen. Wo Gräben schon durch natürliche Wasserläufe vorhanden waren, hatte Boing die Befestigungen geschickt eingefügt. Die Wälle sollten an drei Stellen mit Toren abschließen: das Schloßtor, nach dem Markt zugewandt, das St. Annentor an der friesischen Heerstraße und das

Wangertor gegen das Wangerland hin. Die Wälle wurden wiederum durch Vorwerke gesichert. Weit nach dem Harlingerland und Ostfriesland hin hatte Boing die Wachtposten vorgeschoben.

Marias Gedanken sahen das Werk schon vollendet. Sie wußte hauszuhalten und vermied jeden Aufwand, um alle Mittel für die Sicherung der Stadt bereitzustellen.

Sie ritt mit Boing am „Langen Rick" entlang, dem Kanal, der zum Hooktief und zum Meer führte.

„Ich will, daß die Stadt sich regt, Boing", sagte sie. „Warum soll in Jever der Handel nicht ebenso blühen wie in Emden? — Laßt uns erst einmal in befestigter Ruhe leben, so sollen unsere Schiffe, die jetzt nur spärlich auslaufen, gleich einer Flotte nach England, Holland und den Südmeeren segeln. Ich sehe schon die Häuser der Kaufherren sich den Damm entlang reihen." Und sie lachte übermütig.

„Scheltet Ihr mich nicht, Boing, daß ich, die ich mit Tatsachen rechnen sollte, meine Pläne wie bunte Seifenblasen ins Blaue schicke? — Jedes Kind in Jever tut es mir gleich", fügte sie, ihrer selbst spottend, hinzu.

„Jedes Kind in Jever wird Euch einmal um dieser Eurer bunten Pläne willen lieb haben, Maria."

Boings Stimme zitterte. Maria fühlte die Wärme seiner Worte. Sie hob scheu den Blick und traf seine Augen, in denen die Ruhe einem jäh hervorbrechenden Aufleuchten gewichen war.

* * *

Im Schloßgarten zu Jever rankten die Rosen, ja, sogar an den rauhen Quadern des alten Turmes wagten die Blühenden emporzuklettern.

Um die hohe Sommerzeit ritt ein Kurier aus Emden in die Stadt ein. Er brachte ein Pergament an den Rat zu Jever von Enno, dem Grafen von Ostfriesland.

Darin wurde erinnert an den geschlossenen Vertrag, nach dem Jeverland, Östringen und Rüstringen sich mit Ostfriesland vereinigen sollten unter der gemeinsamen Herrschaft von Enno, Grafen von Ostfriesland, und Maria, Tochter des Häuptlings Edo Wiemken, die, um die Gemeinsamkeit vollständig zu machen, die Ehe miteinander einzugehen sich bereit erklärten.

Nun habe freilich, fuhr die Botschaft pfiffig fort, Enno sich eines unüberlegten Streiches schuldig gemacht, doch sei die Verletzung der Jeverländer Ehre durch ostfriesisches Blut gesühnt, und so Fräulein Maria vergessen und sich den früheren, weitschauenden Plänen wieder zuwenden wolle, harre ihrer die Grafenkrone von Ostfriesland und beider Länder eine gesegnete, entwicklungsreiche Zukunft.

Unterzeichnet war das Schreiben von dem Rat der Stadt Emden in gräflichem Auftrag.

Die Ratsherren zu Jever schüttelten die Köpfe. Da waren wohl manche, die dem Schreiben recht gaben, und auch heute noch eine Vereinigung mit Ostfriesland für ratsam und dem Lande förderlich hielten. Aber die meisten empörten sich für ihre Herrin. Ja, wäre sie nicht die Tochter Edo Wiemkens gewesen! — Aber sie kannten das Häuptlingsblut und sie liebten es. Ha ha, der gräfliche Schlaukopf! Jetzt, wo das Land sich entwickelte, alle Möglichkeiten zur Machtentfaltung ihm offen lagen, jetzt möchte er den fetten Fang tun.

Sie waren von je schlaue Fischer, die Emdener.

Und der Rat wählte eine Abordnung, die Fäulein Maria das Pergament überreichen sollte, und ernannte Klaus Remmer zu ihrem Führer.

Der Priester lachte schallend. Es hätte ihm nichts Lieberes werden können, als diese Führerschaft!

Fräulein Maria kam von der Rotwildjagd. Die Meute kläffte im Schloßhof. Die Herrin von Jever stand noch im grünen Jagdkleid, die Hetzpeitsche in den mit langen Stulphandschuhen bekleideten Händen, den Kopf vom federumbogenen Barett bedeckt, als ihr die Abordnung gemeldet wurde.

Sie empfing sie unverzüglich, da sie Wichtiges vermutete. Boing von Oldersum stand neben ihr.

Es war ein sonderbares, übermütiges Funkeln in den Augen Klaus Remmers, als er die Botschaft verlas. Nachdem er geendet hatte, schaute er auf und überreichte Maria das Pergament.

„Zu Eurem Entscheid, edles Fräulein", sagte er, höfisch sich verneigend.

Maria stand regungslos. Sie war bleich geworden bis in die Lippen, doch langsam wich die Blässe einer auffallenden Röte.

Erregung verhielt ihre Stimme, als sie fragte: „Wo ist der Kurier?"

„Er wartet unten im Vorzimmer", meldete ein Bedienter.

Im Vorzimmer, in dem Zimmer, in dem Maria die qualvollste Nacht ihres Lebens verbrachte.

„Ich bescheide ihn hierher", befahl sie kurz und hart.

In der Atempause, die verging, wagte keiner zu sprechen.

Der Kurier stand vor der Herrin von Jever in dienstlicher Haltung.

„Ihr habt Eurem Herrn, dem Grafen von Ostfriesland, Antwort zu bringen, Kornett", begann Maria und fuhr, den hämmernden Schlag ihres Herzens bezwingend, fort: „Der Bescheid sei kurz — er wird Euer Gedächtnis nicht beschweren. Tretet hierher!"

Und sie trat an das große Fenster, das weit geöffnet stand.

Im Hof trieben die Jagdknechte die unruhige Meute zusammen.

In jähem Entschluß ballte Maria das Pergament in ihrer Hand und hob die papierne Kugel hoch. Hell zitterte ihre Stimme:

„Hetz', Roland — Cäsar, Lux — hetz', Diana, pack's, mein Hund!"

Und im Bogen geschleudert, fiel das Pergament in die Meute nieder, die, von den Rufen angefeuert, sich darauf stürzte, um es in einem Augenblick in Fetzen zu zerreißen.

Maria wandte sich ins Zimmer zurück:

„Das ist alles, was ich dem Grafen von Ostfriesland zu sagen habe!"

Der Kurier riß sich zu stummem Gruß zusammen und trat ab.

Maria winkte der Abordnung, sie zu verlassen.

„Ein andermal, Herren, gönnt mir Ruhe."

Die Ratsherren und auch der Priester zogen sich ehrfurchtsvoll zurück.

Dann hob Maria den Blick zu Boing hin und sagte mit einem scheuen Lächeln, wie ein Kind, das gescholten zu werden fürchtet:

„Unklug, Boing, unklug — ich hätte es nicht tun dürfen."

„Du durftest es tun, Maria!" sagte Boing in unterdrücktem Jubel, sich über ihre Hände beugend, „du durftest es tun."

* * *

Nie ist die Nordsee schöner, als an sonnigen, windreichen Herbsttagen. Wenn das Licht satt und reif in breiten, spielenden Streifen auf der bewegten, grenzenlosen Wasserfläche liegt, wenn die Brandung schaumgekrönt auf den Strand donnert in blank gewölbten, niederschüttenden Wogen. Und der Wind, der Wind! — Feuchtsalzig, herb und köstlich braust er von den Wassern daher, Leib und Seele stählend zu höherem Mut.

Boing und Maria ritten am Strande. „Prinz" tänzelte schnaubend, als scheue er vor den gischtig-weißen Ungetümen, und doch war es, als scherze der Hengst, der die Brandung gewöhnt sein mußte, mit sich und der Herrin, die ihn seinen Mutwillen gelassen austoben ließ.

„Die letzte Schanze am Wangertor ist aufgeworfen", sagte Boing. „Bald schließt sich der Ring, und Jever ist nach allen Seiten gesichert."

„Glückliche Stadt!" träumte Maria vor sich hin, um dann heller gegen den Freund hin fortzufahren: „Und Ihr seid der Schmied, Boing, der den Ring geschmiedet."

Boing sah ihr in die Augen, und seinen sonst so ruhevollen Blick veränderte ein unbezwingbares Flackern. Seine Lippen schienen sprechen zu wollen, lösten sich aber doch nicht voneinander, sondern träumten in lächelndem Schweigen. Eine mächtig sich überschlagende Woge ließ die Pferde sich bäumen. Die Reiter zügelten die erregten Tiere zu ruhigerer Gangart und lenkten landein, über die kurz gemähten Wiesen trabend.

* * *

Seit dem völligen Bruch mit Enno von Ostfriesland atmete Maria freier. Wohl regte sich der Vorwurf in ihr, den mächtigeren Nachbarn zu scharf herausgefordert und sich zum erbitterten Feind gemacht zu haben, aber im innersten Herzen fühlte sie ihre Antwort als die einzig mögliche. Verteidigte sie nicht ihr Land, wenn sie ihre Ehre verteidigte? — Jeverland war gerüstet, einer gewaltsamen Rache zu begegnen.

Aber es sah nicht so aus, als ob Enno, der Mann der großen Welt, noch an Rache oder an die Verwirklichung seiner Jünglingspläne dächte. Er spann feine, politische Fäden zu größeren Staatswesen hinüber und suchte die Macht seiner Stadt aus der Gunst ihrer Lage zu entfalten.

Die Leuchterkronen flammten im Saal zu Jever.

Maria begann den Winter mit einem Fest, bei dem sie alle edlen Familien ihres Landes vereinigte.

Sie durchschritt, von der dunkel-samtnen Pracht ihres Gewandes umflossen, den geschmückten, strahlenden Raum. Auf der Tafel prangte das Silber ihres Brautschatzes. Sie hob eine der schweren, getriebenen Kannen. Aus diesen Kannen war der Wein einst den frechen Räubern geflossen.

Und ihr war plötzlich, als sähe sie Sessel und Stühle besetzt von einer zechenden, lärmenden Runde. Die Wände hallten wider von lauten, höhnenden Stimmen. Am Kopf der Tafel saß, das bleiche Gesicht kaum vom Wein gerötet, Enno. Die küh-

len, klugen Augen wanderten durch die Runde, von einem zum anderen. Dann hob er den Pokal. Seine Lippen lächelten frevelnd:

„Ein Vivat der schönen Maria!"

Maria scheuchte mit der Hand den bunten Nebel vor ihren Augen. Aber wohin sie auch schaute, aus dem Glanz der Kerzen, aus den gedämpften Schatten der Wände, überall zuckten ihr Ennos bleiche, verwegene Züge entgegen, überall traf sie sein schonungsloser, durchdringender Blick. Sie krampfte die Hände zusammen und schloß die Augen. Das durfte nicht sein, — das durfte nicht sein! — Sie starrte zur Decke, auf die Wände, — Schatten huschten und narrten sie. Es war, als ob die frevelnden, zuckenden Gesichte im Saale nisteten wie tagscheue Fledermäuse, versteckt im Gemäuer. Der Festsaal Edo Wiemkens war entweiht.

Da beschloß Maria, sein Ansehen von Grund auf zu verändern, wie man wohl ein Gewand, in dessen Falten die Motten sich festsetzten, zerschneidet, aufputzt und umformt, um ihm ein neues, besseres Antlitz zu geben.

Gegen Boing schwieg sie fürs Erste von ihrem Plan, aber Klaus Remmer teilte sie ihn mit. Der Priester war sofort Feuer und Tatkraft. Er brachte ihr Zeichnungen, die er in den Tagen seiner Jünglingswanderungen — sie führten ihn durch Holland bis tief nach Flandern hinein — gesammelt hatte.

Kirchenportale, Heiligenfiguren, geschmückte Giebel und lebensprühendes Gebälk. Er saß an den langen Winterabenden bei seiner jungen Herrin am Kamin, in dem die großen Buchenscheite flammten, — während der Sturm an den Fenstern rüttelte oder feuchte Nebelstille das Schloß umstarrte, und erzählte ihr von den Wundern großer, fremder Städte, von den unerschöpflichen Wundern schaffenden Künstlergeistes. Maria horchte, als lausche sie Offenbarungen, ungeahnte, erquickende Quellen sprudelten in ihrem Geist auf, — inbrünstige Andacht und ein Rausch von Freude.

Freude, Kraft, Schönheit — waren sie nicht der Sinn des Lebens?

Der Festsaal Edo Wiemkens sollte Zeugnis davon ablegen, er sollte ein Garten der Freude werden. Der Raum, in dem Enno von Ostfriesland höhnisch triumphiert hatte, sollte ein Triumph des Sieges werden — Sieg des Lebens, der pulsenden Wahrhaftigkeit über Not und Schicksalszwang.

Klaus Remmer sprach Maria von dem Haus des Kaufherrn Wittstede, dem Wittstedeschen Hof, in dem der Besitzer eine Decke des Prunkzimmers in Holz habe schnitzen lassen von einem wandernden Flamländer. Der Künstler sei ein Schüler des großen Cornelius Floris von Antwerpen gewesen.

Und am nächsten Tag schritt die Herrin von Jever über die Schwelle des Patrizierhauses, dessen Besitzer sie mit hohen Ehren empfing.

Sie sah das Schnitzwerk: fröhliches, unerschöpflich sprießendes Blatt- und Blumengewinde, von einem ordnenden Geist empfunden und geformt, und sie entschied ohne Zögern: der Meister, in dessen Werkstatt dieser Schüler gelernt, sollte die Decke ihres Festsaales schaffen. Sie sandte unverzüglich Botschaft nach Antwerpen und erbat Entwürfe.

Und von nun an, wenn sie den Saal betrat, der den Frevelmut Ennos widergehallt hatte, schien es, als schwänden die Gesichte, als hätte der Gedanke, den Raum, in dem sie nisteten, umzugestalten, schon genügt, sie zu bannen. Aber aus der trauernden

Nebeldämmerung des Novembers tauchten doch wieder die blassen, verwegenen Züge, die kühlen, besitzergreifenden Blicke. Da beschied sie Boing zu sich. Sie ruhte aus in dem unerschütterlichen Abwarten seiner Augen — wie ein müder Vogel in die vertraute Hut des Nestes, schmiegt sich ihre Seele in das Vertrauen zu dem Freund, zu dem treuen Hüter ihres Wesens. Und ihr reifes Weibtum, das sich doch sehnte, sich anzulehnen, sich hinzugeben, neigte sich hin zu dem Starken, der ihr Schutz gewesen, der, für sie handelnd, ihr inneres und äußeres Eigentum befestigt hatte.

Sie verlobte sich Boing von Oldersum, dem Gedanken an das Gute, dem Glauben an das Glück.

* * *

Wenn die Wintersonnenwende vorüber ist, richtet sich alle Sehnsucht auf den Frühling. Und wie die Natur in Stürmen und Wettern die Erde fegt und säubert einem neuen Glanze entgegen, so sinnen auch die Menschen darauf, ihre winterlichen Wohnungen dem Frühling zum Willkomm entgegenzurüsten. Im Schloßsaal zu Jever hämmerten die Handwerker. Die alte Decke wurde herausgerissen, die Wände harrten einer neuen Bekleidung.

Maria hielt die Entwürfe des großen Antwerpeners in Händen; um Ostern erwartete sie ihn selbst zur Vollendung des Werkes. Sobald der Festsaal im neuen Schmuck prangte, sollte Fräulein Marias Hochzeit mit Boing von Oldersum gefeiert werden.

Kurz nach Ostern aber drang von Emden eine prangende Kunde durch die friesischen Lande: Enno Cirksena führte eine Gattin aus herzoglichem Hause heim.

Die Verbindung brachte ihm Geld, Namen und Ehren und öffnete ihm die Wege. Maria und Boing aber ritten zusammen über die frischen, grünen Weiden und wo ein knospendes Gehölz mit frühen Veilchen und Anemonen lockte, banden sie die Pferde an und verloren sich, blumenpflückend, in die duftende Heimlichkeit des Waldes gleich glücklichen Kindern.

Cornelius Floris kam, der begnadete Vlame, und sie sahen unter seiner Hand ein Wunderwerk entstehen, das, ein wahrer Himmel an gebändigter Schönheit und lustvoller Formenfreude, ihre Feste krönen sollte.

Frühling, Schönheit und Lust — wer anders vermag euch festzuhalten, als der Künstler, der allmächtige Zauberer, der über euch gebietet wie ein Herr über willfährige Diener! Das Schicksal neidet euch den Frieden und lauert euch auf wie der Mörder dem hoffnungsvoll seinem Ziel Zuwandernden.

* * *

Im Westen von Jeverland nannte Balthasar von Esens, ein Vetter Fräulein Marias, im Harlingerland ein kleines Gebiet sein eigen.

Vetter und Base hatten sich nie sehr geliebt — schon in den Tagen Edo Wiemkens gärte eine Abneigung zwischen den Verwandten. Und als ob dieses gärende Unbehagen auf ihre Untertanen übergegangen wäre — Jeverländer und Harlinger taten sich Ärgerliches an, plänkelten, wo sie konnten.

Der Graf von Ostfriesland kannte den Esenser. Er hatte manchen festen Trunk mit ihm getan, war manch tolle Jagd mit ihm geritten.

Er lud ihn zu seinem prunkvollen Hochzeitsfest. Zwischen zwei Schlemmerschlücken

nahm er ihn beiseite: „Nun, Balzer von Esens, was hört Ihr von Jever und Eurer stolzen Base?"

„Nichts anderes, gräfliche Erlaucht, als was Ihr selber wißt: sie hat eine Grafenkrone ausgeschlagen um der treuen, blauen Augen ihres Freundes, des Goedensers, willen. Er weiß sich zu betten, der biedere Boing!"

Der Esenser lachte auf, Enno weinselig zuzwinkernd.

„Wie wäre es, Balzer," flüsterte Enno, „wenn Ihr ihm den Liebesfrühling mit kleinen Überraschungen würztet?"

Der Esenser begriff. „Das bin ich unserer nahen Verwandtschaft schuldig", hohnlächelte er.

„Ostfriesland deckt Euch den Rücken für alle Fälle," sicherte Enno ihm zu und fuhr aufhetzend fort: „Soll der Goedenser das fette Jeverland schlucken? — Wir wollen ihm das Dasein sauer machen. Wenn es gelingt, Balzer, seid Ihr Herr von Jever. — Und für Maria," — er lächelte sein gewissenloses Lachen — „habe ich immer noch einen Platz im Ehrengeleite der Gräfin von Ostfriesland, — trotz meines vor die Hunde gegangenen Antrags —, oder vielleicht gerade um seinetwillen."

Hemmungslos blitzte der Frevelmut aus seinen Augen, zuckte der Hohn um seine Lippen.

* * *

Unweit der Heidmühle, gegen das Harlingerdorf Eggelingen hin, lag erhöht auf der Warf der große, behäbige Hof Tjark Eilerts. Neun Söhne schafften dort, der Ruhm ihrer Eltern, blond und reckenhaft, einer prächtiger als der andere. Gegen sie richtete sich der ganze Zorn der Eggelinger. Denn wo es auch immer war, beim Trunk, beim Tanz, beim Viehkauf oder beim „Klootschießen", dem alten Wurfballschleudern, überall rissen die Eilerts Burschen den Sieg an sich. Am schlimmsten war es natürlich bei den Mädchen. Wenn eine auch noch so selbstbewußt tat — heimlich träumte sie doch davon, einem der Eilerts Söhne zu erliegen.

Und sie erlagen ihnen alle.

So war der Hof an der Grenze von Jeverland und Harlingerland ein gefahrdrohendes Pulverfaß, dem kein Funke zu nahe kommen durfte.

Wieder einmal war ein Liebeshandel die Ursache dazu, daß sich auf der Harlinger und der Jeverländer Seite die Burschen zusammenrotteten. Und wie der rollende Stein zur Lawine wächst, so zog der kleine Streit immer größere Kampfursache und Auswirkung in seine Kreise.

Die Eilerts warfen sich zu Anführern eines Trupps der Jeverländer Marschbauernsöhne auf. Ein regelrechter Kampf entbrannte, bei dem die Jeverländer, die die Oberhand behielten, es nicht unterlassen konnten, die Eggelinger auf jede Weise zu schädigen. Ja, ein besonders verwegener Trupp unter der Führung des Fulf Eilert, des Drittältesten, in dem die strotzende Friesenkraft die übermütigsten Sprossen trieb, drang in die Eggelinger Kirche ein und raubte die Glocke, um „die Harlinger mundtut zu machen", wie sie hinterher sagten.

Es war eine schöne Glocke, von dem weit berühmten Gerd Klinge aus Bremen gegossen. Aber gerade dieser Raub mochte dazu führen, daß aus den Plänkeleien ein wahrer Krieg wurde, Friesen gegen Friesen.

Balthasar von Esens verwahrte sich gegen die Einfälle in sein Gebiet nicht nur mit Worten, sondern unverzüglich mit Waffengewalt.

In Berdum geschah der gleiche Glockenraub nach dem Eggelinger Muster. Da brannte der Krieg vollends auf.

Boing von Oldersum ahnte hinter der Heftigkeit des Esensers sofort eine Tücke Ennos. Er rief alle Streitkräfte auf. Die Festung war bestückt und unter kundiger Führung. Er selbst rückte mit einer Truppe ins Feld, um den Feind zurückzuschlagen, ehe er den Festungswällen nur nahekommen konnte.

Um Wittmund zog sich der Kampf zusammen. Die Harlinger wichen, — die Jeverländer drangen unaufhaltsam vor. Sie spürten, daß ihnen der Sieg sicher war. Und sie errangen ihn mit vollem Ruhm, daß den Harlingern die Lust zu neuen Angriffen verging.

Aber Jeverland kostete der Sieg sein treuestes Blut, — die Herrin von Jever kostete er mehr, als sie ertragen zu können glaubte:

Boing von Oldersum fiel, von einer Kugel tödlich getroffen.

* * *

Als der Sommer seine Rosen entfaltete, übergab Cornelius Floris der Herrin von Jever sein schönheitblühendes Meisterwerk: die vollendete Decke. Aus schwerem Eichenholz war sie geschnitzt. In achtundzwanzig Feldern, deren keines die gleichen Schmuckformen zeigte wie das andere. Unerschöpflich hatte der Künstler die Fülle seiner Phantasie ausgegossen, als wolle er einen paradiesischen Himmel über den Festsaal zu Jever ausspannen. Den Saal, in dem die Hochzeit Fräulein Marias gefeiert werden sollte. Im Trauergewand betrat die Braut Boings den schönen Raum, der mit seiner Pracht auf Glanz und Feste wartete. Wehmütiges Lächeln verklärte ihre Züge, belebte den stillen, erloschenen Blick.

Sie dankte dem Künstler und befahl dem Hausmeister, den Saal für ihre Empfänge bereitzuhalten.

Die Rosen welkten und machten den bunten Herbstblumen Platz. Starker, herber Wind wehte vom Meer, und über der Marschlandschaft blaute ein herbstlicher Himmel mit sattem Licht.

Die Zugvögel sammelten sich früh — jeden Tag zogen ihre Flüge vom Meere her schattend über die Marsch —, der Schrei der Graugänse, der gedehnte, klagende Ruf der Regenpfeifer klang durch die Nächte. Die Wälder entblätterten sich, und das Wild wechselte seinen Stand und zog an geschütztere Stellen. Alles deutete auf einen frühen und harten Winter.

Maria ritt mit dem Deichhauptmann die Deiche ab. Sie ließ befestigen und neu aufbauen. Wer konnte der Wut der winterlichen Nordsee trauen? — Wenn sie heranbrauste, vom unberechenbaren Sturm gepeitscht — war ihr nicht alles verfallen, was ungeschützt in ihrer Bahn lag? — Deiche mußten das ruhig schaffende Dasein schützen, weit hinaus vorgeschoben gegen das wütende, zerstörende Element.

Und im Frühjahr — so plante Fräulein Maria —, wollte sie gegen die Jade und Harle hin dem Meer ein neues Stück Land entreißen. Jeverland sollte um fruchtbaren Marschboden bereichert werden.

Alles, was Maria tat, tat sie im Einverständnis mit Boing. Es war ihr oft, als

ginge er neben ihr — seine Augen winkten ihr Zustimmung oder Warnung, seine Lippen sprachen mit ihr. Nach seinem Rat wählte sie die Menschen, mit denen sie sich umgab, deren sie zur Ausübung ihrer Herrscherpflichten bedurfte. Und ihre Gedanken wanderten über die winterliche Marsch nach Goedens, in dessen Erde Boing von Oldersum gebettet lag.

Balthasar von Esens blieb ruhig — die Harlinger hatten genug bekommen. Boings Tod war ihnen zudem, trotz ihrer Niederlage, die stärkste Genugtuung. Und es schien, als ob Enno von Ostfriesland seit dem Tode des Mannes, den Maria sich zum Gatten erwählt, von seinen Eroberungsplänen endgültig abließ. Etwas wie Ehrfurcht sprach von nun an aus seinem Verhalten gegen die Herrin von Jever, und er ließ sie, deren Wirken er anerkannte, gewähren wie einen ebenbürtigen Nachbarn. Auch hieß es, er habe im eigenen Lande, wie im eigenen Hause, genug der Händel zu lösen, und man sah ihn oft auf Reisen und an fremden Fürstenhöfen, als treibe ihn eine heimliche Unrast.

Klaus Remmer wurde Maria in diesen Zeiten der treueste Freund. Sie ließ sich von ihm belehren in der Kenntnis der inneren Gesetze, die die Menschheit treiben und zusammenhalten. Und sie sprachen von vergangenen Jahrhunderten, als die jeverschen Schiffe am Kreuzzug teilnahmen, die weiten Meere durchpflügten und an den Küsten Afrikas und Syriens Anker warfen. Als Handel und Schiffahrt zu Jever blühten, und die jeversche Flagge in den Häfen Flanderns und Frankreichs wehte. Bis nach Holstein hin beherrschte Jever die Nordsee und schlug auch Helgeland, die rote Felseninsel, in den Bannkreis seiner Macht. Und von den Likendeelern sprachen sie, den Vitalienbrüdern, Gödeke Michael und Klaus Störtebeker, dem unbändigen, räuberischen Seemannsblut. Jedes Friesenherz lacht bei dem Gedanken an sie! Und hätten die Hamburger sie auch tausendmal geköpft, sie leben und sind nicht umzubringen!

Klaus Remmers Augen leuchteten, wenn er von ihnen erzählte. Er, der Priester, vergaß alle christliche Milde und Demut, so prächtig gefielen seinem Herzen die kühnen Gestalten. Wie oft mochten sie in den Sielen und Buchten bei Jever ihre heimlichen Schlupfwinkel gefunden haben, um nach kurzer Ruhe wieder hervorzubrechen, den wellendurchschneidenden, beutelustigen Haien gleich.

Marias Augen träumten in die Ferne. Wann war es doch, als die Decke über ihrer gequälten Stirn dröhnte und zitterte von den Tanzschritten räuberischen Übermutes? War das nicht damals gewesen in den tollen, bunten Zeiten der Likendeeler? — Wie lange lebte sie schon — wie weit dehnte sich das Feld des Lebens vor ihr aus!

Aber das Dasein war ruhig geworden, ruhig und gleichmäßig wogend wie die See bei klarer, sommerlicher Luft.

„Die Hansa hat an uns Friesen gesündigt“, grollte Klaus Remmer. „Unter dem Vorwand, den Seeraub ausrotten zu wollen, unterdrückte sie unseren fröhlichen Eigenhandel und breitete, einer gefräßigen Spinne gleich, ihr Netz über die freien Meere aus. Raub hin, Raub her. Ob die Hanseaten in Macht und Ansehen auf hohen Stühlen thronen und ihre Schiffe, Palästen gleich, auf den Meeren schwimmen — mit Raub haben sie angefangen und umkleiden ihn auch heute nur zu oft geschickt mit Gesittung.“

Und nun erging sich Klaus Remmer in erregten Auslassungen, denen Maria schweigend folgte, über die innere sittliche Berechtigung der Macht, die jedoch gar zu oft unsittlich angewandt werde, zu roher, inhaltloser Form versteinernd, für das wahre, sich regende Leben belastend und erstickend.

Und er geriet in Gedankengänge, die völlig denjenigen glichen, die der todesmutige Wittenberger Augustinermönch in jenen Jahren lebenzündend in die Spreu abgeernteter Geistesfelder warf. Wenig drang von den Geschehnissen der großen Welt in die friesische Weltabgeschiedenheit, wo die Menschen von je sich einem auf rechtem Gefühl und unerschütterlicher, inniger Treue aufbauenden Glauben hingaben — aber die Ausstrahlungen der großen Umwertung fanden doch auch Eingang in diese Landstriche.

Und Klaus Remmer bereitete Marias Gemüt und ihren klaren, erfassenden Geist für die Gefolgschaft Luthers vor. Ohne Gewalt, nur der sanften, aber sicheren Führung einer glühenden Überzeugung nachstrebend, durchdrang der evangelische Glaube das Jeverland, und Maria war darauf bedacht, das Gut der katholischen Kirche zu schonen wie das Eigentum eines Bruders.

* * *

Der Saal im Schloß zu Jever sah die Hochzeiten der Schwestern Fräulein Marias, er sah Empfänge und Feste.

Maria blieb einsam, sich selbst getreu. Eine köstliche, mütterliche, erquickende Kraft ging von ihr aus. Das Volk hing an ihr und wandte sich mit tiefem Vertrauen an ihre Einsicht.

Einmal bat eine arme Frau bei ihr um Gehör und verlangte mit der Zähigkeit der Verzweiflung, die Landesmutter selbst zu sprechen. Und als Maria ihrer Bitte nachgab, klagte das Weib, daß sie am Leben verzweifeln müsse, denn ihr Mann sei dem Branntweinteufel verfallen, lungere bis tief in die Nächte in den Wirtshäusern herum, vertrinke und vertue all ihr Hab und Gut und lasse sie und ihre Kinder im Elend. Komme er aber nach Hause, so gäbe es Zank und Schläge.

Maria ließ den Mann in Verwahrsam nehmen und an eine ehrliche, geregelte Arbeit gewöhnen. Von da an aber gebot auf ihren Befehl jeden Abend ein besonderes Glockenläuten den Säumigen den Heimweg.

Und das Volk nannte bald dieses Läuten das Marienläuten. Es geschah mit jener schönen Eggelinger Glocke, die Fulf Eilert geraubt und als Siegesbeute der Landesherrin dargebracht hatte.

* * *

Auf der Höhe des Sommers neigt sich alles Werden und Empfinden zum reifenden Herbst.

Maria übersah ihr Leben und ihr Schaffen von der Warte des Menschen, der sich selbst überwunden hat.

Das Land gedieh, Handel und Schiffahrt belebten sich neu, und schon entstanden am Damm die ersten Kaufhäuser.

Das Bild, das sie einst Boing scherzend als bunte Traumkugel zugeworfen, wurde Wirklichkeit.

Draußen am Mariensiel, wo das dem Meer entrissene Land in üppigen Weiden grünte, war die Stille der Marsch bezaubernder als irgendwo.

Wer kennt sie, diese singende, träumende Stille, die über blühenden Weiden liegt, wenn das üppige Gold der Kettenblume und das zarte Silberweiß des Maaßliebchens in der Sonne flimmern? — Blau und unendlich wölbt sich die Glocke des Himmels über dem Land, und in der feuchten, klaren Luft tut sich die Nähe der ewig wogenden Wasser kund.

Hier baute Fräulein Maria sich eine Alterszuflucht: Marienhausen, ein Schloß, wie es der Herrin gebührte, von Wall und Graben umzogen.

Und die Decke des großen Saales ließ sie wiederum zu einem Garten des Lebens gestalten, denn sie liebte die Feste, tafelte gern in Glanz und Freudigkeit und weidete ihre Augen an Schönheit.

Es geht eine Sage, nach der Enno von Ostfriesland einmal in der Stille von Marienhausen gewesen sein und Fräulein Maria die Versöhnung angeboten haben soll. Aber das ist eine Sage und durch nichts verbürgt und wohl nur daraus entstanden, weil das Volk nicht begreifen konnte, daß zwischen Enno und Maria Friede blieb. Friede — wo doch die Feindschaft abgrundtief und erbittert war!

Aber auch über dem Meer und seinen wogenden Abgründen ruht die leuchtende Stille des Abends.

Enno Cirksena, Graf von Ostfriesland, starb, als Maria von Jever noch in der Kraft und Reife ihres Wesens stand.

Die Witwe ließ dem Verstorbenen zu Emden in der großen Kirche ein prunkvolles Denkmal setzen. Cornelius Floris, der Vlame, war sein Schöpfer. Da horchte Maria auf, und der Stolz ihres Geschlechtes, der sie mehr als einmal vor dem Cirksena den Kopf in den Nacken werfen ließ, steigerte auch jetzt wieder ihren Willen. Sie beschied den Künstler zu sich. Er erhielt den Auftrag zu einem Grabmal für Edo Wiemken, den geliebten Häuptling der Jeverländer.

Und Floris schuf den Wunderbau Frieslands, ein Fürstengrabmal, wie es keinem anderen Friesenhäuptling geweiht worden ist.

Auf zwei prächtigen, übereinander getürmten Marmorsarkophagen ruht Edo Wiemken, ein bärtiger Mann in ritterlicher Rüstung, die Hände zum Gebet gefügt. Über dem Schlummernden wölbt sich ein mächtiger Baldachin, aus dessen dunklem Eichenholz die Sterne des Himmels schimmern — wie Sternenschein über dem mächtigen Meer. Kunstvoll geschnitzte Bogen umkränzen die Stätte des Friedens, von ernsten, ruhevollen Marmorgestalten gestützt, durch Schranken verbunden. An Schranken und Bogen reiht sich ein wechselndes, köstliches Spiel geschnitzter und gemeißelter Bilder: der Leichenzug, der Edo Wiemken, den wuchtigen Friesen, zu Grabe führte, wechselt ab mit leicht schwebenden Göttern des heiteren, griechischen Himmels. Und das Spiel von Marmor, Stein und dunklem Holz erzeugt einen Traum, der sphärenklingend aus dem Endlichen ins Ewige hinüberleitet.

Ruhe, Edo Wiemken, dein Name ist bekränzt, dein Blut und dein Geist durch die Kraft der Liebe aus der Sterblichkeit entrückt!

Maria wußte: sie gab ein gesichertes Land, eine aufblühende Stadt, einen starken, wirkenden Geist an die Zukunft weiter.



An die Heimat (Rhein) Georg Broel

Kinder ihrer Geschwister umspielten sie, die einsam und jungfräulich geblieben war.

Ihrem Neffen, Johann von Oldenburg, vermachte sie das Land, und es kam wohl vor, daß sie, die rüstig und genußfreudig blieb bis in ihr Alter, an ihrer fürstlichen Tafel unter dem blühenden Himmel des Cornelius Floris dem jungen Oldenburger die Grafschaft zutrank — in dem edlen, goldflüssigen Wein, der in Edo Wiemkens Kellern nie ausgeschöpft wurde.

Wenn Maria vom Turm ihres Marschenschlosses über das Land blickte, sah sie alles, was ihr Leben erfüllte und umschloß: die fruchtbare, im Schutz der Deiche grünende Heimaterde, die wallgesicherte Heimatstadt, der sie das trotzige Wappen gegeben: das dreitürmige Festungstor. Und in der Stadt im Frieden der Kirche der tausendstimmige Lobgesang auf die adlige Kraft ihres Geschlechtes. Drüben aber über die Deiche weg die silberne, weithin steigende, ruhlose Fläche: das Meer.

Und ihre alternden Augen verloren sich in der Ferne.

* * *

In den Fiebern ihres Todeskampfes hob sich Maria Wiemken einmal mühevoll und ächzte:

„Sie tanzen — horcht! — sie tanzen!"

Und später, kurz ehe der schweigende Schatten sie überkam, murmelten ihre Lippen verworrene Namen.

Das Volk wollte nicht glauben, daß Fräulein Maria gestorben sei, denn die Kraft ihres Wesens hatte zu tief alle Herzen durchdrungen.

Da lebte die Sage auf und flüsterte, Fräulein Maria sei durch einen unterirdischen Gang des Schlosses verschwunden.

Wenn aber abends die Eggelinger Glocke im Marienläuten schwang, so raunten die Jeverländer, das Läuten geschehe auf das Gebot Fräulein Marias.

Abend für Abend solle die Glocke läuten und an sie gemahnen, Abend für Abend durch die wandernden Zeiten hin, bis Maria von Jever wiederkehre.

Lockruf der Ferne

Von Hilda Bergmann

O weite Freiheit unbegrenzter Blicke!
Der buntbemalte Fächer der Natur
Liegt ausgebreitet da. — Der Sehnsucht Brücke
Wölbt sich hinaus in dämmernde Geschicke.
Die Welt ist dein: Der große Wald, die Flur,
Die Nähe Gottes und der Kreatur,
Das Licht, das All, — — komm' und besitze nur!

So leicht ist alles und du fühlst dich schweben
Wie eine weiße Wolke durch die Zeit.
Kein Grenzstein zwischen Nehmen mehr und Geben,
Versinken nur, Verwurzeln und Verweben;
Ans Auf und Nieder der Fontäne Leben
Als Blitz, Strahl, Tropfen, Funke hingegeben,
Bist du, auch du ein Stück Unendlichkeit!

Brunnen

Von Anton Schnack

Da waren Brunnen, die schon seit Jahrhunderten plätscherten, mitten auf dem lärmenden Marktplatz oder in verschollenen kühlen Baumwinkeln; Brunnen, die den Tod sahen, wie er vorübergetragen wurde unter Gebet und schwermütiger Trauermusik; Brunnen, an deren Röhren der Frühling saß und weiße Schmetterlinge an ihnen im zarten Wind vorübertrieb und Vögel an ihren Trog lockte, die ihre kleinen gelben und zierlichen Schnäbel in das quirlende und strudelnde Wasser tauchten.

* * *

Andere Brunnen lagen ewig in Grün unter sommerlichen Himmeln, und über ihnen stand das segnende Bildnis der heiligen Gottesmutter Maria oder es brüstete sich der fletschende Drache auf, dem der starke Ritter St. Georg den eisernen Speer in den klaffenden Rachen stieß.

In meiner verschollenen Waldheimat gab es Brunnen, an denen am Sonntag die Spielleute saßen mit Klarinette, Geige und Horn und alte Lieder musizierten, bis der nahe Wald zu klingen und zu rauschen anfing. Dort trieb ich auch die Kühe meiner Jugend an den Wiesenbrunnen, den der Lattich überwucherte, manchmal standen seltsame und große Vögel an seinem Rand, die ich nicht kannte, manchmal sah ich, wie ein goldner Frosch aus einer feuchten Mauerfuge sprang und in die Tiefe tauchte, wo der Froschkönig auf einem grünen Edelsteinstuhl schon seit Jahrtausenden träumte und schlief.

* * *

Immer liebte ich den alten Brunnen im Hof, der in meinen Schlaf sang oder in die Unruhe meiner Nacht, wenn ich hinter dem Fenster lag und verworrene und unheimliche Dinge meinen Schlaf bestürmten, da hörte ich ihn mit guter und süßer Stimme aus der Tiefe rauschen und sein Rauschen schien mir Glück und Beruhigung zu sein, und ich hörte ihn, wenn ich über alten, phantastischen Büchern gebeugt saß, ich hörte ihn, wenn die Mitternachtsuhr vom Turme schlug, ich hörte ihn, wenn ein torkelnder und weinvoller Zecher durch die holprigen Gassen lärmte, ich hörte ihn, wenn der Sommermorgen aus den Wiesengründen dampfte und die Finken ihren hellen und scharfen Schlag in den Morgen hämmerten. Ich hörte ihn in der todesvollen Herbstnacht, wenn alles starb, was lebendig war, und ich hörte ihn in der Winterstille, wo seine Röhre mit Stroh und Tuch gegen den Fraß der Kälte geschützt war. Immer war sein Rauschen da, und immer war sein Rauschen die gute und treue Stimme der Heimat.

* * *

Ich kannte Brunnen der prunkenden und reichen Gärten. Brunnen, die aus marmornen Fischen und bronzenen Nixen sprangen, Brunnen, die wie Gold und Silber funkelten und mit hohem Strahl in die Baumwipfel stiegen in einem ewigen Auf und Nieder, Stunde für Stunde und Tag für Tag. Brunnen, an dessen Rand manchmal ein kleines Kind stand mit dunklen Locken auf blauem Samt, und ich sah seine schwermutvollen und traurigen Kinderaugen aufglühen in einer bedrängenden

Sehnsucht, wenn der silberhafte Strahl unermüdlich in die Luft sprang und über dem Rasen verglitzerte. Und ich sah manchmal vor diesem Brunnen eine Frau stehen, die wie in einem Traum daherkam und wie in einem Traum wieder fortging, und ich hörte manchmal des Nachts an seiner Schale ein leises und klingendes Schäkern und ich hörte einen Degen klingen und ich hörte einen seidenen Rock mit leichtem Knistern, und der Mond stand mitten in der Himmelsnacht und es waren tausend und abertausend Perlen, die aus dem Maul des Fisches sprangen, und es waren Perlen aus Gold und aus Silber, Perlen aus einem geschliffenen Grün und aus einem eisigen Weiß, Perlen aus einem verzauberten Blau und aus einem grünlichen Blitz ...

* * *

Und ich lag an einem Brunnen am Dorfrand, seine Holzröhre sprang mitten aus dem Leib der Erde, unter ihm war es blau von Vergißmeinnicht, die Löwenzahnwiese lag davor und die Hummeln kamen herübergeschwommen durch den sommerlichen Nachmittag. Hier lag ich in der samtenen Vogelstille, in der der Waldrand versunken war, und ich lag da und träumte in mich hinein und sah nichts als die blaue Tiefe des Himmels und die grüne Flut der Erde. Nur manchmal hob ich meine Hand und formte sie zur Schale und tauchte sie hinein in das klare kühle Becken, das unter der Röhre zwischen Pfefferminzkraut und Vergißmeinnicht floß, und füllte meine Hand mit Wasser und schlürfte und trank, und es war süßer als Wein aus fernen und feurigen Sonnenländern. Und ich lag da und wartete, bis die Gänsehirtin kam und ihre Herde an den Bach trieb, den der Brunnen speiste, und die Hirtin kam zu mir im blauen Kattunröckchen und im roten Mieder und ihr Haar war schwarz und lang und ihre Augen sprühten wie Kohlen und ihr Mund blühte wie eine Kirsche, und sie setzte sich zu mir an den silbernen Brunnenstrahl, und ich küßte sie, wenn wir lange genug gelacht und geschwatzt hatten.

* * *

Ich liebe die Brunnen der Dörfer und der einsamen Mühlen, ich liebe die Brunnen, die mitten aus einer Hauswand in einen kupfernen Trog springen, ich liebe die Brunnen, die an den Straßenschenken stehen, in die die Pferde ihre müden und verstaubten Köpfe hängen und die Mühsal der langen Reise vergessen. Ich liebe die Brunnen, die am Dome stehen im ewigen Schatten der alten und riesenhaften Türme, aus denen Heiligkeit und Gebenedeiung steigt und die mit ihrem heiligen Wasser die Kranken kräftigen und die Blinden heilen. Ich liebe die Brunnen, deren Auge unter Tang und Blattgrün verborgen ist und die aus der Tiefe quellen, die keiner gesehen hat und aus deren Grund seltsame und merkwürdige Dinge steigen: riesenhafte Käfer mit grünen und blinkenden Augen, Fische von fahlem Weiß und mit rotem Blutmund, Molche, die über der Stirne ein gezacktes Horn tragen, und Spinnen, die über den Moorgrund mit gebogenen und riesenhaften Beinen hasten.

Ich liebe den Brunnen am Rand der Wälder, an den das Reh herantritt mit scheuem Schritt und spähendem Kopf, um seine von Jagd und Verfolgung zitternde Lippe zu kühlen.

Ich liebe den Brunnen, an den die arme schmerzensreiche Großmutter tritt, um ihre hölzerne Bütte zu füllen, die ihr Labsal und Wein ihres Alters und ihrer Armut ist.

Ich liebe den Brunnen, über dessen Rand sich der Handwerksbursche beugt und säuft, als schlürfe er Wein aus vollen Krügen.

Ich liebe den Brunnen mit der bronzenen Schale, zu der die Tauben zur frühen Morgenstunde kommen und sich mit prustendem Flügelschlag ihr leichtes Federkleid benetzen.

Ich liebe sie alle, wo sie auch seien, in Gärten, in Winkeln, an Mühlen, an Kirchen. Ich liebe die Brunnen des Südens und der verbrannten Steppe, ich liebe die Brunnen, die wie Salz und Eisen schmecken. Ich liebe die Brunnen, die tief in den Burghöfen dunkeln und blauen, ich liebe die Brunnen in den Bergen, die wie Kristall herausspringen.

Aber nach dem Brunnen meiner Heimat, der im Hofe rauschte durch Nacht und Morgenkühle, durch Sommerstille und Herbsttraurigkeit, habe ich manchmal schmerzliche Sehnsucht . . .

Hochsommernacht

Von Rudolf Paulsen

Die Sonne sinkt in blauen Schleiern,
Licht-rötlich unsagbar durchwebt,
Den Abend sanghaft abzufeiern
Beim ersten Stern, der aufwärts schwebt.
Melodisch fallen Lautenklänge
Vom Hügel in das wald'ge Tal,
Warm strömt das wehende Gedränge
Der Sommerluft vom Himmels-Saal.
An allen Hängen spielen Lichter
Und Töne greifen jede Brust,
Das Sternen-Perlen-Netz fängt dichter
Sich Blau in kosmisch-hoher Lust.
Gelb steigt der Mond vom Höhen-Rande
Zitronenfarben in das Blau
Und schwimmt dann weiter ab vom Strande
Orangenrötlich auf die Au,
Bis er zuletzt sich Silber einfüllt
Aus blankem blauem Weltenblut
Und sich mit zartem Schleier einhüllt
Wie eine Braut verschämt und gut.
Die Wiesen schwingen grillensummend,
Die Erde duftet Ur-Arom
Und unbewußt im Schlaf verstummend
Gibt sie sich sanft dem Welten-Strom.
Die Seele öffnet dem Gefühle
In Seligkeit sich dämmernd hin
Und liegt gebadet ganz im Pfühle
Der wunderbaren Zauberin.
Weit wirft sie zweifelnde Gedanken
Hinab, bis untern letzten Stern,
Dem Wachsenden sich einzuranken
Mit Trieb und Liebe, Frucht und Kern.
Oh, lieblich holde Sommerblüte,
Betäubend hohe heilige Nacht!
Rings alles Ruh', rings alles Güte,
Rings alles Reife, alles Pracht!

Munk

Von Martha Roegner

Das erste schwache Grau stahl sich durch den hochstämmigen Föhrenwald, auf der Lichtung zitterten die Anemonen im Frühhauch. Die Vögel schliefen noch. Da huschte blitzschnell ein kleiner, schwarzer Schatten über die Lichtung, war im Gestein verschwunden wie weggeschluckt, reckte plötzlich aus der Krüppelkiefer ein schmales Köpfchen mit schwarzen, funkelnden Augen und hellgelbem Brustlatz, zuckte weg, zuckte wieder hoch, wandte das Köpfchen blitzartig nach allen Richtungen, mit dem zierlichen Näschen schnuppernd, und war wieder weg. Jetzt flog's weiter oben quer über den Bach und glitt wie eine Schlange an der alten Kiefer in die Höhe, verschwand in ihrem Dickicht, stand plötzlich auf einer Astspitze und schoß in weitem Bogen zur alten Buche hinüber und von da weiter quer durchs Holz von Baum zu Baum, bald auftauchend, bald verschwindend, und dann war's mit einem Satz auf der Erde unten, schnüffelte unaufhörlich nach allen Seiten, roch in alle Baumlöcher und Ritzen und war bald Schlange, bald Kugel, bald verschwunden, bald hoch und lang, wenn es Männchen machte und ausschaute. Ein Mäuschen quietschte angstvoll, da war es schon zerknirscht.

Das Marderweibchen glitt weiter durchs Holz, das Näschen bald am Boden, bald hoch in den Zweigen, kein menschliches Auge hätte seinen Bewegungen schnell genug folgen können. Und jetzt wieder ein halberstickter Schrei im dichten Gebüsch, ein Rascheln und Schlagen — da war dem brütenden Drosselweibchen der Kopf zermalmt. Eier schmeckten auch gut!

Weiter glitt der ruhelose Schatten, lautlos wie ein kleines Gespenst, nur manchmal für Augenblicke sichtbar, immer bergauf. Immer wilder und einsamer wurde der Bergwald, das Licht wurde heller, der Himmel bekam Farbe, da huschte es wieder an einer dicken Kiefer in die Höhe, und dann schnellte oben in weitem Satz ein Eichhörnchen zur nächsten Baumkrone hinüber und sauste klatschend und pfeifend quer durchs Holz fort, — aber die Marderin blieb ihm dicht auf den Fersen und tat ihm die weitesten Sprünge nach. Es ließ sich von der höchsten Spitze einer Tanne zu Boden fallen und sprang in langen Sätzen davon, aber der Schatten tat auch diesen Sprung. Wie der Blitz fuhr es wieder an einer himmelhohen Fichte in die Höhe und wagte den Sprung von der Spitze noch einmal, aber die Marderin sauste hinterdrein. Noch eine Weile ging die grausige Jagd hinauf und hinab, bis das Hörnchen keuchend mit verglasten Augen sitzen blieb, da hatte es der Feind am Genick und sprang ins Gebüsch. Er biß ihm die Halsader durch und schlürfte das warme Blut mit zugekniffenen Augen. Dann zermalmte er ihm den Kopf, riß ihm die Brust auf und fraß ein paar Bissen, das übrige ließ er plötzlich liegen und sprang weiter, immer bergauf.

Als die Sonne heraufkam, hatte die Marderin den Bannwald erreicht und verschwand in einer schmalen Schlucht, die von uralten Fichten überhangen war. Auf dem morastigen Boden lagen gestürzte Stämme, halb versteckt im wild wuchernden Unterholz, mächtige, zerklüftete Steinplatten stiegen steil auf einer Seite an, auf der anderen zog sich der Sumpf hinauf. Hier sprang die Marderin an einer alten

Fichte auf und war plötzlich verschwunden. Aber da guckte das schwarze Näschen wieder schnuppernd für einen Augenblick aus dem Stamm — jetzt saß sie in bequemer Höhlung. Das Loch war weich mit Moos ausgepolstert, aber es schien ihr noch nicht gut genug. Sie kratzte und scharrte, sprang fort und kam bald mit einem Maul voll Moos wieder, stopfte und wirtschaftete, holte mehr Moos, drehte und drehte sich, zupfte und glättete, und schien endlich zufrieden. Nun rollte sie sich zu einer Kugel und schlief bald tief und fest.

Als die Sonne am nächsten Morgen aufging, fand sie die Marderin im Nest, aber nicht mehr allein — unter sich hatte sie einen Knäuel von quiekenden, feinen Pelzchen, die sie zärtlich leckte.

Nun machte sie keine weiten Ausflüge mehr. Zwar diese einsame Wildnis schien ihr absolut sicher, nie war hier eines Menschen Fuß gegangen, und der Mensch war der einzige Feind. Aber sie hatte keine Ruhe, außer wenn sie das warme, weiche Gewusel zwischen ihren Pfoten fühlte — sie blieb in der Nähe, so daß sie ein Schrei erreichen konnte. Und nie ließ sie sich jetzt bei Tage draußen blicken — alles, was Federn und Pelze hatte ringsum, ahnte nichts von der gefährlichen Kinderstube. Lautlos schlich sie nachts — Dompfaff und Fink, Amsel und Birkhuhn hatten nicht Zeit, einen Ton zu jappen, wenn die Zähne des dunklen Gespenstes sie packten.

Nach ein paar Tagen glitt die Alte aber doch einmal am hellen, heißen Mittag aus dem Loch, sicherte, sprang auf einen langgestreckten Ast überm Nest und schmiegte den Schlangenkörper dicht an, die Schnauze auf die Vorderpfoten gedrückt — da war sie mit dem braunen Ast zu eins verschmolzen. Finken und Meisen huschten nahe vorbei, ohne sie gewahr zu werden. Sie schlief in guter Ruh', als ein leises Knacken sie weckte. Sie rührte keinen Muskel, kein Haar, sie starrte in eines Menschen Augen. Es war ein Mann im grünen Rock, der stand auch ein paar Sekunden regungslos und starrte in die funkelnden Augen, dann hob er langsam die Waffe und schoß — der braune Schlangenleib löste sich und fiel schlaff herunter. Er hob ihn auf und sah, daß es ein Muttertier war. Da begann er zu suchen und hatte bald die Höhle mit den Jungen gefunden. Sie waren noch sehr klein — eins nach dem andern wurde rasch abgetan. Als er das letzte herausholte, hielt er es einen Augenblick betrachtend in den Händen. Es war noch sehr unbehilflich, aber eine so vollendete kleine Schönheit, daß ihn eine mitleidige Laune anwandelte. Er steckte das Tierchen lebendig in seinen Rucksack zu der toten Alten und den Geschwistern. Denn er war noch ein sehr junger Mensch.

Als er damit heimkam, schüttelte der alte Förster den Kopf dazu und gab ihm auf, das Ungeziefer schleunigst wegzuschaffen. Aber die Magd hatte heute Besuch von ihrem Vater, der war Nachtwächter in der nächsten Stadt und hatte in seinem Leben nicht viel Natur genießen dürfen. Er war närrisch vor Entzücken über das schöne kleine Untier und nahm es mit nach der Stadt.

Seine Frau regte sich nicht wenig auf über diesen Sohn der Wildnis, der vor Hunger zu kreischen begann, aber die Schönheit des hilflosen kleinen Geschöpfes rührte auch sie. — Totmachen? Nein, o nein! Sie rannte umher und kramte, lief fort und kam mit einem Gummipfropfen wieder und einem Fläschchen Milch, und wirklich, das kleine Schlangentier nahm es begierig an. Und von dieser Stunde an war

es völlig zahm. Es bekam sein Heukästchen und sein Sandkästchen — denn es war sehr sauber — und es sah in Vater und Mutter Schubert seine berufenen Schützer und Eltern und bezeugte rückhaltloses Vertrauen und warme Liebe. Mutter Schubert hatte manchmal Gewissensbisse, daß sie so viel Zeit vertändelte, der kleine Munk war aber gar zu niedlich! Er wuchs und gedieh, nahm Milch und Semmel und was ihm sonst gegeben wurde, aber er hörte und sah niemals etwas von warmem, lebendigem Blut. Sie wurde nicht müde, diesem überschlanken, feinen Körperlein bei seinen ruhelosen Spielen zuzusehen und seine schier übernatürliche Behendigkeit anzustaunen — ihre Augen waren niemals so schnell wie die Muskeln dieses wunderbaren Geschöpfchens. Und es wurde alle Tage zärtlicher, leckte und schmeichelte und wollte nie allein bleiben, sondern immer gehätschelt und geliebt werden. Es schlüpfte aus und ein wie ein Kätzchen, durchsuchte den Hof und kannte bald jeden Winkel, aber vor der lauten Straße fürchtete es sich. Doch da gab es im Hof noch eine Tür, die führte in einen Pferdestall. Das war eine Entdeckung! Die blitzschnell zuckenden Äugelchen hatten im ersten Moment alle Ecken und Winkel mit allem Inventar erfaßt und beschauten nun mit ungemessener Neugier die vier Ungetüme, die da unbeweglich nebeneinander standen.

Munk rannte übers Stroh, da wedelte ein langer Schweif! Er sprang danach, aber der hochbeinige Schecke kickte mit dem Hinterhuf nach ihm. Nein, so was! Munk saß schon am andern Ende, lang, hoch und schmal, er machte Männchen; der Schecke wandte den Kopf nach ihm und schielte mit tückischen Augen. Munk glitt dicht an der Wand übers Stroh und saß in der Krippe. Da glotzten sie alle vier! Diese beiden hier sahen sehr müde und stumpf aus, die taten nichts — aber der Schecke! Munk rannte in der Krippe entlang, dem Schecken an der Nase vorbei, der nach ihm schnappte. Hihi! Er saß bereits am anderen Ende, dem vierten Pferde vor der Nase, und sah diesem in die Augen: gute, sanfte, unendlich traurige Augen mit feuchtem Schimmer. Ein feingliedriges Tier war es, aber alt und abgearbeitet. Munk saß ganz still, nur sein Näschen zitterte leise und intensiv, dann faßte er zaghaft mit den Vorderpfötchen nach den Stirnzotteln des alten Braunen. Der schaute nur mit leiser Erwartung und ließ es ruhig geschehen. Munk wurde kühner und saß plötzlich mit hohem Satz dem Braunen im Genick. Der hatte ganz leise gezuckt, ein kaum merkliches Zittern lief über seine Haut, aber er hielt still und drehte nur langsam den Kopf nach dem kleinen unruhigen Geist. Munk ging ein wenig auf seinem Rücken spazieren, dann legte er sich am Hals des Braunen nieder und begann andächtig das harte Fell zu lecken. Er schnurrte trommelnd, und das verstand der Braune wohl, trotzdem es ihm eine völlig neue Sprache war.

Von diesem Tage an waren sie innige Freunde. Nie besuchte Munk die anderen Pferde, und vor dem Schecken mußte er sich dauernd in acht nehmen. Aber den Braunen liebte er zärtlich, er spielte mit seinem Schwanz und seiner Mähne, er turnte auf seinem Kopf und Rücken herum und saß immer wieder vor ihm in der Krippe, seine Nase betastend und ihm in die Augen sehend. Für den Braunen bedeutete das winzige Geschöpfchen Wärme und Trost im Unglück. Er erlitt das Schicksal aller alten Pferde, für ihn zehnfach peinvoll, weil er ein außergewöhnlich feinnerviges und feinfühliges Geschöpf war. Denn er war aus einem guten Stall. Er

war ein hoher Intellekt und eine noble Seele — aber die galt nun nichts mehr. Nur seine Muskeln galten noch, und die taugten nicht mehr viel, das Manko mußte durch viel guten Willen ersetzt werden — das heißt durch dreifache Anstrengung und Quälerei. Er hatte seine Laufbahn als feuriger Renner begonnen, geliebt und verwöhnt von seinem Herrn, der in ihm seinen besten Freund sah. Der Braune verstand seinen Wink und fühlte seine Stimmung, er wußte, daß er einem vornehmen Manne diente und war stolz darauf, er liebte ihn und hätte Not und Tod mit ihm geteilt. Aber er hatte ihn verloren und niemals wiedergesehen, war von Hand zu Hand gegangen und stand nun hier im Stalle des Fuhrmanns, mußte allzu schwere Arbeit leisten und war unter der Faust eines groben Fuhrknechtes, der nichts von Pferdeseele wußte. Es gab alle Tage Gebrüll, Flüche und Schläge, die zwar selten ihn selbst trafen — denn er begriff immer, was er sollte, und tat, was er konnte, übers Maß hinaus, weil er wußte, daß dies noch die leidlichste Form des Daseins ermöglichte —, die Roheiten betrafen meist den Schecken, der den Fuhrknecht grimmig haßte und ihn tückisch und störrisch ärgerte, soviel er vermochte. Es gab scheußliche Szenen, die niemand sah — draußen auf der Straße mußte der Fuhrknecht sich etwas in acht nehmen, aber hier im Stall nahm er Rache, und die Leidgefährten des Schekken mußten es mitgenießen. Die beiden stumpfen Tiere in der anderen Ecke des Stalles senkten ergeben die Köpfe und stierten ins Leere, niemand bemerkte, wie traurig sie waren. Aber der alte Braune wandte manchmal den feinen Kopf und sah den Knecht groß an, da konnte es geschehen, daß der Bursche plötzlich abließ von seinem Opfer und hinausging. Er wußte selber nicht, daß der Braune ihn beschämt hatte. Aber der Braune wußte es, und er legte seinen Kopf leise dem mißhandelten Schecken über den Hals. Es war gut, daß der ihn neben sich hatte, sonst wäre er noch viel bösartiger gewesen. Die Weisheit des Braunen wirkte mehr und verhinderte mehr, als irgend ein Mensch sich träumen ließ. Ach, wieviel er von Menschen wußte! Und die ahnten es nicht. Es war ihm ewig unbegreiflich, wie wenig diese Übergeordneten von ihm und seinesgleichen wußten. So niederdrückend hoch standen sie über ihm — aber seit er seinen ersten Herrn verlor, fühlte er sich ihnen immer irgendwie überlegen. Er würde sie gehaßt haben wie der Schecke, wenn nicht der eine gewesen wäre. Er hatte die Liebe kennen gelernt, und die vergaß er nicht. Und nun hatte ihn der kleine Wildling mit sicherem Blick unter allen vier Pferden zu seinem Freunde erkoren. Das Leben war voll Grauen, die Menschen furchtbar — aber er zweifelte nicht an der Liebe. Er konnte zurückschauen in sein versunkenes Paradies, das schimmerte mit nie verblassender Leuchtkraft. Vor ihm stand das Leben wie eine harte, undurchdringliche Mauer, aber das Paradies war Wirklichkeit gewesen. Dies hatten die beiden Stumpfen und der Schecke nie erlebt und ahnten bis heute nichts davon. Er war auch ihnen so weit überlegen. Denn sie wußten nichts von Liebe.

Hätte nur der Pferdeknecht ahnen können, wieviel Liebeskraft in den stummen Geschöpfen ist, und daß es das Beglückendste und Dankbarste in dieser Welt ist, eine andere Kreatur die Liebe zu lehren! Nun aber wußte auch er nichts von Liebe.

Aber der Kleine wußte! Wenn der Braune heimkam von schwerer Arbeit und todmüde in den Stall stolperte, so guckte er sich zuerst nach dem Kleinen um, und es

war eine Enttäuschung, wenn er nicht da war. Er hätte gewünscht, daß Munk die ganze Nacht auf seinem Rücken gelegen hätte, da hatte er Zeit für die Liebe.

Aber nachts begleitete Munk den Vater Schubert auf seinem Pflichtgang. Als er das erstemal mit ihm ausging, das war ein unerhörtes Erlebnis für ihn gewesen. Frische, feuchte, reine Luft und dunklen, ungeheuren Raum über sich — er schnupperte und guckte und wunderte sich. Und er genoß! Ah! Es war unbegreiflich schön und verlockend.

Vater Schubert hatte ihn erst getragen, aber dann interessierte ihn die fremde Welt gar zu sehr, er glitt ihm wie ein Aal aus der Hand und begann zu untersuchen. Vater Schubert spazierte in mäßigem Schritt, da hatte er dreimal Zeit genug, jegliches Loch und jeglichen Winkel zur Kenntnis zu nehmen, er blieb ihm immer dicht auf den Fersen, und es fiel ihm gar nicht ein, Sonderfahrten zu machen. Vater Schubert brauchte sich nicht um ihn zu bekümmern, er kam mit wie ein Hündchen und zeigte keinerlei Freiheitsgelüste. Seine Welt erschien ihm weit genug — war es, weil die Liebe sie ihm so sehr geweitet hatte? Manchmal saß Vater Schubert lange still auf einem Eckstein, dann ging Munk eigene Wege. Aber ehe sich's der Alte versah, glitt eine weiche braune Schlange an ihm in die Höhe und nestelte sich an seinem Halse zurecht, da schaute Munk still in die nächtliche Welt und in die Sterne und begann zu schnurren wie eine Trommel. Und das bedeutete herzinnige Zufriedenheit.

Auf diesen Nachtgängen war es, daß er zuerst eine Maus fing. Er hatte sie erst nur für ein hübsches Spielzeug gehalten, aber als sie ihm in den Krallen quietschte und strampelte, überkam ihn plötzlich eine so heiße Lust, so wilder Rausch, daß seine Zähne knirschten — sie bissen wütend zu, eh' er's gewollt hatte, und nun schmeckte er zum erstenmal warmes Blut! Er war außer sich vor Aufregung, und von nun an hatte er nachts kaum noch einen anderen Gedanken als Mäuse — und bald auch Ratten! Mit den letzteren gab es immer erst einen schweren Kampf, denn da war er erst halb erwachsen — zu einer Kugel verbissen, rollten die Kämpfer bald hierhin, bald dorthin, wie von unsichtbarer Faust gestoßen, aber Munk war hundertmal schneller als die Ratte, und es war ganz gleich, ob er oben oder unten war: er drehte den Feind ganz nach Belieben zwischen seinen zierlichen Tatzen, so schnell, daß Vater Schuberts Augen niemals folgen konnten, wenn auch der Mond noch so hell schien — es dauerte keine Minute, so sprang Munk auf, die verendende Ratte im Genick gefaßt, und brachte sie ihm triumphierend. Vater Schubert besah sich die Sache mit gemischten Gefühlen — freilich, er hätte Munk loben sollen, wie dieser es von ihm erwartete. Aber nun würde er auch auf die lieben Vögel gehen, wenn er sie kriegte! Er hätte seinem Liebling gern die Kenntnis des Blutrausches vorenthalten. Warum mußte die Erde so grausam sein für die meisten Kreaturen? Und der Mensch, der Herr dieser Erde, konnte der gar nichts tun? Ach, der tat viel weniger als nichts: er lehrte die Geschöpfe Haß statt Liebe, und seinesgleichen samt der niederen Kreatur peinigte er schlimmer als das schlimmste Raubtier — ach Gott! Zweitausend Jahre Christentum, und dann der Weltkrieg mit allem, was folgte — wie war das möglich? Es war Unverstand von den Menschen; sie wußten nicht, daß diese Erde ein Garten Gottes sein konnte, sobald sie nur wollten! Armer kleiner Munk — die Men-

schen waren sicher die größten Schinder dieser Welt, aber für diese kleinwinzige Kreatur würde bald kein Platz mehr sein auf dieser Erde.

Ja, Munk hatte Blut geleckt, und Mäuse und Ratten fanden keine Gnade vor seinen Augen, er hatte eine teuflische Freude am Morden. Aber gegen seine Freunde blieb er sanft und zärtlich wie zuvor, vertrauend, liebend und liebebedürftig. Das war dem Vater Schubert oft erstaunlich. Ein Mensch, der solche Freude am Morden hätte, würde eine wüste Bestie sein ganz und gar, und nichts anderes. Aber dieser kleine Blutgierige war in seinem Liebesbedürfnis und in seinen Liebkosungen inbrünstig und voll Anmut, wie kaum der wärmste, kultivierteste Mensch.

Eines Nachts wurde Munk in den Pferdestall gesperrt, um Ratten zu fangen. Zwar dem Knechte paßte das wenig, er war nicht Munks Freund, er hatte den Vertrauensseligen einmal bös geärgert und hätte ihn noch ganz anders geplagt, wenn Munk sich nicht durch einen kräftigen Biß befreit hätte. Seitdem haßte er ihn, aber es war ihm niemals wieder gelungen, ihn zu erwischen.

Aber der Braune war glücklich in dieser Nacht. Er hätte nur gewünscht, daß er dem Kleinen seine Liebe etwas deutlicher hätte zeigen können, er konnte nicht schmeicheln und streicheln mit Pfötchen und warmem Körperlein, wie der Kleine, er hatte nur vier plumpe, harte Hufe zum Draufstehen und sonst nichts als die Zunge. Wenn Munk vor ihm in der Krippe oder auf der Erde saß, so suchte er ihn mit der Zunge zu erreichen, — selig, wenn's ihm einmal gelang! Aber meist war Munk schon über alle Berge, ehe er so weit kam. Am liebsten sprang er auf seinem Rücken hin und her, vom Kopf zum Schwanz und zurück, immer sich in der Luft herumwerfend und wie ein Ball hin und her prallend. Dann saß er auf seinem Kopf, machte Männchen, hatte die Mähne zwischen den Vorderpfötchen und war bald hoch, bald niedrig, und wupp — war er weg und ging ein bißchen den Schecken ärgern. Und wupp — war er wieder da, rollte sich auf seines Freundes Rücken zu einer Kugel und schlief tief und fest. Aber nicht so fest, daß er nicht den ersten Schritt eines Mäuschens gehört hätte. Der Braune fühlte noch im Eindämmern den kleinen, weichen Pelz auf seinem Rücken atmen und spürte eine köstliche Wärmewelle von da durch seinen Körper strömen.

Lange schlief Munk nicht, bald machte er die Augen wieder auf und schaute sich um. Ratten ließen sich noch nicht spüren, so gab er sich wieder der Beobachtung der vier großen, langsamen Tiere hin. Auch er fühlte die herrliche Wärme, die den Braunen und ihn zugleich durchströmte, manchmal wurde er sacht ein wenig in die Höhe gehoben, wenn der Braune im Schlafe aufseufzte — wie in tiefer Erlösung.

Ja, er war erlöst, er war in sein Paradies versunken. Er trabte als schöner junger Renner mit seinem geliebten Freund über weite, weite Steppen — wohin? Nein, der Braune fragte nicht, er liebte.

Munk schaute mit scharfen Augen zum Schecken hinüber, der fest schlief, aber manchmal mit dem Huf zuckte und ganz leise aufwieherte — es war nur ein Ansatz zum Wiehern und erstickte gleich, es klang ganz unwirklich und unheimlich boshaft und tückisch. Der arme Schecke konnte in kein Paradies versinken, denn er wußte von keinem, er sah ganz andere Bilder — auch er raste dahin über weite, endlose Steppen, mit Tausenden und aber Tausenden seinesgleichen, es war Gewitter-

sturm und Blitz und Krachen, aber der entsetzte ihn nicht wie im Wachen, denn er galt nicht ihm, Blitz und Hagel und Sturm galten der Menschheit, die niedergeworfen unter ihren Hufen zitterte und schrie und sich krümmte, wehrlos und kraftlos, und sie trampelten und trampelten und stampften — hui! in den Boden hinein — hui! immer fester — Schädel krachten — hui! das tat wohl!

Sieh, da hob der Braune erwachend seinen Kopf, drehte ihn langsam dem Schecken zu und schien hingegeben zu lauschen. Und wieder langte er hinüber und legte ihm sachte den Kopf auf den Hals — der Schecke fuhr ein klein wenig auf und stöhnte leise. Munk sah, daß auch die beiden Stumpfen die Köpfe hergerichtet hatten. Ja, die konnten auch kein Paradies träumen. Aber sie spürten den Haß, der aus dem Schecken brach, sie spürten auch die Wärme, die von dem Braunen strömte.

Munk war nachdenklich. Er fühlte dunkel die schwere Tragödie dieser Geschöpfe, aber er konnte nichts davon begreifen. Denn er war jung und glücklich. Er wußte nichts von Schutzgeistern — aber wie sein alter Freund da über dem Schecken hing, das befriedigte ihn im Tiefsten — irgendwie.

Er ahnte nicht, daß auch über seinem Leben dunkles Schicksal schwebte. Vater Schubert hatte eine Botenstelle am Gemeindeamt erhalten, und nun war's mit der Nachtwächterei aus. Und gleichzeitig ersuchte ihn sein Hauswirt, den Marder abzuschaffen, er wollte sich jetzt Hühner, Tauben und Kaninchen halten.

Vater Schubert saß bei seiner Frau, die den kleinen Munk im Schoße hielt und heftig streichelte, bitterlich dazu weinend. „Ja, ja,“ seufzte er, „nun ist es also so weit, daß die Menschheit ihn ausstößt aus der Welt.“

„Trag ihn raus in den Wald und laß ihn laufen!“ schlug seine Frau vor.

Er bedachte sich's lange. „Er ist zu zahm,“ sagte er, „er vertraut doch jedem Menschen. Wenn ihn der Förster erschießt, das wäre noch das Beste, was möglich ist. Aber er fällt irgend einem Lümmel in die Hände, wird an die Kette gelegt und langsam zu Tode geschunden — man kennt ja die Menschen! Aber wahrscheinlich gerät er ins Eisen und hängt da tagelang mit zerschmetterten Beinen, bis er verhungert ist.“

Nein, es war besser, er ließ ihn gleich erschießen, aber das wollte er seiner Frau nicht sagen.

Am nächsten Morgen steckte er ihn heimlich unter seinen Rock und ging fort. Mitten in der Stadt war eine Waffenhandlung, dort blieb er vor den großen Schaufenstern unschlüssig stehen, dann gab er sich einen Ruck und ging ins Haus.

Munk fuhr immer wieder neugierig mit dem schwarzen Näschen aus dem Rock, er sah Vater Schubert mit einem fremden Manne gehen, durch einen langen Gang, über einen Hof, in einen Schuppen, wo nur ein paar leere Kisten standen. Da nahm Vater Schubert ihn heraus und ließ ihn laufen. Dann ging er selber hinaus und schloß die Tür.

Trübselig stand der Alte und wartete auf den Schuß. Der Kleine hatte ihn eben noch am Kinn geleckt, das hätte er jetzt nicht mehr tun sollen, er würde das nie vergessen können. Gott — wie lange das da drin dauerte! Es knallte und knallte nicht — —

Etwas hatte Vater Schubert nicht gewußt: daß Munk, als er noch kleiner war und noch keine Ratten fangen konnte, daheim im Hofe zugesehen hatte, wie der Fuhrmann Ratten schoß, daher kannte er sehr wohl den Schießprügel und seine Be-

deutung. Sein Köpfchen fuhr erst lebhaft nach allen Seiten, erfaßte alle Winkel, dann streifte ein flüchtiger Blick den Mann — und schaute gerade in die Schußöffnung hinein — im selben Augenblick hatte eine Kiste den kleinen Munk verschluckt. Es begann eine bedächtige Jagd, Kisten wurden geschoben, Raum verengert, Munk schlüpfte, sprang und raste, flog und kroch — zuletzt saß er in einer der Ecken hinter einer schräg angeschobenen Kiste, so daß er nur über die Kiste weg entwischen konnte, aber er wußte, oben auf der Kiste lag der Lauf in die Ecke gerichtet und lauerte auf ihn — sein Herz klopfte wie rasend. Der Mann kauerte regungslos, den Finger am Drücker, und wartete. Er wartete lange, einmal mußten ja die Augen wieder über die Kante gucken.

Nein, Munk guckte nicht, er brauchte nicht zu gucken, er war viel klüger, als der Mann dachte. Aber plötzlich lag er mit halbem Leib über die Kiste geworfen, und ein Pfötchen verschloß die Schußöffnung, während er dem Manne laut klagend in die Augen sah, angstvoll, flehend. Dem Mann war die Waffe entfallen, er hob fast wider Willen die Linke und strich leise über das schöne Köpfchen. „Nein, nein," murmelte er, „nein, nein." Er stand leise auf und ging hinaus, während Munk sich noch leise klagend zurückzog.

„Ich kann's nicht," sagte der Mann draußen zu Vater Schubert, „krieg's nicht fertig." Und er erzählte ihm. Vater Schubert ging wieder hinein und nahm Munk auf, der wie versteinert auf der Kiste saß und mit großen schwarzen Augen starrte. Vater Schubert fühlte, wie das kleine Herz raste, er drückte ihn fest an sich und streichelte und liebkoste ihn, wie er's noch nie getan hatte, und Munk hielt ganz stille.

Zu Hause begann er lustig wieder zu spielen, und Vater und Mutter Schubert waren ratlos wie zuvor. Da nahm das Schicksal selber die Sache in die Hand.

Munk schlüpfte in der Mittagsstunde hinaus in den Hof und in den Stall zu seinem Freunde. Aber hier war der Pferdeknecht, der schon wußte, daß dem Kleinen das Urteil gesprochen war — er wollte ihm nun kein Recht mehr gönnen und suchte ihn hinauszujagen. Munk hüpfte, tanzte, fegte, sprang — das war nun schon die zweite Hetzjagd heute, aber diese nahm er nicht ernst — eigentlich glaubte er auch nicht recht, daß der Knecht es ernst meinte, wie er so mit seinem Knüppel hinter ihm her in alle Ecken fuhr, es war gar zu tolpatschig! Schließlich saß Munk auf der Krippe zwischen dem Schecken und dem Braunen, da sauste ein faustgroßer Stein an ihm vorbei, er guckte erstaunt hinter dem Stein her und machte Männchen, nur einen Moment, aber in dieser halben Sekunde traf ihn ein zweiter Stein — da fiel sein Köpfchen ganz sonderbar auf die Seite, und der hochgesteilte Körper sank langsam zusammen, machte ein paar unsichere Bewegungen nach dem Braunen hin und fiel diesem gerade vor die Füße. Der Bursche war rasch zwischen die Pferde gesprungen, nach dem zurückprallenden Stein, er dachte, er müsse dem Getroffenen noch den Rest geben, aber er hatte den Schecken vergessen, — der machte plötzlich einen ganz kleinen Satz, und sein Vorderhuf traf den Gebückten genau ins Genick — da lag er lang, noch ehe Munks Körperlein den Boden erreichte. Und nun trat plötzlich tiefe Stille ein im Stall.

Als der Fuhrmann später in den Stall trat, stand er wie erstarrt: dicht neben den Hufen des Schecken lag der Erschlagene, noch den Knüppel in der Linken, der Schecke

stand regungslos, mit steilem, steifem Kopf, die grellen, boshaften Augen unbewegt auf die Wand geheftet, aber darinnen glomm ein heimliches Höllenfeuer, und das Maul war ein klein wenig schief gezogen. Der Braune hatte den Kopf tief gesenkt auf seinen toten Liebling, den er manchmal ganz leise und vorsichtig leckte. Aber der rührte sich nicht mehr. Und der Braune wußte, nun war auch diese Liebe hinabgesunken in die Tiefe, zu seinem anderen Paradies. Sie würde leuchten und strahlen wie dieses, solange er lebte.

Doch nun füllte ein unaussprechlicher Jammer seine Seele. Er mußte nun des Lebens Last noch weiter tragen — wieder ganz allein.

Aber der Kleine war mit einem Satz aus seinem kurzen, heiteren Leben hinaus, ehe ein Jammer ihn berührt hatte.

Gebet um Reinheit

Von Hans Benzmann

**O Heiland, der du bist die Liebe,
Du Sonnenlicht, du blühendes Werden
In allen Himmeln und auf Erden, —
O daß mir deine Gnade bliebe,
Daß mich zu allem Menschenwerke
Die Reinheit deines Wesens stärke!**

**Wie Petrus hab' ich dich verleugnet,
Nicht dreimal, nein, an allen Tagen,
Denn was ist Singen, was ist Sagen
Zu dem, was christlich sich ereignet,
Was gilt auch die inwendigste Stärke,
Wird nicht der Mensch zum christlichen Werke!**

**Es quillt mein Mund von preislichen Gesängen,
Von bunten Märchen, heiligen Legenden,
Es harft mein Herz in seinen Engen —
Trag' doch die Bosheit auf den Händen . . .
Was hilft mir, der ich dich nur nenne,
Daß ich in geistigen Flammen brenne? . .**

**So tief bestürmt ist mein Gemüte! . .
Was mich durchströmt aus wilden Quellen,
Möcht' lauter sich, schneeweiß erhellen, —
O Heiland, leuchte ins Geblüte,
Daß deine Reinheit, deine Güte
Nur schlicht mein ganzes Sein behüte! . .**

**Ja, wenn du mich mit magischen Weihen
Gesegnet hast, laß dir bezeugen,
Wie tief mein Haupt die Weihen beugen —
Herr, laß nur eins mir angedeihen:
Senk mit dem leuchtenden Gefieder
Die Taube deiner Reinheit auf mich nieder!**

Rundschau

Die Krankheit des Kaisers Friedrich III.

Erinnerungen eines Zeitgenossen

Der Verfasser dieser persönlichen Erinnerung, Exzellenz Dr. Rochs, ist einer der wenigen Zeitgenossen, die jene verhängnisvollen Ereignisse miterlebt haben und fachmännisch beurteilen konnten, da er mit den behandelnden Ärzten in persönlicher Beziehung gestanden. Man vergleiche dazu den entsprechenden Abschnitt in dem Buche über Ernst von Bergmann von A. Buchholz (Leipzig, Verlag F. C. W. Vogel)! D. T.

Nicht unwitzig und nicht unzutreffend hat jemand gesagt, daß das politische Angesicht der sogenannten „Welt", die damals aus den drei Erdteilen Europa, Asien und Afrika bestanden hat, ein ganz anderes geworden wäre, wenn die Nase der ägyptischen Königin Kleopatra, dieser verführerischen Nilschlange, die alle Gewaltigen ihrer Zeit zu ihren Füßen gesehen hat, eine andere, weniger schöne gewesen wäre. Es hätte dann Antonius, der Triumvir, der diese Nase nicht vergessen konnte, ganz anders bei Aktium gehandelt; er wäre nicht „auf den Flügeln der Liebe und der Sehnsucht" zu seiner angebeteten Herzenskönigin geeilt. Es hätte dann aber wohl keinen Augustus und keine römischen Cäsaren, wie sie gewesen sind, gegeben. Mit größerem Rechte und historisch mit Gewißheit vermutbar, kann man sagen, es wäre die Welt, vermehrt durch Amerika und Australien, eine andere geworden, wenn Kaiser Friedrich III. nicht nur hundert Tage auf dem Throne des Deutschen Reiches gesessen hätte, wenn also nicht der mörderische Krebs vorzeitig, unerbittlich, seinem Leben ein Ende gemacht hätte, sondern wenn es der medizinischen Kunst gelungen wäre, ihn noch rechtzeitig von der totbringenden Wucherung zu befreien, was, wie die nachfolgenden Aufzeichnungen eines in die Krankengeschichte des Kaisers aus naher Nähe Eingeweihten, der mit Recht sich selbst zu den Sachverständigen zählt, ergeben dürften, hätte geschehen können. Wilhelm II. wäre nicht, vorzeitig für das Wohl Deutschlands, auf den Thron gelangt und hätte nicht mit allzu jugendlicher Impulsivität, in Byzantinismus versunken, die Geschicke von 65 Millionen Deutscher geleitet mit den unvermeidlichen Reflexwirkungen auf die vielen Millionen anderer Menschen.

Es rechtfertigt sich darum schon die Erinnerungen an jene hundert Tage aufzufrischen. Veranlassung dazu, d. h. zu den vorliegenden Erinnerungen gibt das unter dem Titel: „Unter drei Kaisern" von dem früheren Oberstallmeister, Oberhof- und Hausmarschall Freiherrn von Reischach herausgegebene Buch. Seine in diesem Buche enthaltenen Aufzeichnungen sind „dem Andenken der Kaiserin Friedrich" gewidmet, und demgemäß müssen sie sich ja auch mit dem schweren Ereignis der Erkrankung ihres Gemahls, der damals noch Kronprinz war, beschäftigen.

Freiherr von Reischach schreibt darüber unter anderem folgendes:

„Die Frau Kronprinzessin setzte es, gestützt auf den Willen (?) ihres Gemahls, durch, daß die fernere Pflege des Kranken dem englischen Arzte Mackenzie (ihrem Landsmann) übertragen wurde. Ein Sturm der Entrüstung ging darob durch Preußen (und wohl auch darüber hinaus!). Die deutschen Ärzte legten ein Gutachten im Hausministerium nieder, worin sie sich für Krebs aussprachen und eine Rettung des Hohen Herrn nur durch eine sofortige Operation für möglich erklärten. Ich will hier auf das schärfste der damals allgemein verbreiteten Ansicht entgegentreten, die Frau Kronprinzessin habe lediglich aus persönlichen egoistischen Gründen die Operation verhindert, damit der Kronprinz zur Regierung gelange. Ich habe so oft mit ihr später darüber gesprochen. Sie glaubte an die ungefährliche Seite der Krankheit, da ihr der englische Arzt dies bestätigt hatte (d. h. soll wohl heißen: ‚erklärt' hatte). Sie war in ärztlichen Fragen sehr bewandert, hatte viel mit bedeutenden Ärzten sich unterhalten, viele Werke gelesen, besuchte unausgesetzt die Krankenhäuser. Sie mußte also wissen, daß der Kron-

prinz, wenn er Kehlkopfkrebs hatte, in kürzester Zeit diesem Leiden erliegen würde. Ein Krebs an einer äußeren Stelle des Körpers kann sich ja Jahre hinziehen. Auch sah der Kronprinz Anfang des Jahres 1887 glänzend aus und hatte nicht eine Spur der gelben Farbe, die sonst Krebskranken eigen. Kaiser Wilhelm war damals ganz besonders frisch. Warum sollte der Hohe Herr also nicht 95 oder 100 Jahre alt werden? Wenigstens waren die Ärzte, die ihn behandelten und täglich sahen, dieser Ansicht. Es war ein völliger Wahn, wenn man der Kronprinzessin andichtete, sie habe die Operation wissentlich verhindert, weil sie befürchtete, er könne dabei sterben, so aber bestimmt noch auf den Thron kommen."

Für mich, dem wirklich Eingeweihten, der seine damals mitwirkenden ihm mehr oder minder befreundeten Zeitgenossen sämtlich überlebt hat, also keine persönlichen Rücksichten auf sie zu nehmen hat, können die obigen Äußerungen des hohen Hofbeamten nicht unwidersprochen bleiben. Sie rufen vielmehr, wie man einstens zu sagen pflegte „zur Steuer der Wahrheit" nach Aufklärung und Richtigstellung. Denn schließlich ist Wahrheit doch das, was im Leben des Einzelnen, wie im Leben ganzer Völker, in erster Linie angestrebt werden muß. Und dies soll im folgenden geschehen:

Richtig ist zuvörderst, daß ein Sturm der Entrüstung durch die ganze Bevölkerung ging, als die Kronprinzessin sich — es war dies am 20. Mai 1887 — dazu entschloß, das Schicksal ihres Gemahls allein in die Hände des englischen Arztes zu legen. Warum sie es tat, soll hier nicht untersucht werden. Welche Erwägungen, Gedanken, Überzeugungen usw. für ihr Verhalten auch immer bestimmend gewesen sein mögen; jedenfalls darf und muß gesagt werden, daß das, was die Kronprinzessin tat, sich als unrichtig, verhängnisvoll und verderblich erwies.

Ich war zu jener Zeit Assistent bei dem berühmten Arzte von Bergmann bei dessen Operationsübungen an der Leiche auf der Berliner Anatomie, deren Direktor der nicht minder berühmte Professor Waldeyer war.

Es war am 20. Mai 1887, an einem Freitage, als Bergmann vormittags seinen Instrumentenverwalter, Namens Bade, zu mir auf die Anatomie mit der Anfrage schickte, ob eine unsezierte Leiche zur Verfügung stände? (Unter einer „unsezierten" Leiche ist eine solche zu verstehen, bei welcher die Hals- und Brustorgane noch erhalten sind.) Zutreffendenfalls möchte ich ihn, Bergmann, bald erwarten. Auf meine Bejahung der Frage, erschien er dann unverzüglich und vollführte unter meiner Assistenz mit seiner Meisterhand eine halbseitige Kehlkopfexstirpation. Nach ihrer Beendigung gab er mir eine Erläuterung, die eine tiefe Erregung in mir hervorrief und ihrem Inhalte nach hervorrufen mußte. Noch sehe ich Bergmanns reckenhafte Gestalt vor mir, deren ganze Haltung ich kurz als klassisch bezeichnen möchte und die sich dem Gedächtnis unverzehrlich eingeprägt hat. Unvergeßlich sind mir seine Worte in ihrer volltönenden von ihm so meisterhaft beherrschten Sprache, in der die Konsonanten scharf und explosivartig herausklangen; das ganze sogenannte „Petersburger Deutsch". Es ist mir, als ob ich noch heute seine Worte höre: sie waren von tiefem Ernste getragen und ließen die ganze Schwere der Verantwortung deutlich erkennen. „Ich werde", so sagte er, „morgen Vormittag diese Operation an dem Kronprinzen des Deutschen Reiches ausführen; es ist schon alles dafür im kronprinzlichen Palais hergerichtet. Gerhardt (eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete der Kehlkopfkrankheiten) hat bereits bei einer Untersuchung des Kronprinzen im März Verdacht auf Krebs gehegt und eine kleine flache Geschwulst auf dem linken Stimmband galvanokaustisch zerstört. Die Heiserkeit, an welcher der Kronprinz schon seit Anfang des Jahres leidet, ist daraufhin allerdings anfänglich geschwunden. Trotz des günstigen Klimas von Ems, wo der Kronprinz vier Wochen weilte, ist die kleine Wundfläche nicht geheilt, die Geschwulst ist im Gegenteil größer, als früher, und die Heiserkeit, die vorübergehend geschwunden war, hat sich wieder eingestellt. Vor wenigen Tagen (wenn ich mich recht entsinne, sprach Bergmann vom letzt vergangenen Montag) habe ich gemeinsam mit Gerhardt, Tobold und Lauer (der bekannte Leibarzt Wilhelms I.) den Kronprinzen untersucht. An der krebsigen Natur des Leidens kann kein Zweifel bestehen. Aber das

Allgemeinbefinden ist gut, die Lymphdrüsen sind nicht geschwollen; der Kronprinz wird nach einer Operation mit genügend lauter, wenn auch etwas belegter Stimme gut sprechen können, wie mir dies der Fall des Sanitätsrats Dr. Fromm beweist, dem Küster (ein namhafter Berliner Chirurg und Chefarzt des Augusta-Hospitals) vor Jahren wegen Krebs den halben Kehlkopf herausgenommen hat. Die Kronprinzessin ist mit der Operation einverstanden und auch der Kronprinz selbst hat seine Zustimmung erteilt." Dies waren ungefähr die Worte Bergmanns. Anlangend übrigens den von ihm erwähnten Fall des Sanitätsrats Dr. Fromm, so war mir dieser Herr, ein Geheimer Sanitätsrat, persönlich bekannt. Er hat in Heringsdorf eine ausgedehnte Praxis ausgeübt und ist in höherem Alter gestorben. Wer ihn hat sprechen hören, Arzt oder Laie, wird gewiß nicht vermutet haben, daß Fromm nur mit halbem Kehlkopf spreche.

Noch am Nachmittag des 20. Mai — es kommt auf die Zeitpunkte nicht unwesentlich an — traf ich mit Waldeyer zusammen, der durch den ihm befreundeten Gerhardt vollkommen informiert war. Waldeyer bemerkte mir dabei u. a., daß ihn bereits vor Monaten gelegentlich der Eröffnungsfeier des Neuen Museums für Völkerkunde, hierselbst, durch den Kronprinzen, aufgefallen sei, daß dieser mit sichtlicher Anstrengung und mit einem eigentümlichen Stimmklange die Ansprache verlas, die ihm, wie üblich, in einer Niederschrift von einem Adjutanten zum Ablesen vorgehalten worden war. Aber auch Waldeyer hat damals noch nicht an das furchtbare Leiden gedacht, welches das Leben des Kronprinzen bedrohte, sondern hat nur eine vorübergehende Affektion des Stimmorgans angenommen.

Nach Bergmann ist also die Kronprinzessin mit der am 21. Mai vorzunehmenden Operation uneingeschränkt und unbedingt einverstanden gewesen, und auch ich mußte nach den Erklärungen Bergmanns mit Gewißheit annehmen, daß die Operation am Vormittage des 21. Mai vor sich gehen werde. Dieser 21. Mai war ein heiterer, warmer Frühlingstag. Unwillkürlich und ohne besondere Absichten ging ich am Nachmittag lustwandelnd nach dem kronprinzlichen Palais Unter den Linden. Da sah ich den mir von Potsdam her wohlbekannten Verwalter des kronprinzlichen Gutes Bornstedt bei Potsdam, Namens Schulz, der sich des besonderen Vertrauens der Kronprinzessin erfreute, die Schloßrampe herunterkommen. Als auch er mich erblickte, eilte er, in offensichtlich großer Erregung, auf mich zu und begrüßte mich. „Was sagen Sie," so sprach er zu mir, „zu unseren deutschen Ärzten? Da haben sie, Bergmann und Gerhardt, Kehlkopfkrebs festgestellt, und heute morgen wollte Bergmann den halben Kehlkopf fortschneiden. Zum Glück ist gestern Nachmittag ein englischer Spezialarzt eingetroffen, der den Kronprinzen sofort untersuchte. Es handelt sich danach nicht um Krebs, der englische Arzt wird den Kronprinzen ohne Operation wieder herstellen."

Was hatte sich nun inzwischen zugetragen? Am 20. Mai, d. h., Freitag, am Nachmittag, war Mackenzie angelangt. Bemerkt mag dazu werden, daß bereits während des oben angegebenen Aufenthalts des Kronprinzen in Ems der Generalarzt Dr. von Wegener, Leibarzt der Kronprinzessin, auf deren Veranlassung noch die Konsultation eines englischen Arztes, d. h. ausdrücklich die Mackenzies, angeregt hatte, der auf dem Gebiete der Kehlkopfkrankheiten als eine Autorität ersten Ranges galt. Die behandelnden Ärzte waren damit einverstanden gewesen. —

Zum nicht geringen Erstaunen der im Beisein von Gerhardt und Bergmann sofort vorgenommenen Untersuchung erklärte Mackenzie mit einer anscheinend jeden Widerspruch ablehnenden Gewißheit, daß es sich um Krebs nicht handele, ihm seien derartige Veränderungen auch ohne Krebs wohl bekannt; mindestens müsse vor einer Operation die mikroskopische Untersuchung eines ausgeschnittenen Gewebsteils der erkrankten Partie die Diagnose sichern. Gerhardt widersprach zwar und führte aus, man könne dem Kronprinzen diesen Eingriff ersparen, denn das Aussehen der Neubildung und der ganze klinische Verlauf ließen eine andere Deutung als auf Krebs gar nicht aufkommen. Bergmann seinerseits betonte die bösartige Neubildung und riet zur möglichst ungesäumten Vornahme der Operation. Es war vergebens. Die Kronprinzessin schloß sich mit aller Entschiedenheit der Auffassung des englischen Arztes an, der nun unverzüg-

lich ein Gewebsstückchen herausschnitt, das Virchow zur Untersuchung zugestellt wurde. Doch welches Erstaunen, als Gerhardt, der unmittelbar darauf nachuntersuchte, sofort feststellte, daß das ausgeschnittene Gewebsstück garnicht dem erkrankten Teile des linken Stimmbands entnommen sei, sondern der noch gesunden Umgebung! Mackenzie war so kühn, — man muß es heraussagen, — mit dreister Miene die gerechte Bemängelung Gerhardts zu bestreiten. Aber natürlich konnte Virchow in dem ihm zugegangenen Gewebsteile krebsige Veränderungen nicht feststellen. Bergmann und Gerhardt blieben bei ihrer besseren Kenntnis, überzeugt von der Richtigkeit ihrer Diagnose, stehen, aber sie waren fürs erste, leider, zum Schweigen und zur Passivität verurteilt.

Was weiter folgte, ist wohl bekannt genug. Der Kronprinz blieb in den Händen Mackenzies, der von einer Kur auf der Insel Wight und in Schottland einen günstigen Einfluß erwartete. Er begleitet den Kronprinzen nach der Insel Wight. Der Erfolg aber blieb aus und mußte wohl auch nach Lage der Dinge ausbleiben; geht doch der Krebs unerbittlich seinen dornenreichen, durch Trümmer gekennzeichneten Weg. — Man kehrte also ohne Besserung zurück. Das Allgemeinbefinden des Kronprinzen hatte sich sogar verschlimmert, die Heiserkeit sogar zugenommen. Die Lebensfackel begann, langsam, aber sicher, zu verglimmen. Was Bergmann unter der unverantwortlichen Verschleppung der von ihm als notwendig erkannten Operation gelitten hat, weiß nur der, demgegenüber er sich hierüber ausließ. „Ich muß," so sagte er, „an mich halten, um dem Halunken (er meinte natürlich: Mackenzie) nicht hinter die Ohren zu schlagen." Er sagte dies voll gerechten Ingrimms.

In der Tagespresse entspann sich dann jener wohl noch nicht vergessene unerquickliche Streit zwischen den Anhängern der deutschen Kliniker und denen Mackenzies, zu dem die Kronprinzessin, unbelehrt durch den Nichterfolg, nach wie vor hielt. Mackenzie, ebenfalls anscheinend noch nicht belehrt, in unverantwortlicher Weise die Belehrung ablehnend, schlug die Übersiedelung des bedauernswerten Kronprinzen nach San Remo vor. Bei dem Truggebilde, das der Engländer über die Krankheit dem Publikum aufgerichtet hatte, mußte ihm daran liegen, die deutschen Kliniker weiter von der Behandlung fern zu halten, was ihm denn leider auch nur zu gut gelang. Gänzlich konnte er freilich deren Hilfe nicht entraten; denn eine andere Gefahr tauchte auf, eine erschreckliche, nämlich die der Erstickung infolge Anfüllung des Kehlkopfes mit Krebsmassen. Die drohende Erstickung konnte jeden Augenblick in Verwirklichung übergehen, und die sofortige, allein das Leben rettende Operation der Eröffnung der Luftröhre unabweislich notwendig werden lassen. Es wurde darum beschlossen, daß Bergmann oder in seiner Vertretung sein damaliger Assistent Dr. Bramann beständig um den Kronprinzen anwesend sein sollte. Bergmann wünschte die Vornahme der Operation nicht erst im letzten Augenblicke der greifbaren Gefahr, sondern schon früher, sobald festgestellt werden konnte, daß Lebensgefahr durch Behinderung der Atmung vor der Tür stand. Solches Verfahren lag auch lediglich im Interesse des Kranken, entsprechend der Einsicht der wirklich Sachkundigen. So weilte denn Dr. Bramann in San Remo, während Bergmann gewissermaßen systematisch und methodisch vom Kranken ferngehalten wurde. Aber eines Tages ganz früh — ich berichte nach dem Berichte Bramanns, wie er ihn mir gegeben hat, — kam Mackenzie in großer Aufregung zu Bramann mit der Aufforderung, sofor tzu operieren, jedoch ohne Chloroform. Bramann erwiderte, er werde nach seinem Ermessen handeln und folgte Mackenzie zum Kronprinzen. Da bietet sich ihm ein erschütterndes Bild dar! Er sieht den Hohen Kranken aufrecht im Bette sitzen, er hört ihn unter den heftigsten Anstrengungen aller Atemmuskeln mühsam nach Luft ringen, sein eingefallenes krankhaft-gelbliches Gesicht ist blau verfärbt und ein bittender angstvoller Blick aus den großen blauen Augen heftet sich auf Bramann, — der trotz Mackenzies erwähntem Widerstreben den Kronprinzen sofort chloroformierte. Nach wenigen Zügen ist dieser betäubt und Dr. Bramann, der solche Operationen in sehr zahlreichen Fällen ausgeführt hatte, öffnet in Minuten in tadelloser Weise die Luftröhre. Der Anstifter alles dieses Un-

heils, dessen spiritus rector, aber stand währenddem, unfähig zu jeder Assistenz, „mit schlotternden Knieen“, wie Bramann wörtlich sagte, daneben! Nach beendigter Operation erwachte der Kronprinz aus seiner kurzen Betäubung; erlöst von der quälenden Erstickungsnot; befreit von ihr, drückte er dankbaren Blickes mit beiden Händen warm und innig Bramanns Hand.

Bekanntlich hat Mackenzie mit unglaublicher Unverfrorenheit, um diesen für sein Verhalten nur schwachen Ausdruck anzuwenden, später den Vorwurf erhoben, Bramann hätte den Schnitt nicht genau in der Mittellinie geführt! Wer aber die vollendete Technik Bramanns kannte, der weiß, wie sehr zu Unrecht dieser Vorwurf erhoben worden ist. Unbegreiflich erscheint dagegen, daß die so lange Verzögerung dieser nicht nur das Leben rettenden, sondern die Qualen des Kranken „mit einem Ruck“, um so zu sagen, beseitigenden Operation überhaupt möglich war. Denn es kann für den Sachverständigen gar keinem Zweifel unterliegen, daß der qualvolle Zustand der Atemnot — wenn auch vielleicht nicht in dem Grade, wie Bramann angab, schon längere Zeit bestanden hatte. Der ärmste Tagelöhner genießt in dem ersten besten Krankenhause eine bessere ärztliche Behandlung, als wie sie dem Kronprinzen des Deutschen Reichs im kaiserlichen Palast zuteil wurde! Dies waren Bramanns empörte, aber zutreffende Worte. —

Wie Eingangs meines Berichtes erwähnt, rühmte der Oberstallmeister usw. von Reischach von der Kronprinzessin, daß sie in ärztlichen Angelegenheiten sehr bewandert gewesen sei, sich über solche viel mit bedeutenden Ärzten unterhalten, viele medizinische Werke gelesen hätte und unausgesetzt Krankenhäuser besuchte. Demgegenüber muß es gewiß sonderbar erscheinen, daß sie die Verzögerung der an sich ungefährlichen Operation und die ohne solche verursachten Leiden ihres Gemahls ruhig mitansehen konnte. Für mich ist dies um so mehr unbegreiflich, da mir bekannt ist, daß sie mit Bergmann über die Krankheit und die Operation öfters und eingehend gesprochen hatte.

Doch mag hierauf nicht weiter eingegangen werden!

Aber merkwürdig, in dieser Verknüpfung trauriger Umstände, die das Bild einer Tragödie gewähren, hielt auch jetzt noch, nach der Operation, Mackenzie, so oft von einer Verschlimmerung des Zustandes des Kronprinzen Nachricht kam, sein Wahn- und Truggebilde aufrecht, und er trieb sein Spiel sogar so weit, daß er in der ihm zur Verfügung stehenden Presse — es gab Blätter genug, die sich zum Dienste für ihn hergaben — nach wie vor die Meinung verbreiten bzw. aufrecht erhalten ließ, Krebs läge nicht vor. Ja, Mackenzie — stellte noch immer Heilung in Aussicht, obgleich er sich doch endlich als ehrlicher Mann hätte sagen müssen, das leider wegen des vorhandenen Krebs eine Heilung ausgeschlossen sei.

Angesichts solcher Machinationen mußte Bergmann daran liegen, noch einmal durch einen einwandfreien Gelehrten von Ruf und Erfahrung die Art des Leidens mit möglichster Gewißheit feststellen zu lassen. Zur Verwirklichung dessen reiste Waldeyer am 1. März 1888 auf direkten Befehl Kaiser Wilhelms I. nach San Remo. Dem geübten Anatomen war es dort ein leichtes, aus dem durch Hustenstöße hervorgebrachten Auswurf, in dem sich bereits Stücke des durch den Krebs zerstörten Kehlkopfknorpels befanden, die für den sogenannten Plattenepithelkrebs charakteristischen Bildungen mikroskopisch festzustellen. Er demonstrierte sie den Herren von Bergmann und Bramann, die übrigens bereits vor Waldeyer selbst die gleichen Präparate angefertigt hatten. Auch Mackenzie geruhte, wenn man so sagen will, zu erscheinen, um Waldeyers Ansicht zu erfahren. Dieser erklärte denn auch rundweg, daß unzweifelhaft ein Krebsleiden bestände und ersuchte Mackenzie durch Einsichtnahme in die mikroskopischen Präparate sich selbst davon zu überzeugen. Aber, was geschah? Wie mir Waldeyer selbst mitgeteilt hat, wurde er sprachlos vor Erstaunen, als er wahrnehmen mußte, daß Mackenzie vom Mikroskop und der mikroskopischen Technik nichts verstand, daß er, sein Auge etwa einen Fuß vom Okular entfernt haltend, in das Mikroskop schauen wollte, und schließlich, in die Enge getrieben, bekannte, daß er nichts von diesen mikroskopischen Dingen verstehe, daß er es den Herren auch so glaube; wenn sie bestimmt meinten, es sei Krebs, so nehme er dies auch ohne Hilfe des Mikroskops als richtig

an. Trotz dieser Belehrung Mackenzies war aber einige Tage später in einer Anzahl Zeitungen zu lesen, Waldeyer glaube zwar die krebsige Natur des Leidens festgestellt zu haben, man müsse aber noch abwarten, ob sich die Annahme bestätige. Eine Heilung sei nicht ausgeschlossen.

Waldeyers Rückkehr nach Berlin fiel auf den 9. März 1888, den Todestag Kaiser Wilhelms I. Zwei Tage später fand unter heftigem Schneegestöber der Einzug des todkranken Kronprinzen als nunmehrigem Kaiser Friedrich III., in das Charlottenburger Schloß statt. Dort erlöste ihn am 15. Juni 1888 der Tod von seinen Leiden, also nach einer Regierung von nur hundert Tagen!

Mackenzie und das, was er durch sein Truggebilde verschuldet hat, vergaß man nicht; man hielt es für angezeigt, hinter die Dinge zu kommen, die Wahrheit zu ergründen, d. h. Mackenzie die Maske vom Gesicht zu reißen. Auf Veranlassung Bergmanns fand mit Zustimmung des jungen Kaisers Wilhelm II. die regelrechte Obduktion der Leiche seines Vaters durch Virchow und Waldeyer statt, und zwar auch in Gegenwart der Ärzte, welche den toten Kaiser behandelt hatten, unter ihnen auch von Bergmann und von Bardeleben, auch einer medizinischen Größe der Zeit. Auch Mackenzie war mit seinem Assistenten Dr. Horell anwesend; auch Hofbeamte waren erschienen. Aber, man möchte es kaum glauben und man steht wirklich vor einem ungelösten Rätsel, auch jetzt noch versuchte Mackenzie ein Ränkespiel, um die Leichenöffnung zu verhindern. Kurz vor derselben erschien nämlich der bisherige Leibarzt des Kronprinzen Dr. von Wegner und teilte im Auftrage der Kaiserin Friedrich mit, daß sie die Vornahme der Obduktion nicht wünsche. Der anwesende Oberhofmarschall Graf Stollberg begab sich darauf sofort zum Kaiser und kehrte nach wenigen Minuten mit der Botschaft zurück: „Seine Majestät der Kaiser befiehlt, daß die Sektion unverzüglich vorgenommen werde.“

Es folgte darauf durch Virchow unter Assistenz Waldeyers die Obduktion der Hals- und Brustorgane, selbstverständlich in kunstgerechtester Weise. Es ergaben sich eine sehr weitgehende krebsige Zerstörung des Kehlkopfes und krebsig entartete Lympfdrüsen, ein Resultat, welches durch mikroskopische Präparate sichergestellt, protokollarisch festgelegt wurde.

Damit war nun ein für allemal das Mackenzie'sche Truggespinst zerrissen und der Legendenbildung die Endschaft bereitet.

Ohne Zweifel hat die Kaiserin Friedrich zu den scharfsinnigen, begabten und vielseitigen Persönlichkeiten gehört. Gleichwohl trifft die ganze Schwere der Verantwortung Mackenzie, dessen Verhalten auch von den britischen Ärzten streng verurteilt worden ist. Er hat, wie man heute unbedenklich weiß, von Anfang an ein Handeln gezeigt, welches man mit Recht als frevelhaftes Spiel bezeichnen kann. Man darf und muß sogar sagen, daß er wider besseres Wissen gehandelt hat. Wenigstens hat er alles getan, um diese Meinung hervorzurufen und zu bekräftigen, denn, daß er, dessen Ansehen als Kehlkopfspezialist bei Übernahme der Behandlung unbestritten feststand, den krebsigen Charakter des Leidens nicht schon von Anfang an richtig erkannt haben sollte, während er unzweifelhaft erkennbar war, ist wohl auszuschließen. Über die Beweggründe zu seinem Handeln kann ich mich hier nicht gut äußern. Auch Bergmann und Gerhardt sind sich über die Natur der Krankheit klar und einig gewesen. Beide sahen das Schicksalsrad des Kronprinzen dem unheilvollen Ereignisse entgegenrollen, ohne in der Lage zu sein, es aufzuhalten, — und so mußte der Sturz kommen. Es war, als ob unsichtbare Geister, vereint mit böslichem Menschentun, ihre Hände im Spiele gehabt hätten. Waltete Zufall oder Vorsehung ob? Wirkte Zufall oder Vorbedacht? Wäre man den beiden deutschen Klinikern gefolgt, so kann gar nicht bezweifelt werden, daß Kaiser Friedrich III. nach dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge in voller Manneskraft die Geschicke des Deutschen Reiches hätte lenken können. Wie so Vieles und Einschneidendes wäre nach menschlicher Voraussicht, unter innerer Wahrscheinlichkeit der Verhältnisse, anders geworden; wie so manches, was vermieden werden konnte, ist durch den vorzeitigen Tod Friedrichs III. eingetreten und die heutige Welt hätte ohne diesen allgemein betrauerten Tod wirklich ein anderes Gesicht gehabt!

Auch die Kaiserin Friedrich ist übrigens nach langem schweren und schmerzhaftem Siechtum an einem Krebsleiden zugrunde gegangen. Als Professor von Renvers deswegen konsultiert wurde, war es zu spät. Wenige Monate früher hätte auch die Kaiserin Friedrich nach seinem Ausspruch durch eine rechtzeitige und einfache Operation geheilt werden können.

Obergeneralarzt Dr. Rochs

Nachklänge zum Weltkrieg

In meinem letzten Bericht über die Kriegsliteratur (Türmer 1925, Heft 5) habe ich bereits auf das in jeder Hinsicht ganz vortreffliche Buch des Generalleutnants Otto von Moser „Ernsthafte Plaudereien über den Weltkrieg" (Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1925, 463 S.) kurz hingewiesen und mir vorbehalten, auf dieses Werk noch eingehender zurückzukommen. Das soll hiemit geschehen. Denn dieses Buch, das den wohlabgewogenen und begründeten Niederschlag mehrjährigen ernsten Studiums und Nachdenkens eines unserer bedeutendsten und geistvollsten Militärschriftsteller darstellt, der sich im Kriege in hervorragenden Führerstellungen bestens bewährt hat, gibt dem Leser weit mehr, als man seinem anspruchslosen Titel nach vermuten sollte.

Ich habe mich schon früher und mehrfach dahin ausgesprochen, daß, so schmerzlich dies auch auszusprechen ist, die militärische Führung einen wesentlichen Anteil an dem Mißerfolg des Jahres 1918 und unserem schließlichen Erliegen trägt, weil die Grundanlage der großen Schlacht nicht glücklich, die Kräfteverteilung hierbei nicht richtig, keine Schlachtreserve ausgeschieden und schließlich die Oberste Heeresleitung in der Verfolgung ihrer strategischen Ziele unklar und schwankend war, und den ursprünglichen, noch erträglichen Plan vorzeitig aufgegeben hat. Es gereicht mir zur Genugtuung, diese Anschauung bei Moser vollinhaltlich bestätigt zu finden. Manchem wird sich hierbei die Frage aufdrängen, wie war es denn nur möglich, daß Hindenburg-Ludendorff nach ihren glänzenden Erfolgen im Osten in entscheidender Stunde im Westen derart versagen konnten? Vor Beantwortung dieser Frage wird noch die Frage der Verantwortung zu streifen und auch das Verhältnis Hindenburgs zu Ludendorff kurz zu betrachten sein. Solange Hindenburg im Osten führte, gebührt nach den in der deutschen Armee geltenden Vorschriften und bislang auch üblichen Anschauungen die Ehre der Siege ihm allein. Die Verdienste seines damaligen Generalstabschefs erfahren hierdurch keinerlei Beeinträchtigung. Die Bedeutung Hindenburgs wird aber infolge dessen großer Bescheidenheit im deutschen Volke vielfach verkannt und unterschätzt. Schon General v. François, einer unserer verdientesten Führer im Krieg, hat in zwei recht lesenswerten Aufsätzen in der „Reichsflagge" (Nürnberg 1925, Nr. 21 und 29) und nun auch General v. Moser darauf hingewiesen, daß es durchaus abwegig ist, das Verhältnis beider Männer zueinander mit dem Blüchers zu Gneisenau zu vergleichen. Der Feldmarschall war nicht etwa ein genialer Haudegen und Draufgänger wie Blücher, sondern ein kriegswissenschaftlich durchgebildeter, geistig hochstehender Soldat und General, der gleich seinem Generalstabschef den Generalstab durchlaufen hatte und diesem an Führererfahrung jedenfalls überlegen war. Diesem Urteil über Hindenburg schließen sich auch die Militärschriftsteller des Auslands (Buat, Conard, van den Belt u. a.) fast durchweg an und sind zumeist sogar geneigt, ihn über Ludendorff zu stellen. Mit dem August 1916 und der Ernennung Ludendorffs zum 1. Generalquartiermeister ändert sich das Verhältnis, indem nunmehr Ludendorff auf seinen Wunsch an der Verantwortung teilnimmt. Ob dieser Dualismus besonders glücklich war, mag dahingestellt bleiben. Der Feldmarschall hat hieraus auch die Folgerungen gezogen und ohnehin im 71. Lebensjahre stehend, zudem durch die Inanspruchnahme der letzten drei Jahre ermüdet und auch durch überstandene Krankheit im Winter 1916/17 geschwächt, die eigentliche Leitung der Operationen immer mehr dem 1. Generalquartiermeister, zu dem er vollstes Ver-

trauen hatte, überlassen, so daß in Wahrheit für die Durchführung der großen Angriffsoperation 1918 nur noch ein Wille maßgebend war, der des Generals Ludendorff. Der Feldmarschall beschränkte sich, wie Eingeweihte bezeugen, frei von kleinlicher Eigensucht nur noch auf das allerwesentlichste Strategisch-Politische und auf die Aufrechterhaltung der Fühlung zwischen Kaiser, Großem Hauptquartier, dem deutschen Heere, den Verbündeten und der Heimat. So wie die Dinge nun einmal lagen, wäre es ungerecht, aus dieser Arbeitsteilung irgend jemand einen Vorwurf machen zu wollen, was aber nicht hindert, nachträglich zu bedauern, daß der Feldmarschall auf die Führung der Operationen 1918 keinen größeren Einfluß ausgeübt hat.

Um nun auf die eingangs gestellte Frage über den auffälligen Unterschied in der Leitung der Operationen zuerst im Osten und dann 1918 im Westen wieder zurückzukommen, so ist hierbei in Betracht zu ziehen, daß Großfürst Nikolai bei aller Tüchtigkeit und auch die schwerfällige, bald an Munitionsmangel leidende russische Armee keine so ernst zu nehmenden Gegner waren wie im Westen die Franzosen und Engländer und deren Generale. Auch war man im Osten in geradezu beispielloser Weise dadurch vom Schicksal begünstigt und verwöhnt worden, daß es möglich gewesen war, die russischen Funksprüche mitzulesen, so daß man über die Absichten des Feindes meist genau unterrichtet war. Endlich mag auch nicht unerwähnt bleiben, daß im Osten Oberstleutnant (später General) Hoffmann, jedenfalls einer unserer fähigsten Generalstäbler, dem Führer als beratender 1. Generalstabsoffizier zur Seite stand, während bei dem entscheidenden Feldzug im Westen Ludendorff durch den ein Mittelmaß kaum überragenden Chef der Operationsabteilung in wenig günstiger Weise beeinflußt worden zu sein scheint.

Bei Betrachtung des Frühjahrsfeldzugs 1918 ist es natürlich unmöglich, an dem Feldherrnproblem Ludendorff vorüberzugehen. General v. Moser widmet ihm daher auch eine sehr eingehende Würdigung, und dieser Abschnitt gehört wohl zu den besten des Buches. Die Notwendigkeit und Nützlichkeit der Fragestellung, ob Ludendorff als Heerführer geniales Feldherrntum bewiesen hat, könnte da und dort vielleicht bezweifelt werden, sie wird aber vom General von Moser entschieden bejaht, und zwar mit folgender Begründung: „Hat General Ludendorff als Heerführer geniales Feldherrntum bewiesen, dann trifft die Schuld für die deutsche militärische Niederlage entweder das deutsche Heer oder die deutsche Heimat — im weitesten Sinn genommen — oder beide; hat er sie aber nicht bewiesen, dann ist das Heer ganz, die Heimat wenigstens zum Teil von solcher Schuld entlastet. Solche doppelte Entlastung ist aber, wenn sie nachgewiesen werden kann, für die Wiedererhebung Deutschlands von der allergrößten Bedeutung, denn sie wirkt aufrichtend und ermutigend auf Millionen von Deutschen." General v. Moser kommt, wie schon früher General Freiherr von Freytag-Loringhoven und der österreichische Feldmarschall Conrad, zu dem Ergebnis, daß Ludendorff keinen Anspruch erheben darf, unter die ganz großen Feldherren eingereiht zu werden. In einer Anmerkung fügt General v. Moser bei, daß er aus zahlreichen Zuschriften von deutschen Generalen vom Heeresgruppenführer bis zum Brigadekommandeur und höheren deutschen Generalstabschefs ersehen habe, daß dieses Urteil von der heute noch lebenden, älteren militärischen Generation im allgemeinen geteilt wird. Dies kann ich aus eigener Erfahrung, da ich mich auch schon seit Jahren mit diesem Problem beschäftige, vollinhaltlich bestätigen. Den zweifellos vorhandenen, unleugbaren, großen Verdiensten Ludendorffs, die aber auf anderem Gebiete liegen (Organisation, Taktik, Ausbildung), geschieht hierdurch kein Eintrag. Sie werden auch von General v. Moser hervorgehoben und freudig anerkannt.

Mit der gleichen mutigen Entschlossenheit und unerschütterlichen Wahrheitsliebe geht General v. Moser der sogenannten „Dolchstoßfrage" auf den Grund, die bedauerlicherweise auch zumeist durch die Parteibrille betrachtet wird. Schleichende Vergiftung der Volksseele, nicht „Dolchstoß" sollte man nach Moser die Missetat der staatsverräterischen Unabhängigen nennen, deren schwere Schuld durch jene Bezeichnung um nichts gemildert wird. Andererseits gebietet aber die historische Wahrheit, anzuerkennen, daß die Verseuchung des Heeres durch die Heimat nicht die alleinige

Ursache unseres Erliegens, wie vielfach behauptet wird, gewesen ist. Hätte eine bessere militärische Führung es verstanden, den Sieg 1918 an unsere Fahnen zu heften, was durchaus im Bereich der Möglichkeit lag, so hätten auch die Wühlereien der Unabhängigen, die dadurch in keiner Weise entschuldigt werden sollen, an einem für uns glücklichen Endergebnis nichts Wesentliches zu ändern vermocht. Mit dem Zusammenbruch der Frühjahrsoffensiven im März und April 1918 aber war für uns der Krieg verloren. Die noch folgenden Offensiven und verzweifelten Versuche, das Kriegsglück zu wenden, wären besser unterblieben. Ludendorff hat, gewohnt an sich selbst schier übermenschliche Anforderungen zu stellen, die noch vorhandene körperliche und seelische Spannkraft der braven Truppe, der von Moser mit Recht höchstes Lob gespendet wird, und die des Durchschnittsmenschen überhaupt überschätzt.

Den Schluß des Buches bildet eine geradezu klassische Schilderung des Kriegsendes. Die innige Verflechtung von Politik und Kriegsführung und die Notwendigkeit eines gewissen Verständnisses hierfür tritt hierbei besonders in die Erscheinung. Nicht ohne Erschütterung wird man nachstehende Zeilen lesen, die ein hochstehender General dem Verfasser geschrieben hat: „Niemals hätte Falkenhayn den Krieg zu einem solch katastrophalen Ende wie dem vom Herbst 1918 kommen lassen; er hätte ihn vielmehr früher und rechtzeitig, wenn auch mit schweren Opfern, so doch für Deutschland erträglicher abgeschlossen."

Diese Meinung vertritt auch der kürzlich verstorbene General v. Zwehl, neben den Generalen Kuhl und Moser einer unserer bedeutendsten und anerkanntesten Militärschriftsteller, in seiner sehr beachtenswerten Studie „Erich von Falkenhayn" (Mittler & Sohn, Berlin 1926, 341 S.), die der Ehrenrettung dieses über Gebühr und vielfach zu Unrecht angefeindeten Generals dienen will. Wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Führung Falkenhayns im allgemeinen wenig glücklich war, wobei in erster Linie an die „Hölle von Verdun" zu denken ist, so vertritt General von Zwehl doch die Ansicht, daß das außerordentlich scharfe und abfällige Urteil, das auch in der militärischen Kritik über Falkenhayn gefällt wird, sich vielfach nicht mit der Wahrheit verträgt, und stützt sich hierbei auf ein umfangreiches Aktenmaterial des Reichsarchivs, Tagebuchaufzeichnungen und Briefe, sowie zahlreiche andere Urkunden und Quellen. Weit entfernt, dessen Fehler verschweigen oder beschönigen zu wollen, weiß General v. Zwehl doch auch die unbestreitbaren Vorzüge Falkenhayns ins rechte Licht zu rücken und ist mit Erfolg bemüht, einer gerechteren Würdigung dieses vornehmen und immerhin auch verdienstvollen Generals die Wege zu bereiten. Wenn Falkenhayn in einer gänzlich verfahrenen Lage auf Bitten des Kaisers, ohne sich hierzu gedrängt zu haben, die am Boden schleifenden Zügel kraftvoll aufnahm, weil höchste Eile geboten und sonst niemand Geeigneter augenblicklich gerade zur Stelle war, so hat er damit ein großes Opfer gebracht und sich den Dank des Vaterlandes verdient. Freilich hat er dann in der Folge den Zeitpunkt, wann der Schwerpunkt der Kriegsführung nach dem Osten zu verlegen war, und die später nie wiederkehrende Gelegenheit, den Krieg im Osten siegreich zu beenden, nicht zu erkennen vermocht, und die hieraus entstandenen unerfreulichen Reibungen mit dem Armeeoberkommando Ost und dem österreichischen Bundesgenossen haben die Kriegsführung in ungünstigster Weise beeinflußt. Hierzu kamen noch persönliche Verstimmungen. Denn sowohl der zurückgetretene Generaloberst von Moltke als auch Hindenburg hatten im Dezember 1914 und Januar 1915 beim Kaiser die Enthebung Falkenhayns beantragt, was diesem nicht unbekannt geblieben war. Es war dies ein Schritt, der bei dem anerkannt vornehmen Charakter dieser beiden hohen Generale immerhin befremdlich erscheint. Man kann es daher Falkenhayn wohl nicht verdenken, daß er hiervon aufs empfindlichste berührt war und daß er durch Versetzung Ludendorffs, in dem er den Anstifter dieser Quertreibereien sah, zu einer anderen Armee sich Ruhe verschaffen wollte. Auf Bitten Hindenburgs wurde diese Versetzung wieder rückgängig gemacht, und General v. Zwehl knüpft hieran die vielsagende Bemerkung: „Ob es ein Glück oder Unglück für Deutschlands Geschick war, kann kein Sterblicher wissen!"



Mit Verdun, wofür Falkenhayn zwar vor der Geschichte die Verantwortung zu tragen hat, an dessen Mißerfolg aber in erster Linie der Generalstabschef des Kronprinzen, General Schmidt von Knobelsdorf schuld ist, war Falkenhayns Stern im Sinken. Nach dem Eintritt Rumäniens in den Krieg im August 1916 erlag er dem von Bethmann Hollweg gegen ihn geführten Ansturm, wurde seiner Stelle enthoben und mit dem Oberbefehl in Rumänien betraut, wo er Gelegenheit fand, sich als Truppenführer unter schwierigsten Verhältnissen glänzend zu bewähren. Die Stellung des Generalstabschefs übernahmen Hindenburg-Ludendorff, die das Vertrauen nicht nur des Heeres, sondern des ganzen Volkes in reichstem Maße besaßen. General von Zwehl wirft hierbei die Frage auf, ob dieser Wechsel in der Leitung, an den man so große Hoffnungen geknüpft hat, für Deutschland ein Glück war.

Nach dem Feldzug in Rumänien wurde Falkenhayn als Oberbefehlshaber in Kleinasien vor eine unmögliche Aufgabe gestellt, die seine Kräfte zermürbte. Auf seinen Wunsch wieder abberufen, wurde er als Oberbefehlshaber der 10. Armee an der Ostfront kaltgestellt und ihm die Möglichkeit genommen, seine militärischen Fähigkeiten weiter zur Geltung zu bringen. Mit großer Sorge verfolgte er die entscheidenden Kämpfe an der Westfront 1918, da er mit den Auffassungen Ludendorffs nicht übereinstimmte und zu dessen Führung kein Vertrauen gewinnen konnte. Nach dem Scheitern der Frühjahrsoffensive sah er, wie die meisten einsichtigen Offiziere, der weiteren Entwicklung der Dinge mit schwerem Pessimismus entgegen.

Nach dem Krieg hat sich Falkenhayn in ländliche Einsamkeit zurückgezogen, denn er war der Ansicht, „daß durch ein Hervortreten, ein unzeitiges, der Führer aus dem Krieg der Sache nicht genutzt wird, im Gegenteil". Einsam, vielfach verkannt und zu Unrecht geschmäht, ist er dann am 8. April 1922 einem schweren Leiden erlegen.

Falkenhayn war kein Stern erster Größe, kein Feldherr — dessen war er sich selbst klar bewußt. Solche hat es aber im Weltkrieg überhaupt nicht gegeben. General v. Zwehl schließt sich in dieser Hinsicht Moser völlig an. Aber unter den Epigonen wird General von Falkenhayn immerhin einen höchst ehrenvollen Platz einnehmen als Typ eines vornehmen, arbeits- und verantwortungsfreudigen Generals von vorbildlicher Tatkraft und eisernem Willen.

Zu einer ähnlichen Beurteilung Falkenhayns gelangt der italienische General Adriano Alberti in seiner Schrift „General Falkenhayn" (Mittler & Sohn, Berlin 1924, 109 S.), die vor allem sehr interessante Aufschlüsse über die zwischen den Generalstabschefs des Dreibunds vor dem Krieg getroffenen Vereinbarungen bringt und bestrebt ist, Italien von dem Vorwurf des Verrats reinzuwaschen. So erfahren wir u. a., daß der italienische Außenminister San Giulano Österreich im Herbst 1913 unzweideutig hatte wissen lassen, daß Italien den Bündnisfall nicht als gegeben erachte, wenn Österreich Serbien angreife.

Nicht unerwähnt darf endlich ein kleines Buch bleiben: Müller-Brandenburg „Von Schlieffen bis Ludendorff" (Ernst Oldenburg Verlag, Leipzig 1925, 170 S.). Wenn mir auch die Person des Verfassers, dessen militärischer Werdegang mir unbekannt ist, wegen seiner politischen Wandelbarkeit herzlich wenig sympathisch ist, so gebietet mir doch die Gerechtigkeit, anzuerkennen, daß die kleine Schrift vorzüglich ist und in knappen, klaren Umrissen ein treffendes Bild über den Verlauf des Krieges in seinen Hauptphasen bietet. Die geübte Kritik ist zwar oft reichlich scharf, aber sie trifft zumeist den Nagel auf den Kopf, und ich kann ihr fast in allen Punkten zustimmen. Sie deckt sich im übrigen zumeist auch mit den Anschauungen Mosers, insbesondere in der Beurteilung Ludendorffs. Sehr sympathisch berührt die warme Verehrung, die dem Grafen Schlieffen gezollt wird.

Wer aber nicht die nötige Zeit zum Lesen des oben empfohlenen Moserschen Buches oder nicht die erforderlichen Geldmittel (14 ℳ) zu dessen Beschaffung aufbringen zu können glaubt, für den hat General v. Moser unter dem Titel „Das militärisch und politisch Wichtigste vom Weltkriege" (Chr. Belsersche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart 1926, 62 S., Preis 1.80 ℳ) gewissermaßen einen in Form eines Vortrags gefaßten, konzentrierten Extrakt seines

Buches hergestellt, der in knappster, allgemeinverständlicher Form dessen wesentlichsten Inhalt wiedergibt. Auch dieses Büchlein sei zur Beschaffung jedermann wärmstens empfohlen.

Da aber der Deutsche von alters her nur allzu leicht geneigt ist, einem ausländischen Urteil höheres Gericht beizumessen als dem einheimischer Fachmänner, so sei zum Schluß noch auf eine kleine Schrift des Kgl. niederländischen Obersten J. C. van den Belt: „Das Ende des Ringens" (Mittler & Sohn, Berlin 1926, 129 S.) aufmerksam gemacht, die in ausgezeichneter und sehr klarer Weise, für jedermann verständlich, die Operationen der Kriegsjahre 1917 und 1918 bespricht und im Ergebnis, auch in der Dolchstoßfrage, ungefähr zu dem gleichen Urteil gelangt wie General v. Moser. Man kann also wohl sagen, daß über die entscheidenden Operationen 1918 im In- und Ausland unter den Fachleuten, die wirklich etwas von der Sache verstehen, so ziemlich Einmütigkeit herrscht, desgleichen über die hierbei an den Tag gelegten Führerleistungen. Auch die Führerleistung Fochs wird gegenüber den vielfach überschwenglichen Lobeshymnen von französischer Seite auf das richtige Maß zurückgeführt. Auch er war kein Feldherr, sondern nur ein guter Schlachtengeneral, der nur „ordinäre" Siege zu erfechten vermochte. Besonders sympathisch berührt das warme Lob, das van den Belt wiederholt der deutschen Truppe spendet, indem er schreibt: „So bleibt dem deutschen Heere der Ruhm, unter den schwierigsten Umständen, vor sich den Feind, hinter sich die Revolution, von den Bundesgenossen verlassen, aber sich selbst getreu und seiner unsterblichen Taten eingedenk, bis zum letzten Augenblick gefochten zu haben, ohne die Grenzen des Vaterlandes zu öffnen. Die Kriegsgeschichte wird ihm, ob Deutschland auch den Krieg verlor, zu allen Zeiten und vor allen anderen Armeen den Lorbeer reichen."

Franz Freiherr von Berchem

Die magische Kultur

Nach dem deutschen Geschichtsforscher Oswald Spengler ist die historische Entwicklung nicht eine beständige Abfolge von Epoche auf Epoche: von Altertum, Mittelalter, Neuzeit usw., sondern die Entwicklung ist diskontinuierlich und durch verschiedene Kulturen gekennzeichnet, welche gleich Blumen knospen, blühen und absterben, d. h. nach einer Zeit von starker künstlerischer und wissenschaftlicher Produktion geht die lebende Kultur in die geistig tote Großstadtzivilisation über. Nach Spengler kann man nur mit acht solchen Kulturen rechnen: einer chinesischen, einer indischen, einer babylonischen, einer griechischen, einer ägyptischen, einer byzantinisch-armenisch-arabischen (der magischen), der amerikanischen Mayakultur, sowie schließlich der abendländischen (faustischen).

Spengler ist der Meinung, daß eine Kultur „plötzlich" entsteht und organisch ihre eigene, von der anderer Kulturen verschiedene Weltanschauung ausbildet, und in Kunst, Wissenschaft, Staatslehre usw. dynamisch notwendig Symbole schafft und entwickelt, die nur für die betreffende Kultur charakteristisch sind. Allen Symbolen einer Kultur liegt das Ursymbol zugrunde und das Ursymbol einer Kultur ist ihre Raumauffassung. Die Kulturen holen sich, nach Spengler, ihr Ursymbol von ihrer Umgebung. Der ägyptischen Kultur erscheint deshalb der Raum wie ein Weg, gerade ausgerichtet, majestätisch unveränderlich wie der Nil. Der Raum der griechischen Kultur ist begrenzt und eng, punktartig wie die Inseln im Ägäischen Meer.

Der magischen Kultur erscheint der Weltraum als eine Höhle, eine Grotte, deren Kuppel der Himmel ist. Unsere abendländische Kultur hat sich ihre Raumauffassung von den unendlichen burgundischen, sächsischen und französischen Ebenen geholt, auf denen die Germanen einst umherstreiften. Deshalb ist der unendliche Raum das Ursymbol des Abendlandes.

Die moderne Rassenbiologie interessiert Spengler nur wenig. Die biologischen Rassenunterschiede in einem modernen Staat spielen für Spengler nicht die geringste Rolle, soweit sie nicht

Seelen- und Kulturunterschiede sind. Die biologische oder geographische Herkunft hat für Spengler nichts zu bedeuten, und seine Rasse sitzt nicht in Schädelform oder Augenfarbe.

Durch diese neuere Wissenschaft ist jedoch Spenglers Geschichtsauffassung in ein ganz neues Licht geraten. Es dürfte nämlich mit Sicherheit festgestellt sein, daß diese kulturelle Blüte, welche „plötzlich" in den indischen, persischen und den griechischen Kulturen stattfand, zum großen Teil durch schaffenskräftige nordische Rassenelemente bedingt war, die als Eroberer eindrangen und die einheimische Bevölkerung unterjochten.

Weiter hat es sich gezeigt, daß das vollendete Bild, welches Spengler von der magischen Kultur gibt, nicht nur einer, zu einem gewissen Zeitpunkt in den Gegenden von Kleinasien „geborenen" Kultur entspricht, sondern daß man anstatt dessen mit Lenz (Lenz, Oswald Spenglers Untergang des Abendlandes im Lichte der Rassenbiologie, 1925) annehmen muß, daß die Hauptschöpferin der magischen Kultur die seit vorgeschichtlicher Zeit existierende vorderasiatische Rasse ist, welche auf ihren Wanderungen sich um das ganze östliche Mittelmeer verteilte und sich dort im Laufe der Zeit mit der orientalischen und anderen Rassen vermischte.

Die westische (mediterrane) Rasse wird als Träger der ältesten Mittelmeerkultur angesehen, und es ist, nach allem zu urteilen, diese Rasse, welche unter langen Zeitperioden jene Kunstformen der ersten historischen Zeit ausbildete, die einen Teil der ägyptischen und nordafrikanischen Kultur, die früheste vorhellenische Kultur in Griechenland sowie größtenteils die etruskische Kultur kennzeichnen.

Nach der in der jüngeren Steinzeit erfolgten Ausbreitung der Kultur der westischen Rasse scheinen die Mittelmeerländer während der frühen Bronzezeit Angriffen von vorder-asiatischen Stämmen ausgesetzt gewesen zu sein, welche über Kleinasien, Griechenland und Italien bis nach Spanien vordrangen. Die etruskische Malerkunst, welche zumeist Menschen westischer Rasse darstellt, weist doch oft auch Menschen mit vorder-asiatischen Zügen auf. Eine eigentliche Störung des Lebens der abendländischen Mittelmeerbevölkerung scheint indessen die Einwanderung der Vorderasiaten nicht bewirkt zu haben.

Zur Zeit des Einfalls der nordischen Eroberer war deshalb das Mittelmeergebiet eine einzige große „magische Kultur", deren typische Symbole sich jedoch vermutlich am zahlreichsten in den Landstrichen um Kleinasien fanden. Dieses wurde mithin nicht nur ein Treffplatz zwischen nordischen und vorderasiatischen Rassenelementen, zwischen Okzident und Orient, es waren auch zwei ganz verschiedene Raumauffassungen, welche in diesen Mittelmeerländern aufeinanderstießen: die „magische Grotte" und des Abendlandes unendlicher, unbegrenzter Raum.

In „Paideuma" schildert Frobenius diese Kontraste. Für den „Orientalen" ist die Erde eine Scheibe, über der der Himmel wie ein Gewölbe ruht. Auf der Innenseite des Gewölbes befinden sich die Sterne. Sonne, Mond und Sterne wandern in dieser Wölbung hin und her. Irgendetwas jenseits des Himmels gibt es nicht. Auch Allah wohnt innerhalb der Himmelskuppel.

Für den Abendländer ist die Welt ohne Grenzen. Man kann wandern, bis man stirbt, bald zu Fuß, bald zu Schiff. Der Himmel berührt nirgends die Erde. Der Himmel ist, im ganzen genommen, nichts Festes, sondern eine Wirkung von Licht und Schatten. (Frobenius, Paideuma, München 1921.)

Bei dem Einfall der nordischen Eroberer wurde das frohe Leben der Mittelmeervölker durch die Eroberer gestört, welche dem Glauben an ein seliges Leben der Abgestorbenen fremd gegenüberstanden, die an Stelle der fröhlichen Pflanzenornamentik der Mittelmeer-Kunst auch ihre eigenen nordischen Kunstformen hatten, die einen rechteckigen Haustypus mit sich brachten usw. Einen glücklichen Mittelweg zwischen dem nordischen und dem westischen Wesen zeigt besonders die mykenische Kultur. In Tiryns hat man zwei Meter unterhalb der nordischen rechteckigen Gebäude ein riesengroßes Rundgebäude mit Gräbern angetroffen: ein deutlicher Beweis für den Untergang der selbständigen westischen Kultur durch die nordische Eroberung. Die Spuren der ersten nordischen Flutwellen werden für immer verloren sein. Seit der ältesten vorhistorischen

Zeit scheint Nordeuropa „der Völker Mutterschoß“ gewesen zu sein. Die Urheimat der Indogermanen ist nicht in Asien zu suchen, sondern sowohl Sprachforschung wie Archäologie und Rassenkunde beweisen, daß diese im nördlichen Deutschland an der Ostsee, sowie in Gegenden um die Elbe herum zu suchen ist. Die Dolmen, große Steinsetzungen, welche man von Schweden über Dänemark, Schleswig-Holstein, Norddeutschland, Belgien, Frankreich, Spanien, Portugal und Nordafrika bis nach Palästina und Abessinien verfolgen kann, scheinen das Werk einer oder mehrerer nordischer Völkerwellen gewesen zu sein, welche eine Zeitlang die Mittelmeervölker beherrscht haben. (Günther, Rassenkunde Europas, 2. Aufl., München 1926.)

Überall, wo die nordischen Eroberer sich im Gebiete einer älteren Kultur niederließen, entwickelten sie eine unvergleichliche geistige Blüte, und in den verschiedenen wissenschaftlichen Schulen, welche an verschiedenen Stellen des Mittelmeergebietes erstanden, begegnete sich abendländische (nordische) und morgenländische (vorderasiatisch-orientalische) Weltanschauung.

Eine der ältesten wissenschaftlichen Schulen war die jonische, welche ungefähr 600 v. Chr. von vorwiegend nordischen Joniern an der Westküste von Kleinasien gegründet wurde. Hier entwickelte sich, hauptsächlich durch Thales, Anaximander, Anaximenes, Anaxagoras und Herakleitos, in der Stadt Miletus die jonische Naturphilosophie.

Nach Thales war die Erde eine flache auf dem Wasser schwimmende Scheibe, über welcher das Himmelsgewölbe wie eine Glocke gestürzt war. Thales war nicht der Ansicht, daß dieses Gewölbe eine größere Ausdehnung habe, als daß es bequem über den größten Berg reiche.

Bei Anaximander wurde das Gewölbe durch eine kugelförmige Schale ersetzt, welche die auf jeden Fall platt aufgefaßte Erde von allen Seiten umschloß. Anaxagoras war der erste, welcher sich die Himmelssphäre als ein Gewölbe vorstellte, das sich um seine Achse dreht, wodurch alle Sterne im Laufe des Tages einen Kreis beschreiben, bald über der Erde und bald, wenn sie untergegangen waren, unter der Erde.

Im Gegensatz zu diesen drei bezüglich der Raumauffassung typischen Vertretern der magischen Kultur steht Herakleitos. In seiner Auffassung des Universums ist nicht mehr das gekrümmte Gewölbe die Hauptsache. Herakleitos dachte sich die Venus um die Sonne rotierend und stellte eine Theorie auf, welche ungefähr 2000 Jahre später im Abendlande von Tyge Brahe entwickelt wurde. In den von Herakleitos erhaltenen Fragmenten bedient sich dieser eines höchst eigenartigen paradoxen Stils, kraftvoller Sprüche, gewaltsamer leidenschaftlicher Worte und sinnreicher Bilder. Mit seiner bitteren Verachtung für die große Menge, „die Vielzuvielen“, zeigt er oft eine schlagende Ähnlichkeit mit Nietzsche. Herakleitos gehörte einem Adelsgeschlecht an, dem ersten in Ephesos, und war vielleicht ganz nordisch. Beruhte die Auffassung der drei vorhergehenden Forscher vielleicht darauf, daß sie einen größeren oder kleineren Einschlag der vorderasiatischen Rasse in sich hatten?

Ungefähr gleichzeitig wurde im südlichen Italien in Kroton von nordischen Siedlern aus Achaia oder Sparta die pythagoräische Schule gegründet. Der Gründer der Schule war Pythagoras, der aus der von Joniern kolonisierten Insel Samos herstammte. Mit besonderem Eifer befleißigten sich die Jonier des astronomischen Studiums. Im Gegensatz zu der vorderasiatisch-orientalischen Raumauffassung des gekrümmten Gewölbes nahmen diese Gelehrten an, daß die Erde kugelförmig sei und sich um ihre eigene Achse drehe. Gleich ihr kreisen der Mond, die Sonne, die damals bekannten fünf Planeten und der Fixsternhimmel um eine zentral liegende Mitte des Weltalls, welche aber für uns unsichtbar ist.

Ebenso wie in diesen zwei Schulen, so muß auch in Athen die großartige künstlerische und wissenschaftliche Blüte der Großmachtzeit vor allem der nordischen Rasse zugeschrieben werden. Unter der Volksherrschaft, ungefähr 400 v. Chr., als der vorderasiatische Einschlag sich stark geltend machte, trat jedoch der „nordische“ Philosoph Platon hervor, einem Adelsgeschlecht entsprossen, und sprach als seine Auffassung aus, daß die Erde sich um eine in ihrem Mittelpunkte liegende Achse drehe.

Nach und nach wurde jedoch diese nordische Oberschicht geschwächt und die vorderasiatisch-orientalische Raumauffassung wieder allgemein. Dies zeigt sich u. a. darin, daß man ungefähr 100 Jahre später eine gerichtliche Anklage gegen Aristarchos in Erwägung zog, weil dieser geltend machen wollte, daß die jährliche Bewegung der Sonne am Himmel, wie die tägliche Bewegung des Himmels um die Erde nur ein Schein sei, durch eine jährliche Bewegung der Erde selbst um die Sonne hervorgerufen. Bei Aristarchos findet sich folglich die abendländisch-nordische Raumauffassung vollständig klar ausgesprochen, die ungefähr 1800 Jahre später von Kopernikus entwickelt wurde. Während der nächsten Jahrhunderte n. Chr. war die Rassenvermischung in den Mittelmeerländern vollständig geworden und die Raumauffassung der „magischen Kultur" wurde für Jahrhunderte gültig, hauptsächlich auf Grund der unerhörten Autorität der Kirche.

In der Mitte des siebten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte ein byzantinischer Geograph Cosmos Indicopleustes, welcher als Norm für die Anschauungen in Westeuropa den Satz aufstellte, daß die Erde wie eine Scheibe in der Mitte der Welt liege, umgeben vom Ozeane. Um dieses Mittelstück dreht sich der Himmel um seine Achse.

Nach und nach fingen jedoch weitsehende nordische Forscher an, die Stichhaltigkeit der „antiken" Weltanschauung zu bezweifeln. Im 13. Jahrhundert sagte König Alphons X. von Kastilien (nordischer Herkunft, aus gotischem Adel, Großmutter aus hohenstaufischem Geschlecht) in einer Versammlung von Priestern, wenn Gott ihn um Rat gefragt hätte, als er die Erde erschuf, würde er ihm Ratschläge gegeben haben, damit die Konstruktion weniger kompliziert geworden wäre.

Der Kardinal von Todi, Nikolaus Cusanus (aus dem damals noch so nordischen Deutschland) erklärte ungefähr um 1450, daß die Erde ein beinah kugelförmiger, sich um seine Achse drehender Stern mit geborgtem Licht sei, größer als der Mond, aber kleiner als die Sonne. Zu einem gleichen Ergebnis kam das Renaissancegenie Lionardo da Vinci (auch von nordischer Rasse) ungefähr um 1500.

Im Jahre 1543 gab der große Kopernikus sein Lebenswerk heraus, das Ergebnis dreißigjähriger beharrlicher astronomischer Studien, in dem er auf überzeugende Weise die abendländisch-nordische Raumauffassung beweist. Während des 16. Jahrhunderts wurde diese Raumauffassung von den nordischen Forschern Galilei (Über die Rassenzugehörigkeit Lionardos und Galileis vgl. Günther, Rassenkunde Europas, 1926), Keppler, Huyghens, Brahe, Römer und Newton zu einer solchen Vollendung ausgearbeitet, daß, im Vergleiche dazu, während der letzten Jahrhunderte sehr wenig hinzuzusetzen war. Seit Kopernikus hat sich die nordische Rasse über die ganze Erdkugel verbreitet und die kantische Raumauffassung wurde schließlich allgemein herrschend, wo sich diese Rasse niederließ.

Trotz all diesen, seit Kopernikus im Abendlande gelieferten überzeugenden Beweisen für die absolute Bewegung der Erde, stellte der Philosoph und Physiker Ernst Mach zum Schlusse des 19. Jahrhunderts eine Theorie auf, worin er die absolute Bewegung der Erde verwirft und behauptet, daß die Zentrifugalkraft ebenso gut durch den um die Erde rotierenden Fixsternhimmel hervorgebracht gedacht werden könne.

Der Streit zwischen der ptolemäischen (magischen) Weltauffassung und der kopernikanischen (nach Spengler auch faustischen) ist nach dieser Auffassung ein Streit um des Kaisers Bart. Die beiden Theorien enthalten überhaupt nichts von wesentlich verschiedener Bedeutung. Sie sind nur Deutungen einer und derselben Tatsache.

Schon in jungen Jahren studierte Mach Kant, näherte sich aber nachher mehr der Berkleyschen Philosophie, nach welcher die „primären" Qualitäten (also auch der Raum) sekundär sind (wie Farbe, Licht usw.).

Kann man daraus den Schluß ziehen, daß Mach (starker Einschlag der vorderasiatischen Rasse) ein Nachfolger von Thales ist und ein Vertreter für die sogenannte jonische Naturphilosophie?

Im Jahre 1881 führte der amerikanische Physiker Michelson einen Versuch aus, nach welchem es möglich sein sollte, die Bewegung der Erde durch Messungen und Beobachtungen der Zeitdifferenz nachzuweisen, welche dadurch entsteht, daß ein Lichtstrahl in der Bewegungsrichtung der Erde oder rechtwinklig dazu reflektiert wird. Es zeigte sich jedoch bei vielen verschiedenen Versuchen, daß eine Differenz in der Zeit nicht auftrat.

Um dieses negative Ergebnis zu erklären, stellte man verschiedene Theorien auf. Der irländische Physiker Fitzgerald nahm an, daß sich der Maßstab in der Bewegungsrichtung der Erde ein kleines Stück zusammenziehe:

$$\frac{l \cdot v2}{c2}$$

wobei l = Länge des Maßstabes
v = Geschwindigkeit der Erde
c = Geschwindigkeit des Lichtes (300000 km/sek.).

Auf solche Weise konnte er erklären, daß die Zeiten sich in beiden Fällen gleich blieben.

Albert Einstein nahm diesen Versuch zum Ausgangspunkte einer Theorie, nach welcher keine absoluten Bewegungen existieren. (Man sieht sofort ein, daß die ganzen Schwierigkeiten, das negative Resultat dieses Michelsonschen Versuches zu erklären, verschwinden, wenn man die Erde als im Weltall stillstehend, vom Fixsternhimmel umkreist, ansieht.)

Gleich Mach sucht Einstein zu zeigen, daß die Phänomene, welche wir der Zentrifugalkraft zuschreiben, sich ebensogut durch Gravitationskräfte erklären lassen, welche durch den um die Erde rotierenden Fixsternhimmel hervorgebracht werden.

Hier tritt deutlich die tiefe Unvereinbarkeit zwischen der abendländisch-nordisch-faustischen Raumauffassung und der orientalisch-vorderasiatisch-magischen hervor. (Das geht auch hervor aus Ripke-Kühn, „Kant kontra Einstein", Beitr. z. Philos. des deutsch. Idealismus, 1923.)

Wir im Abendlande können es unmöglich fassen, daß die unendlich entfernten Sterne ihre Bewegungen so zusammensetzen können, daß sie bei ihrer Rotation um die Erde eine Zentrifugalkraft hervorbringen, von der Art, daß eine Uhr, wenn man sie von Paris nach Cayenne transportiert, zwei Minuten nachgehen würde. Für den magischen Physiker Albert Einstein ist es dagegen eine ganz natürliche Vorstellung, daß der Sternenhimmel sich wie eine Glocke über der stillstehenden Erde wölbt.

Bror Erikson (Uppsala)

Bischof von Keppler und der Modernismus

Die wenigsten Deutschen werden wissen, daß der später katholisch gewordene Julius Langbehn, der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher", dem soeben verstorbenen Bischof von Keppler (Rottenburg) eifrig mitgeholfen hat in der Unterdrückung jener katholischen Reformbewegung, die man als „Modernismus" zu bezeichnen pflegt. Langbehn entwickelte in diesem Sinn als Konvertit einen Feuereifer; sein Freund Benedikt Momme Nissen (Mönch geworden) schreibt darüber in seinem beachtenswerten Buche „Der Rembrandtdeutsche" (Freiburg, Herder) folgendes, wobei wir uns — obwohl etwa in Anknüpfung an den Fall Wittig manches zu sagen wäre— näherer Betrachtung enthalten:

„Um 1900 machte sich in verschiedenen Teilen der katholischen Welt der allerdings nicht neue Gedanke geltend, durch grundsätzlichen und praktischen Ausgleich, durch Abschwächung der kirchlichen Lehre und Verkürzung der katholischen Autorität im Sinne des Liberalismus eine ‚Versöhnung' zwischen der katholischen und der modern-ungläubigen Weltanschauung herzustellen. (Erschöpft dies wirklich den Sinn der Bewegung derer um Schell? D. T.) Nicht selten gesellte sich die Absicht oder doch das Vorgeben dazu, durch Herabminderung von kirchlichen Ansprüchen

Eroberungen für die Kirche zu machen. Am deutlichsten gab sich diese Strömung im religiösen ‚Amerikanismus' kund. Sie durchwühlte Frankreich, sie erfaßte Deutschland, wo sie im ‚Reformkatholizismus' durch Kraus, Schell, Joseph Müller, gemäßigter durch Ehrhards Buch über den Katholizismus und das zwanzigste Jahrhundert, öfter aber in sehr unglücklichen und bedauernswerten Formen vertreten wurde. Mehrere reformkatholische Zeitschriften, zahlreiche Broschüren, viele Artikel in liberalen Blättern, die Gründung einer eigenen Reformgesellschaft schürten die Bewegung, die in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts in Süddeutschland wie ein Feuer um sich griff. Da sie Seele und Struktur der Kirche völlig verkannte, zu teils ganz verschwommener, teils völlig irriger Lehrdarstellung, sogar zu Forderungen wie Aufhebung des Zölibats und ähnlichem führte, da außerdem die persönliche Haltung mehrerer ihrer Führer die stärksten Bedenken erregte, so bereitete sie dem deutschen Episkopat große Sorge, dies um so mehr, als sie wegen ihres qualligen Charakters sehr schwer bestimmbar und faßbar war.

„Da kam ganz unerwartet ein geistgewaltiger Laie aus dem modernen Lager zur alten Kirche herüber, verfolgte die geschilderte Bewegung in all ihren Kundgebungen sofort aufs genaueste, erkannte deutlicher als sonst jemand deren große Gefahr für die Unversehrtheit des Glaubens und wandte sich mit eindringlicher Warnung davor an denjenigen deutschen Bischof, der zwar nicht durch die Bedeutung seines Sprengels, aber durch die seines Geistes in erster Linie berufen schien, hier einzugreifen. Er schrieb an ihn (Bischof von Keppler) mit eingehender Begründung, mit all der Überzeugungskraft, die einen Menschen erfüllt, der einem seelischen Mahlstrom eben entronnen ist, und nun seine Mitmenschen vor einem Unheil warnen will, zu dem sie nichtsahnend hintänzeln. Er beschwor den Bischof, an den er als einen für alle schrieb, hier doch nicht stumm zu bleiben; sei es doch an den Bischöfen, hier Wandel zu schaffen. Der Bischof dämpfte und mäßigte wohl die zuweilen über das Ziel hinausschießende Kritik des feurigen Konvertiten, stand aber in der Hauptsache innerlich auf dem gleichen Standpunkt, gab unumwunden das Treffende seiner Ausführungen zu und nahm die ihm in dieser hochwichtigen Angelegenheit dargebotene Hilfe an. Es ist nicht das kleinste Ruhmesblatt in dem reichen Wirken dieses Kirchenfürsten, daß er — trotz der wohlerkannten Schwierigkeit, die geistige Ritterkraft des Freundes mit dem ihr eignen Ungestüm in den rechten Schranken zu halten — weitblickend und weitherzig genug war, diesen tiefgläubigen und die Worte meisternden Laien zur Mitarbeiterschaft in dem so kritischen Zeitpunkt heranzuziehen, und ihm soweit entgegenkam, als sein bischöfliches Amt erlaubte. Er entschloß sich, eine Rede über „Wahre und falsche Reform" zu halten. Er legte Leitsätze fest, er gab das Gerüst an und erlaubte dem Rembrandtdeutschen, seine Gedanken darzutun, um dann das Ganze mit ihm durchzuarbeiten.

„Diese Rede führt aus, daß eine Reform des Katholizismus allerdings möglich sei, aber natürlich nicht in seinem göttlichen Teil, seinem Dogma, Sittengesetz, Heilsrichtung, Organisation, wohl aber im menschlichen Teil, im Charakterleben der Katholiken, und daß eine solche heute auch nötig sei. Die wahre Reform müsse selbstverständlich eine religiöse sein und als solche zurückführen auf die übernatürlichen Heilskräfte und Gnadenmittel, auf den Glauben und die Sakramente, auf das Meßopfer und das Gebet. Sie müsse den Menschen im innersten Innern erfassen und bessern, sie müsse Seele, Willen, Charakter, Gewissen ergreifen. Sie müsse vor allem auch für das ganze Volk und für die Kleinen eintreten. Wissenschaft sei zu pflegen und Bildung zu erstreben, aber eine Wissenschaft, die den Glauben achte, denn dieser, nicht jene ist das Fundament des Lebens und des Heiles. Darin stehe der Katholik mit seinen evangelischen Mitbrüdern — wenn er auch die lutherische Reformation nicht als wahre Kirchenreform anerkennen könne — zusammen. Nicht ob der Katholizismus auch gebildet genug sei, sondern ob er katholisch genug sei, das wäre, im Sinne des hl. Franziskus, des bisher besten Kirchenreformators, die Hauptfrage. Hochmütiger Pharisäergeist müsse der Demut und Bescheidenheit weichen. In der echten Bildung stehe höher als Forschung und auch als Spekulation die Kontemplation. Sie sei die Jakobsleiter, auf der Gottes Engel auf und nieder stiegen; sie sei das innerste

zarteste Mark der wahren katholischen Bildung. Außenstehende, soweit nicht ganz ins Moderne verstrickt, könne man nur durch ein unverfälschtes, unverkümmertes, nicht durch ein modernisiertes Christentum, nicht durch einen Margarinekatholizismus gewinnen. Die Moderne müsse durch das Christentum verjüngt werden, nicht umgekehrt. Wahre Reform wolle mit Gott, falsche mit der Welt versöhnen.

„Der Fülle tiefer und fruchtbarer Gedanken, dem herben eindringlichen Ernst, der eifernden Besorgtheit der Rede fühlt man es an, daß hier ein bevorzugtes Menschenpaar zusammenwirkte, um eine kühn unternommene, heilsame Operation am Körper der Kirche zu vollziehen. Herrschte über Inhalt und Zielrichtung der Kundgebung völlige Übereinstimmung, so nicht ganz über die Ausdrucksweise. Der Bischof war aus naheliegenden Gründen für eine gemäßigte Form — sein Gegenüber für eine möglichst markige, hie und da derbe Sprache. Er begründete das so: ‚Die Kirche Christi wird niemals siegen, wenn sie sich nicht der Fischer- und Zimmermannssprache wieder zuwendet. Jesus sprach ‚gemein‘ nach Ansicht der Pharisäer, aber tatsächlich ‚gewaltig‘ und nicht wie die Gelehrten. Wir sollen es auch tun. Es gilt in der Sprache der Gläubigen, nicht der Zweifler zu reden.‘ Die Reformangelegenheit sei durch ihr bedrohliches Anwachsen eine Gefahr für das gesamte katholische Volk geworden. Dieses müsse aufgeklärt, geschützt, in überaus deutlicher Sprache gewarnt werden. Handfeste Ausdrücke seien hier bitter notwendig, damit die Leute sähen, daß es ernst sei, daß es sich nicht nur um akademische Diskussion aus der Studierstube handle. Der Bischof willfahrte den dahingehenden Vorschlägen Langbehns nur teilweise, nahm aber auf das Gewicht seiner Gründe hin mehrere Kraftausdrücke in die Rede mit auf. Wenn diese auch längst nicht die Schärfe mancher Worte des Heilands und des Völkerapostels gegenüber Entartung jener Tage erreichten, so sind sie doch, wie vorauszusehen war, in der liberalen Presse als unfein dem Bischof arg vorgerückt worden — wo natürlich unerörtert blieb, ob sie nicht nach den damaligen öffentlichen und nicht bekanntgewordenen Vorkommnissen das Richtige waren, mochten sie auch einzelne überhart treffen und auch Katholiken zu scharf vorkommen. Als Mitzeuge jener Tage denke ich noch heute nicht ohne Ergriffenheit an den gewissenhaften Ernst und die treue Sorge um Millionen von Seelen, welche die beiden Geistesmänner bei ihren letzten Beratungen über diesen Vortrag selbst bezeugten. In dessen bewegten Impuls ist viel Gebet und Herzblut hineingeflossen ...“

Die Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung

„Wir klagen über die Entartung der Jugend“, sagt Friedrich Lienhard in seinen Worten an die neudeutsche, heranwachsende Generation, „wir sollten klagen über den Verfall des Elternhauses, das nicht mehr die Kraft hat, Ehrfurcht und Wärme auf die Kinder auszuströmen. Das Elternhaus sollte Sammelbecken seelischer Kräfte sein, Heimat des Herzens.“

Dieses Wort fordert uns auf, einmal in uns zu gehen, anstatt über eine schlechte Ernte zu jammern, und zu fragen, wie wir denn die Saat bestellt hatten. Sind wir Eltern uns denn überhaupt bewußt, daß unser Tun an unseren Kindern einer Saat gleichkommt, von der wir einst die Ernte haben werden? Ach, wir nehmen zumeist unsere Kinder wohl hin, wie ein Naturgeschehen, genießen die Freude daran und tragen das Leid daraus, und bedenken den Nutzen unserer wirtschaftlichen Mühen oder den Erfolg unserer Berufsarbeit mehr als das Gesamtergebnis unserer Kindererziehung.

Ein Dichter trägt sich oft jahrelang mit den Plänen zu einem Buche, ein Erfinder setzt manchmal seines ganzen Lebens Werk an eine Idee: warum machen wir Eltern nicht unsere Kinder

zu unseres Daseins Erfüllung? Wir streben nach äußeren Ehren — und vergessen, daß wir einer Unsterblichkeit sicher sind: der Unsterblichkeit, die in unseren Kindern beschlossen liegt.

Vielleicht denken wir: „Nun, die bleibt uns ja auf alle Fälle!" Wohl bleibt sie uns auf alle Fälle, — aber sie wird auch zugleich Zeugnis ablegen — für uns — oder gegen uns. Und wie wir nur einzelne Teile einer Gesamtheit sind, so setzt sich aus diesen einzelnen Zeugnissen der Wert oder der Unwert der Gesamtheit zusammen: derer, die nach uns kommen. Geht es da nicht um das Größte und Höchste, ob unser Zeugnis, das unser Kind für uns ablegt, ein wertvolles oder ein wertloses Stück Zukunft bedeutet?

Gewiß schwingen in der Seele einer jungen Frau, an der sich das Lebenswunder vollzieht, viel besinnliche Stimmungen und heilige Gelübde; sicher ist der künftige Vater voll besten Willens und guter Vorsätze: aber die überlastete Zeit hastet vorwärts — und übertönt mit ihrem Alltagsgeräusch die leisen Feiertagsglocken im Herzen. Und was sind auch Vorsätze und Wünsche, wenn sie nicht durch Können und Wissen in festem Boden verwurzelt werden! Die junge Mutter und der junge Vater können und wissen aber meist recht wenig von ihrer Elternarbeit, an die sie meist ganz unbelehrt und unvorbereitet herantreten, denn sie bedürfen ja keines Examens und keines Fähigkeitszeugnisses, um sich ein Recht auf ihre neue Würde zu sichern, wie das z. B. eine junge Lehrerin muß, der man eine Schulklasse — oder eine Krankenschwester, der man die Pflege eines Patienten anvertrauen will.

Nun ist es ja Tatsache, daß Mütter aus einem reinen Naturtriebe heraus ihre erste Aufgabe an dem Kinde erfüllen, ohne daß sie dazu angeleitet werden müssen. Pestalozzi schildert, wie eine Mutter, ohne zu wissen, was sie damit tut, nur in dem Wunsche, ihr Kind zu beschäftigen, ihm die Welt eröffnet, indem sie seine Sinne zur Aufmerksamkeit und Anschauung entwickelt; und er meint, wenn sie diesen hohen Gang der Natur benutzend, auch dem Heranwachsenden, immer seinem Verständnisse entsprechend, die Außenwelt zu erschließen wüßte und seine Innenwelt in ein harmonisches Verhältnis zu ihr zu bringen verstünde, wie leicht und sicher sie da aus dem kleinen, unbeholfenen Menschlein einen tüchtigen und guten Menschen machen könnte. Leider scheitert aber dieser wünschenswerte Werdegang einfach daran, daß nur in den allerersten Jahren der Zusammenhang zwischen Mutter und Kind so innig vertraut und unberührt bleibt. Außenbeziehungen lockern leise und unmerklich das Band, das beide so fest und ausschließlich umschlang. Auch haben die grellen Scheinwerfer des neuzeitlichen Fortschrittes vieles von dem Gefühlsmäßigen und Natürlichen in der Mutter beirrt. Und darum heißt es jetzt: in bewußtem Wissen uns wieder zu eigen machen, was uns an dämmernden Instinkten verloren ging!

Wenn wir uns heut mehr als je darauf besinnen, so geschieht es in der Erkenntnis, daß wir mehr als je in Gefahr sind, unsere Jugend aus der Hand zu verlieren, — unsere Jugend, die mit ihren heißen Köpfen und stürmischen Armen unsere Zukunft baut und bildet. Das geht nicht den einzelnen, das geht ganz Deutschland an, unser weites Vaterland, das verwundet am Boden liegt und ausschaut nach der festen Hand, die es wieder aufzurichten imstande ist.

Wo sind aber der Jugend natürliche Führer mit ihrem lebensreifen Einfluß? Wo ist das Elternhaus, das Ehrfurcht und Wärme auf sie ausströmt, und ihnen das Sammelbecken seelischer Kräfte ist: Heimat des Herzens? — — —

„Ei!" heißt es hie und da, — „laßt sie doch gewähren die neustrebende Jugend! — sie wächst eben, wie sie wachsen muß, — wie das Schicksal, wie die Verhältnisse sie gestalten!" — Nein! — wir wollen nicht die Hände in den Schoß legen dabei, denn wir wissen es besser! Wir wissen, daß der jugendliche Charakter Bildungsmöglichkeiten hat, daß seiner Entwicklung Spielraum gegeben ist, innerhalb dessen „der Einzelne in seinem Wesen schöner, reiner und stärker werden kann, — als er muß". Um diese Steigerung sollen wir Sorge tragen.

Während wir uns vergeblich mühen, unser politisches Gleichgewicht wiederzugewinnen und die üblen Parteikämpfe in eine allgemein gedeihliche Arbeit aufzulösen, wächst aus Schutt und Trümmern unserer zerstörten Größe ein heißer Zukunftswille empor, der vor allem uns

Frauen anruft, mitzuarbeiten an der Gesundung und an dem Wiederaufbau des deutschen Vaterlandes, indem wir Kraft und Wärme auf unsere Jugend ausstrahlen. Einen solchen Sammelpunkt deutschen Zukunftswillens bildet die im Jahre 1916 gegründete „Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung“. Nicht ungehört sollte ihr Ruf an der Mutter Ohr vorübergleiten. Denn was nützen alle Bemühungen dieser Gesellschaft, wenn ihnen nicht der Wunsch und die Einsicht der jungen Mutter entgegenkommt! Aber das ist es ja gerade, daß diese, unter dem Drucke ihrer häuslichen Sorgen, oft auch in der Unbekümmertheit ihrer großen Jugend, gar nicht zu dem Bewußtsein kommt, daß ihr neben allen wirtschaftlichen Tagespflichten in der Erziehung ihres Kindes eine Ewigkeitsaufgabe gegeben worden ist, die sie zum Wohle der gesamten Menschheit im allgemeinen und zum Wohle ihres Vaterlandes im besonderen zu lösen hat. Wer lehrt sie aber dieser höchsten und größten Aufgabe gerecht zu werden? Wohl hat es zu allen Zeiten große Pädagogen gegeben wie Rousseau, Pestalozzi und Fröbel und andere, die das Seelenleben des Kindes erforschten und die Richtlinien einer Einwirkung auf unsere Kinder vorgezeichnet haben, aber diese Wissenschaft ist in Büche- eingesponnen und nicht wie andere Wissenschaften lebendig gemacht worden, um sie durch Verr mittlung der Eltern im Schoße der Familie auswirken zu können. Wir müssen hierbei absehen von den segensreichen Bestrebungen Fröbels, die bis jetzt mehr den sozialen Einrichtungen zugute gekommen sind als dem Elternhause. Dem Vater, der aber inmitten seines Berufes steht, und der Frau, die das Haus voller Kinder hat, fehlen Zeit und Ruhe, sich mit dem Studium umfassender pädagogischer Bücher abzugeben, um immer das herauszufinden, was sie für den Augenblick benötigen. In dieser Erkenntnis werden bereits allen sozialen Schulen Lehrkurse angegliedert, die den künftigen Müttern wenigstens die nötigen Grundbegriffe aller Erziehung zukommen lassen sollen.

Die gegenwärtige Elternschaft hat allerdings von dieser weisen Staatseinrichtung noch keinen Nutzen; und gerade für diese, für die gegenwärtige Elternschaft, will nun die Arbeit der „Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung“ einsetzen. Sie will den Eltern neben den pädagogischen Kenntnissen wissenschaftlicher Fachleute auch einen ganzen Schatz praktischer Erziehungserfahrungen für das tägliche Leben nutzbar machen, damit die Fortschritte der Erziehungskunst und „das tiefere und feinere Verständnis der Kindesseele, zu dem die moderne Kindespsychologie sich mehr und mehr durchringt, nach und nach Allgemeingut der Eltern werde“, — und zwar rechtzeitig, nämlich solange sie noch kleine Kinder haben; denn das ist eine unumstößliche Gewißheit der großen Pädagogen aller Zeiten, daß die Erziehung der ersten Lebensjahre für die körperliche wie seelische Entwicklung des Kindes ausschlaggebend ist. Diesem Gedanken, der im Verantwortungsgefühl der Eltern nicht fest genug verankert werden kann, hat Jean Paul, der pädagogische Romantiker, folgende Fassung gegeben: „Wahrlich ich sage euch, — die Mütter, welche der Zukunft die ersten fünf Jahre ihrer Kinder erziehen, gründen Länder und Städte.“ Er schätzt also diese erste Mutterarbeit geradezu als eine schöpferische Tat, als eine produktive Arbeit an der Zukunft, als eine Saat, die dereinst reichste Früchte tragen wird. Ob wir Eltern uns diese Überzeugung wohl so zu eigen machen könnten, um unser Leben im Sinne des Rückertschen Wortes zu führen?

„Die Zukunft habet Ihr, — Ihr habt das Vaterland,
Ihr habt der Jugend Herz, Erzieher, in der Hand!“

Ach! — Eltern denken wohl im Gange der alltäglichen Erziehung mehr daran, für den Augenblick einen erträglichen Zustand zu schaffen, als in ihrem Tun und Lassen weitere Zwecke und Ziele im Auge zu haben.

Und doch — erst wenn wir unser erziehliches Tagewerk von dieser höheren Warte aus betrachten, erst dann werden wir uns der ganzen Verantwortung unserer Auswirkungsmöglichkeit bewußt. Und dieses Bewußtmachen der zielernsten Elternaufgabe, „das ist der ideale Zweck der Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung“, die eine organisatorische Zusammen-



Parklandschaft — Georg Broel

fassung aller Bestrebungen zur Hebung der deutschen Hauserziehung und zur Stärkung des deutschen Elternbewußtseins sein will. In einer Vierteljahrsschrift: Eltern und Kind, (Herausgeber: Oberstudiendirektor Dr. Johannes Prüfer, Leipzig-Go., Stallbaumstr. 10, Verlag B. G. Teubner, Leipzig—Berlin) läßt sie die großen Pädagogen aller Zeiten in kurzgefaßten Auszügen zu Worte kommen und übermittelt auf diese Weise in gedrängter Form Erziehungskunst, von den uralten Grundzügen aller Pädagogik bis zur Neueinstellung auf den Zeitgeist unserer gegenwärtigen Jugend. Sie bemüht sich, in jeder Stadt Deutschlands eine Bannerträgerin ihres Gedankens zu werben, die sich zum Mittelpunkte eines Kreises macht, die der Erziehung einen Zielwillen zu geben bemüht ist, und des Zweckes der Elternaufgabe eingedenk bleibt. Aufgabe! Verantwortung! Erziehungsweisheit! Laßt diese Worte nicht zu Gespenstern werden, die uns schrecken, und uns unser liebliches Mutteramt verleiden! Sie sollen ja keine neue Belastung unseres überbürdeten Tagewerkes werden, vielleicht aber unserem Amte eine bewußtere Ausdrucksform geben. Eine alte Weisheit soll in uns auferstehen und lebendig werden. Das Fröbelwort sollen wir zum Motto unseres Wirkens setzen: „Erziehung ist Beispiel und Liebe — sonst nichts!" Erziehung geben? Nein! Erziehung leben! Seid selbst so gut und wertvoll wie ihr irgend könnt, und ihr streut die fruchtbarste Saat, indem ihr seid!

Hildegard Neuffer-Stavenhagen

Nachwort. Die Verfasserin, die am 3. Juli dieses Sommers ihren 60. Geburtstag feiern durfte, entfaltet ihre Haupttätigkeit auf dem Gebiete erzieherischer Weisheit. Wie wir denn immer wieder, gegenüber dem ungeheuren Überwiegen der technisch-wirtschaftlichen Bestrebungen der Gegenwart, auf die höchst nötige Ergänzung durch die seelischen Kräfte hinweisen müssen, wenn wir wirklich von innen heraus erstarken sollen. D. T.

Literatur, Bildende Kunst, Musik

Gustav Renner

Zum 60. Geburtstage des Dichters

„Es gibt in Deutschland für einen Dichter, der den höchsten Problemen und Zielen nachzugehen entschlossen ist, weder Förderung noch Verständnis noch Gerechtigkeit noch gar Anerkennung." Diese harte Anklage erhob der schlesische Dichter Gustav Renner schon vor 15 Jahren, als er sein Schauspiel „Dunkle Mächte" der Öffentlichkeit übergeben hatte. Seitdem hat sich der Dichter ganz in sich selbst zurückgezogen und hat lange Zeit verbittert und enttäuscht geschwiegen. Aber jetzt endlich, beim Herannahen seines 60. Geburtstages, scheint die Mauer der Verkennung um ihn zu fallen, mehren sich die einflußreichen Stimmen, die auf ihn nachdrücklich als einen Berufenen und Echten hinweisen.

Der am 17. Oktober 1866 zu Freiburg in Schlesien geborene Dichter wurde als Buchbindergeselle entdeckt, gepriesen und ermuntert. Später ward er Kunstmaler, endlich Bibliothekar an der staatlichen Kunstschule zu Berlin. In einem Sammelbande „Gedichte" (1904) (entstanden 1885—1903) hat er uns neben formvollendeten Stimmungsbildern in der Art eines Martin Greif kühne, titanenhaft-stürmende, gedankenträchtige Verse geschenkt, die sein verzweiflungsvolles und begnadetes Ringen um seine Menschwerdung und Künstlerschaft ahnen lassen. Schon in diesen Erstlingsgedichten überwiegt eine stolze Freude an rätselhafter, kraftvoller Einsamkeit, rührt der Dichter immer wieder an die Fragen von Tod und Vergänglichkeit, bevorzugt er düstere Nacht- und Traumbilder, wird ihm der ganze bunte Bilderreigen des eigenen Leidens, Liebens, Irrens und Kämpfens zum Sinnbild des Lebens überhaupt.

Diese Erkenntnisse und Stimmungen, die ganz unter Schopenhauers Einflusse stehen, beherrschen auch Renners tiefsinniges Epos „Ahasver" (1902), doch ist der Dichter inzwischen reifer geworden und seine Weltanschauung hat sich bedeutsam geklärt. Die alte Sage vom „Ewigen Juden" ist hier völlig selbständig mit faustisch-dämonischer Kühnheit und Leidenschaft neu gestaltet worden; zahlreiche kleine dramatische Szenen, oft stark und fortreißend, durchbrechen immer wieder die fortlaufende Erzählung und gestalten sie abwechslungsreich und farbenfroh. Die Verse, meist reimlose oder gereimte Blankzeilen, sind vielfach von klingender Schönheit. Im Einklang mit der Gedankendichtung steht die mit den sehnsuchtstrunkenen Augen des Maler-Dichters geschaute Landschaft. Der an Gottes Liebe und Gerechtigkeit, an Christi Erlösertat Verzweifelnde wird vom Herrn zu ewiger Unrast verdammt. Nun aber will er aus eigener Kraft die Menschen befreien von Haß und Streit und Not und ihnen sein ganzes Herz in Liebe darbringen. Und so stehen im Mittelpunkt des Epos die Fragen: Gibt es ein Recht auf Menschenglück, gibt es einen sozialen Frieden? Nach einem Leben grausam-enttäuschungsvollen Ringens erkennt der Vermeßne, daß er, selbstgerecht, nur immer sich gesucht, auf Erden sein Heil zu finden geglaubt hat, daß Not und Schmerzen dazu da sind, den Menschen von sich selbst und dieser Welt zu lösen, ihn reif zu machen zur Erlösungssehnsucht, zur frohen Botschaft von Bethlehem, zur Liebes- und Heldentat von Golgatha, zur Nachfolge im Herrn.

Das starke Leben dieser Dichtung ließ bereits den Dramatiker ahnen. Renners erstes Trauerspiel „Merlin" (entstanden 1901—1904) ist als Werk eines Anfängers eine beachtenswerte Leistung. Der weise Merlin, der sich von der Welt zurückgezogen hat, um ganz den Geheimnissen des Daseins nachzusinnen, ist von den Göttern mit übermenschlichen, hellseherischen

Kräften ausgestattet worden. Aus seiner gnadenvollen Einsamkeit an den Hof des Britenkönigs Vortiger gerissen, um den sinkenden Staat zu retten, gerät er bald in das Ränkespiel seiner Umgebung, schreitet von Verbrechen zu Verbrechen, bis er sich das Diadem aufs schuldbefleckte Haupt drücken darf. Aber nun verlassen ihn die Götter, wenden sich die Menschen verachtungsvoll von dem Schwachen ab, und im Angesicht der stürmenden Angelsachsen wird er unter dem stürzenden Gebälk des brennenden Schlosses begraben. Die Dichtung weist Szenen von shakespearescher Größe und Stimmung auf, sie wirkt aber, als Ganzes gesehen, nicht befriedigend, da der jähe Abstieg des Weisen in den Abgrund menschlicher Leidenschaft unglaubhaft und konstruiert erscheint, die Frauengestalten aber wenig wirkliches Leben verraten.

Dagegen zeigen bereits die nächsten Tragödien „Alkeste“ (1906 gedichtet, 1912 veröffentlicht) und „Francesca“ (1909) Gustav Renner als Meister der Bühnendichtung.

Immer wieder hat die Alkestis-Sage Dichter, Komponisten, Bildhauer und Maler angezogen, am tiefsten, seelisch-geläutertsten erscheint sie uns in Renners Gestaltung. In einem umfangreichen Aufzuge von 1½stündiger Spieldauer bewältigt der Dichter den Stoff, beschenkt er uns mit einer der herrlichsten Frauengestalten der neueren Dichtung. Wie Alkeste das ungeheure Opfer für den Gatten vollbringt mit einer selbstverständlichen Schlichtheit und Freudigkeit, daß der seelisch anfangs nicht ebenbürtige Admet erschüttert ihren wahren Wert erkennt, ihrer Liebestat würdig wird und ihr im Tode nachfolgt, das ist ergreifend und erhebend, wahrhaft klassisch edel und groß empfunden.

In der gleichen klassischen Richtung eines Kleist, Grillparzer und Hebbel bewegt sich auch das Trauerspiel „Francesca“, das der Dichter in einem Schaffensrausch von wenigen Wochen niederschrieb. Die rührend-tragische Geschichte von Francesca und Paolo in Dantes „Göttlicher Komödie“ („Inferno“, 5. Gesang), die schon Greif und Heyse zu Novellen, Uhland zu einem Dramenentwurf veranlaßt hat, befreite der Dichter von sündiger Sinnlichkeit, erhob sie ganz ins Deutsche, Keusche, Erhabene, Heilige. Inmitten einer Welt von Lug und Trug, kalter Berechnung und starrer Familienpolitik, von schwüler Sinnenlust und tändelnder Liebesspielerei finden sich diese zwei reinen, edlen, seelisch und körperlich strahlend schönen Menschen, wachsen an ihrer Liebe zur höchsten Höhe sittlichen Adels und geistiger Gemeinschaft und gehen, da die Menschen, die Verhältnisse ihre Verbindung als Wortbruch, als Sünde brandmarken, ruhig in den Tod, um ihre Liebe nicht herabzuzerren in des Alltags Schmutz. Von wundervoller Größe ist die seelische Entfaltung dieser Edelnaturen: Die ahnungslose „verkaufte Braut“, die bislang ganz ihren Mädchenträumen lebte, wird, auf sich selbst gestellt, zum reifen, ihres Wertes bewußten Weibe und nimmt trutzig den Kampf auf gegen eine Schar von Feinden. Paolo aber reift „durch der Liebe Glut über Nacht vom Knaben zum Jüngling, ja fast zum Mann“ (Havemann). Das Problem: Das Recht der Frau auf Persönlichkeit, auf Eigenleben, ihr Widerstand, als Sache, Geschäft und Politik mißbraucht zu werden, erinnert an Hebbelsche und Ibsensche Dramen. Mit Recht hat man die himmelanstürmende Liebe zweier seligen Herzen, gehetzt von einer haßerfüllten Umwelt, verglichen mit Grillparzers „Hero und Leander“ („Des Meeres und der Liebe Wellen“), mit Shakespeares „Romeo und Julia“. Die Charakterkunst, die sich auf alle handelnden Personen erstreckt, die sichere Bühnentechnik, die tragische Notwendigkeit, mit der sich der Liebenden Geschick erfüllt, brachte dem Werke auf einigen süddeutschen Theatern einen starken Erfolg ein.

Kommt man von diesen beiden klassisch-edlen Trauerspielen zum letzten Drama, das der Dichter veröffentlicht hat, zu den „Dunklen Mächten“ (1911), so wirkt dieser Übergang zum ausgesprochenen Naturalismus wie ein jäher Mißklang: An Stelle der gehobenen Rede eine hastvolle, nervöse, abgerissene Gegenwartssprache, an Stelle des Emporsteigens zu erdbefreiter Geistigkeit eine dumpfe, stickige, erdschwere Gebundenheit, eine Familientragödie von quälender Gewitterschwüle, der Held innerlich zerrissen, unsicher, tastend. Die religiösen Kämpfe der protestantischen Theologie, die Vererbungsfrage, der Gegensatz: Väter und Söhne beherrschen die

Handlung. Bedeutend sind wieder die Charakterkunst, die Stimmungsstärke, die atemlose Spannung, in die der Hörer von der ersten bis zur letzten Szene versetzt wird.

Noch einige Dramen hat Renner geschrieben, aber er hat sie, angewidert von der Gleichgültigkeit der Zeitgenossen und der kalten Abweisung der Bühnengewaltigen, nicht mehr dem Drucke überliefert. Um so erfreulicher ist es, daß er sein Schweigen doch noch einmal durchbrochen und uns soeben einen Band „Novellen" (1925) geschenkt hat. Dieses erste späte Prosawerk erweist sofort des Dichters Meisterschaft auch auf diesem Gebiete. Es sind schlichte Begebenheiten, in deren Mittelpunkt fast immer die Liebe der beiden Geschlechter steht, aber voll wunderbarer Beseeltheit, Tiefe und Zartheit. Die Anschaulichkeit des Malers, die Empfindungsstärke des Lyrikers, die Plastik und kraftvolle Zusammenfassung des Dramatikers gestalten diese Erzählungen zu Kostbarkeiten, deren voller Zauber sich erst beim Vorlesen erschließt. Vielleicht führt diese Gabe dem Dichter am leichtesten viele Anhänger zu. (Die „Gedichte" und „Ahasver" sind leider noch immer vergriffen, die übrigen Werke erschienen im Verlage von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart. Einige Novellen brachte zuerst der „Türmer" heraus.)

Dr. Martin Treblin

Gibt es eine christliche Dichtung?

Das Ostwart-Jahrbuch (herausgegeben von Viktor Kubczak, 1926, Verlag des Bühnenvolksbundes, Abteilung Breslau) enthält viel Wertvolles. Ich möchte hier aber nur auf die bemerkenswerten Ergebnisse einer Rundfrage des Herausgebers V. Kubczak aufmerksam machen: „Gibt es eine christliche Dichtung?" Die Antworten sind im hohen Grade überraschend. Man würde wohl im allgemeinen geglaubt haben, es sei nach Meinung der heutigen Dichter mit dem Christentum vorbei. Erstaunlich und erfreulich, wie stark auch Autoren, von denen es niemand erwartet hätte, mit dem Christentum und um seine Werte ringen. Kubczak sagt sehr richtig (in seinem Nachwort): „Hinter der Frage: was ist christliche Dichtung? steht eine zweite: wo stehen unsere Dichter? Es war dies eine Gewissensfrage für alle, die den Mut zur Aufrichtigkeit gegen sich selbst haben, und es konnte nur mit einer leeren Ausflucht oder mit einem Bekenntnis oder mit — Stillschweigen geantwortet werden."

Manche (wie Otto zur Linde z. B.) werden ganz bestimmte Gründe gehabt haben, trotz positiver Stellung zum wahren Christentum nicht zu antworten. Gerhart Hauptmann hat geschwiegen. Es fehlen ferner Unruh, Winckler, Hermann Stehr, W. Schäfer, H. Burte usw. Hasenclever konnte nicht Stellung nehmen, weil er „zum Christentum keine positive Stellung" habe. Es wäre interessant gewesen, die negative zu erfahren.

Im allgemeinen sind die Antworten mit großem Ernst gegeben. Nur einige machen sich's sehr leicht, so Herbert Eulenberg, der meint: „Eine christliche Dichtung in irgendeinem kirchlichen Sinn halte ich für die Zukunft kaum noch möglich. Jedenfalls nicht mehr aussichtsreich. Einseitig und parteilich zum Besten einer besonderen Glaubensgenossenschaft gefärbt, muß jede Dichtung abstoßen. Dagegen soll sie vom Gefühl für Menschentum und Nächstenliebe getragen sein und wird darum trotzdem ‚christlich' im Sinne des Stifters sein." Offenbar hat Eulenberg die Frage so flach verstanden, wie er sie beantwortet. Auch Hans Franck haut vorbei, wenn er von religiöser Überzeugung, Kulturzugehörigkeit, Glaubensbrüderschaft als Privatangelegenheiten und weiterhin von religiöselnden (!) Dichtern spricht.

Daß einige Unentwegte, wie Johannes R. Becher und Reinhard Goering, zu ablehnenden Antworten kommen, versteht sich. Becher erklärt am Schluß seiner Ausführungen: „Gott ist tot. Der Mensch lebt. Der blut- und fleischgewordene Erlösungsgedanke ist der revolutionäre Klassenkampf ... Das neue Weltbild formiert sich von unten auf ..." Anderes war von Becher nicht zu erwarten. Ähnlich Goering: „Heute, eben heute ist Dichtung vollkommen

wurscht (!). Wer heute noch dichtet, beweist, daß er tot ist, tot sein will" usw. Solcher Radikalismus soll Erhabenheit vortäuschen!

Gut ist die Antwort von Paul Alverdes, der energisch das Recht der Exaktheit gegenüber Glaubensfragen ableugnet und sehr treffend ausführt, daß auch die Psychoanalyse nicht imstande sei, die religiöse Mystik zu einer Angelegenheit der seelischen Hygiene zu degradieren. Hugo Ball zeigt, wie schwer es eine christliche Dichtung heute haben muß, wenn sie überhaupt da ist. Dieses ist richtig, und noch richtiger ist, daß christliche Dichter von heute erst nach ihrem Tode kanonisiert werden müßten, um durchzubringen. — Rudolf G. Binding, zumal auf Grund des Krieges, sagt: „Der Gott ist un-menschlich." Er sieht einen Gegensatz zwischen Christentum und Wirklichkeit. Es könne also keine wahre christliche Kunst geben. Da scheint mir denn doch der Begriff Christentum zu eng gefaßt. Blunck macht auf den Unterschied zwischen wirklich zum Christentum bekehrten und mit Feuer und Schwert gezwungenen Völkern aufmerksam, der sich auch in der Dichtung ausdrücke. — Rudolf Borchardt meint, innerhalb unseres Kulturkreises müsse alle gute und große Kunst christlich sein, was aber nichts mit kirchlichem Bekenntnis zu tun habe. Das wird für die Zukunft kaum haltbar sein, weil Christentum ohne Form nur Individualbelustigung bliebe. — Bröger bringt Sozialismus und Christentum zusammen, wogegen und wofür noch viel zu erörtern wäre. — Der alte Michael Georg Conrad verficht energisch die Existenz christlicher Dichtung in Ewigkeit. — Nach Theodor Däubler hat das Christentum noch Jahrtausende vor sich. — Eine ziemlich verzwickte, aber ganz gescheite Antwort gibt Döblin. Er vermißt ein genügend lebendiges Erleben der ganz unaussprechbar wegreißenden Erscheinung Christi selbst. — Auch Paul Ernst äußert sich positiv, sagt aber voraus, daß vieles nur Mitgeschleppte vom Christentum abfallen werde. — Alex von Frankenberg sieht „Dichtung und Christentum, wesenhaft genommen, eins mit dem anderen so unlösbar verbunden wie einst Himmel und Erde." — Ludwig Fulda (acht Zeilen) endet: „im allgemeinen dürften Religion und Kunst ihre erhabenen Aufgaben um so besser erfüllen, je unabhängiger sie voneinander sind". (Ehrlich, aber vollkommen wider die Natur.) — Der Dramatiker Joachim von der Goltz sieht in allen Dramen Abwandlungen der Idee Christus. — In Totalpessimismus ist H. Hesse gesunken: „Eigentliche Dichtung aber gibt es in unserer Zeit nach meiner Meinung nicht, und ich bin damit einverstanden, denn ich halte es für unsre Aufgabe, unterzugehen." (Wohl ernst zu nehmen, aber wir haben doch noch andere Perspektiven.) — Otto Heuschele ist überzeugt, daß die kommende christliche Dichtung nur aus der Gemeinschaft wachsen und nicht von einem einzelnen geschaffen werden könne. — Alfred Kerr erblickt im Dogmatischen schon einen Gegensatz zum rein Humanitären. (Wozu zu sagen ist, daß ein Volk, das „in Form" sein will, Dogmen braucht.) — Ausführlich läßt sich Kolbenheyer hören. Er meint, die Überwindung des Individualismus sei auf religiösem Wege nicht mehr möglich. „Unserer Zeit mangelt die religiöse Bedingtheit des Volkes, und darum halte ich religiöse Dichtung, die ein Kunstwerk schüfe, das dem metaphysischen Triebe unserer Zeit entsprechen könnte ... nicht für möglich." Nun, das könnte ja aber doch wieder besser werden, etwa wenn ein Prophet, der zugleich Dichter ist, die Herzen zwingt!? — Else Lasker-Schüler gibt eine poetische Epistel, aufrichtig und sympathisch sich zum Judentum bekennend. — Heinrich Lersch bejaht das Christentum, dessen Verwirklichung aber in der Ferne liegt, indem heute der Materialismus es überwuchert habe, so daß gute Christen zugleich Widerchristen sein könnten (Bismarck, Moltke, A. Thyssen). — Friedrich Lienhard trifft genau ins Ziel, wenn er darauf hinweist, daß jeder fürchtet, man könnte ihn für eng und dumpf halten, wenn er sich überhaupt zu einer festen Weltanschauung bekennt. Ferner, wenn er sagt: „Klingt es nicht viel freier und weiter, wenn man als Relativist und Allerweltsmann mit Namen wie Laotse oder Buddha oder fernsten Philosophen um sich wirft? ... Wer wagt noch schlicht zu bekennen: ich bin Christ und Deutscher?" Lienhard bekennt sich dann als beides unumwunden. — Nach dem Alphabet folgt nun Heinrich Mann. „Wer aber christlich handeln will, o, der hat im

Dichten heute das schönste Feld“ (und hatte es wohl auch, als er den Untertan schrieb?). — Thomas Mann hält christliche Dichtung in katholischer, nicht aber in protestantischer Sphäre für möglich, wobei er offenbar wieder den Begriff zu eng nimmt. Finden Protestantismus und Katholizismus nicht zusammen, dann wird es allerdings mit Deutschland zu Ende gehen. — Walter von Molo findet, daß wahre Dichtung immer eine Konfession des Alls, niemals einer organisierten Anschauung dieses Alls sein soll. Das klingt ganz gut; aber zerfließt sie dann nicht? Das Volks- und Kunstformproblem hangen enge zusammen. Aber wer nur „Menschen“ sieht... — Alfred Mombert antwortet etwas dunkel und allgemein. — Börries Freiherr von Münchhausen behauptet: „Ein einziger Dichter oder Kunstkenner stellt eine bessere Sammlung christlicher Dichtung zusammen als jedes Konsistorium.“ Das mag heute richtig sein, aber dann ist es traurig. — Sehr ausführlich schreibt Rudolf Pannwitz, der in weiten Zusammenhängen schaut. Er wagt wenigstens den Satz: Das Christentum „besteht noch als Religion und als Kirche, und riesige Bauernschaften sichern seinen äußeren und inneren Bestand für absehbare Zeit.“ Ferner: „Die Gegenwart hat tiefe Rückbewegung zum Christentum hin.“ Pannwitz bemerkt sehr richtig: „Beschränkt man sich auf die Wesentlichen unter den Schaffenden, so ist eher die Frage: gibt es heute schöpferische Kunst, die nicht christliche ist?“ — Joseph Ponten verhält sich „zu der in den christlichen Kirchen verderbten christlichen Idee durchaus negativ, zur reinen christlichen Idee aber in großem Maße positiv“. Ob das eine mögliche Stellung ist? Vielleicht. Aber, sollte sie zurzeit möglich und nötig sein, so darf es nicht immer so bleiben. — Karl Röttger glaubt an die christliche Dichtung. Er ist selbst christlich bewußter Dichter und stellt eine Neuauflage seiner Anthologie moderner Jesusdichtung in Aussicht. — Albrecht Schaeffer erteilt eine umfangreiche gründliche Antwort. Er sieht die Krisis gespannt zwischen Monarchie und Anarchie als Demokratismus, Kommunismus usw. Das Ziel ist nach ihm die Anarchie, natürlich eine wohlverstandene. Er nennt den kommenden Gottesstaat anarchisch. Dann werden die Menschen brüderlich sein. Dieser Weg scheint mir allerdings so weit, daß wir ohne Etappen nicht auskommen. Wir werden noch viele Formen durchlaufen, auch die Monarchie, welcher Art immer. — Schaffner streitet das Vorhandensein einer christlichen Dichtung heute ab. „Sollte die Welt noch einmal Christentum und christliche Kunst erleben, so wird beides etwas ganz anderes sein, als es war, und besonders als man sich heute vorstellt.“ — Richard von Schaukal nennt sich einen christlichen Dichter, mit der Begründung: „weil ich meinem metaphysischen Bedürfnis als Dichter gar nicht anders als aus christlichem Geist heraus zur Gestalt zu verhelfen vermag.“ — Sternheim äußert sich in seiner ganz besonderen verbindlichunverbindlichen Art.

Unmöglich, alle Beteiligten hier aufzuführen. Charakteristisch für fast alle Äußerungen ist tiefer Ernst, ringendes Suchen. Überall aber ergibt sich einerseits die Sehnsucht nach Religion, andererseits die Ablehnung der Bindung. Und das ist unser Kulturproblem überhaupt. Wir müssen lernen, wie wir uns wieder binden, bis wir den Liberalismus auf allen Gebieten überwinden. Denn mit Liberalismus läßt sich letzthin nichts formen. Wollen wir Gestalt, Gestaltung, Volksform, dann müssen wir dem Angstzustand vor dem Festen ein Ende machen. Die Sendung des Dichters als Formschaffenden ist gerade hier gegeben.

Rudolf Paulsen

Über Schundliteratur

Was ist Schundliteratur? Augenscheinlich doch solche Erzeugnisse, welche einen schlechten und entsittlichenden Einfluß auf ein Volk ausüben. Daß eine solche „Literatur“ nach Möglichkeit unterdrückt werden muß, ist im Interesse der seelischen und körperlichen Gesundheit eines Volkes selbstverständlich. Wer aber soll darüber entscheiden, was dazu gehört oder nicht? Die Schriftsteller selbst? Nicht jeder darunter besitzt das notwendige Verantwortungs-

gefühl seinem Volke gegenüber in diesen Dingen. Auch sind sie vielfach persönlich interessiert und werden zudem die fraglichen Schriften nach formalen und künstlerischen Gesichtspunkten beurteilen, was übrigens schon ein schwankender und vieldeutiger Begriff ist. Die Kritiker? Sie gehören selbst zu den Schriftstellern, schreiben meist ebenfalls Bücher und werden sich vielfach, schon aus kollegialen Rücksichten, nicht anders dazu stellen. Die Theologen, Moralisten und Juristen? Sie wieder werden alles Gewicht allein auf die sittliche Wirkung eines Buches legen und keinen Blick für dessen künstlerischen Wert und Gehalt haben. Die gerichtlichen Literatur-Sachverständigen? Sie gehören den Schriftstellerkreisen an, so daß für sie das oben Gesagte gilt.

Nun haben sich ja, im Bewußtsein der Wichtigkeit und Notwendigkeit dieser Angelegenheit, vielfach Vereinigungen gebildet, die sich die Bekämpfung der Schund- und Schmutzliteratur zur Aufgabe machen. Sie bestehen zu einem nicht geringen Teil aus Lehrern, also Volkserziehern, so daß sie hierfür schließlich auch die geeignetsten Beurteiler wären. Nur sieht das in der Praxis manchmal anders aus. Zunächst sind manche dieser Vereinigungen nach bestimmten politischen Richtungen hin orientiert. Das ist an sich schon ein falscher Maßstab, da die Sittlichkeit, wenigstens hier, mit der Politik nichts zu tun hat, das Ergebnis also notwendig einseitig sein muß. Was die eine Partei für Schundliteratur erklärt, wird die andere für sittlich oder sonstwie notwendig und förderlich halten. Das würde immer wieder mit den Machtverhältnissen wechseln. Zulässig kann allein der objektive ästhetische und moralische Standpunkt sein.

Aber auch hier erlebt man die wunderlichsten Gegensätze. Abgesehen davon, daß es vielleicht keinen absoluten künstlerischen und moralischen Standpunkt gibt, da dieser je nach den vorgefaßten Abmachungen, den Fähigkeiten und Eigenschaften des Beurteilers wechseln wird, sprechen noch verschiedene andere Voraussetzungen mit: der Wechsel der literarischen Richtungen, die Gegensätze zwischen jung und alt, Mann und Weib, zwischen den sozialen und individuellen Bildungsstufen, dem verschiedenen „Geschmack" usw.

Also gäbe es gar keinen allgemeingültigen Maßstab? Wäre demnach der Kampf gegen die Schundliteratur von vornherein aussichtslos, da er nur auf einen Kampf verschiedener unvereinbarer Anschauungen hinausliefe? Aber jedermann, der es ehrlich mit seinem Volke meint, ist sich doch klar darüber, daß es eine Schundliteratur gibt und daß sie im Interesse der Gesundheit unseres Volkes besonders der Jugend ferngehalten und bekämpft werden muß.

Zunächst wäre also einmal der Begriff „Schundliteratur" festzustellen. Es ist falsch, hierbei allein von „künstlerischen" oder „wissenschaftlichen" Gesichtspunkten auszugehen, besonders soweit es die Jugend betrifft. Abgesehen davon, daß die Meinungen über den künstlerischen Wert eines Buches, je nach der Einstellung, sehr verschieden sein können, wird hier leicht das Neueste oder neu Erscheinende für das allein Maßgebende gehalten, anderes aber als veraltet abgetan. Der Wert eines Kunstwerkes ist aber nicht von seiner äußeren Form, auf die sich diese Veränderungen im wesentlichen beziehen, sondern von seinem seelischen Gehalt und der Fähigkeit, diesen darzustellen, abhängig. Dieser seelische Gehalt ist seit fünftausend Jahren derselbe geblieben, sonst könnten wir ja Schöpfungen aus der Vorzeit nicht mehr verstehen und nachempfinden. Was als sittlich gesund und fördernd zu betrachten ist, hat man zu allen Zeiten gewußt. Ob man nun diese sittlichen Forderungen, wie in den uralten Religionsurkunden, auf ein göttliches Gesetz oder auf philosophische und wissenschaftliche Grundlagen festlegt, ist nebensächlich.

Es ist aber auch natürlich, daß das Volk wie die Jugend vor allem oder überhaupt auf den Inhalt eines Werkes Wert legt. Im Grunde ist das auch richtig, denn die Form ist ja doch nur das Mittel zur Darstellung dieses Inhaltes und hat keinen absoluten Wert an sich. Die Beurteilung aber, ob die Form dem Inhalt entspreche, ist zunächst Sache der Schaffenden und einzelner Kenner. Spricht man der Kunst — im weitesten Sinne — eine Kulturmission zu, so kann sie diese nur durch ihren Inhalt erfüllen. Es ist also überflüssig, falsch und unberechtigt, ein Werk allein auf Grund seines angenommenen künstlerischen Wertes vorzuziehen und als besonders für die Jugend oder das Volk geeignet zu empfehlen. Der ästhetische Maßstab ist hier

nicht entscheidend; er wendet sich zunächst an den Verstand, während hier doch vor allem auf den Willen und das eigentlichste sittliche Wesen gewirkt werden soll. Daß ein noch so künstlerisch fein empfindender Ästhet kein sittlich hervorragender Mensch zu sein braucht, wird man zugeben. Ein Volk von Ästheten aber wäre entsetzlich.

Anstatt der Jugend eine bestimmte Lektüre aufzuzwingen, wäre erst einmal notwendig, zu fragen: was liest sie am liebsten? Dem Knaben werden zunächst solche Bücher zusagen, die seinem Betätigungs- und Abenteuerdrange entgegenkommen. Das ist natürlich und hat auch nichts weiter auf sich. Wir alle haben wohl in jener Zeit Indianergeschichten mit größtem Interesse gelesen; daß diese nachteilig gewirkt hätten, wird ja wohl kaum jemand von sich behaupten können. Ebenso verhält es sich mit Räuber-, Ritter- und Geistergeschichten, die mancher unserer Dichter in der Jugend gern gelesen hat und die sogar manchmal, wie bei Grillparzer, Einfluß auf sein späteres Schaffen gewannen. Daß dies die beste Lektüre für Kinder sei, soll natürlich damit nicht behauptet werden. Ein sittlicher Nachteil ist wohl aber kaum je daraus entstanden. Wie es sich mit Detektiv- und Verbrechergeschichten verhält, weiß ich aus eigener Erfahrung nicht, glaube aber nicht, daß sie einen gesunden Menschen zu Verbrechen verleiten können, sofern nicht die Anlage dazu schon in ihm vorhanden ist, die sich auch ohnehin früher oder später entwickelt hätte. Besser ist es freilich, wenn man diese Art Lektüre, die ohne jeden sittlichen und künstlerischen Wert ist, der Jugend fernhält.

Man zieht ja nun aber auch gegen die harmlosen moralisierenden Erzählungen, wie etwa die von Nieritz und Hoffmann, zu Felde. Mit Unrecht! Mögen sie künstlerisch unzulänglich sein, ihre moralische Wirkung, selbst kurze Bemerkungen oder auch nur der sentenziöse Titel, kann mitunter für lange nachhaltig und bestimmend sein. Und das ist für das Leben manchmal unendlich mehr wert, als wenn der Knabe auf eine künstlerische Modeform gedrillt wird.

Aber auch die Bücher mit patriotischer Grundstimmung sind jenen Geschmackswächtern ein Dorn im Auge. Das ist freilich nichts als Parteisache. Als ob Schriften mit sozialer Tendenz minder einseitig wären! Außerdem ist nichts natürlicher, besonders für unser in dieser Beziehung recht rückständiges und laues Volk, als sich an großen Vorbildern, an den Taten und Geschicken der Vorväter, an Wesen und Leistungen des eigenen Volkes, dem man schließlich verdankt, wer und was man ist, zu begeistern. Jedem andern Volke als dem unseren ist das selbstverständlich; auch bildet nichts, außer der Religion, die Persönlichkeit mehr, als die Vaterlandsliebe. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern sind diese beiden die Grundlagen und das Stoffgebiet aller wahren Kunst gewesen. Sie zugunsten eines leeren und wurzellosen Ästhetizismus abzuweisen, heißt der Kunst die eigentlichen Lebensquellen unterbinden. Der Wert eines Menschen wie eines Volkes für die Menschheit liegt in seiner besonderen, ausgeprägten Persönlichkeit.

Selbstverständlich soll hier nicht einer hohlen Phrasenhaftigkeit in Patriotismus und Moral das Wort geredet werden. Man darf aber auch hierin nicht zu weit gehen: selbst wo die künstlerische Form und Darstellung nicht genügt, werden doch diese Gefühle der Jugend und dem Volke vermittelt. Das Wort Storms: „Willst du für die Jugend schreiben, darfst du nicht für die Jugend schreiben", ist nur bedingt wahr. Selbstverständlich wäre sehr zu wünschen, daß auch die Form dem Inhalt entspräche, schließlich aber kommt es vor allem auf die Echtheit und Wahrheit des Gefühls an. Es wird immer selten sein, daß ein Dichter sich ganz in die Kindesseele hinzufühlen und dabei doch den hohen Forderungen der Kunst zu genügen vermag. Seelische Probleme und Konflikte der Erwachsenen können die Jugend — und auch das Volk — nicht interessieren. Sie will und braucht Vorbilder, Handlung und große Gefühle. Mag das künstlerische Formenverständnis auch den Verstand bilden, so ist doch Herzensbildung wichtiger.

Soll also gar keine Auswahl stattfinden und der Jugend und dem Volke bedenkenlos alles in die Hände gegeben werden? Davon kann keine Rede sein. Nach Möglichkeit auszuscheiden sind natürlich solche Bücher, bei denen die Spekulation auf jene Gefühle — einschließlich der sozialen Tendenzen — allzu ersichtlich ist, einfach schon aus dem Grunde, weil sie dem wirklich Guten den

Weg versperren. Freilich wird die Entscheidung, wenn es sich nicht um ganz ausgesprochene Parteitendenzen handelt, mitunter schwer sein; da aber im allgemeinen die Sache nicht gar so schlimm ist, braucht man, wenn nur einigermaßen gute Absicht vorliegt, nicht allzu streng zu sein.

Anders liegt die Sache bei Büchern, welche geschlechtliche Dinge berühren oder behandeln. Das geht das ganze Volk an, ohne Ausnahme. Der Geschlechtstrieb, als der stärkste Trieb, ist von größtem Einfluß auf die gesamte geistige und körperliche Entwicklung und bestimmt oft genug das Schicksal des Menschen. Je früher er geweckt, je mehr er gereizt wird, desto mehr wird er die anderen Entwicklungsrichtungen zurückdrängen. Man sucht dem durch frühzeitige „Aufklärung" zu begegnen. Das ist ein Irrglauben. Die Aufklärung wendet sich an den Verstand; das Bestimmende im Menschen sind aber die Instinkte. Hätte die Aufklärung eine Wirkung auf diese Dinge, so müßten alle Erwachsenen, besonders auch Ärzte und Künstler, gegen Versuchungen gefeit sein. Im Gegenteil herrscht gerade bei Künstlern, die doch durch die Gewohnheit des Anblicks gesichert sein müßten, nicht selten eine recht ungebundene Auffassung dieser Dinge, und zwar bei männlichen wie weiblichen. Das ist also ein Irrtum. Falsch ist es auch, wenn solche Aufklärung den Schulen überlassen wird, da jedes Kind individuell verschieden darauf reagiert. Sicher gibt es Pädagogen, die auch hier mit dem erforderlichen Takt vorgehen werden, das wird aber, wie in allen Dingen, nicht allzu häufig sein. Es besteht die Gefahr, daß andere Dinge, mindestens Teilnahmlosigkeit, für die möglichen Folgen auf das Gemüt der Kinder, hineinspielen, so daß mehr geschadet als genützt wird. Auch lenkt man die natürliche Neugier der Kinder damit allzu sehr auf diese Dinge. Wenn Eltern eine solche Aufklärung wünschen und sie für gut halten, so mag ihnen das selbst überlassen bleiben. Sie allein können das einzelne, ihr eigenes Kind am besten beurteilen und die Verantwortung dafür übernehmen. Die Gefahr, daß das Kind sonst aus anderen, schmutzigen Quellen Aufklärung erhalte, kann abgewendet werden und besteht überdies trotz aller Aufklärung, die sich doch nur in Allgemeinheiten bewegen kann und das Interesse der Kinder erst recht rege macht.

Das gilt für die Jugend. Aber auch für die Gesamtheit des Volkes ist es schädlich, immer wieder, in Literatur und Kunst, auf diese Dinge hinzuweisen. Ein großer Teil der Bühnen aller Art und der sonstigen „Literatur" lebt von der Spekulation auf diese Instinkte. Auch wo das nicht so der Fall ist, bei ernster zu nehmenden Schriftstellern, sieht es aus, als wenn sie weiter nichts wüßten, als das ewige Kreisen um erotische Dinge. Es ist auch in der Tat Ideenarmut. Sie wissen keine weiteren Motive als die jedem Stallknecht geläufigen, nur daß sie mit allerlei schönen Floskeln aufgeputzt und durch oberflächliche Sophistik zu rechtfertigen gesucht werden. Hätten sie mehr in sich, so hätten sie auch mehr zu sagen. Da eine solche Geistesrichtung zudem auch nicht entwicklungsfähig ist, verausgaben sie sich so schnell. Will die Kunst ihre hohen Ansprüche rechtfertigen, so muß sie auch höhere Ziele haben, mehr zu geben wissen, als jeder beliebige Durchschnitts- und Unterdurchschnittsmensch. Gewiß wendet sie sich zunächst an die Anschauung, die Sinne, die Leidenschaften und Instinkte; wenn sie aber überhaupt einen höheren Sinn und Wert im Leben der Menschheit haben soll, müßte sie zum Ziel die Veredelung und Vergeistigung der Instinkte haben, wie ja schon Aristoteles die Reinigung der Leidenschaften als Wirkung der Tragödie betrachtet. Selbstverständlich darf das nicht durch abstraktes Moralisieren geschehen; das wäre unkünstlerisch. Es kommt lediglich auf den Geist an, aus dem heraus das Werk geboren wird. Wie im Leben das gute Beispiel immer mehr wirken wird als alles Predigen und Lehren, so wird in der Kunst eine große und reine Gestalt immer mehr wirken als die an sich lobenswerteste Tendenz. Da aber ein Kunstwerk, besonders ein größeres, wie ein Epos oder Drama, nur in seiner Totalität und durch den Geist, in welchem es empfangen wurde, wirken kann und dieses Ergebnis durch den Kampf der aufeinanderstoßenden Gegensätze dargestellt werden muß, so wird es natürlich unter Umständen auch das enthalten können, was einzeln als unsittlich betrachtet werden kann. Es kommt aber darauf an, daß das durch die Idee und den Organismus des Werkes notwendig bedingt und nicht

der eigentliche Zweck ist. Solche inneren Notwendigkeiten werden nun oft genug als Vorwand und Entschuldigung genommen, um ganz andere Dinge zu decken. Mit nichts wird ja soviel Mißbrauch getrieben, als mit dem heiligen Namen der Kunst. Sie muß einfach alles decken, die größte Gemeinheit und Schamlosigkeit. Und es darf sich nicht einmal jemand dagegen auflehnen: er wird sofort als kunstfeindlich verfolgt und mundtot gemacht! Man sehe etwa den Fall des Professors Brunner in Berlin, eines wohlmeinenden, ehrlichen und verständnisvollen Mannes, der die ihm übertragene Zensur nur viel zu milde handhabte und gegen den doch soviel gehetzt wurde, bis er seines Amtes enthoben wurde oder es aufgeben mußte. Auch das Gericht kann, wenigstens wie heute die Dinge liegen, nicht viel helfen; die Sachverständigen gehören fast alle einem bestimmten literarischen Klüngel an und wissen, von der Presse unterstützt, den meist literarisch unerfahrenen Richtern jede Gegenwehr als einen Angriff auf die Kunst hinzustellen, selbst wo es sich um die nichtigsten Erzeugnisse handelt. Alle diese Kreise hängen ja zusammen wie ein Rattenkönig. Ein beliebter Vorwurf jener Klüngel gegen ihre Gegner ist der der Heuchelei und des Muckertums; dabei ist nirgends die Heuchelei größer als auf jener Seite, die den Namen der Kunst heuchlerisch mißbraucht, um jede Schamlosigkeit zu decken. Das tollste Beispiel solcher Heuchelei war der berüchtigte „Reigen"-Prozeß: jeder im Gerichtssaale wußte natürlich, daß die Aufführung dieses Stückes, mochte man über den künstlerischen Wert desselben denken wie man will, eine geschäftliche Spekulation auf die geschlechtlichen Instinkte war; trotzdem tat jeder so, als ob es sich um die höchsten Interessen der Kunst handele! Weil das immer wieder bei uns möglich ist, gelten wir ja als das unsittlichste Volk Europas. Denn kein anderes Volk, auch die Franzosen nicht, die sich ja weidlich genug darüber amüsierten, würde solche Zustände dulden.

Wir alle sind ja jenen Instinkten unterworfen und jeder muß sich im Leben damit abfinden. Die Kunst aber, wenn man ihr überhaupt einen erziehlichen Beruf zusprechen will, kann nur den haben, wie schon gesagt, jene Instinkte zu vergeistigen und zu veredeln, aber nicht sie zu erniedrigen oder zu reizen; das ist eine Verantwortungslosigkeit des Künstlers, die nicht scharf genug verurteilt werden kann. Nun hat die Kunst freilich noch andere Aufgaben, und es kann ihr nicht verwehrt werden, auch jene Triebe, die so tief in das Leben des Menschen eingreifen, darzustellen, aber es kommt darauf an, daß das mit reinen Händen geschieht. Man sehe sich aber unsere Anschlagsäulen, die Bühnen aller Art, den größten Teil unserer sogenannten Literatur an! Dazu kommt noch, daß man, aus leicht ersichtlichen Spekulationsabsichten, die gesamte Weltliteratur durchstöbert, um Erzeugnisse solcher Art zu finden und zu veröffentlichen. Hier sollten jene Vereinigungen einmal eingreifen! Aber es ist merkwürdig, wie sie daran immer vorbeischleichen.

Schlimmer aber noch als diese Erzeugnisse, die zu einem Teil mehr oder weniger der Schmutzliteratur, zum andern Teil aber durch ihre Verbreitung mindestens als schädlich zu bezeichnen sind, sind diejenigen, welche unter dem Deckmantel der „aufklärenden Wissenschaft" ihr Unwesen treiben. Seit einigen Jahrzehnten werden wir förmlich überschwemmt von dieser „sexuellen Literatur". Alle Perversitäten werden darin abgehandelt, und das, was sich sonst in die dunkelsten Winkel versteckte, zur Kenntnis der Allgemeinheit gebracht, ja es fordert geradezu vielfach die öffentliche und wissenschaftliche Anerkennung. Es gibt, besonders in den Großstädten, heute nicht allzu viele junge Männer und Mädchen, die nicht wenigstens theoretisch darüber Bescheid wissen. Alles das geschieht im Namen der Aufklärung! Eine Aufklärung ist es allerdings, nämlich über den ganzen Schlamm und Schmutz der Latrinen des Geschlechtslebens, wie das Hebbel einmal nennt. Nun ist man ja schnell bei der Hand, zu sagen, daß viele dieser Perversitäten angeboren seien. Das ist in seiner Allgemeinheit gar nicht einmal wahr und wird von wirklichen Fachleuten auch meist bestritten. An sich ist es ja schon fraglich, ob es in einzelnen Fällen zutrifft und ob nicht hier einfach zufällige frühe Erlebnisse maßgebend waren. Bei der heutigen ungeheuerlichen Verbreitung solcher Perversitäten aber wäre es einfach lächerlich, anzunehmen, daß dies alles auf einmal überall angeboren sei.

Nun könnte man ja sagen, daß das eben minderwertige Elemente seien, die dadurch für die Fortpflanzung ausgemerzt würden, so daß eine solche Auslese bis zu einem gewissen Grade sogar zu begrüßen wäre; die große Masse derselben sind aber lediglich labile Charaktere, die nur der Verführung unterliegen und unter gesunden Verhältnissen ihr natürliches Empfinden bewahrt hätten. Bei den tiefgreifenden Einwirkungen des Geschlechtslebens aber werden solche Verirrungen einen unheilvollen Einfluß auf die gesamte geistige und körperliche Verfassung der Betreffenden ausüben.

Hier also, bei der eigentlichen Schund- und Schmutzliteratur, sollten jene Vereinigungen eingreifen, indem sie die Verfasser, Herausgeber und Verleger solcher Bücher öffentlich brandmarken als Volksverderber und eine scharfe Zensur und strenge gesetzliche Bestimmungen dagegen zu erwirken suchen. Damit würden sie das Übel an der eigentlichen Wurzel angreifen; nicht, indem sie sich auf einen schwächlichen ästhetischen Standpunkt stellen, der gar nichts zu bessern vermag. Die Instinkte sind stärker als alle Ästhetik. Es muß wieder eine Schmach werden, über solche Dinge Bescheid zu wissen. Auch wenn es sich um wirkliche wissenschaftliche Untersuchungen handelt, ist zu bedenken, daß Laien in den meisten Fällen immer nur den Stoff sehen werden, nicht die feinere medizinische Struktur dahinter. Sind diese Dinge also wirklich nicht zu umgehen, so mögen sie in Fachschriften und unter Umständen in lateinischer Sprache abgehandelt werden. Gift darf in den Apotheken nur auf ärztliche Verordnung abgegeben werden; jenes viel schlimmere geistige Gift aber darf man ungehindert verbreiten.

Gustav Renner

Georg Broel, ein moderner Landschafter

Eine der sympathischsten Erscheinung unter Radierern und Malern ist in der heutigen Kunst der Rheinländer Georg Broel. In seinen nun durchaus gereiften Werken kommt jener Fortschritt sichtbar zum Ausdruck, den Expressionismus und Kubismus in sich trugen, als sie noch grotesk und verzerrt Widersinn schienen. Broel arbeitet mit sicherem Können altmeisterlich, aber die rhythmisch bedingte Form, die den modernen Strömungen in roher Nacktheit zu eigen war, hat sich bei ihm zur formellen Unterlage herausgebildet, auf deren abgemessener, ich möchte sagen geometrischer Vorarbeit sich das Leben entwickelt, wie sich die Körperformen über das Skelett legen. So ist aus der Unform die Form, aus dem Zerrbild das Bild gewachsen, und mystischer Einschlag gibt den Zyklen des Künstlers eine philosophische Richtung, die ihm wohl aus dem Reich des Unbewußten zugeflossen ist.

Broel ist ein graphischer Dichter der Natur, des Waldes vor allem und seiner rheinischen Heimat, deren Wesen in den Radierungen klar erfaßt ist, obwohl niemals Veduten gegeben sind, sondern immer stilisierte oder, wie man früher sagte, komponierte Landschaften. Eine Synthese der Natur ersteht vor dem ergriffenen Beschauer und weiterträumend, was der Maler in sein Bild gelegt, sieht der Dichter aus der reinen Form Gedanken, Sagen, philosophische Schlußfolgerungen quellen. Broels Frühlingssymphonie war der erste große Zyklus, den er schuf. Als zweiter stellt sich ihm eine Waldsymphonie zur Seite, die alle Geheimnisse des deutschen Waldes in sich schließt, durch dunkle Laubpforten in Einsamkeit, Angst und Chaos führt, dann aber wieder, dem optimistischen Charakter ihres Schöpfers entsprechend, Sonnenlichter spielend im dunklen Laubgewirr zeigt, immer heller und heller wird, bis schließlich ein Ausblick auf die Gralsburg Erlösung verkündigt — ein Gang durch den Wald, ein Gang durchs Leben, es ist etwas vom alten Mysterienspiel in den Blättern.

Wer den deutschen Wald kennt und liebt, findet ihn wieder in Broels Radierungen, die auf genaue Naturstudien sicher begründet, dennoch ein dichterisches Spiel mit den Formen enthalten. Ich habe unter den Handzeichnungen des Künstlers Einzelheiten gesehen, die an Dürers

gewissenhafte Art des Sehens und Wiedergebens erinnern, einzelne welke, vom Boden aufgelesene Blätter, Wurzeln von Weiden, die wie Hände oder Materialisationsphänomene in Luft oder Erde greifen. Derartige Handzeichnungen geben den Schlüssel zum Verständnis des sicheren Könnens, das die Radierungen des Künstlers auf jedem Blatt neu verkünden. Dadurch hebt sich seine Arbeit aus dem, was man analog dem Worte Programmusik „Programmalerei" nennen könnte, in jene reinen Gefilde des inneren Erlebnisses, bei dem sich der Mensch aus schwerer Seelennot durch die eigene Schöpfung befreit. In diesem Sinne tritt einerseits die Dämonie der Natur in gewaltige Erscheinung und anderseits der heilige Frieden, der von ihr ausgeht. Die Symphonie des Waldes stellt die verschiedensten Arten des deutschen Baumes dar; der Stamm der Buchen, das glitzernde sonnendurchhuschte Laub des Ahorns, die Esche, die Weide, die schlank aufstrebende Birke, die ernste Tanne kommen zu individueller Wirkung, und — ich möchte sagen — die philosophische Ausdrucksfähigkeit des Baumes wird mit einer tiefen Naturauffassung und einer Deutlichkeit hervorgeholt, wie sie uns vorher kaum bewußt werden konnte beim Anblick von Kunstwerken vergangener Zeit. Darin liegt jenes durchaus Neue, das auf dem Umweg des rein formalen Schauens sich bildete.

Noch stärker tritt dies vielleicht im jüngsten Zyklus des Künstlers, „An die Heimat", zutage. Sie besteht mit dem Titelblatt aus zwölf Radierungen — ein Mysterium der Heimat und des Heimatgefühls darstellend, aus der Sehnsucht geboren, die in der Kriegsfremde nach der rheinischen Landschaft empfunden und wach wurde. „In der Gesamterscheinung heiter perlend, das ist rheinisch" nennt Broel sein Titelblatt. Ein Herz schmückt die Mitte, auf die Liebe an das Elternhaus deutend, Rebenranken umkränzen es ... Wein, Gesang tönt aus den Linien, doch Dornen und Schlangen sprechen von der Not des Tages; sie verbrennen und aus ihrer Asche hebt sich der Phönix. Damit ist symbolisch der gesamte Zyklus angedeutet, dessen erstes Blatt, in Licht getaucht, ein arkadisch heiteres Ufer bringt. Die Wolken in freudiger Bewegung begleiten diese heitere Melodie. Sie steigert sich im zweiten Blatt zu einem Tanzrhythmus der Linien. Beim Anblick dieser Landschaft ergreift uns Wanderlust — Zugvögel, ein Segelboot entsprechen der Stimmung. Man glaubt Rheinlieder zu hören, wie sie in der guten alten Zeit Schiffe und Dörfer, Burgruinen und Terrassen erfüllten. Die nächste Radierung geht noch weiter in derselben Stimmung. Ein barockes Parkgitter erinnert an jene Jahrhunderte, in denen der Krummstab fröhlich das Land regierte und Maskengewirr die Gärten am Ufer erfüllte. Nun sind sie verwildert oder an Stelle der schmiedeisernen Blumenornamente sind Zeichen der Industrie getreten. Aber trotzdem schmiegt sich da und dort an das Flußufer, ins Rebgelände und die Seitentäler die sonnenglitzernde Rheinlandschaft des Dichters und Träumers, aus der das Lied klingt, in der man glaubt Jünglinge und Mädchen mit geschwungenem Thyrsosstab zu sehen. Nach diesem traumhaft gestimmten Bild kommt auf dem nächsten Blatt die ganze Fülle ausgestreuten Reichtums zur Geltung. Garben und Früchte, Garten, Feld und Weinberg betten die Ortschaft in ihr romantisch üppiges Dasein, die Sage klingt in den Tag und vergoldet wie der breite Sonnenstrahl das Leben. In weiterer Folge sehen wir diese Stimmung nicht nur räumlich vergrößert, sondern auch vertieft. Von halber Höhe blickt man über die Kurve des Stroms, deren Ellipse die Komposition bestimmt; höhersteigend zum lichtumflossenen Gipfel — alle Linien des Blattes streben nach oben — hält der Wanderer kurze Umschau, um auf dem siebenten Bild die unendliche, lichte Weite vom Gipfel aus zu umfassen. Die Gesamtform der Landschaft wirkt wie eine Schale, in deren goldglänzende Tiefe Strom und Berge, Täler, Burgen, Dörfer und das reiche üppige Dasein eingeschlossen erscheinen, Enge in der Weite, Heimat im großen Gesichtskreis.

Nun läßt der Künstler den Wendepunkt in der Symphonie eintreten. Im Abstieg wechselt die Empfindung. Zickzackkurven der Felsen im Wald, deren Linien sich im Ausblick auf den Strom fortsetzen, zeigen einen seelischen Zwiespalt an. Erkenntnis der Zusammenhänge dämmert im folgenden Blatt, der Ruine im geschlossenen Forst. Sie erinnert an Vergangenes und dessen



Vergänglichkeit. Alles ist streng und gesetzmäßig geformt, melancholische Einkehr heraufbeschwörend mit dem Wunsch nach neuer Harmonie. Die melancholische Note klingt im nächsten Blatt aus, wohl dem bedeutendsten der Serie. Ein erregter, lodernder Abend auf dem Wasser ist dargestellt. Unheildrohende Wolkenformen erwecken den Gedanken an Krieg und Brand... Die Mär vom Rheingold züngelt auf, die Stadt mit dem Dom am Ufer weist auf die Lehren der Geschichte. Im Schlußbild klingt die Symphonie zum Ton des Anfangs zurück, nur ernster, gehaltener, die Wanderung hat im Gemüt ihre Spuren zurückgelassen.

Ein echter Künstler ist der zerrissenen Gegenwart in Georg Broel geschenkt, ein Künstler, der zum Herrscher über das Technische geworden, Trost und Sammlung spenden kann in den leidgeborenen Blättern seines dichterisch empfundenen Werkes.

Alexander von Gleichen-Rußwurm

Hans Joachim Moser und die evangelische Kirchenmusik

Der Name des o. Prof. für Musikwissenschaft in Heidelberg, Hans Joachim Moser, ist den Lesern des „Türmer" aus seiner mehrjährigen Tätigkeit als Leiter des musikwissenschaftlichen Teiles der Zeitschrift wohlbekannt. So wird seine letzte Veröffentlichung im Rahmen der bei J. Engelhorn, Stuttgart, erscheinenden musikalischen Volksbücher gewiß allgemein lebhaftestem Interesse begegnen. Das Besondere an dieser Veröffentlichung des ausgezeichneten Gelehrten, der sich in weiten Kreisen vor allem durch seine dreibändige „Geschichte der deutschen Musik" bekannt gemacht hat, ist jedoch wesentlich, daß der Gegenstand des nicht nur schmuck und einnehmend ausgestatteten, sondern auch in edelstem Sinne volkstümlich geschriebenen, dem musikalischen Laienverständnis ohne weiteres zugänglichen Buches ein Spezialgebiet umfaßt, vor dessen Durchdringung und Erforschung der Nur-Musikliebhaber meist ängstlich zurückscheut. Der Titel des kleinen, noch nicht 200 Seiten umspannenden Werkes lautet: „Die evangelische Kirchenmusik in volkstümlichem Überblick." Und wirklich, nur von evangelischer Kirchenmusik handelt das Buch, das keinen trockenen, lehrhaften, etwa nur Daten der Entwicklung verzeichnenden historischen Grundriß, sondern farbige, lebensvoll ansprechende, künstlerisch fein durchgearbeitete, hier und da geradezu hinreißende Gemälde des kirchenmusikalischen Lebens aus fünf Jahrhunderten des evangelischen Deutschlands bietet.

Ein Buch von solcher Rundung und Klarheit, Fülle und Urteilssicherheit kann natürlich keine Gelegenheitsarbeit, es muß die Frucht langjähriger, sorgfältiger Studien auf dem behandelten Gebiete sein. Und wir täuschen uns nicht, wenn wir das annehmen: eine stattliche Zahl — mir sind allein 11 bekannt geworden — mehr oder weniger umfangreicher Abhandlungen und Untersuchungen, Vorträge und Rezensionen, die sich nur mit der evangelischen Kirchenmusik befassen, legen von dieser Arbeit beredtes Zeugnis ab.

Von der warmen, über das rein historische Interesse weit hinausgehenden Teilnahme an Wohl und Wehe der evangelischen Kirchenmusik gab ja bereits das Kapitel „Der musikalische Protestantismus" im ersten, der Abschnitt „Die Kirchenmusik im Jahrhundert des Frühbarock" und das Kapitel „Johann Sebastian Bach" im zweiten Bande seiner deutschen Musikgeschichte erfreuliche Kunde. Man spürte, daß hier jemand zu uns sprach, dem die behandelte Sache selbst am Herzen lag. In seinen Ausführungen, die an wissenschaftlicher Tiefgründung auch den größten Ansprüchen genügten, war das persönliche Bekenntnis zum evangelischen Christentum deutlich enthalten, so wie er es im vorigen Jahre gelegentlich eines Vortrages auf dem Ev. Kirchenmusikkongreß in Essen „Welche Gesichtspunkte sind maßgebend für die Auswahl von kirchlicher Musik im Gottesdienst?" klar ausgesprochen hat.



Dies persönliche Moment ist nun, das dürfen wir unbedenklich sagen, in allererster Linie zielbestimmend gewesen auch für die wissenschaftliche, immer wieder der evangelischen Kirchenmusik zugewandte Forscherarbeit des Musikhistorikers Moser. Er wollte einerseits der evangelischen Christenheit erneut und in erhöhtem Maße Liebe und Verständnis für die großen Persönlichkeiten ihrer kirchenmusikalischen Vergangenheit, für einen Luther, einen Schütz, einen Bach einflößen, auch Komponisten der Gegenwart, die der evangelischen Kirchenmusik wertvolles, neues Gut zu schenken haben, wie etwa Arnold Mendelssohn und Friedrich Wilhelm Schönherr, Anerkennung erwerben, und er wollte andererseits dem evangelischen Kirchentum, d. h. der evangelischen Form christlicher Gottesverehrung, köstlichste, wertvollste Bereicherung aus dem unermeßlichen Schatze älterer evangelischer Kirchenmusik zufließen lassen. Wir dürfen hoffen, daß die wissenschaftliche Arbeit des Nimmermüden weiter diese Ziele verfolgt. Es steht gerade in der evangelischen Kirchenmusikpflege nicht alles so, wie es sollte und könnte. Gleichgültigkeit und Unkenntnis der zuerst beteiligten Personen, vieler Geistlicher, Kantoren und Organisten, die den bequemen Trott auf ausgetretenem Pfade dem mühevollen Suchen und Vorwärtsringen vorziehen, lassen es mit der Ausgestaltung, Stärkung und Verlebendigung unseres kirchlichen Musiklebens langsamer voran gehen, als nötig wäre. Da kann nur eine Persönlichkeit von der Kraft und Frische, dem Wahrheitsmut und der Bekennerfreudigkeit, wie sie sich uns in Moser darstellt, gründlich Wandel schaffen. Wir vertrauen, daß er bei seinem schweren Werke, das tatsächlich oft als eine Sisyphosarbeit anmutet, nicht erlahmt, sondern sich weiter jenes hohe Maß von Herzensanteilnahme bewahrt, das für einen Enderfolg nimmer zu entbehren ist.

Dem erstgenannten Ziel: bildhaft klare, begeisternde Zeichnung großer Persönlichkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart deutschen Kirchenmusiklebens, dienen vor allem Mosers hochbedeutsame, in mancher Hinsicht grundlegende Abhandlungen über Luther als Kirchenmusiker. Der jahrzehntelang hin und wider gehende Streit, ob Luther nur Dichter, nicht auch Komponist seiner Lieder, ob er nur dilettierender Erfinder, nicht aber Tonsetzer seiner Choralmelodien gewesen sei, darf durch die Forschungsergebnisse Mosers wohl als entschieden gelten. In seiner Abhandlung „Der Zerbster Lutherfund“, veröffentlicht im Archiv für Musikwissenschaft, zählt er abschließend alle Argumente auf, die dafür sprechen, daß Luther wenigstens mit Sicherheit als der Schöpfer, wenn auch hier und da altes Melodiengut verwertende Schöpfer der Choralmelodien seiner selbstgedichteten Lieder gewesen ist. Die Personalunion von Dichter und Melodist, die damals noch eine Selbstverständlichkeit war, wird auch für Luthers künstlerisches Schaffen einwandfrei nachgewiesen. Gleichzeitig mit dem Wort stand auch die Tonfolge, standen Rhythmus und Tonart, lebensvoll angeschaut, vor dem geistigen Auge des genialen Mannes, der die Gabe der Intuition in einem seltenen Grade sein eigen nannte. Den Satz seiner aus rein künstlerischen, inneren Notwendigkeiten erwachsenen Melodien, die eine vollendete Einheit mit dem Dichterworte bildeten, mochte er dann getrost dem Fachmusiker überlassen.

Daß dieser Ertrag der Moserschen Lutherforschung eine wesentliche Ausgestaltung und Anreicherung unseres Lutherbildes bedeutet, wird wohl niemand bezweifeln wollen. Er hat den großen deutschen Geistesheros, den Streiter für Gottes Ehr', den Kämpfer für die Lauterkeit und Wahrheit des Evangeliums unserm Verständnis und vor allem unserer Liebe näher gebracht. So hat der Musikhistoriker Moser auch seine wissenschaftliche, ruhig und kritisch sondernde und abwägende Mitarbeit an der großen Weimarer Lutherausgabe (Bd. 35) aufgefaßt. Ausdrücklich weist er hier darauf hin — und er bleibt auch den Beweis nicht schuldig — daß Luther zur Harmonisierung einer Melodie, also auch seiner eigenen, „durchaus fähig gewesen ist“. In einer Rezension über Aberts Schrift „Luther und die Musik“ tritt Moser noch einmal nachdrücklich für die Richtigkeit seiner Ergebnisse ein.

Unter Bachs Vorgängern widmet Moser besonders Heinrich Schütz Aufmerksamkeit und Teilnahme, dessen Chorkompositionen als für gottesdienstliche Zwecke hervorragend geeignet

der Vergessenheit zu entreißen er sich bemüht. (Außer in seiner Musikgeschichte in der 1922 vor der Deutschen Musikgesellschaft gehaltenen Gedenkrede.) Mit dem Schöpfer der großen, durch Bach zur Gipfelhöhe geführten kirchlichen Kompositionsform der Passion, dem Hamburger Musikdirektor Thomas Selle, beschäftigt sich eine Abhandlung: „Aus der Frühgeschichte der deutschen Generalbaßpassion", während eine für den Kirchenmusiker der Gegenwart gerade auch recht interessante Sonderuntersuchung: „Sebastian Bachs Stellung zur Choralrhythmik der Lutherzeit" die strittige Frage behandelt, ob es ratsam sei, die alte rhythmische Spiel- und Sangart der Choräle wieder einzuführen. Moser spricht sich, soweit der Gottesdienst in Frage kommt, entschieden dagegen aus und weiß dafür Bach als Kronzeugen anzuführen. Ich glaube, die evangelische Kirchenmusik unserer Tage darf ihm dafür dankbar sein. Es würde von den Gemeinden noch weniger gern gesungen werden, wenn sie sich hart um ein mühsames Befolgen der alten, oft recht verzwickten Rhythmen abkämpfen müßten.

Damit ist schon ein Übergang zu den die kirchenmusikalische Praxis der Gegenwart befruchtenden Schriften Mosers gewonnen. Was nutzt alle Theorie, was helfen alle Forschungsergebnisse und historischen Feststellungen, wenn sie nicht in Bereicherung und Belebung der Praxis sich auswirken. Moser stellt zunächst einmal sowohl in der eingangs erwähnten Schrift über die Auswahl von kirchlicher Musik im Gottesdienst, als auch in einer Arbeit „Die Gegenwartslage der evangelischen Kirchenmusik" fest, daß die kirchenmusikalische Praxis unserer Tage dringend reformbedürftig ist. „Die evangelische Kirchenmusik ringt heute, in ihrem 400. Lebensjahre, vielerorten angstvoll um ihr nacktes Leben", heißt es da. Als Gründe werden mit vollem Recht die kirchliche Ideenarmut und die musikalische Stilkrise der Gegenwart angegeben. Beide Gründe aber haben eine gemeinsame Ursache, den Mangel an einheitlicher, positiv aufbauender, idealistischer Weltanschauung. So wie das Leben selber in die rein zivilisatorische äußerliche Form einmündete, so auch das Denken und Fühlen. Erst wenn das Christentum wirklich wieder erlebt wird, wenn es eine das gesamte Leben durchsetzende, begründende und aufhöhende Macht geworden ist, kann mit einem Wandel von Grund aus gerechnet werden. Ehe diese Vorbedingung nicht erfüllt ist, bleibt die „evangelische Kirchenmusik", wie Moser in dem prachtvollen, gedankenreichen Schlußkapitel seines soeben erschienenen Buches sagt, „eine Teilkunst, ein streng lokalisiertes Gebilde, das an weite Kreise unserer Zeitgenossen überhaupt nicht herangelangt, es sei denn als rein ästhetisch aufgenommene Erscheinung ... ein Museum, eine unfruchtbare Sammlung der Vergangenheit." Und an anderer Stelle desselben Kapitels: „Es kommt vor allem auf die Gesinnung, die seelische Einstellung an, mit der unsere Kirchenmusik rechnen darf." Wer nach einer beliebten modernen Formel nur gesellschaftbildende Kraft auch in der Kirchenmusik wirken sehen mag, ihr rein ästhetisch eingestellt gegenübertritt, dem wird sie nichts zu sagen haben. Gemeinschaft- und gemeindebildend will sie wirken. Darum kann sie nur gedeihen und zu neuem, starkem, eignem Leben erwachen, wenn das Bedürfnis nach geistiger, religiöser Gemeinschaft, nach christlicher, innerer Gemeindebildung wieder lebendig wird.

Wir müssen bekennen, hier ist der Kern der Sache getroffen, hier ist ein Weg zu eigner, kräftiger Vorwärts- und Aufwärtsentwicklung gewiesen. Es wäre dringend zu wünschen, daß alle, die es angeht, dies letzte Kapitel aus Mosers Buch über die evangelische Kirchenmusik läsen und sich die darin ausgesprochenen Wahrheiten zu Herzen nähmen. Wie überzeugend ist gerade auch auf die gewaltige propagandistische Kraft, die einem evangelisch lauteren Kirchentum dienende Macht der Kirchenmusik hingewiesen!

Und endlich: in der evangelischen Kirchenmusik verkörpert sich für Moser ein Stück unverfälschten, ewig liebenswerten, kernhaften Deutschtums. Daß er dies mit Überzeugungskraft und Nachdruck unvergeßlich eindrucksvoll zu erweisen versteht, wird ihm die evangelische Kirchenmusik in deutschen Landen noch einmal ganz besonders Dank wissen.

Kurt Engelbrecht

Türmers Tagebuch

Der unbekannte Bürger · Die europäische Verständigung Seelische Vorbedingungen draußen und bei uns · Sind sie schon da? · Abessinien · Die Elsässer · Sir No · Briands Grundsätze · Untersuchungspolizei und Untersuchungsrichter · Das Ceterum censeo

In London unter den großen Toten der Westminster-Abtei, in Paris nahe dem Triumphbogen und in Rom an der Via nazionale, da ruht er überall, der unbekannte Soldat. Jeder Vorbeigänger zieht den Hut. Das ist Brauch so geworden. Die meisten denken sich nichts Rechtes mehr dabei; zumal in Paris, wo das Gerücht schwirrt, man habe ein falsches Grab geöffnet und der unbekannte Soldat sei ein deutscher Landwehrmann!

Neulich stand aber vor dessen Marmordenkmal einer, der sich die Sache doch durch den Kopf gehen ließ. Das war der spanische Schriftsteller Agostino Servet. Auch er bezeugte seine Ehrfurcht, verblüffte aber dann durch die Grille: „Und der unbekannte Bürger?"

Was meinte er damit? Er hat es einem Madrider Blatte vertraut.

Irgendeinen Pariser Monsieur Chose meint er. Bloß einen unter Hunderttausenden. Er ist noch unter dem Bürgerkönig geboren, hat aber dann die zweite Republik erlebt und das zweite Kaiserreich. Als Moblot kämpfte er vielleicht gegen die Prussiens, und eine Zündnadelkugel zerschlug ihm ein paar fürs Dasein schätzbare Knochen. Bald darauf äscherte der Kommuneaufstand sein Elternhaus nebst Krambude ein, und nun hieß es: Fang von vorne an.

Aber er ist fleißig und hat Glück. Nach vierzig Jahren setzt er sich auf nahrhafte französische und russische Staatsanleihen zur Ruhe.

Der Weltkrieg! Beide Söhne fallen. Die Frau stirbt vor Gram. Dem Achtzigjährigen schrumpft der Zins auf ein Zehntel zusammen, und daher saugt er jetzt an den Hungerpfoten. Ist nicht auch er ein Dulder unsrer Zeit, ein Prügelknabe des Sieges, nicht gleichfalls eines Denkmals würdig, dieser unbekannte Bürger, so gut wie der unbekannte Soldat?

Das sind zeitgemäße Betrachtungen der zweiten Nachkriegsstufe. Der sinnige Spanier hat sie dem französischen Gevattermann aus dem Unterbewußtsein gestohlen. Dort gärt es schon lange. „Was kaufe ich mir für einen Sieg, der mich verelendet? Sind nicht auch wir Überlebende bloß Krüppel seines Trommelfeuers, Lungensieche seiner Gasbomben, Abgebrannte seiner Feuersbrunst? Soll denn das so fortgehen? Macht doch ein Ende und vertragt euch!"

Seit Jahr und Tag besteht in Frankreich eine „Fédération pour l'entente européenne". Painlevé sitzt ihr vor; Barthelemy, Loucheur, François-Ponant und andere gehören zum Vorstand.

Nun haben auch wir unsre Zweigstelle; den „Verein für europäische Verständi-

gung". Ein Aufruf erging zur Pflege dessen, was man heutzutage den Geist von Locarno zu nennen beliebt. Allerhand Schranken müßten fallen; Schranken der Wirtschaft, Schranken der Politik, Schranken der Vorurteile. Wo aber das Gemüt abrüsten solle wie die Faust, da höre die Macht der Kabinette auf und es beginne die Aufgabe der Völker. Daher der Bund.

Man liest bekannte Namen darunter; von Luther bis Hörsing. Fast das ganze Reichsministerium ist dabei, geführt von Marx und Stresemann. Stark marschiert die Demokratie auf; daher stellt sie auch den Vorsitz. Ob kein politischerer Kopf zu finden war als der Pazifist Schücking?

Auf friedliche Ausgleiche drängt unser christlicher Glaube, das natürliche Gefühl, die gesunde Vernunft. Aber werden können sie bloß auf dem Felsenboden des ewigen Rechtes und nach Maßen der Billigkeit. Deshalb gibt es noch ein Höheres als den lieben Frieden um jeden Preis; das ist das Beharren auf dem, was unser ist von Gott und Rechts wegen. Nur solche Verständigung ist ehrlich, die das deutsche Volk als Macht unter Mächten anerkennt und ihm seine Handlungsfreiheit zurückgibt. Hüten wir uns doch vor jenem Pazifismus da drüben, der sich auf Versailles versteift! Denn das ist nicht Friedensliebe, sondern nur rückversichernde Sorge um die Dauer des erfaßten Raubes. Auch Fafner ist ja Pazifist, wenn er sagt: „Ich liege und besitze, laßt mich schlafen"; aber mit Fafner verständigt man sich nicht.

Unsre Leute um Schücking, auf den Friedensgedanken erpicht, nehmen leicht das Wort für die Tat und Anbiedern für Erfolg. Luther und Stresemann mögen daher zusehen, daß unsrer Würde kein Schaden geschieht.

Neben gutem Willen, der auf deutscher Seite nie fehlt, ist viel praktische Nüchternheit nötig, die gar manchem von den Unterzeichnern mangelt. So schwärmt auch der zweite Vorsitzende Wilhelm Heile im „Berliner Tageblatt" von der glückhaften Gründung wie Max Piccolomini, wenn er im Gespräch mit Questenberg des blutigen Tages frohe Vesper schildert. Andächtig Verzücktsein war immer leichter als kluges Tun; ist es nicht gerade Max, der schließlich im Getümmel der Reiterschlacht unter die Hufe gestampft wird?

Verständigung ist nur dort, wo jeder ehrliches Recht fordern kann und jeder ehrliches Recht zu geben bereit ist. Sind unsre Gegner schon auf dieser Stufe straffer Selbstzucht? Noch nicht einmal unter sich. Und da müßte es doch anfangen in der gepriesenen Entente cordiale.

Im Wetterwinkel Halbasiens grollt es schon wieder; Bulgarien fürchtet, von seinen Nachbarn feindlich überrannt zu werden. Litauen behauptet, Polen rüste und sammle Truppen zum Einfalle in den Nebenrandstaat, dessen Daseinsrecht es verneint trotz beiderseitiger Zugehörigkeit zum Völkerbund.

Frankreich ist empört über den Habesch-Vertrag Englands und Italiens. Weniger weil dieser eine Sünde gegen Genf ist, als weil man es zum Mitsündigen nicht einlud. Es stachelte daher den Ras Tafari zu geharnischter Beschwerde über „diese Verletzung der Freiheit und Unabhängigkeit, die der Völkerbund seinen Gliedstaaten beim Eintritt gewährleistete". Der Faschismus ist außer sich über diese Ränke. O diese Franzosen! jammert die „Tribuna". Immer die wärmsten Worte von Treu und Schwesternschaft, aber sobald Italien nur einen Schritt „friedlichen Erweiterns"

wagt, da fliegen ihm schon Pariser Knüppel in den Weg. Man rächt sich durch Geheimverträge mit Spanien, die offenbar gegen Frankreich zielen.

Aber auch England tut auf einmal so umgewandelt. Das Abessinische Abkommen war der Lohn, weil Italien in den Mossul-Tagen den britischen Scheucher gegen die Türken spielte. Nun es selber diese Sorge los ist, läßt London alles Weitere Roms Sorge sein. Chamberlain wurde im Unterhause befragt. Er gab die geschraubte Antwort des englischen Diplomaten, die nichts verrät und nichts festlegt. Ganz erstaunte Kinderaugen soll er dabei gemacht haben. Aber ebenso erstaunte Kinderaugen hat sicher Mussolini gemacht. Denn nun wird ihm klar, daß Chamberlain sich eine Irak-Taube fangen ließ und dafür ein Kolibrichen auf dem Neguspalast von Addis Abeba versprach.

Gibt es für die Franzosen geliebtere Brüder als die Elsässer? Weit öffnete man ihnen die Arme, aber das Naturrecht der Selbstbestimmung gab man ihnen doch lieber nicht. Im Gegenteil meinte man, die „Befreiten" müßten sich das Hochgefühl etwas kosten lassen, wieder Franzosen zu sein. Zum mindesten ihre Sprache. Herriot ging gegen den deutschen Religionsunterricht vor; mit dem Erfolge, daß ein Kulturkampf drohte, der leicht zu mexikanischen Ausmaßen hätte führen können.

Der „Heimatbund" gründete sich; sein schwungvoller Aufruf warf die Losung ins Volk: „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern".

So etwas kann der Franzose in den Tod nicht leiden. Er stempelte daher das Flugblatt zu einem scheußlichen Landesverrat und beschlagnahmte es. Gegen die unterschriebenen Beamten zischte die eiserne Rute abschreckender Maßregelung. Sie hatten zwar keinerlei Gesetz verletzt, aber man erblickt schon ein Verbrechen darin, daß der Aufruf „kein Wort der Anhänglichkeit an Frankreich enthielt, das für Elsaß-Lothringen so große Opfer brachte".

Künftig möchte man auch denen zu Leibe, die nicht Beamte sind. Haben wir keine Handhabe, gut, dann schaffen wir uns eine. Bereits hat Poincaré einen Gesetzentwurf erklügelt und eingebracht. Mit Gefängnis bis zu fünf Jahren wird bestraft, wer darauf ausgeht, Gebiete der französischen Republik dem unmittelbaren Einfluß der nationalen Regierung zu entziehen.

Das ist ein Ausnahmegesetz gegen die Elsaß-Lothringer. Man behandelt sie wie Mussolini die Deutsch-Tiroler. Die „Befreiten" tragen als Zeichen der wiedergewonnenen Freiheit einen blauweißroten Maulkorb.

Wer ihn kennt, den Hans im Schnakenloch, der weiß auch, daß er jetzt erst recht seine berühmte tête carrée, diesen wasgaugranitnen Widerspruchkopf aufsetzt. Je erpichter man das Deutsche zu verdrängen sucht, desto ohrenfälliger wird es gepflegt. Weil so etwas verboten ist, gerade deshalb sammelten sich neulich Tausende auf dem Straßburger Kleberplatz und sangen baren Hauptes das Lied von der wunderschönen Stadt.

Das alles ist das Ende eines Märchens: dessen vom französischen Elsaß nämlich. Die Welt erkennt, daß selbst dieser Punkt des Versailler Diktates nichts weniger war als ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit.

In Paris setzt es Teurungskrawalle. Man sagt einen teuren Winter voraus. Das

weckt trübe Ausblicke. Denn sowohl die große Revolution wie der Kommuneaufstand gingen vor den Bäckerläden los.

In solch krummer Laune braucht der Franzose einen Sündenbock. Diesmal bot sich bequem der Inflationsgenießer, und zwar der aus dem verbündeten Ausland. Wer englisch spricht, dem fliegen jetzt in Paris gar leicht Steine ins Auto.

Zumal dem „Vampyr von über dem Atlantik“. An dem Freundschaftsdenkmal, das man seiner rettenden Hilfe gesetzt, wurde die Gestalt des amerikanischen Soldaten zertrümmert. Ein Witzblatt zeichnet „Onkel Shylock“, wie er sein armes Opfer mit dem Schächtmesser im Gewande beschleicht. Der überalterte Clemenceau, der „taktloseste Staatsmann der Welt“ kanzelt Coolidge in einem offenen Brief ab. Um ihm Großmut beizubringen, nennt er ihn Blutsauger. Nur, weil man drüben daran festhält, daß Schulden zum Bezahltwerden da sind. Aber Bruder Jonathan hat sich's selber eingebrockt. Frisierte er nicht, was blutige Kurstreiberei war, als eine ideale Tat, als ein Eingreifen aus uneigennütziger Liebe zur Demokratie?

Die Bundesbrüderlichkeit steht also nur noch auf ganz wackligen Füßen. Ob nun Poincaré, der neue Retter, das Schuldenabkommen unterzeichnet oder nicht, wer glaubt, daß sie sich je wieder festigt?

Wenn das am grünen Holz geschieht, wie soll's am dürren sein? Wie stellt man sich dann gegen uns unter dem seelischen Drucke des odisse quem laeserat?

Wohl reist der amerikanische Professor Harry Elmar Barnes und verkündet, daß Deutschland das schuldlose Opfer Iswolskis und Poincarés gewesen sei. Wallstreet habe Amerika in einen ruchlosen Krieg gezerrt. Es müsse nun gutmachen, und zwar durch Streichung der Verbandsschulden, allein dies nur gegen Widerruf der Kriegslüge, Erlaß der deutschen Reparationen und Rückgabe unsrer Schutzgebiete.

Achtung vor dem frischen Wahrheitsmut dieses Gelehrten! Aber wo bleiben die Politiker? Und wo die öffentliche Meinung, die sie zwingt?

Mit Dank liest man auch im „Daily Chronicle“, nach Deutschlands Eintritt in den Völkerbund falle der letzte Grund fort, daß auch nur ein einziger verbändlerischer Posten noch Deutschland die Schmach dieser „düsteren Wacht am Rhein“ antue. Aber nach wie vor beweist die Kontrollkommission ihre glänzend bezahlte Unentbehrlichkeit durch alberne Anstände. Dabei läuft ihr unter, daß sie jetzt rügt, was sie vor zwei Jahren selber forderte. Chamberlain wird im Unterhause befragt, ob der deutsche Wehrabbau befriedige. „No.“ Ob die „Locarno-Mächte uns verminderte Rheinlandsbesatzung zugesichert.“ „No.“ Diesmal machen w i r die erstaunten Kinderaugen. Es gibt nämlich eine Botschafternote vom 14. November 1925. Und Sir Austen sprach einmal vom Locarno-Geist.

Weniger einsilbig war sein Kollege, der Kolonialminister Amery. Durch Versailles, so erklärt er, sei Deutsch-Ostafrika unwiderruflich britischer Besitz. Gedacht ist's sicher so, aber gesagt und geschrieben wurde das Gegenteil. Für uns gilt jedoch nicht die Heimtücke des Hintergedankens, sondern der klare, auf Pergament verbriefte und mit Goldfeder bei Kanonendonner unterzeichnete Wortlaut. Wir werden ihn vor uns auf die Tafel schreiben, wie einst Luther in Marburg sein biblisches „ist“, und dann fragen müssen, ob wir denn in Versailles mit Staatsmännern zu tun gehabt, oder mit Roßtäuschern. Dergleichen würde die guten Beziehungen

trüben, warnt die „Times". Sie mag doch Amery beraten und ihren Sir No-Chamberlain.

Demnächst wird wieder in Genf getagt. Abermals geht es um den deutschen Ratssitz und den deutschen Eintritt. Man tut, als sei die Bahn jetzt glatt. Aber hatte man nicht in London unter der Hand Spanien einen Sitz versprochen und Briand Polen? Die pochen auf die geheime Zusage, und es ist immer noch unsicher, ob Baldwin diesmal die gefühlvolle Rede los wird, womit er uns schon im März vom Hochsitz des Reformationssaales aus zu begrüßen gedachte.

Briands Stimme hat eine bestrickende Klangfarbe. Damit erzählt er, ihm sei Locarno geschrieben ins Herz gleich einer Braut. Ganz wie dem Jung-Werner Alt-Heidelberg, das feine. Aber auch bei ihm gehören leider Liebe und Trompetenblasen zusammen, und das ist beim Politiker bedenklicher als beim geschwenkten Studio.

Nach Locarno hat die Rheinlandbesetzung gar keinen Sinn mehr. Sie ist nur noch Quälerei; eine Dragonade, wie sie Ludwig der Vierzehnte den Hugenotten ins Haus legte, weil sie Hugenotten waren. Ihr Abbau sollte Rückwirkung des Sicherheitspaktes sein. Er erfolgte jedoch nicht. Jetzt aber will man uns die vorjährige Zusage nochmals verkaufen gegen neue Zugeständnisse.

Das ist der ganze Briand, wie er leibt und lebt. Er versprach, verspricht und wird versprechen, aber immer zugleich seine Blätter betonen lassen, es sei so unfein von Deutschland, sofortige Früchte des Locarno-Geistes pflücken zu wollen.

Warmtönig beruhigt er uns wegen Poincaré. Er wäre nie in dessen Kabinett getreten, hätte er nicht die Gewähr unveränderter Fortdauer *seiner* Politik.

Ist die nach alledem so wünschenswert? Einer, der ihn genau kennt, sagte mir's neulich, Briand habe nur den einen Grundsatz, immer Minister zu sein. Das mache ihn zur Wetterfahne der Volksstimmung.

Derselbe Kenner warnt überhaupt vor deutschen Hoffnungen auf die französischen Linkskabinette. Diese bezahlten jedes wirkliche Entgegenkommen mit dem raschen Sturz. Das wüßten sie, und deshalb sei alles bei ihnen leeres Wort und schöne Geste.

Die Rechte, die könne zwar, aber wolle noch nicht. Wann sie umlernt, das ist eine Frage des Frankenstandes. Ein neuer Kurssturz macht reif für den Eingriff Amerikas. Geschieht dies wirklich im Sinne von Barnes und Borah, also durch Zwang zum Bruch mit dem Versailler Diktat, dann schlägt die Geburtsstunde einer neuen Zeit.

Einstweilen wird das Pferd immer noch vom Schwanze her aufgezäumt. Bei ihnen wie bei uns.

Denn jener deutsche Verständigungsaufruf ist wie gesagt auch von Leuten wie Hörsing unterzeichnet. Hier bleibt wieder ein halbwüchsiges Denken gerade da stecken, wo es seine Folgerichtigkeit zeigen müßte. Denn man kann nicht zugleich für Weltabrüstung schwärmen und Reichsbannergeneral sein; nicht dem Kriege den Krieg erklären, aber dem Bürgerkrieg eine Ausnahme vorbehalten. Echte Friedfertigkeit fängt im eigenen Hause an. Sonst gleicht man dem alten Mirabeau, der so gefühlvoll über allgemeine Menschenliebe schrieb, aber Frau und Kinder bis aufs Blut quälte.

In Magdeburg wurde der Buchhalter Helling ermordet. Der Mörder stellte sich als verführt hin. Anstifter sei der Brotherr des Umgebrachten, den dieser wegen Steuerbetrugs angezeigt hatte. Auch der Bezichtigte wurde verhaftet.

Die Linkspresse horchte auf. Ein Großindustrieller. Also wurde das Verbrechen politisch ausgeschlachtet. „Steuerhinterzieher und Mordanstifter“ schrie eine Kopfzeile. Solche Lumpen sind die um Hugenberg!

Damit wurde aber vorbeigehauen. Der Verhaftete Haas war vielmehr ein Schwager des Reichsbanner-Schatzmeisters, und Herr Hörsing bemühte sich um ihn. Über Nacht stand er daher als das arme Opfer eines antisemitischen Racheaktes da. Sogar ein Ritualmord solle ihm angehängt werden. Lauter Reporter mit reizbaren Tränendrüsen umkreisten Zelle 199 (sechs Meter lang und vier breit); die „Vossische Zeitung“ sicherte sich das Hafttagebuch ihres Schützlings und schrieb darüber: „Beichte eines Unschuldigen“. Soeben erst hatte man geschimpft, als der Münchener Untersuchungsrichter den schwarzweißroten Leutnant Schweikardt freigab, und nun schimpfte man wieder, weil der Magdeburger Untersuchungsrichter den schwarzrotgoldenen Haas *nicht* freigeben wollte.

Nach dem Gesetz des Gegensatzes trat die Rechtspresse natürlich ebenso unbedingt auf die andere Seite. Man urteilte, ohne zu wissen, und stritt aus politischem Haß. Im Urgrund hatten offenbar beide Teile Unrecht. Hörsing tappte mit polizeilichen Mitteln in ein richterliches Verfahren; durch diese Übergriffe halsstarrig gemacht, versteifte sich der Richter auf die Rechte seines Amtes und verschloß sich darüber allzulang der Einsicht, daß er einer falschen Fährte folge. Aber schamlos ist, daß er darob des Amtsverbrechens bezichtigt wurde, daß man ihn einen Rebellen nannte, seine Verhaftung verlangte und ihm nachsagte, er habe einen Mörder aus der Schlinge retten, einen Unschuldigen aufs Schaffot schleppen wollen. Es ist der Sozialdemokrat Heine, der bei diesem Geschrei fragte, ob denn das deutsche Volk Würde und Einsicht derart verloren habe, daß es die Rolle eines betrunkenen Heloten spielen müsse?

Natürlich sind auch wieder die beliebten politischen Konsequenzen gezogen worden. Ein parlamentarischer Untersuchungsausschuß wurde verlangt; dergleichen ist ja, wie sich bei Barmat zeigte, eine köstliche Möglichkeit, das Recht ebenso zu verhunzen wie den Parlamentarismus. Republikanische Richter seien nötig; die Halbgötter auf den kurulischen Stühlen müßten bange werden an ihrer Gottähnlichkeit, indem man sie absetzbar mache. „Wahl durch die werktätigen Massen.“

Alles, nur das nicht! Was ist es, was der Völkerbund in der öffentlichen Achtung so bemakelt? Daß er ein Weltforum sein will, aber nur eine Bank ist für die Austauschgeschäfte von Haß und Habsucht. Schreckhafte Aussicht, wenn unsre Gerichte sich nach diesem Bilde formten! Dann gäbe es lauter Urteile, wie das über Oberschlesien. Und Herr Hörsing würde vielleicht noch Präsident des Reichsgerichts.

Auch Joseph Wirth unterschrieb. Aber gleichzeitig rief er zu einem Zusammenschluß der deutschen Linksparteien auf. Ein „Kampfrepublikanertum“ soll werden, das die Verwaltung mit zuverlässigen Kräften durchsetzt und so den Linkskurs dauernd verbürgt. Also für die Außenvölker Fried’, Freud’ und Einigkeit; gegen die Volksgenossen jedoch Wille zur Macht und daher zur Zwietracht? Somit bekommt die

Logik auch hier einen Knick, und das ist für den Mathematiker Wirth noch beschämender als für den Kesselschmied Hörsing.

Es hilft nichts, man muß erst selber einmal sein, wie man die andern haben möchte; seine schönen Grundsätze nicht nur fordern, sondern auch gewähren. Die Welteinigkeit beginnt bei der Volkseinigkeit.

Damit sind wir wieder da, worauf alles politische Denken heutzutage auslaufen muß, wie die Reden Catos in sein ceterum censeo: Klärt eure Seele und dadurch die Reichsseele! Stehen wir ehrbar und würdig vor dem Auge der Menschheit, dann fällt uns die Führung zu für die Weltverständigung, worauf die geistige Entwicklung hindrängt wie die wirtschaftliche.

Ernst von Wildenbruch war als echter Dichter ein echter Prophet. Er hat manches kommen sehen, was heute bereits eingetroffen ist. Als ich dieser Tage in seinen Gedichten blätterte, da fand ich auch, daß er sich vor Jahrzehnten schon zu der Frage der europäischen Verständigung eingestellt hat. Aufgefordert, Mitglied des neuen Vereins zu werden, hätte er sicher seinem deutschen Volke zugerufen:

O buhle nicht um Freundschaft
Und schmeichle nicht dem Neid,
Werd du getreu dir selber
Und warte deiner Zeit!

Und warte, bis die Menschheit
Die heut an Alter krankt,
Zurück zu ihrer Seele
Zurück zu dir verlangt.

Das wird nach langen Jahren
Voll still ertragner Pein
Deutschlands Vergeltungsstunde
An seinen Feinden sein.

F. H.

(Abgeschlossen am 20. August)

Auf der Warte

Nachklang zu den Deutschen Festspielen in Weimar

Eine gleich schöne, warme, herzerhebende Feststimmung haben wir in Weimar noch nicht erlebt. Weder die Goethetage noch die Schillerbundspiele noch die Osterfestwoche vermögen Ähnliches hervorzuzaubern. Denn hier war eine gleichgesinnte Festgemeinde beisammen, in gemeinsamer Verehrung für ein großes Ideal: für den deutschen Idealismus, wie er sich in Bayreuth künstlerisch ausgeprägt hat. Diese jüngere Kulturstätte grüßte durch den „Bayreuther Bund deutscher Jugend“ (Otto Daube, der diese deutschen Festspiele veranstaltet hatte) die ältere Schwesterstätte Weimar.

Es war selbstverständlich, daß man bei dieser ersten Zusammenkunft die beiden Vertreter des Bayreuther Gedankens Siegfried Wagner und Hans v. Wolzogen (dessen Einakter „Longinus“ in einer Morgenfeier zu wirksamer Aufführung kam) vor allem beachtete, wobei man ein Werk Friedrich Lienhards, des doch wohl bekanntesten Vertreters der Weimar-Wartburg-Kultur, einfügte. Wir finden die Zusammenstellung, die nicht von uns ausging, glücklich. Denn man zeige uns doch die Dichter in Deutschland, die sich bewußt in die Kette Wartburg-Weimar-Bayreuth einreihen!

Vor Siegfried Wagners „Bärenhäuter“ und „Sternengebot“ gestand mancher, daß man nach diesen prachtvollen Aufführungen umlernen müsse; und dasselbe vernahmen wir über Lienhards „Münchhausen“ (Mühlhofer in der Titelrolle). Alle drei Werke wurden mit stürmischer Begeisterung gefeiert. Es paßte in das festliche Bild, daß einmal die Jugend Siegfried Wagner auf den Schultern aus dem Theater trug. Und solch begeistertes Händeklatschen am Goethe-Schillerdenkmal, wenn Siegfried — von Frau Winifred selbst gefahren — im Auto den Theaterplatz verließ, hat man wohl in Weimar selten vernommen. Dank und Liebe waren die Triebkräfte; wobei es selbstverständlich ist, daß Verehrung für Richard Wagners Gesamtwerk dabei mitschwang. Es war freilich nicht Weimar allein, das diese Begeisterung aufbrachte, sondern zu größerem Teil die herbeigeströmten Freunde Bayreuther Kunst und der von Richard Wagner ausgehenden, deutsch eingestellten Betrachtungsweise. Dieser Idealismus geht vom Herzen aus, wie Siegfried Wagner in einer kurzen Ansprache hervorhob, bei jenem Fackelzug, der sich durch die Straßen Weimars in Lienhards Garten bewegte, wie eine Lichtstraße von Bayreuth nach Weimar: eine Huldigung nicht nur für den Hausherrn, sondern ebenso für die im Rosenkreuzhaus versammelten Gäste, obenan Hans v. Wolzogen und Siegfried Wagner, Franz Staffen und den Jugendführer und Schriftsteller Wilhelm Kotzde, dessen „Adler und Falken“ sich mit dem Bayreuther Bund verbündet hatten. Ja, ein Herzensidealismus ist es, der hier inmitten der übermäßigen Verstandes-Zivilisation auf der Kulturinsel Weimar zum Ausdruck kam.

Besonders bedeutungsvoll war ein Mittagessen bei Frau Förster-Nietzsche. Hier war der engste Kreis mit der greisen Gastgeberin, Siegfried und Winifred Wagner nebst Frau Daniela Thode, sowie Friedrich Lienhard nebst Gattin versammelt. Und Nietzsches Schwester fand in einem kurzen Trinkspruch so liebenswürdige Worte über „Seelenfreundschaft“ auch bei verschiedenartigen Meinungen, daß dieser Sieg des Edelmenschlichen über getrennte Auffassungen geradezu ein geschichtlicher Augenblick war. Zarathustra grüßte Parsifal. Es ward eine feine Brücke geschlagen zu jener, von der Schwester unvergessenen Zeit von Triebschen, wo „Sternenfreundschaft“ zwei große Männer verband, die dann schicksalsmäßig ihre besonderen Bahnen ziehen mußten.

Man muß an Siegfried einen ganz anderen Maßstab anlegen als an seinen Vater. Es geht nicht länger, daß er in dessen Schatten steht. Sein Wesen ist schlichte Güte, heitere Natürlichkeit, gleichmäßige Ruhe; wir spüren, in seinem Menschentum und in seiner Kunst, eher Beziehungen zu seinem Großvater Liszt,

Ihm liegen weder Pathos noch Mythos, sondern das Märchen und die Neckerei. Auch sein Teufel wirkt nicht dämonisch oder satanisch, sondern eher drollig; er wird geneckt, gefoppt, verlacht. In seiner schlichten Herzlichkeit gewinnt man Siegfried lieb; und so ist es auch mit seiner unverkünstelten Musik. Ähnliches gilt von dem treuen Gurnemanz Hans v. Wolzogen. Was man auch gegen Bayreuth einwende: Bayreuth hat durch diese beiden Männer ein besondersartiges Gepräge, das vom deutschen Gemüt ausgeht.

Nur eins trübte die reine Feststimmung — das muß offen gesagt werden —: der Versuch, die Veranstaltung parteipolitisch (nationalsozialistisch) zu färben. Bayreuth ist nicht für irgend eine Partei da, sondern für die ganze deutsche Seele. Bayreuth und Weimar sind parteilos deutsch, in reinstem Sinne deutsch ohne jeden politisch-polemischen Beigeschmack. Siegfried Wagner hat in seiner Schlußansprache von der Bühne herunter, vor versammeltem Personal und gehäuften Kränzen, in seiner schlichten Weise seinen Großvater Liszt dem Bayreuther Bunde als Schutzpatron anempfohlen — jenen Liszt, den in seinem Leben und Wirken reinste Liebe beseelt habe. In der Tat muß der Bayreuther Gedanke streng auf das Gebiet der Kunst und Kultur beschränkt bleiben; seine Aufgabe ist es, vom deutschen Herzen aus durch das Mittel einer edlen Kunst hinauszuwirken in die zerrissene Gegenwart.

Dr. Konrad Dürre

Ein Verleumder

Der Hauptschriftleiter des „Türmers" sah sich veranlaßt, folgenden „Offenen Brief an Herrn „Berlichingen", Mitarbeiter des „Nationalsozialisten" (Herausgeber Dr. Artur Dinter, Weimar) in der Zeitung „Deutschland", Weimar (8. August) zu veröffentlichen:

Mein Herr!

Daß der „Nationalsozialist" außerhalb der Bezirke des nationalen und gesellschaftlichen Taktes steht, haben Sie mit Ihrer Anpöbelung Professor Lienhards während der deutschen Festspiele kräftig belegt.

In den Tagen, in denen Herausgeber und Schriftleiter Ihres Blattes Wert darauf legten, bei den gesellschaftlichen Zusammenkünften der Festspielgemeinde mit den Meistern und Werkschöpfern eine Gastrolle zu spielen, beleidigten Sie zynisch und bewußt den Mann, dessen Persönlichkeit und Wirken genau wie Siegfried Wagner die eigentliche Komponente der deutschen Festspiele und der Mittelpunkt jener Gesellschaftsabende war.

Vielleicht fragen Sie einmal bei den deutschen Frauen und Männern dieses Kreises an, wie man über diese Ihre gesellschaftliche Haltung denkt.

Diesem gesellschaftlichen Benehmen entspricht die Geisteshaltung Ihres Angriffes, der geradezu pathologisch anmutet.

Der Inhalt Ihrer Ausführungen stellt eine leichtfertige Anklage gegen Professor Lienhard und den „Türmer" dar und grenzt an Verleumdung. Sie werfen Prof. Lienhard vor, er habe in den Blättern für Deutschtum und Judentum gegen den nationalsozialistischen Parteitag gehetzt. Hätten Sie, ehe Sie anklagten, soviel journalistischen Anstand besessen, nachzuprüfen, so hätten Sie folgendes erfahren:

Am 10. Juli erschien im Hause Prof. Lienhards eine Dame mit dem Bemerken, sie wolle durch eine Rundfrage bei allen geistig Schaffenden Weimars feststellen, wie sie über die Ausschreitungen anläßlich des nationalsozialistischen Parteitags dächten. Prof. Lienhard lehnte rundum ab, sich darüber zu äußern, da er von Ausschreitungen nichts gesehen und gehört habe, auch durchaus nicht parteipolitisch eingestellt sei. Auf die weitere Frage, wie er über politische Ausschreitungen überhaupt denke, antwortete er, daß er sie selbstverständlich mißbillige, ob von links oder von rechts, besonders hier auf der Kulturinsel Weimar, die ein deutsches Heiligtum sei. Der Besuch dauerte kaum 5 Minuten.

Die knappen und sachlichen Bemerkungen über die Kulturinsel Weimar usw., ohne jeden Angriff auf irgendeine Partei, wurden dann in der Zentralvereinszeitung zusammen mit den Äußerungen anderer Weimarer Persönlichkeiten zur unangenehmen Überraschung

Prof. Lienhards an die Spitze einer Polemik gegen den nationalsozialistischen Parteitag gestellt. Diese Auswertung seiner sachlichen Worte mißbilligt Prof. Lienhard aufs schärfste. Er ist parteilos großdeutsch und mischt sich grundsätzlich in keinen Parteizank.

Es ist unerhört roh und beweist den Tiefstand Ihrer Gesittung, daß Sie aus diesem Anlaß Prof. Lienhard einen „servilen Judenknecht" schimpfen.

Im weiteren Verlauf Ihrer Schmähungen werfen Sie Prof. Lienhard Eitelkeit vor; Sie schildern ihn grimassenhaft wie einen Bohemien flachster Sorte und machen sich über sein während der Festspiele verkauftes Bild lustig. Ich habe die Ehre, neben Lienhard zu arbeiten und weiß aus genauer Kenntnis, daß das von Ihnen entworfene Gemälde von Anfang bis zu Ende ein albernes Zerrbild ist. Nach einem ausgezeichneten Porträt Alexander von Szpingers, des jungen hochbegabten Weimarer Künstlers, ist jenes Kunstblatt gefertigt, das die Münchener „Jugend" zum 60. Geburtstag Lienhards veröffentlichte und von dem sie Sonderdrucke verkaufen ließ, ohne daß Prof. Lienhard eine Ahnung davon hatte.

Mit Ihren Vorwürfen gegen den „Türmer" treffen Sie nicht nur den Herausgeber, sondern auch den verantwortlichen Hauptschriftleiter. In dieser Eigenschaft darf ich behaupten, daß Sie seit Jahren den „Türmer" nicht gelesen haben, denn Sie verraten grobe Unkenntnis. Sie sind mit dem Abdruck jener Stelle aus Dinters „Evangelium" ebenso leichtfertig verfahren wie mit allen anderen Angriffen. Die völkischen Mitarbeiter des „Türmers" Leonhard Schrickel, Alfred Seeliger, Kurt Hotzel, Karl Bleibtreu und andere bürgen dafür, daß der nationale Gedanke im Türmer nicht zu kurz kommt. Aber sein vielseitiger Inhalt ist damit nicht erschöpft. Mitarbeiter wie Eucken, Wundt, Bauch, Rein, Max Koch, Golther, Deetjen und andere Professoren, Namen wie Frau Förster-Nietzsche, Hans v. Wolzogen, Dr. Johannes Müller (Elmau), Heinrich Lilienfein, Paul Ernst, Eberhard König usw. sagen genug.

Ich persönlich bin Mitglied der Deutschnationalen Volkspartei und als Alter Herr der Vereine deutscher Studenten rechtsstehend. Mit der Anthroposophie steht der „Türmer" im Spannungszustand, wie aus einer Reihe von Heften deutlich hervorgeht. Wenn Sie jemals den „Türmer" zu Gesicht bekommen hätten, wüßten Sie, daß Prof. Lienhard selber noch vor kurzem einen energischen offenen Brief an den anthroposophischen Vorstand und an Pfarrer Rittelmeyer im „Türmer" veröffentlicht hat, der die dumme Legende, der durchaus unabhängige Lienhard sei verkappter Anthroposoph, gründlich zerstört. Lienhards kerndeutsches Kulturethos mit Keyserlings Europäismus in einem Atemzuge zu nennen, beweist weiterhin Unkenntnis oder Bösartigkeit.

Zum Schluß glossieren Sie Lienhards Bemerkung über das Deutschlandlied. Mit ihr wollte Prof. Lienhard — wie ich aus genauer Kenntnis weiß — lediglich ausdrücken, daß das Deutschlandlied zwar an großen nationalen Festtagen oder vor Hindenburg angebracht sei, aber als Ehrung ihn und die anderen Gäste seines Hauses beschämt habe. Ein einfaches Volkslied hätte seiner schlichten Art und dem künstlerischen Zusammenhang besser entsprochen. Auch daraus machen Sie eine Fratze.

Wir glauben nicht, Herr Berlichingen, daß der „Fall Lienhard" nach Ihrem Raubritterüberfall „erledigt" ist, hoffen vielmehr, daß die Kreise, die Prof. Lienhard zum Ehrenbürger der Stadt Weimar, der Universität Jena und der Wartburg ernannt, und alle diejenigen, die seinem echt deutschen „Münchhausen" zugejubelt haben, nach wie vor dem Verfasser der „Wege nach Weimar" Hochachtung bewahren, über Sie jedoch sich ein höchst unzweideutiges Urteil bilden.

Ich kann dieses Schreiben weder mit hochachtungsvoll noch ergebenst schließen.

Weimar, 6. August 1926.

Dr. Konrad Dürre
Hauptschriftleiter des Türmers

NB. Übrigens hat auch der Münchener „Völkische Beobachter" die ebenso albernen wie widerwärtigen obigen Verleumdungen unbesehen übernommen.

Der Reichsehrenhain

Ein offener Brief an den Herrn Reichspräsidenten von Hindenburg

Hochzuverehrender Herr Reichspräsident!

Ew. Exzellenz mögen gütigst entschuldigen, wenn sich im folgenden ein Schriftsteller in die Meinungskämpfe mischt, der sonst wesentlich mit Belangen der seelischen Kultur zu tun hat, freilich insbesondere der deutschen Seele, der Reichsseele, auf deren Gebiet ich mich gewöhnlich streng parteilos zu beschränken pflege. Aber das Wort Reichsseele oder Reichsbeseelung ist mir im vorliegenden Falle zugleich Stichwort und Berechtigung, öffentlich mitzusprechen, da nun eine Gelegenheit ruft, die Einmütigkeit der deutschen Seele auf heiligstem Bezirke zu bekunden. Wir Deutschen kommen heute erschütternd schwer zur inneren Einheit. Und jetzt, da endlich einmal ein Gedanke fast einmütig zu bedeutendem Ausdruck drängt, wie in diesem Falle, droht im letzten Augenblick auch dieser schöne, große Zug zur Einheit durchbrochen und verwirrt zu werden.

Es handelt sich um den Reichsehrenhain zum Andenken an die deutschen Kämpfer, die im Weltkrieg ihr Leben dem Vaterland geopfert haben. Eine überwältigende Mehrheit der Männer, die in allererster Linie gehört werden müssen, der Frontkämpfer, hat sich für den deutschen Waldgedanken, für den Hain im Herzen Deutschlands ausgesprochen. Dazu gehören der Stahlhelm, der Kyffhäuserverband, der Bund jüd. Frontkämpfer, das Reichsbanner, die Kriegsbeschädigten, die akademischen Frontkämpfer usw. — alles in allem weit über 8 Millionen Frontkämpfer. Sie alle haben sich für das prachtvoll dazu geeignete, in sich geschlossene Waldgelände bei Bad Berka, also ziemlich genau im Herzen Deutschlands, in wundervoller Einmütigkeit ausgesprochen.

Man sollte denken, gegenüber dieser gewichtigen Zahl von besonders Berufenen, die sich über Form und Ort der Ehrung geeinigt haben, kann ein Widerspruch überhaupt nicht in Betracht kommen. Und dennoch verzögert sich die Entscheidung immer wieder durch Einsprüche von andrer Seite gegen diesen klaren einmütigen Willen der oben genannten Mehrheit.

Das ausgesuchte Gebiet im Herzen Deutschlands ist der uralte Jagdgrund der Ottonen („Saufeld" heißt heute noch das Waldgebiet bei Thangelstedt), wo schon zu Heinrichs, des sogenannten Städtebauers, Zeiten eine Reihe von Schutzburgen an der Ilm entlang zum Schirm der damaligen Reichsgrenze, hinter der Burgen-Reihe an der Saale, angelegt wurde. Es ist also uralt historischer Boden. Auch war es ein beliebtes Jagdrevier eines Karl August und Karl Alexander, eine ausgedehnte Waldinsel, die zwischen Bad Berka, Blankenhain und Tannroda ein bewaldetes Dreieck bildet, von drei Seiten her zugänglich durch stimmungsvolle Waldstraßen. Dort, im Treffpunkt der drei Straßen, soll das Heiligtum dieses Haingeländes errichtet werden. Ich habe Modell und Waldland kennen gelernt und zweifle keinen Augenblick, daß dieses Gelände im Herzen Deutschlands die herrlichste Weihestätte werden kann. Die Herstellung wird wenig kosten (eine halbe Million). Die Lage mitten zwischen den Sammel- und Aufmarschpunkten Erfurt, Weimar, Arnstadt, Rudolstadt, Saalfeld, Jena, Kösen oder Naumburg ist wie geschaffen zur Zentralstätte im innersten Deutschland, auch wenn sich Massen heranbewegen.

Der unterzeichnete Schriftsteller, Elsässer von Geburt, Thüringer durch Wahl, Verfasser der „Wege nach Weimar", des „Thüringer Tagebuchs" und der „Wartburgtrilogie", hat seit Jahrzehnten dafür gewirkt, daß Deutschland sich besinnen möge auf seine eigensten und innersten Geistes- und Herzenskräfte. Kräfte solcher Art sind gestaltet an den Kulturstätten Weimar und Wartburg; beide liegen symbolischer Weise auch geographisch im Herzen Deutschlands. Es ist also keine Anpassung an die augenblickliche Zeitstimmung und keine Rücksicht auf wirtschaftliche Vorteile, sondern es sind rein geistige Gesichtspunkte, wenn ich bitte: Ew. Exzellenz mögen auch jetzt an der Spitze der Frontkämpfer eintreten für den prachtvollen Plan von Berka!

Der Reichsehrenhain sei eine Stätte der Selbstbesinnung! Er möge feierlich und fest-

lich gestaltet werden im deutschen Walde, als ein Hain-Heiligtum, wo ungestörte Andacht und Erhebung möglich sind! Jeder einigermaßen gebildete und wanderfrohe Deutsche wird einmal im Leben Weimar und die Wartburg besuchen; er wird bei solchem Anlaß auch dem Reichsehrenhain seine Ehrfurcht erweisen.

Die Schinkelwache zu Berlin weihe man zum Fahnenheiligtum! Zu Lorch aber, wo man in so notvoller Zeit ein sehr kostspieliges Unternehmen plant, errichte man erst dann ein Befreiungsdenkmal, wenn der Rhein wirklich frei sein wird!

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ew. Exzellenz sehr ergebener
Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard

Partei-Literatur

Die Deutschen sind ein zerklüftetes Volk. Das ist und war immer ihr Unheil; darin liegt ihr Verhängnis. Überwinden sie die Zerklüftung und Zerrissenheit nicht, so gehen sie zugrunde.

Wodurch wäre sie zu überwinden, wenn nicht durch eine Bildung auf der Grundlage des Heimischen? Davon aber sind wir noch weit entfernt. Die fremden Einflüsse, wie sie sich in einer tausendjährigen Geschichte auswirkten, sind noch zu stark. Unsere Religion ist keine einheitliche; ebensowenig gibt die bildende Kunst ein einigendes Band ab; noch weniger die Musik, die sich in der Gegenwart völlig in sinnlicher Wirkung zu erschöpfen scheint. Noch einigt uns die Sprache — solange sie den Anwürfen der Sudelschreiber widersteht —, noch die Literatur: aber auch sie ist bereits von den Mächten bedroht, die bestrebt sind, unser Volkstum völlig zu zerreißen.

Es sind die Parteien. Sie suchen die schöpferischen Köpfe zu gewinnen. Sie besitzen Macht und können den einzelnen fördern und ihm den Weg bereiten. Sie verfügen über die großen Zeitungen und Zeitschriften, von denen der Erfolg des Autors abhängig ist. Nun hat sich die Entwicklung des letzten Menschenalters in Deutschland, zumal seit der Staatsumwälzung, dahin zugespitzt, daß die schöne Literatur in Parteilager zu zerfallen droht. Die katholische Literatur (wie sie die Zeitschrift „Hochland" pflegt, unter Führung von Karl Muth) sondert sich planmäßig ab, ebenso die sozialistische, die kommunistische, die demokratische und neuerdings die völkische. Die Autoren und ihre Werke, die der ganzen Nation gehören sollten, werden nach Möglichkeit mit einem Stempel versehen, der sie bei einer Partei beglaubigt, für die anderen aber anschwärzt, so daß man sie totschweigt und sie nicht liest. Ein Vorgang, der so bedenklich ist, daß er zu den allergrößten Besorgnissen Anlaß gibt!

Das außerordentliche Übergewicht der Prosa über den Vers, der Schriftstellerei über die Dichtung begünstigt diese Entwicklung. Zugegeben, daß der Kampf der Weltanschauungen sich in der Literatur spiegeln muß, daß der katholische, sozialistische, kommunistische, demokratische, völkische Einschlag unvermeidlich ist: die große Gefahr liegt nur in dem Bestreben der planmäßigen Absonderung eines Volksteils, in dem Heraufbeschwören eines neuen Kulturkampfes.

Dieser Bewegung gilt es Einhalt zu tun. Unsere Sprache und Literatur, auf der unsere Bildung beruht, ist der letzte Hort, der uns geblieben ist: in unserer Erniedrigung und Schande das letzte! Wollen wir auch dies noch preisgeben? Die Rettung kommt nur vom Heimatboden; durch die Berührung mit ihm allein kann er neue Kraft gewinnen. Hier gilt es parteilos zu sammeln, statt zu zersplittern. Dichtung und Kunst soll uns einigen, wenn anders sie sich ihrer göttlichen Sendung bewußt ist. Dr. Ernst Wachler

Polnische Bilanz

Man schreibt uns aus Polen:

Das polnische Regieren und Wirtschaften, das seit Wiedererrichtung des Staates Eigensinn und Ignoranz an sich gerissen und fast ununterbrochen innehatten, wird in den letzten Tagen von Ignacy Daszynski und Josef Pilsudski einer vernichtenden Kritik unterzogen. Acht Jahre lang wurde der Bevölkerung hoher „Patriotismus" in großen Löffeln dargereicht, um ihr um so gründlicher die Haut abschinden zu können. Das Werk ist vollendet: leere Kassen, Ruin der Bevölkerung; Bauernanalphabeten und Schelme sind Krösusse ge-

worden. Das Land an Kultur trotz dem Firnis um Jahrhunderte zurück. Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, gerechtes Urteilen: entwertete Valuten hier. Parteiung und Selbstsucht in Flor.

Daszyński geht den Gründen des Übels nach und kommt endlich zu der Ansicht, daß acht Jahre polnischen Regierens im Resultat ein Exempel seien, wie nicht regiert werden soll. In dieser kurzen Zeit gab es in Polen dreizehn Kabinette, eine Legion von Ministern, denen es häufig an Wissen, nicht aber an Unbeholfenheit und Experimenten gebrach. Der Hauptfehler polnischer Minister ist, nach Daszynski, ihre Angst vor den ihnen unterstehenden Beamten. Der Justizminister fürchtet in der Regel den Staatsanwalt, der Innenminister den Polizeikommandanten und Woiwoden. Um diese letzteren zu streicheln, wurde beschlossen, daß der und jener die Erlässe und Befehle des Ministers in den Korb tun darf. Das klingt wunderlich und unwahrscheinlich und ist doch Tatsache. Ein Erlaß dieses und jenes Ministers wird nie das Tageslicht erblicken, wenn er den dem Minister unterstehenden Behörden nicht lieb oder bequem ist. Der Referent legt das ministerielle Schreiben unter den Scheffel und wartet damit so lange, bis der betreffende Minister gestürzt ist. Die Referenten und Chefs aller Art, die man im Verhältnis zu dem hohen Amt, das ihnen anvertraut worden, als Analphabeten bezeichnen kann (viele von ihnen sind über die Volksschule oder über die verrufene sog. „Hausbildung" nicht hinausgekommen), beraten gerne, viel und oft; dieselben Leute sind bald politisches, bald ökonomisches oder anderes Komitee, das unzählige „kollegiale" Konferenzen abhält, wobei viel geredet, wenig gesagt, noch weniger getan, womöglich aber viel geschrieben wird, ut aliquid fecisse videatur, das zur Verantwortung nicht verpflichtet. Die Minister fürchten die Abgeordneten bzw. deren Interpellationen und Rechenschaftsforderungen. Sie suchen sie unschädlich zu machen und sich durch Dienste zweifelhafter Natur zu verbinden, zu verpflichten. Sie korrumpieren sie, indem sie ihnen Vorteile, Genüsse, Kredite, Wucherkartells, Ausfuhrbewilligungen u. a. m. zum Schaden des allgemeinen Wohlstands gewähren. Diese ministeriellen „Gefälligkeiten" kosten dem Staat Millionen. — Eine Handvoll abgefeimter Kreaturen, die sonst die patriotische Toga sehr fein zu falten und einen vollen Mund von Vaterlandsliebe und derlei Schönem zu führen verstehen, habe sich maßlos bereichert und dank ihren gewissenlosen Raubzügen die großen Volksmassen an den Bettelstab gebracht. Wo die Regierung in Wirtschaften ihre Hand hatte, war Unbeholfenheit obenauf, machte sich Korruption, Diebstahl und Verschwendung breit. In der Finanzwirtschaft habe man nicht dem Volk noch dem Staat, sondern der gefräßigen AG. „Leviathan" Rechnung getragen. In der ganzen parlamentarisch regierten Welt wacht der Premier über den Sejm, tritt mit den Parteien in Fühlung, macht von der Sejmtribüne oft und viel Gebrauch, hier läßt es der Premier an einem äußerst langweiligen Exposé genug sein oder hält eine Rede bei irgendeiner nationalen Feier und läßt ein großes patriotisches Feuerwerk aufblitzen. Außer den gegenseitigen „Gefälligkeiten" von Minister und Abgeordneten gibt es zwischen ihnen fast gar kein Verhältnis. Kein Wunder darum, daß Regierung, Sejm und Senat der Bevölkerung, die erbarmungslos geprellt wurde, gründlich verhaßt waren. Alle drei haben sie staatsschöpferisch nicht nur nichts geleistet, sondern auch das Vorhandene verwirtschaftet.

Schärfer läßt sich über diesen Gegenstand der Marschall Pilsudski aus. Die Hauptursache des gegenwärtigen Status in Polen, sagt Pilsudski, d. i. seiner Armut, seiner inneren und äußeren Ohnmacht, sind die straflos vorherrschenden Diebstähle. Der politischen Wiedergeburt war keine seelische gefolgt. Schufte und Lumpen kamen zur Geltung, persönliche und Parteikämpfe haben sich breitgemacht, korrupte Lotterelemente nahmen überhand, freche Niedertracht entstellte und verstümmelte das Volk. Das Parteiinteresse war oberstes Gesetz, und im Namen dieses Interesses feierte die Gemeinheit Orgien und scheute nicht davor zurück, selbst des Staates Oberhaupt zu verleumden, in den Kot zu zerren, zu bespeien, zu besudeln — oder gar meuchlerisch umzubringen. Straflos alles, straflos. Kein Wunder, daß das Gesetz nichts galt, da Mißachtung des Gesetzes

nicht selten als patriotische Tat angerechnet wurde. Ich habe — so äußert der Marschall weiter — den Schuften, Lumpen, Mördern und Dieben Krieg angekündigt und werde nicht eher ausruhen, als bis dieses verpestende Unkraut ausgerottet ist. Ich möchte nicht mit der Peitsche regieren, will aber auch nicht, daß in Polen Schufte herrschen. Vaterlandsliebe spricht aus jedem Wort des Marschalls, tiefer Schmerz kommt zum Ausdruck darob, daß ein Rudel infamer Glücksritter, die patriotisch zu paradieren verstanden, den Staat zum allgemeinen Gelächter und Gespött machten. „Reine Hände“, das ist Pilsudskis Losung. Und wenn er die letzte Witosregierung nicht mehr zur Geltung kommen ließ, so wußte er — heißt es in den Tagesblättern —, warum er es getan. Er schickte die Leute heim, daß sie sich die Hände reinwaschen. Daß daran viel abzuwaschen ist, dafür liefern die Enthüllungen des Abgeordneten Moraczewski (im Warschauer Blatt „Robotnik“): „Korruptionisten, stiller!“ genügenden Beweis. Die neue Regierung soll auch — so wissen die Blätter zu melden — die bisherige, von nationalem Chauvinismus diktierte Stellungnahme dem „westlichen Nachbar“ und den nationalen Minderheiten gegenüber einer gründlichen Revision unterwerfen.

A. Albin

Schellenbergs „Gesammelte Gedichte“

Freunden, die der Wissenschaft näher standen als der Kunst, hatte ich einmal Ernst Ludwig Schellenbergs Büchlein von der deutschen Mystik, dessen Musik mich entzückte, unbefangenen Herzens zu lesen gegeben, wie es der Begeisterte eben in einer ersten Entdeckerfreude zu tun pflegt. Sie lobten das mir liebgewordene Buch zwar, doch mit denselben wohlwollenden, farblosen und vorsichtigen Worten, die der amusische Mensch für alle Lyrik hat, und meinten schließlich, wissenschaftlich bestimmt: „die Arbeit“ sei nicht erschöpfend genug! (Erschöpfende Bücher, das habe ich seitdem oft erfahren, sind solche, die zuerst den Leser und danach „die Materie“ erschöpfen.)

Heute, da ich Ernst Ludwig Schellenbergs lyrische Ernte (Ernst Ludwig Schellenberg: Gesammelte Gedichte, Verlag für Kultur und Menschenkunde, Berlin-Lichterfelde) aus 25 Jahren in Händen halte, erinnere ich mich jenes, in meinem Sinne durchaus falschen Urteiles nur, um erneut festzustellen, daß es vor einem Kunstwerk keine Verständigungsmöglichkeit gibt zwischen dem, der bedächtig und mißtrauisch allein das „Was“ nachprüft, und dem, der vor allen Dingen das „Wie“ empfindet und sich von der eigenen Melodie des Künstlers hinreißen läßt. Und hat man eine Besprechung anvertraut bekommen, als eine Verantwortung, deren sich unser heutiges Schrifttum viel zu selten bewußt wird, so kann es nicht zweifelhaft sein, welche Art von Lesern man einem echten Stück ernster Kunst gewinnen möchte. Herzen, die sich ergreifen lassen, das ist die Forderung, denn, wie Otto Julius Bierbaum es so schön aus der Tiefe eigenen Wissens sagte: „Lyrik ist Verklärung der Welt durch das Ich eines Ergriffenen.“

Ernst Ludwig Schellenbergs Weltverklärung, Weltvergeistigung ist musikalisch und mystisch. Wort und Farbe, Bild und Gestalt dienen dem schwingenden, klingenden Ton und der singenden Seele. Vorfrühling und Morgen, Mittag und Abend im Felde, Traumklänge, Volksweise, Sternenflug — das sind die frühen Gedichte.

„Der Himmel hält ein großes Glänzen
hoch über den erstaunten Plan;
der Sommertag ist ohne Grenzen
und wie ein Wunder aufgetan.“

Zu Worten wird des Regens gedämpftes Lied:

„Tropfen fallen
langsam — einzeln — klingend — schwer.
Und der Wind ist taub, als schlief er,
und das Brachfeld weit und breit
ganz voll tiefer
tiefer Regentraurigkeit.“

Leise sagt der Dichter dem toten Vater: „Der sanfte Herbst ist da, dein Freund“, und dem einsamen Überwinder, dem Erdbefreier, Beethoven, klingt sein Hymnus und sein Herz in heiligem Überschwang entgegen. So still

und schlicht aber dann wieder das Bild des kleinen Dorfes, der morsche Ulmenbaum am spiegelglatten Teiche,

„und überm Wasser hört man's klingen
wie einen runden goldnen Ton."

Dieser runde, goldne Ton klingt immer reiner durch die Lieder des blühenden Sommers und reifenden Frühherbstes, Lieder aus zwei Jahrzehnten, getrennt und in sich vereint durch die Sammelworte: Tiefes Leben — Bilder und Gestalten — Italien — Wechsel des Jahres — Dir, du Liebe — Der Eremit. Mit Staunen erlebt man die bunte Bewegtheit und die Spannweite einer Lyrik, die in packenden Bildern Großstadt, Aufruhr und Elend ebenso lebendig zu malen weiß, wie in zarten Pastellfarben einer heimatlichen Quelle und eines Wiesenweges Zauber, die Dostojewski bebend anruft: „Du hast die Not, die Not der Welt erkannt!" und mit sanftem Verstehen zu Adalbert Stifter spricht:

„Den milden Brauch im füglichen Geschehen
belauschtest du wie einen Gottestraum,
und aus des Hochwalds dunklem Wipfelwehen
wölbtest du dir den wunderbaren Raum."

Dem dunklen Wipfelwehen ist auch Ernst Ludwig Schellenberg nah und vertraut, denn er lebt mitten im Thüringer Walde, im schönen Elgersburg, und da es zu allen Zeiten unter den deutschen Dichtern auffallend wenige geborene Thüringer gegeben hat, sollte dieser Lyriker, der ein Weimarer Kind ist, vom Lande der sieben weißen Sterne im roten Felde, dem neuen Großthüringen, besonders stolz und dankbar anerkannt werden. Aber Heimatdichter im engen Sinne ist Ernst Ludwig Schellenberg nicht, und wenn er von Italien sagt:

„Ehmals neu und wunderbar,
nun bekannt und allzu klar,
wies mir südliches Gefild,
was die Heimat will und gilt",

dann meint er hier das ganze geliebte deutsche Land, dem er seine schönsten Lieder singt.

Was mir an der lyrischen Kunst meines Thüringer Landsmannes seit langem schon in hohem Maße auffiel und lieb wurde, war die Mannigfaltigkeit des Ausdrucks und der Gestaltung.

„Du in aufgeriss'ne Fernen
gierig Schauender,
du aus Stürmen und aus Sternen
trotzig Bauender,
ernster Feuergarbenbinder,
überwundner Überwinder —
deutscher Geist!"

so grüßt Ernst Ludwig Schellenberg jenen Märtyrer seines eigenen Wesens, Heinrich v. Kleist, und kann dann im nächsten Augenblick zärtlich und besinnlich zu einem Apfel sprechen:

„Wie rundest du dich kühl in meiner Hand,
rotgüldne Frucht, in Morgenreif getaucht,
die ich im unbewegten Grase fand,
vom ersten Strahle sehnlich überhaucht.
Nährender Frühlingsduft ging in dich ein,
des Sommermondes Rieseln und die Glut
des Mittags und des Herbstes seidner Schein —
gereiftes Jahr, das mir in Händen ruht!"

Dem Berge verleiht er die Stimme zu knappen, bildhaften Worten:

„Groß fällt mein Abendschatten in den Raum.
Die Schwermut meiner stummen Kraft umspannt
mit weitem Trost das tiefe Sommerland.
Ein helles Dörfchen ruht in meinem Traum"...

um schließlich immer wieder in die irdische Heimat seiner Sehnsucht, in die Musik einzumünden.

„Nun tu die Lampe an im kleinen Haus
und spiel ein Lied. Nicht heiß und buntgestaltet.
Gib einen Traum ... Wegmüde ruht mein Wille.
Dein Lied erlöst mich in die Stille,
wo meine Seele sanft die Flügel faltet ..."

Denn erst wenn ohne Worte die Namen Bach und Beethoven, Schubert und Bruckner erklingen, ist der Dichter in seinem Heiligtum zwischen Himmel und Erde. „Das Niegesagte," flüstert er,

„ward mir Besitz und Glück erst, als ich es wagte
ewiges Selbst im Wandel der Wunder zu lieben ..."

und so öffnet sich ihm das Allerheiligste seines inneren Reiches, da er, der fromme Mystiker und Eremit, im Namen dessen, den er glaubt und liebt, Himmel und Erde vereint und sein Gedicht zur weißen Blume des Gebetes aufblühen läßt. Erika v. Watzdorf-Bachoff

Hausfrauengesichter

Randbemerkungen zur Mitteldeutschen Hausfrauentagung

Aus ganz Mitteldeutschland waren in Blankenburg, der schönen Harzresidenz des weiland braunschweigischen Herzogs und der Kaiserstochter, die auch augenblicklich von Gmunden her, ihrem Wintersitz, in das mächtig und stolz über dem verwinkelten Städtchen aufsteigende Schloß ihrer Väter eingezogen sind: die Hausfrauen zusammengekommen, die im Landesverband Sachsen-Anhalt des Reichsbundes Deutscher Hausfrauen zusammengeschlossen sind. Es war wohl beachtenswert, wenn die Vorsitzende, Frau Schlüter, Halle, betonte, die Hausfrauen sollten aus Vaterlandsliebe, Klugheit und Selbsterhaltungstrieb den einheimischen Erzeugnissen, insbesondere Milch, Roggenmehl, Obst und Gemüse den Vorzug geben, ehe ein hartes bitteres Muß sie wieder in die Verhältnisse der Kriegszeit wirft. Es war charakteristisch, daß zur Problemerörterung und Aussprache die Ideen Hellpachs über die Mechanisierung und Rationalisierung der Industriearbeit (in einem Referat von Frau Buchheim, Cöthen) und die Gedanken Abderhaldens über bevölkerungspolitische Probleme der Gegenwart (Frau Kern, Torgau) auf der Tagesordnung standen, und daß bei der Aussprache neben scharfen Protest gegen allzustarke, dem Materiellen zugeneigte und das Gleichmaß der Seele störende sportliche Betätigung, die Beziehungen zwischen Schule und Elternhaus erörtert wurden. Betont wurde von einem Schulleiter (Studiendirektor Wulfert) hierbei, daß man versuchen könne und müsse, die Harmonie der weiblichen Psyche herauszubilden. Es war überhaupt bei allen diesen Dingen viel von der Seele die Rede. Und da ist mir eines aufgefallen, was zu diesen Zeilen mir Anlaß gibt.

Man sagt allgemein: Das Antlitz ist der Spiegel der Seele! Ich bin in der Nachkriegszeit in meinem lieben Deutschland herumgefahren und gewandert, kreuz und quer, und habe die Seele des Deutschen gesucht, der Jugend, der Mädchen und Frauen, der Männer. Ich sah und lauschte. Hinter mir stand der Schatten von Wildenbruchs Prophetie von 1888 über Deutschland:

„Der wunderbare Spiegel, wer schlug in Trümmer ihn,
Aus dem das Weltenantlitz, tiefsinnig wiederschien —"

Und von Lienhards Mahnung an Deutschlands europäische Sendung:

„Wenn Deutschland, nachdem es die Meere befahren,
Den Völkern nicht mehr Führer ist,
Zum Innenland des Unsichtbaren" — — —

Von den Lippen der deutschen Hausfrauen sprang das Wort von der Seele, und es kam aus dem Herzen. Aus dem Tiefsten drang auch die brennende Frage einer Mutter: Haben wir Mütter wirklich alles getan, um unserer in Haß und Leidenschaft hineingezerrten Jugend diese fern zu halten? Ihr Herz mit bleibenden Kindererinnerungen zu füllen, unseren Söhnen und Töchtern nicht als Drachen, sondern als Freunde und liebe Gefährten zu erscheinen? Die betrübende Feststellung klang auf: Unsere Generation hat die wundervolle Zeit der Kindheit übersprungen! Aber noch eine andere beklemmte mein Herz:

Die Hausfrauengesichter von heute spiegeln nicht das Leuchten der Seele, der Güte. der Herzenswärme, der schlichten selbstsicheren Einfachheit wider, nicht das Flaischlen'sche „Hab Sonne im Herzen", nicht das von Lienhard in seinem Thüringer Tagebuch in Erinnerung gerufene, vergessene Königtum der Frau.

Die Notzeit dieser Tage hat den Menschen ihren Stempel aufgedrückt. Die Sorge hat erblinden gemacht gegen die ewigen Dinge und das allgemein Menschliche, man redet wohl von allen diesen Dingen, man fühlt eine brennende Sehnsucht nach einem schlichten, eindeutigen, einfachen Frauen- und Menschen-

schicksal, man fühlt den Unsinn der sogenannten Vermännlichung der Frau mit allen seinen Modetorheiten, das Entwürdigende der Erwerbsarbeit der Frau in Büro und Fabrik. Man möchte der Frau das Haus, die Familie zurückerobern und will das junge Mädchen einstellen auf die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung der Hausfrau, durch deren Hände 60 % des gesamten deutschen Volksvermögens gehen.

Aber die Gesichter der Hausfrauen von heute sind vergrämt, versorgt, verblüht. Sie sind alle meist keine lockende Werbung für ihren Beruf wie die flatternden Bubiköpfe der Großstadtgirls, die wehenden leichten Fähnchen der Jugend; es ist kein Lachen in den Augen, und ihre Arbeit hat den gleichen Stempel wie die Industriearbeit. War früher Leid und Lust in ihr gemischt, so ist heute nur die Last übrig geblieben, vielleicht noch ein mehr oder minder drückendes Pflichtgefühl, das aus den Rosentagen erster hoffender Liebestriebe sich gerettet. Es ist auch vielleicht bei den älteren Damen noch ein Rest Würde, hier und da oft ein verhaltenes Leuchten jener alten gutbürgerlichen Hausfrauenwürde: aber das stolze gesicherte Bewußtsein des Herrinseins über den Schlüsselbund zu Keller und Vorratskammern, vielleicht auch zu dem Herzen des Mannes, ging verloren.

Eine ganz andere Einstellung seelischer und volkswirtschaftlicher Art, ein neues Heiligtum der Ehe muß kommen, um auch die Hausfrauen, die Hüterinnen der Keimzelle des Staates wieder zu freudigen leuchtenden Gefährten des Mannes, pflichtstolzen Müttern und — Erziehern unseres gesamten Volkes zu machen.

Willst du genau erfahren was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an!

Friedrich Dietert

An die Leser!

Friedrich Lienhards neuer Roman „Meisters Vermächtnis"

wird im neuen Jahrgang des „Türmers", vom Oktober ab, veröffentlicht werden. Der Verfasser gibt dem Werk folgendes Vorwort mit: „In diesem Roman pulsieren unmittelbare Sorgen und Fragen der Gegenwart, wenn auch ins zeitlose Poesieland erhoben. Man wird die Symbolik oder Allegorie darin nicht überhören; aber die Bezeichnung allegorischer Roman würde das Wesen des Buches nicht erschöpfen. Der Verfasser knüpft an ein bedeutsames Werk und Motiv des alternden Goethe an: Nachkommen Wilhelm Meisters führen die Handlung; sie dreht sich um jenes geheimnisvolle Kästchen und den dazu gehörigen Schlüssel, der in Meisters ‚Wanderjahren' abgebildet ist. Beides, Kästchen und Schlüssel, ist ererbter Besitz der Familie. Zugleich aber spielt in diesen Bezirk ‚Weimar' ein Hauptmotiv aus dem Bezirk ‚Potsdam' herein: Geheimrat Dr. Johann Wolfgang Meister war Leibarzt bei dem jetzt verbannten Monarchen. Der Gedanke der etwa wieder möglichen Macht von außen tritt mit dem Gedanken der von innen wirkenden Kraft in Wettbewerb. Die Lösung versucht der Verfasser weder von links noch von rechts, sondern aus dem Herzen heraus, wie er sein vorausgehendes Buch — ‚Unter dem Rosenkreuz' — mit den Worten beschlossen hat, in die im vorigen Jahr sein Wartburg-Festvortrag ausklang:

Die besten des künft'gen Geschlechts
Wirken in wuchtigen Werken
Nicht nach links oder rechts,
Sondern sie stärken,
Was wir nun brauchen — fest wie Erz:
Das deutsche Herz."

Herausgeber: **Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard.** Verantwortlicher Hauptschriftleiter: **Dr. Konrad Dürre**
Einsendungen sind allgemein (ohne bestimmten Namen) zu richten **An die Schriftleitung des Türmers, Weimar, Karl-Alexander-Allee 4.** Für unverlangte Einsendungen wird Verantwortlichkeit nicht übernommen. Annahme oder Ablehnung von Gedichten wird im „Briefkasten" mitgeteilt, so daß Rücksendung erspart bleibt. Ebendort werden, wenn möglich, Zuschriften beantwortet. Den übrigen Einsendungen bitten wir Rückporto beizulegen.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05541 3853



